

## Fünftes Buch.

### Von dem Tode Friedrich's des Großen bis auf unsere Tage.

#### 40. Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

Friedrich Wilhelm als Kronprinz. Es war keine geringe Rolle, der Nachfolger Friedrich's des Großen zu sein: selbst sehr begabte und tüchtige Fürsten würden Mühe gehabt haben, sich mit Ruhm auf dem Throne zu behaupten, welchen so eben ein König von so erhabenem Geiste und Willen verherrlicht hatte. Wenn es seinem Erben Friedrich Wilhelm nicht gegeben war, unter den Fürsten Preußens eine der glorreicheren Stellen einzunehmen, wenn in seinem Verhalten manche Schwäche und Verirrung zu beklagen ist, so darf wenigstens sein guter redlicher Wille in den wichtigsten Zweigen des Staatslebens nicht verkannt werden. Seine Regierung fiel aber in jene Zeit, wo der Sturm der Revolution die alte Ordnung der Dinge in Europa erschütterte, wo es daher für die Regenten und Staatsmänner doppelt schwierig war, die Wege einer weisen und umsichtigen Politik zu finden und zu wandeln.

Friedrich Wilhelm II. war am 25. September 1744 geboren, als ältester Sohn des Prinzen August Wilhelm, Bruders Friedrich's des Großen, welchen dieser, auf eigene Nachkommen nicht rechnend, schon am 30. Juni 1744 mit dem Titel „Prinz von Preußen“ als Thronfolger bezeichnet hatte. Prinz August Wilhelm, welcher beim Rückzuge aus Böhmen nach der unglücklichen Schlacht bei Collin die bittersten Vorwürfe seines königlichen Bruders erfahren hatte, war seitdem (1757) aus dem Dienste geschieden und schon im folgenden Jahre (1758) zu Oranienburg gestorben. Sein Sohn Friedrich Wilhelm war hierauf zum Prinzen von Preußen ernannt worden. Derselbe hatte schon früher einen aus der französischen Schweiz gebürtigen Professor Beguelin zum Lehrer, den Oberstlieutenant von Bork zum Gouverneur erhalten; er erwarb sich mannichfache gute Kenntnisse, war von Charakter mild, wohlwollend und gutmüthig, aber dabei etwas weich und den Lebensgenüssen zu sehr zugeneigt. Er vermochte nicht, sich selbst zu beherrschen, und machte es dadurch Anderen leicht, eine oft bedenkliche Gewalt über ihn zu gewinnen. Sein Oheim Friedrich, der gegen sich selbst so streng war, verlangte dasselbe auch von Anderen und mochte deshalb seinen Thronfolger nicht recht leiden;

er mißbilligte das lockere Treiben desselben, und es entstand daher eine scheue, gegenseitige Zurückhaltung zwischen Beiden. Im Jahre 1765 wurde Friedrich Wilhelm mit Elisabeth Christine, der Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, verheirathet, aber ihre Ehe war unglücklich und wurde schon im Jahre 1769 wieder getrennt. Elisabeth lebte seitdem bis an ihren späten Tod in Stettin.

Friedrich Wilhelm verheirathete sich zum zweiten Male mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, mit welcher er sechs Kinder hatte. Doch auch diese Ehe war keine wahrhaft glückliche, weil Friedrich Wilhelm's Herz sich vielfach im unerlaubten Umgange mit anderen Frauen fesseln ließ, unter welchen die Tochter des Kammermusikus Enke, welche später zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde, eine besonders große Rolle bis zu des Königs Tode spielte.

Um mit der Verwaltung und Rechtspflege bekannt zu werden, wohnte Friedrich Wilhelm seit 1768 den Sitzungen des Kammergerichtes und des geheimen Ober-Tribunals bei und erhielt besonderen Unterricht von mehreren hohen Beamten; dagegen veräußerte es Friedrich der Große, den Kronprinzen durch Betheiligung an den Regierungsgeschäften selbst in diese einzuweißen und durch anhaltende Beschäftigung seine Kraft zu stählen.

**Die ersten Schritte des neuen Fürsten.** Als Friedrich Wilhelm durch den Tod seines großen Vorgängers auf den Thron erhoben wurde, herrschte in Europa noch tiefer Friede, und der neue König konnte sich der inneren Regierung unbehindert widmen. Um den verstorbenen Fürsten in einem seiner treuesten Diener zu ehren, machte er noch am Sterbelager Friedrich's den Minister von Herzberg, welcher bei den späteren politischen Verhandlungen dessen größtes Vertrauen genossen hatte, zum Ritter des schwarzen Adlerordens. Die wichtigste That aber, wodurch Friedrich Wilhelm seinen Regierungsantritt bezeichnete, war die Abschaffung der Regie und des Tabaks- und Kaffeemonopols. Zur großen Gemüthung des preussischen Volkes wurde die französische Finanzwirthschaft, deren Mängel und Uebelstände übrigens auch Friedrich der Große mehr und mehr eingesehen hatte, abgeschafft und die französischen Beamten entlassen. Dem Generaldirector der Regie ließ der neue König sogar den Proceß machen, doch konnte keine Veruntreuung der Staatseinkünfte gegen denselben erwiesen werden. Um den Ausfall, der in der Staatskasse durch die Aufhebung der Regie entstand, zu decken, wurden freilich manche neue Steuern aufgelegt oder alte erhöht, so daß der Vortheil besonders für den armen Mann nicht eben bedeutend war. Um so größer war die Unzufriedenheit, als die Regierung später aus Geldverlegenheit doch das Tabaksmonopol wieder herstellte.

Friedrich Wilhelm's wohlwollender Sinn zeigte sich vorzüglich in der Milderung der großen Härte, mit welcher bis dahin die Soldaten behandelt wurden. Seit dem alten Dessauer war die Herrschaft des Stockes im preussischen Heere einheimisch gewesen; man hatte die größte Strenge für nöthig gehalten, um die aus allen Ländern geworbenen Leute im Zaume zu halten, und durch Furcht am Entlaufen zu hindern. Es war auf den Uebungsplätzen etwas ganz Gewöhnliches, daß höhere und niedere Offiziere schalten, stießen und schlugen, und auch auf den Wachtparaden kam es vor, daß gemeine

Soldaten für leichte Vergehen geohrfeigt oder mit dem Stocke geprügelt, Gefreite und Unteroffiziere mit der blanken Klinge gefuchelt wurden. Eingefangene Deserteure mußten halbnackt zwischen den Spießruthen ihrer in zwei Reihen aufgestellten Kameraden hindurchgehen, oft mehrere Tage hintereinander; auch auf minder Schuldige wurde diese entehrende Bestrafung ausgedehnt. Der General von Müllendorf, welcher unter Friedrich dem Großen Gouverneur von Berlin geworden war, hatte als solcher noch bei Friedrich's Lebzeiten ein Rundschreiben an das Offiziercorps erlassen, um dasselbe zu größerer Menschlichkeit in der Behandlung der Soldaten anzuhalten. „Der König,“ sagte er, „hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen.“ Er verlangte, daß man die Soldaten mehr durch Erweckung des Ehrgeizes, als durch Tyrannei zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalte. Derselbe Müllendorf wurde nun durch Friedrich Wilhelm zum Chef des neu gegründeten Ober-Kriegs-Collegiums (des späteren Kriegsministeriums) gemacht, und es erschien bald eine geschärfte Verordnung, wonach in der ganzen Armee die harte Behandlung der Soldaten, sowie viele Mißbräuche und Uebervortheilungen bei der Anwerbung beseitigt werden sollten. Leider wurde jedoch den gerügten Uebelständen noch nicht entschieden abgeholfen; erst Friedrich Wilhelm III. war es vorbehalten, die Menschlichkeit in ihre Rechte wieder vollständig einzusetzen.

**Fürsorge für die Volksbildung.** Am wichtigsten ist Friedrich Wilhelm's Fürsorge für die öffentlichen Bildungs- und Unterrichts-Anstalten geworden. Vor allem wandte er der Akademie der Wissenschaften in Berlin seine Aufmerksamkeit zu, welche von Friedrich dem Großen zwar sorglich gepflegt und unterstützt, aber vorzüglich mit französischen Gelehrten besetzt worden war. Jetzt wurden auf Veranlassung des Ministers von Hertzberg, welchen der König zum Curator der Akademie ernannte, besonders deutsche Dichter und Schriftsteller berücksichtigt, wie auch in jeder anderen Beziehung das Verdienst deutscher Gelehrten mehr, als früher, Anerkennung und Belohnung fand.

Zur wirksamen Leitung und Beaufsichtigung aller Lehr- und Erziehungs-Anstalten des Landes errichtete Friedrich Wilhelm eine höchste Unterrichtsbehörde, das Ober-Schul-Collegium, zu dessen Haupt der schon unter Friedrich mit dem Schulwesen beauftragte Minister Zedlitz ernannt wurde. Das neue Collegium sollte über alle Schulanstalten die Aufsicht führen, dieselben an Ort und Stelle öfter revidiren, alle Schulpläne sich vorlegen lassen, zweckmäßige Verbesserungen anordnen und vor Allem auf die Prüfung der Lehrer bedacht nehmen. „Es könne ja,“ so schrieb Zedlitz, „nirgends ein Pfarrer oder Arzt angenommen werden, wenn solcher nicht von der Behörde geprüft sei, solle man nur allein das Wohl der künftigen Geschlechter jedem Pflücker preisgeben dürfen? Was die Einrichtung der Schulen anbetreffe, so habe der Schulunterricht den Zweck, die Menschen besser und für ihr bürgerliches Leben brauchbar zu machen. Demnach sei es Unrecht, den Bauer wie das Thier aufwachsen zu lassen; es sei Thorheit, den künftigen Schneider, Tischler,

Krämer wie einen künftigen Consistorialrath oder Schulrector zu erziehen, sie alle (wie das damals in den Stadtschulen noch immer geschah) lateinisch, griechisch, hebräisch zu lehren. Es müsse Bauer-, Bürger- und Gelehrtenschulen geben.“ Für jede dieser drei Arten von Anstalten wurde festgestellt, was darin zu lehren nothwendig sei. Auch stellte der König dem Minister Jedlitz die nöthigsten Geldsummen zur Verfügung, um die öffentlichen Lehranstalten nach den erwähnten Grundsätzen einzurichten und zu verbessern. In Breslau wurden hierauf Seminare zur Ausbildung von Land- und Stadtschullehrern errichtet. Auch die Universitäten erfreuten sich der Fürsorge der neuen Schulverwaltung, besonders die Universität Halle, wo der berühmte Sprachforscher Friedrich August Wolff größere Geldmittel für sein philologisches Seminar erhielt, in welchem die tüchtigsten Lehrer für die höheren Schulen gebildet wurden. Das Ober-Schul-Collegium ordnete endlich zuerst eine (Abiturienten-) Prüfung für die Schüler an, welche von den gelehrten Schulen zum Besuche der Universität übergehen wollten.

**Friedrich Wilhelm's Verhalten in den religiösen Dingen; das Wöllner'sche Edict; Bischoffswerder.** Während Friedrich Wilhelm's Fürsorge für das Schulwesen viel Anerkennung fand, hat ihm dagegen seine Theilnahme an den kirchlichen Dingen die größten Vorwürfe zugezogen; besonders wurden seine Rathgeber in diesen Angelegenheiten, der General von Bischoffswerder und der Minister von Wöllner, beschuldigt, den König zur Aufrichtung eines mit dem Geiste des Protestantismus und dem Geiste der preussischen Monarchie nicht verträglichen Glaubenszwanges verleitet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam zu einer Zeit auf den Thron, wo es auch in den kirchlichen Dingen für eine Regierung nicht leicht war, das richtige Verfahren einzuhalten. Immer weiter hatte sich unter den Theologen und Geistlichen eine Denkart verbreitet, welche theils die protestantische Kirchenlehre nicht in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift fand, theils auch nach dem Beispiele der englischen und französischen Freidenker alles Wunderbare und Geheimnißvolle der christlichen Lehre überhaupt verwarf und eine sogenannte vernunftgemäße Religion an die Stelle gesetzt wissen wollte. Gerade im preussischen Staate hatte, wie erwähnt, diese der kirchlichen Lehre feindliche Geistesrichtung vorzugsweise Verbreitung gewonnen, weil sie durch das Beispiel Friedrich's des Großen selbst und seiner freidenkenden Umgebung, besonders Voltaire's, sehr befördert worden war. Die höchsten Kirchen- und Schulämter waren unter Friedrich zum Theil mit Männern besetzt worden, welche der sogenannten „Aufklärung“ mehr oder weniger huldigten, und unter deren Einfluß ein großer Theil der jüngeren Geistlichen und Lehrer sich immer mehr von der Kirchenlehre entfernte. Friedrich Wilhelm dagegen war dem kirchlichen Bekenntnisse, wie es seit Johann Sigismund in Brandenburg gegolten, mit Eifer zugethan, und hielt es für seine Regentspflicht, dasselbe auch fernerhin gegen Neuerungen zu schützen. In diesen Ansichten von seiner Aufgabe wurde der König besonders durch den Geheimen Finanzrath von Wöllner bestärkt, welcher als ein früherer Lehrer in den Staatswissenschaften immer in hohem Ansehen bei ihm blieb und ihm einleuchtend machte, daß er als Oberhaupt der protestantischen Kirche alle Rechte der Kirchengewalt

anwenden müsse, um den Kirchenglauben nicht noch mehr gefährden zu lassen. Hiernit stimmte auch der General von Bischoffswerder überein, welcher bei dem Könige in höchster Gunst stand und besonders in geistlichen Dingen einen großen Einfluß auf ihn übte. Derselbe war Mitglied geheimnißvoller Gesellschaften, welche nach der Art der früheren sogenannten Rosenkreuzer angeblich durch Ueberlieferung tiefer Geheimnisse und durch besondere geistliche Uebungen in einen eigenthümlichen Verkehr mit der höheren Geisterwelt zu treten vermeinten. Sein ernstes, abgemessenes und zum Theil geheimnißvolles Wesen fesselte den König, welcher ihm bald sein ganzes Vertrauen schenkte. Es ist behauptet worden, daß Bischoffswerder durch angebliche Erscheinungen und Stimmen aus der Geisterwelt sein Ansehen beim Könige noch mehr zu befestigen gesucht habe, doch ist dieser von seinen zahlreichen Feinden verbreitete Vorwurf durch Nichts bestätigt worden.

Bischoffswerder's Einfluß trug dazu bei, daß der König den Minister Zedlitz, welcher bis dahin die geistlichen Angelegenheiten besorgt hatte, entließ und an seine Stelle Wöllner ernannte. Bald darauf (1788) erschien ein Religionsedict, welches den oben erwähnten Absichten des Königs in den kirchlichen Dingen Geltung verschaffen sollte. Es wurde darin zunächst den drei Hauptbekenntnissen der christlichen Religion nach ihrer bisherigen Verfassung Schutz zugesichert. Daneben sollte die dem preussischen Staate von jeher eigenthümlich gewesene Toleranz der übrigen Secten und Religionsansichten aufrecht erhalten und Niemandem der mindeste Gewissenszwang angethan werden, so lange ein Jeder ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle und sich hüte, Andere in ihrem Glauben irre oder wandend zu machen. Da jeder Mensch für seine eigene Seele allein zu sorgen habe, so müsse er hierin ganz frei handeln können. Ein christlicher Regent habe nur dahin zu sehen, das Volk im wahren Christenthume treu und unverfälscht durch Lehrer und Prediger unterrichten zu lassen und mithin einem Jeden die Gelegenheit zu verschaffen, selbiges zu erlernen und anzunehmen. Es sei hierbei sorgfältig dahin zu sehen, daß im Wesentlichen des alten Lehrbegriffes einer jeden Confession keine Aenderung geschehe. Dieser Befehl schein um so nöthiger zu sein, weil der König bereits einige Jahre vor seiner Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt habe, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffes erlauben, verschiedene wesentliche Grundwahrheiten der christlichen Religion wegleugnen, in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthumes zuwider sei und die Grundsäulen des Christenglaubens am Ende wandend machen würde. Man entblöde sich nicht, elende, längst widerlegte Irrthümer wieder aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den gemißbrauchten Namen „Aufklärung“ unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwurfsen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion den Leuten verdächtig oder doch überflüssig zu machen und auf diese Weise dem Christenthume auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu sprechen. Diesem Unwesen wolle nun der König in seinen Ländern gesteuert wissen, — damit nicht die arme Volksmenge den Vor-

spiegelungen der Modellehre Preis gegeben und dadurch Millionen guter Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette geraubt und sie also unglücklich gemacht werden. Es wurde deshalb verordnet, daß hinfort kein Geistlicher oder Schullehrer bei Strafe der Amtsentsetzung jene oder andere Irrthümer öffentlich oder heimlich verbreiten solle; es sei nicht zuzugeben, daß ein jeder Geistliche in Religionsfachen nach seinem eigenen Kopfe handele und es ihm freistehen könne, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Christenthumes so oder anders zu lehren, und sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuworfen. Ein jeder Lehrer des Christenthumes müsse und solle dasjenige lehren, was der einmal bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seines Bekenntnisses mit sich bringe, hierzu verbinde ihn sein Amt, seine Pflicht und die Bedingung, unter der er in seinen Posten berufen worden. Lehre er etwas Anderes, so könne er natürlich sein Amt nicht behalten. Dem geistlichen Ministerium wurde in dieser Beziehung die strengste Beaufsichtigung der Geistlichen und Lehrer zur Pflicht gemacht, und dem Edicte mehr Nachdruck zu verschaffen, setzte der Minister Wöllner eine Prüfungscommission für die künftigen Geistlichen ein, welche nur aus Anhängern der streng kirchlichen Lehre bestand.

Natürlicherweise erregten diese Schritte das größte Aufsehen: je weiter die Lehren der sogenannten „Aufklärung“ besonders unter den höheren Ständen bereits verbreitet waren, desto allgemeiner war die Aufregung über die entgegengesetzten Absichten der Regierung. Es erfolgten in Büchern und Zeitschriften die heftigsten Angriffe gegen das Edict, und als nun der Minister, um der Verbreitung der freisinnigen Denkart Schranken zu setzen, noch ein anderes Edict über die Büchercensur erließ, war die öffentliche Meinung über diesen Angriff auf die Freiheit der Gedanken vollends erbittert. Auch wurde es als ein Zeichen der Glaubensstyrannei beklagt, als zwei berühmte Theologen in Halle wegen ihrer von der Kirchenlehre abweichenden Vorträge von dem Minister Wöllner verwarnt wurden.

Aus dem obigen Inhalte des Religionsedictes geht nun zwar nicht gerade hervor, daß die Urheber desselben einen wirklichen Glaubenszwang zu üben beabsichtigten; Friedrich Wilhelm besonders mochte nur wie seine Vorfahren von dem ernststen Willen beseelt sein, das christliche Bekenntniß gegen ungebührliche, willkürliche Neuerungen zu schützen. Sicherlich aber hat er dazu nicht das geeignete Mittel gewählt: er täuschte sich, wie es den bestgesinnten Fürsten oft ergangen ist, darin, daß er meinte, den tief eingewurzelten Unglauben durch ein Staatsgesetz und durch äußeren Einfluß überwinden zu können, während dies nur von innen heraus durch die Macht eines lebendigen und in Liebe wirksamen Glaubens geschehen kann. Das Religionsedict hat die Gegner nur noch mehr gereizt und erbittert, dem wahrhaften Glauben aber keinen Boden geschaffen; dies geschah erst, als in Frankreich die Früchte des Unglaubens offenbar geworden und als über Preußen und Deutschland bittere Noth und Demüthigung gekommen war. Da erst erhob man von Neuem den Blick zu dem alten treuen Gotte, von dem auch die Rettung kam und dem die Herzen seitdem wieder mehr zugewandt blieben.

**Auswärtige Politik unter Friedrich Wilhelm II.** Das gewaltige Ansehen, welches der Name Preußens unter dem großen Friedrich gewonnen

hatte, mußte für seinen Nachfolger ein Sporn zu würdigem, kräftigem Auftreten in den europäischen Händeln sein: Friedrich Wilhelm schien in der That diese Verpflichtung wohl zu fühlen, und vom Anbeginn seiner Regierung sehen wir ihn bei allen Gelegenheiten ernstlich bedacht, die Ehre des preußischen Namens und seinen Einfluß geltend zu machen.

Den ersten Anlaß zu kriegerischem Auftreten gaben ihm die Verhältnisse in Holland, wo sich gegen den Erbstatthalter, Prinz von Oranien, eine Oppositionspartei, die sogenannten Patrioten, erhoben hatten. Des Prinzen Gemahlin, eine Schwester Friedrich Wilhelm's, wollte eine Versöhnung zu Stande bringen und zu diesem Zwecke von Aymwegen nach dem Haag reisen. Ein Freicorps von „Patrioten“ aber hielt ihren Reisezug gewaltsam an und brachte die Prinzessin nach einem kleinen Orte, wo sie in dem Hause des Commandanten kurze Zeit gefangen gehalten wurde. Friedrich Wilhelm sah diese Behandlung seiner Schwester als einen ihm selbst angethanen Schimpf an, und da er die geforderte Genugthuung von den Holländern nicht erlangen konnte, ließ er unter dem Herzoge von Braunschweig ein Heer nach Holland rücken, welches dem Unwesen der „Patrioten“ ein Ende machte und den Erbstatthalter in seine alten Rechte wieder einsetzte (1787). Der König schloß bald darauf (1788) mit Holland und England eine Tripelallianz, durch welche sie sich gegenseitig alle ihre Besitzungen gegen jeden feindlichen Angriff gewährleisteten.

Nicht minder kräftig trat Friedrich Wilhelm in Bezug auf den Türkenskrieg auf, welchen Rußland und Oesterreich seit 1787 mit dem offenkundigen Zwecke führten, die Osmanen aus Europa zu vertreiben und ihr Reich zu theilen. Der König von Preußen hielt es für seinen Staat für gefährlich, wenn seine Nachbarn auf diese Weise ihre Macht weiter ausdehnten, und als diese in dem Kriege gegen die Pforte wirklich mit großem Glücke vorgingen, verständigte sich Friedrich Wilhelm mit England und Holland und trat mit der Pforte in ein Bündniß, in welchem ihr die bisherigen Besitzungen gesichert wurden (1790). Fast wäre es darüber mit Oesterreich zum Kriege gekommen, schon war auf beiden Seiten gerüstet, da starb Kaiser Joseph II. und an seine Stelle trat der sehr friedlich gesinnte Leopold II. Derselbe war zu einer Verständigung mit Preußen um so mehr geneigt, als er in seinen eigenen Staaten, besonders in den österreichischen Niederlanden, Unzufriedenheit und offenen Aufstand zu überwinden hatte und gleichzeitig die französische Revolution bereits die volle Aufmerksamkeit der deutschen Fürsten in Anspruch nehmen mußte. So kam es denn zwischen Preußen und Oesterreich zum Vertrage von Reichenbach (1790), nach welchem Oesterreich alsbald Frieden mit der Türkei schloß. Im nächsten Jahre geschah dies auch von Seiten der Kaiserin Katharina, jedoch mußte die Pforte mehrere Striche Landes an Rußland abtreten.

**Krieg gegen Frankreich (1792).** Seit dem Jahre 1789 waren in Frankreich die Wogen der Revolution entfesselt und immer drohender stürmten sie gegen den Thron des schwachen Ludwig XVI. heran, immer tiefer wurde in ihm das Ansehen des Königthums herabgewürdigt, immer weiter artete der Freiheitstaukel der rohen Menge aus und vernichtete alle Grundlagen eines geordneten und gesitteten Staatslebens. Es wäre hier nicht am Orte, den

Verlauf der großen französischen Katastrophe zu schildern, wir haben es nur mit dem Eindrucke zu thun, welchen die dortigen Begebenheiten auf Preußen machten, und mit den Verwickelungen, welche daraus für unsern Staat entstanden.

Die Aufregung der Gemüther bei der Kunde von den ersten großartigen Ereignissen in Frankreich war auch in ganz Deutschland und in Preußen sehr bedeutend: überall waren ja die französischen Schriftsteller gekannt und beliebt, deren Lehren die Revolution vorbereitet hatten, überall hatten die Ansichten von politischer Freiheit und religiöser Aufklärung, von welchen man bei der großen Bewegung zuerst ausging, mehr oder weniger Boden gewonnen, und besonders der Mittelstand in Deutschland begrüßte die französische Revolution als ein erfreuliches Ereigniß, weil er von derselben Abstellung der alten Vorrechte des Adels und eine größere Betheiligung am Staatsleben erwartete. Die Begeisterung für die französischen Neuerer erkaltete jedoch immer mehr, als dieselben den Strom der Leidenschaften nicht mehr zu zügeln vermochten und das so stolz begonnene Werk in ein gottloses Treiben der Zerstörung und in blutige Frevdel ausartete.

Für die deutschen Fürsten waren die Begebenheiten jenseits des Rheins bereits ein Gegenstand ernster Bedenken und Sorgen geworden, besonders seitdem der unglückliche Fluchtversuch des Königs Ludwig XVI. (1791) seine Lage noch verschlimmert hatte. Sie sahen die Behandlung, welche demselben widerfuhr, als eine Herabwürdigung des Königthums überhaupt an, und mußten mit Recht besorgen, daß das Beispiel, welches die Franzosen gaben, in gefährlicher Weise auch auf andere Völker wirken würde. Dies veranlaßte den Kaiser Leopold und den König Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft in Pillnitz (August 1791). Dort verständigte man sich darüber, daß die Lage, in welcher sich der König von Frankreich befinde, als ein Gegenstand gemeinschaftlicher Theilnahme für alle Souveräne Europa's zu betrachten, und daß demselben nöthigen Falles durch Anwendung von Waffengewalt seine Freiheit wiederzugeben sei.

Als bald darauf die Lage des Königs immer schwächer und zugleich die Sprache der französischen Nationalversammlung immer drohender wurde, schlossen (im Februar 1792) Preußen und Oesterreich zu Berlin ein ausdrückliches Bündniß. Man kam überein, die Fortschritte der Revolution zu hemmen und die Unabhängigkeit des deutschen Reiches gemeinsam zu schützen. Die verbundenen Fürsten verpflichteten sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung im Falle eines Angriffes und zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt und der alten Verfassung in Frankreich. Kaiser Leopold starb zwar am 1. März, aber sein Nachfolger Franz II. blieb dem Bündniß treu. Die französische Regierung, um ihren Widersachern zuvorzukommen, erklärte nun selbst den Krieg an Oesterreich (20. April 1792); in Bezug auf Preußen dagegen sprach sie das Vertrauen aus, daß der König seine wahren Interessen erkennen, und deshalb am Kriege gegen Frankreich nicht ernstlich Antheil nehmen werde. Doch trat gerade Friedrich Wilhelm leidenschaftlicher, als Franz, in den Kampf für das gedemüthigte Königthum ein und erließ sofort seinerseits eine herausfordernde Kriegserklärung (3. Juni 1792).

**Die Täuschungen der Deutschen; das Manifest des Herzogs von Braunschweig.** Den Oberbefehl über die preussischen Truppen, welche gegen Frankreich auszogen, erhielt der Feldmarschall Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, obwohl der König in eigener Person nebst seinen beiden Söhnen dem Feldzuge beizuwohnen beschloß.

Die Deutschen ahnten nicht, welche schwere Aufgabe sie sich gestellt hatten; sie wähten nur einen „Parademarsch“ nach Paris machen zu dürfen, um ihre Zwecke zu erreichen, — von dem gewaltigen Widerstand, dem sie begegnen und unterliegen sollten, hatten sie keine Idee. Theils schwebte ihnen die Erinnerung an die schmachliche Niederlage der Franzosen bei Roßbach vor, theils hatten ihnen die französischen Emigranten ein falsches Bild von den französischen Zuständen gemacht. In der allgemeinen Verwirrung, so hieß es, welche in Frankreich herrsche, sei an Herstellung einer bedeutenden Armee gar nicht zu denken, und außerdem würden die Deutschen überall als Erretter von der revolutionären Schmach freudig aufgenommen werden und wie im Triumph nach Paris ziehen können. Eines hatte man dabei nicht in Anschlag gebracht, nämlich die Macht der revolutionären Leidenschaften, welche sich mit ganzer Gewalt gegen den äußeren Feind kehrten, als dieser die vermeintliche Freiheit bedrohte.

Zuerst zwar rückten die Preußen siegreich vor, Frankreich war auf den Angriff nicht vorbereitet, Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen und schon durfte man hoffen, bald in Paris einzurücken. Unterdeß aber war das französische Volk zu verzweifeltm Widerstande erweckt worden, nicht bloß durch die Ermahnungen seiner Führer, sondern mehr noch durch das herausfordernde Manifest, welches der preussische Feldmarschall, Herzog von Braunschweig, an die Franzosen erlassen hatte. Dasselbe ging eben von jener Ueberzeugung aus, daß der bessere Theil der französischen Nation die Schritte der herrschenden Faction verabscheue und den Augenblick mit Ungeduld erwarte, sich offen gegen die verhassten Unterdrücker erheben zu dürfen. Der Herzog forderte demgemäß alle Behörden, die Nationalgarden, wie die Offiziere und Soldaten auf, zur Treue gegen das Königshaus zurückzukehren; den Widerstrebenden aber wurden die ärgsten Strafen angedroht. Die Bezirksbehörden wurden mit ihrem Kopfe und ihrem Vermögen für jedes Verbrechen, welches sie nicht hindern würden, verantwortlich gemacht; die Einwohner der Ortschaften, welche den verbündeten Truppen irgend einen Widerstand entgegensetzen würden, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört oder verbrannt werden. Die Mitglieder der Nationalversammlung wurden mit Leib und Leben nach Kriegsrecht für jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die königliche Familie verantwortlich gemacht; wenn das Schloß der Tuileries gestürmt oder dem Könige die mindeste Beleidigung zugesügt werde, so solle eine exemplarische, in ewigem Andenken bleibende Rache genommen, die Stadt Paris einer militärischen Execution und gänzlichen Zerstörung Preis gegeben und die Verbrecher der verdienten Todesstrafe überliefert werden.

Das war nicht der Ton, in welchem man zu einer in wildem Fanatismus verirrten Nation reden durfte, durch solche Drohungen konnte man nur Del

ins Feuer gießen. Die Volksführer verbreiteten recht geflissentlich das harte Manifest, wohl einsehend, wie tief das Freiheitsgefühl und der Nationalstolz der Franzosen dadurch verletzt sein mußte. Auf ihren Ruf eilten die Männer in Massen herbei, um das bedrohte Vaterland zu vertheidigen. Dem König brachte das Manifest, welches zu seinen Gunsten erlassen war, nur herberes Elend, Absetzung und endlich den Tod auf der Guillotine, der Sache der Revolution aber einen neuen begeisterten Aufschwung, indem Angesichts der Gefahr, die dem Lande von außen drohte, sich Alles im Gefühle der verletzten Nationalehre vereinigte.

**Die Kriegsführung bis zum Baseler Frieden.** Der General Dumouriez erhielt den Oberbefehl über das französische Heer; bald sah er sich im Stande, den vorrückenden Preußen den Weg zu versperren, und da in dem öden Lande der Unterhalt für die Truppen fehlte und Krankheiten im preussischen Lager ausbrachen, da endlich bei Valmy (20. Septbr. 1792) der französische General Kellermann einen Angriff glücklich zurückschlug, so mußte der Herzog von Braunschweig an den Rückzug denken und führte seine Truppen über den Rhein zurück. Die Franzosen dagegen schlugen unter Dumouriez die Oesterreicher bei Jemappes (5. u. 6. November 1792), wodurch dem Kaiserthume der Besitz der Niederlande verloren ging; der französische General Custine rückte unterdeß an den Mittelrhein vor und brachte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände.

Als am Beginne des Jahres 1793 der König Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste gemordet worden war und die Schreckensherrschaft in Frankreich immer rüchhaltsloser hervortrat, ja auch den fremden Völkern immer frecher der Aufruhr und Königsmord gepredigt wurde, vereinigten sich die bedeutendsten Staaten Europa's, England, Holland, Preußen, Oesterreich, das deutsche Reich, Neapel und Spanien zu einer ersten Coalition gegen das revolutionäre Frankreich. Die ersten Schritte der Verbündeten waren vom Siege begleitet: ein neues gemeinschaftliches Heer rückte unter dem Herzoge von Coburg in den Niederlanden vor und schlug Dumouriez bei Neerwinden, worauf derselbe von den Jakobinern in Paris in Anklagestand versetzt wurde und deshalb zu den Feinden überging. Sein Nachfolger Dampierre wurde gleichfalls geschlagen und eine Reihe von Festungen, Valenciennes, Condé u. a., fielen den Verbündeten in die Hände. Der Weg nach Paris schien denselben wiederum offen zu stehen, denn auch am Mittelrheine hatten die Preußen und Oesterreicher Mainz wieder erobert, und der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen belagerte Landau. Dazu kam, daß die republikanische Regierung in Frankreich mit inneren Aufständen zu kämpfen hatte, indem sich die Anhänger der alten Königsfamilie in der Vendée, in der Bretagne und in vielen Theilen des Südens erhoben hatten. Aber in dieser äußersten Bedrängniß griff die Republik auch zu den äußersten Mitteln: die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern wurden als ein sogenannter Wohlfahrtsauschuß mit unumschränkter Allgewalt bekleidet, um für das Wohl des Landes jedes ihnen gut dünkende Mittel zu ergreifen und dazu über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger frei zu gebieten. Durch die blutigste Schreckensgewalt wurde unter Robespierre's Leitung aller Widerstand im Innern unterdrückt, gegen die auswärtigen Feinde

der Republik aber nach Carnot's Plan die gesammte Volkskraft aufgeboten. „Ganz Frankreich,“ so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift Alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheirathete ziehen an die Grenzen, Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei, die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der wegziehenden Krieger.“ Und so geschah es auch, ganz Frankreich glich einer Kriegswerkstatt: viele Tausende füllten sogleich die Lager, und in Kurzem hatten die französischen Feldherren über eine größere Truppenzahl zu gebieten, als die Verbündeten. Fehlte es den neuen Soldaten auch an militärischer Uebung, so waren sie dagegen um so mehr von Kühnheit und Siegesmuth erfüllt, und wenn ihre ersten Reihen sanken, so rückten immer neue Schaaren unter begeisterten Schlachtgesängen über die Leichen vor, bis die Kraft der Gegner erschöpft war. Zugleich traten neue geschickte Feldherren, Pichegrü, Jourdan, Hoche, an die Spitze der gewaltigen Heere, und schon am Ende des Jahres 1793 neigte sich der Sieg auf ihre Seite, Landau und der ganze Oberrhein wurde befreit, so tapfer auch die Preußen den wiederholten Sturm der Franzosen bei Kaiserslautern (November 1793) zurückgeschlagen hatten. Im folgenden Jahre (1794) wandte sich das Waffenglück noch mehr zu Gunsten der Franzosen; zwar siegten die Verbündeten zuerst in den Niederlanden bei Chateau-Cambresis, bald aber machten die Feldherren Pichegrü und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf ihre Stellungen und schlugen sie in mehreren blutigen Schlachten, besonders bei Tournay (im Mai) und bei Fleurus (im Juni). In Holland und am Rheine drangen die Franzosen unaufhaltbar vor; schon im Juli nahmen sie Brüssel in Besitz; um Holland zu retten, wurden alle Schleusen geöffnet und das Land weithin überschwemmt, aber ein strenger Winter kam den Franzosen zu Hülfe, sie konnten über die gefrorenen Gewässer ungehindert vorrücken und standen schon im Januar 1795 in Amsterdam. Der Erbstatthalter mußte entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt. Ebenso hatte Jourdan die Oesterreicher aus Brabant zurückgedrängt, und Wittich, Aachen, Köln, Bonn und Koblenz waren in die Hände der Franzosen gefallen. Unterdeß hatten sich die Preußen am Oberrhein lange ruhmvoll behauptet. Am 22. Mai 1794 war von ihnen in Gemeinschaft mit den Oesterreichern bei Kaiserslautern ein vollständiger Sieg über die Franzosen davon getragen worden, aber diese zogen hierauf neue gewaltige Verstärkungen an sich und wiederholten unaufhörlich ihre Angriffe gegen die Verbündeten; am 15. Juli kam es zu einer zweiten Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher die Franzosen acht Mal mit großem Verluste zurückgeschlagen, zum neunten Male den Sturm wagten und glücklich gewannen. Gegen das Ende des Jahres mußten sich die Verbündeten auch dort über den Rhein zurückziehen.

**Der Friede zu Basel (1795).** Die glänzenden Erfolge der Franzosen hätten für ganz Deutschland ein neuer Grund sein sollen, gemeinsam alle Kräfte anzustrengen, um die gefährlichen Reichsfeinde wieder zurückzudrängen; denn diese hatten es bereits offen ausgesprochen, daß sie alles Land bis zum Rheine für Frankreich zu gewinnen beabsichtigten, weil der Rhein-

strom, wie sie meinten, die natürliche Grenze ihres Landes bilde. Schon seit Ludwig's XIV. Zeiten war dies immerdar der Franzosen Anspruch und Lieb-  
lingshoffnung gewesen: jetzt waren sie der Erfüllung mit einem Male nahe  
gerückt. Unfehlbar hätte ihnen das eroberte Land noch entrisen werden kön-  
nen, wenn alle Verbündeten mit voller Kraft und Einigkeit gegen den gemein-  
samen Feind aufgetreten wären; statt dessen aber trat unter denselben in  
Folge des ersten unglücklichen Feldzuges gerade der traurigste Zwiespalt her-  
vor. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: Jeder gab dem Anderen Schuld  
am Mißlingen, Jeder forderte vom Anderen größere Anstrengungen, meinte  
dagegen selbst schon genug gethan zu haben, und was das Schlimmste war,  
Jeder dachte daran, sich an seinem Theile aus der Verlegenheit womöglich  
ohne größeren Verlust herauszuziehen. Leider war es dies Mal Preußen,  
welches sich zuerst von der gemeinsamen Sache los sagte. Schon vor Beginn  
des Feldzuges von 1794 hatte der König theils im Aerger über vermeintliche  
Fehler seiner Bundesgenossen, theils wegen der Erschöpfung seiner Geld-  
mittel die Absicht zu erkennen gegeben, sich vom Kriege zurückzuziehen oder  
wenigstens nur einen kleinen Theil seiner Armee am Rheine zu lassen. Nach  
dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges von 1794 wurden die Bedenken  
des preussischen Cabinets gegen die weitere Theilnahme am Kriege immer  
größer: Friedrich Wilhelm war damals gegen den österreichischen Hof wegen  
dessen Verfahren in den polnischen Angelegenheiten verstimmt, dazu kamen  
erneuerte gegenseitige Vorwürfe über die Kriegführung am Rheine und, was  
das Wichtigste war, neue Geldverlegenheiten. Während so das preussische  
Cabinet nur noch wenig geneigt war, einen Krieg in großer Entfernung von  
dem Kern der preussischen Lande mit fast unerschwinglichen Kosten fortzu-  
führen, verlautete, daß auch Oesterreich bereits sich anschicke, mit Frankreich  
wegen eines besonderen Friedensvertrages in Unterhandlung zu treten. Dies  
bestärkte Friedrich Wilhelm in seinem Vorhaben, sich mit der französischen  
Republik zu vertragen, wozu der Minister von Haugwitz, sowie der General  
von Bischoffswerder überaus dringend riethen. Die Friedensunterhand-  
lungen wurden erst vom Grafen Goltz, nachher von dem später berühmten  
Herrn von Hardenberg mit französischen Bevollmächtigten in der Schweiz in  
großem Geheimniß geführt, und am 5. April 1795 kam zwischen Frankreich  
und Preußen der berühmte Friede zu Basel zu Stande, nach welchem  
Preußen sich vom Kriege gegen Frankreich zurückzog, seine jen-  
seits des Rheins gelegenen Länder aber (halb Cleve, Gelbern und  
Mörs) bis zum Reichsfrieden in französischen Händen ließ, wo-  
gegen Frankreich versprach, insofern es seine Grenzen bis zum  
Rhein ausdehnen sollte, Preußen anderweit zu entschädigen,  
ferner, bei Fortdauer des Krieges, seine Waffen nie über eine  
gewisse Demarcations- (Grenz-) Linie zu tragen, insofern die  
diesseits dieser Linie gelegenen Reichsstände binnen drei Mo-  
naten dem Frieden beitreten wollten. Preußen übernahm die Ver-  
wendung für diejenigen Fürsten, welche wegen des Friedens in Unterhandlung  
mit Frankreich treten wollten.

Die angeführten Gründe, weshalb Preußen von dem Bündniß gegen  
Frankreich zurücktrat, reichen nicht hin, diesen Schritt zu rechtfertigen. Der

Vaseler Frieden erleichterte den Franzosen die weiteren Erfolge in dem bereits so glücklich begonnenen Kriege, und zu spät erst mußte Preußen einsehen, daß jener vorzeitige Friedensschluß seinem eigenen, wie dem allgemeinen Vortheile zuwider war; denn nachdem Frankreich seine übrigen Feinde besiegt hatte, kam doch auch für Preußen wieder der Augenblick, wo es zu neuem Kampfe gegen den übermüthigen Feind heraustreten mußte, da aber war die Stellung viel schwieriger geworden, weil inzwischen Frankreich gestärkt, die alten Bundesgenossen Preußens aber geschwächt waren.

Vor Allem verlor jedoch Preußen durch den Vaseler Frieden sein Ansehen in Deutschland: das Cabinet hatte gerade darauf gerechnet, als Vermittler des Friedens für alle übrigen deutschen Staaten an deren Spitze zu treten und sie dem Einflusse Oesterreichs zu entziehen. Aber nur Hannover und Hessen-Kassel folgten dem preussischen Beispiele, alle übrigen Reichsstände blieben mit Oesterreich zum Kriege verbündet und erhoben auf dem Reichstage zu Regensburg die bittersten Vorwürfe gegen Preußen, weil es die gemeinsame deutsche Sache im Stiche gelassen. Oesterreich wußte dies vortreflich zu benutzen und so ging durch den Vaseler Frieden der größte Theil des Einflusses verloren, welchen Preußen seit Friedrich dem Großen in Deutschland gewonnen hatte. Erst später ist derselbe mühsam wieder erkämpft worden.

**Die zweite und dritte Theilung Polens (1793 u. 1795).** Während ganz Europa mit den französischen Angelegenheiten beschäftigt war, hatte das alte Polenreich durch seine eigenen inneren Verwirrungen und durch die Gewaltthat seiner Nachbarn unerwarteten Untergang gefunden. Einen Augenblick schien es, als sollte die wiederkehrende Besonnenheit der Polen selbst und Preußens Schutzbündniß einen neuen Aufschwung der polnischen Nation herbeiführen, aber es war nur ein kurzes Aufflackern besserer Hoffnung, nach welchem das Verderben um so fürchterlicher hereinbrach.

Zu der Zeit, wo Rußland und Oesterreich sich auf Kosten der Türkei zu vergrößern strebten, hatte Friedrich Wilhelm nicht blos diese zu schützen versucht, sondern auch mit Polen ein Bündniß geschlossen (1790), worin er dem Lande seinen Schutz zusicherte, besonders auch für den Fall, daß es seine Verfassung verbessern wollte. Dies wurde in der That vom polnischen Reichstage ins Werk gesetzt, und es kam ein Entwurf einer neuen Verfassung zu Stande, nach welchem Polen ein erbliches Königreich werden sollte, mithin der Einmischung fremder Mächte bei der Thronfolge kein Einfluß mehr gestattet gewesen wäre. Dieser Entwurf fand im preussischen Cabinet laute Billigung, wogegen Rußland Alles daran setzte, die neue Verfassung nicht ins Leben treten zu lassen, weil es eben seinen Zwecken nicht entsprach, wenn in Polen eine feste, kräftige Regierung hergestellt wurde. Zum Unglück für das zerrüttete Land fand sich in demselben eine Partei von Magnaten, welche sich theils wegen der beabsichtigten Beschränkung der Adelsvorrechte, theils auf russischen Antrieb gleichfalls der Neuverfassung widersetzte, und die Kaiserin Katharina säumte nicht, diesen Widerspruch offen zu unterstützen. Ein russisches Heer rückte in Polen ein (1792). Die Hoffnungen der polnischen „Patrioten“ auf Preußens Schutz blieben unerfüllt, weil im preussischen Cabinet, wo der Minister von Haugwitz an die Stelle des Grafen Herzberg getreten

war, sich die Ansichten geändert hatten. Nach der Beendigung des Türkenkriegs schien Rußlands Machterweiterung nicht mehr so drohend, mit Oesterreich war Preußen in ein enges Bündniß getreten, und die ganze Sorge der preussischen Regierung war auf die Bekämpfung des revolutionären Geistes gerichtet, welcher von Frankreich aus die Völker zu ergreifen drohte. Nun hatten aber auch in Polen die Vertheidiger der neuen Verfassung sich theilweise zu den revolutionären Ideen Frankreichs hingeneigt, und nach und nach traten in den Versammlungen und Clubs der sogenannten patriotischen Partei Anzeichen hervor, welche auf den Einfluß der französischen Jakobiner schließen lassen mußten. Friedrich Wilhelm sagte sich daher geradezu von ihrer Sache los. Die Patrioten verzweifelten jedoch nicht. Kosziusko, ein tapferer Edelmann, welcher in Amerika unter dem Freiheitshelden Washington gekämpft, trat an die Spitze des auf allen Seiten begeistert aufstehenden Volkes und widerstand bei Dubienka ruhmvoll der russischen Uebermacht. Aber die inneren Parteiungen und der Wankelmuth des Königs Stanislaus lähmten Kosziusko's Kraft, welcher nach vergeblichen Anstrengungen mit seinen eifrigsten Anhängern das Vaterland verließ. Rußland hatte nun ganz Polen in seiner Gewalt und bot Preußen eine neue Theilung des ohnmächtigen Landes an. Preußen ging darauf ein und ließ seinerseits ein Heer in Polen einrücken. In einer öffentlichen Erklärung vom 6. Januar 1793 hob Friedrich Wilhelm besonders die Gefahr hervor, welche von der Verbreitung des französischen Demokratismus in Polen durch die Grundsätze der jakobinischen Clubs seinen eigenen Ländern gedroht habe. Im Begriff, einen neuen Krieg gegen die Revolution in Frankreich zu führen, dürfe er nicht den Revolutionärs in seinem Rücken freie Hand lassen, müsse vielmehr die Auführer unterdrücken helfen, Ordnung und Ruhe wiederherstellen und die Wohlgesinnten in seinen Schutz nehmen. Wohl hatte der König einiges Recht zu solcher Erklärung; denn so eben hatte eine polnische Deputation vor dem französischen Nationalconvent versichert, daß die ganze polnische Nation die jakobinischen Grundsätze theile, und die französischen Schreckensmänner hatten Kosziusko zum Ehrenbürger ernannt.

In der halb darauf erfolgten **zweiten Theilung Polens (16. April 1793)** erhielt Preußen die Städte und Gebiete von Danzig und Thorn (welche mit Westpreußen vereinigt wurden) und den größten Theil des früheren Großpolens, nämlich die vorher noch nicht in Besitz genommenen Theile der Woywodschaften Posen, Gnesen, Inowraclaw, ferner Kalisch, Plock u. s. w. (welche unter dem Namen Südpreußen vereinigt wurden), endlich den Bezirk Czenstochau (von der Woywodschaft Krakau), im Ganzen über 700 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Einwohner, wogegen es die litthauische Herrschaft Tauroggen an Rußland abtrat. Der polnische Reichstag mußte nothgedrungen seine Zustimmung zu der neuen Verkleinerung des Königreichs geben, aber das tief gekränkte Volk erhob sich noch einmal unter der Leitung des heimlich zurückgekehrten Kosziusko und seines Freundes Madalinski (1793).

Kosziusko, zum unumschränkten Befehlshaber ernannt, erließ von Krakau aus einen Aufruf ans Volk, zur Wiederherstellung der Freiheit und Wiedereroberung der entrißenen Landestheile. Ein erster Sieg der Patrioten trieb

auch die Hauptstadt Warschau zum Aufstande: die ganze russische Besatzung wurde niedergemacht, die bekanntesten Anhänger Rußlands an den Galgen gehängt, Kosziusko rückte glücklich vor, während Madalinski im Rücken der Preußen den Aufstand schürte und sie hierdurch zum Rückzuge zwang. Bald aber rückte unter Rußlands erstem Felbherrn Suwaroff ein gewaltiges Heer in Polen ein, während auch die Preußen von Neuem vorgingen und Kosziusko bei Scelze (1794) besiegten; kurz darauf (10. October) wurde der polnische Freiheitsheld von Suwaroff bei Madziemie geschlagen und gefangen genommen. Mit dem Rufe Finis Poloniae (Polens Ende) war er verwundet vom Pferde gesunken, und seine düstere Ueberzeugung sollte bald bestätigt werden, denn schon am 9. November hielt Suwaroff nach blutigen und grausamen Scenen in der mit Sturm genommenen Vorstadt Praga seinen siegreichen Einzug in Warschau und im März 1795 erfolgte durch Verträge zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich die dritte und letzte Theilung Polens. In dem (erst 1797 endgültig abgeschlossenen) Theilungstractate erhielt Preußen das Gebiet von Warschau und das Land links der Weichsel bis zum Palatinat Krakau an der schlesischen Grenze hin, sowie einige lithauische Woywodschafen links vom Niemen. Diese Erwerbungen, im Ganzen wieder etwa 1000 Quadratmeilen und eine Million Einwohner umfassend, erhielten den Namen Neu-Ostpreußen.

Polen war durch selbstverschuldete Schwäche und durch innere Unordnung ein Opfer fremder Gewaltthat geworden. Wenn Preußen sich bei der Vernichtung der polnischen Selbstständigkeit betheiligte, so wirkte außer den erwähnten Gründen sicherlich auch die Rücksicht mit, daß andernfalls Rußland allein oder Rußland mit Oesterreich die leichte Beute an sich gerissen hätten. Jedenfalls aber hat die preußische Regierung vom Augenblicke der Erwerbung der polnischen Lande an mit allem Eifer dahin gestrebt, ihre neuen Unterthanen den Verlust der nationalen Selbstständigkeit durch Erhöhung ihrer bürgerlichen Wohlfahrt vergessen zu machen. Große Summen sind seitdem immer von Neuem auf die Emporbringung der polnischen Provinzen verwandt worden. Der Landmann, seit Jahrhunderten von dem Edelmann unterdrückt, fühlte zum ersten Male wieder den wohlthuenenden Schutz der Gesetze und bürgerlichen Freiheit, die Bildung des armen, verwilderten Volkes wurde auf alle Weise verbessert, der Gewerbefleiß geweckt und unterstützt.

Friedrich Wilhelm II. hatte noch durch eine andere Länderverwerbung das Gebiet Preußens erweitert. Der letzte Markgraf von Anspach und Bairuth war kinderlos und schloß im Jahre 1791 in Uebereinstimmung mit den alten Hausverträgen ein Abkommen mit dem Könige von Preußen, nach welchem er demselben bald darauf (1792) noch bei Lebzeiten die Regierung in jenen Fürstenthümern, den alten Erblanden des brandenburgischen Hauses, abtrat. Friedrich Wilhelm übertrug die Verwaltung der neu erworbenen Provinz, nachdem er dieselbe durch Patent vom 3. Januar 1792 in Besitz genommen, dem Freiherrn von Hardenberg, welcher dort seine hohe Begabung für die Regierungsgeschäfte glänzend bekundete. Der Uebergang der Fürstenthümer an Preußen wurde auch Veranlassung, daß der von den früheren Markgrafen gestiftete rothe Adlerorden erneuert und nächst dem schwarzen Adlerorden zum zweiten Ritterorden der Monarchie erklärt wurde.

**Friedrich Wilhelm's Ende.** Seit dem polnischen Feldzuge von 1794 war des Königs Gesundheit wankend, im August 1797 kehrte er von der Brunnenkur zu Pyrmont kränker als zuvor nach Potsdam zurück, seitdem bezog er das Marmorpalais am sogenannten heiligen See, wo er dem Tode mit starken Schritten entgegen ging. Am 15. November hatte er mit seiner Gemahlin und dem Kronprinzen die letzte Unterredung, am 16. November 1797 in früher Morgenstunde verschied er, in einem Alter von 53 Jahren nach 11jähriger Regierung.

Der preussische Staat war während dieser Regierung in Bezug auf das Ländergebiet von 3393 bis auf 5307 Quadratmeilen, an Einwohnerzahl von 5,380,000 bis auf 8,687,000 angewachsen. Friedrich Wilhelm's Herrschaft wird jedoch nicht zu Preussens guten Zeiten gerechnet; das Vertrauen und Ansehen in Deutschland und in Europa, welches Friedrich der Große errungen hatte, war unter seinem Nachfolger zum Theil erschüttert, der Schatz verausgabte und eine bedeutende Schuldenlast auf die Monarchie gehäuft worden; was aber das Schlimmste war, auch das rechte Vertrauen des Volkes zur Regierung war gelähmt. Hierzu hatte vor Allem der Einfluß der Günstlinge des Königs und seiner langjährigen begünstigten Freundin, der Gräfin Sichtenau, viel beigetragen. Willig glaubte man in weiten Kreisen selbst viele böswillig erfundene Erzählungen über das angebliche Treiben der unbeliebten Günstlinge des Königs, welchen überdies ein großer Antheil an der Verschwendung der Staatsgelder zur Last gelegt wurde. So erregte es denn ein gewisses freudiges Aufsehen, als sofort nach des Königs Tode die Gräfin Sichtenau verhaftet wurde, weil man sie in Besitz großer, zu Unrecht erworbenener Schätze und bedenklicher Geheimnisse glaubte. Die Untersuchung ergab jedoch kein derartiges Resultat, und hatte ihre Freilassung mit einer Pension zur Folge. Den König und seinen Günstlingskreis aber trifft sicherlich der begründete Vorwurf, daß sie durch die bei Hofe eingeführte üppige Lebensweise ein verführerisches Beispiel für die Bewohner Berlins und für das ganze Land gaben.

---

## Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).

### 41. Friedrich Wilhelm als Kronprinz; seine Thronbesteigung.

**Friedrich Wilhelm's Jugendzeit.** Friedrich Wilhelm III., der älteste Sohn des vorigen Königs, hatte am 3. August 1770 zu Potsdam das Licht der Welt erblickt, in einem schlichten Bürgerhause, wo sein Vater Friedrich Wilhelm als Kronprinz ein Absteigequartier hatte. Der große Friedrich saß damals noch auf dem Throne; er begrüßte den neugeborenen Prinzen als dereinstigen Thronerben mit herzlichen Freudenthränen und bewahrte demselben stets eine große Theilnahme, um so mehr, als Friedrich Wilhelm schon als Kind tüchtige Eigenschaften des Herzens und Willens erkennen ließ.

Sowie Friedrich Wilhelm das Knabenalter erreicht hatte, wurde ihm ein Erzieher in der Person des Geheimenrathes Behnisch gegeben. Die Wahl war nicht durchaus glücklich zu nennen; zwar diente des Lehrers strenger Ernst dazu, dem jungen Prinzen ein treues Pflichtgefühl, sowie Fleiß und Ordnungssinn mitzutheilen, aber andererseits war Behnisch's kränkliches und oft mürrisches Wesen nicht dazu geeignet, einen frischen, freien und zuversichtlichen Sinn bei dem Zöglinge aufkommen zu lassen, vielmehr wurde derselbe durch den Erzieher ängstlich, schüchtern und unsicher in seinem Benehmen gemacht. An und für sich hatte es Friedrich Wilhelm schon als Kind durchaus nicht an Festigkeit gefehlt: davon zeugt auch jene oft erzählte Scene mit Friedrich dem Großen. Der alte König hatte dem Großneffen, der in seiner Stube spielte, den Ball weggenommen, der kleine Prinz bestand aber mit solcher Festigkeit auf seinem Eigenthume und gutem Rechte, daß der König ihm den Ball lächelnd mit den Worten zurückgab: „Du wirst Dir Schlessien nicht wieder nehmen lassen.“ Nicht minder erfreute den alten Fürsten die Aufrichtigkeit des jungen Friedrich Wilhelm. Einst ließ er ihn eine Fabel von Lafontaine übersetzen und belobte ihn wegen der Geläufigkeit, mit welcher er dies ausführte. Der Knabe bemerkte jedoch, daß er die Fabel erst vor Kurzem bei seinem Lehrer übersetzt habe, worauf ihm Friedrich mit noch größerer Freude die Wangen streichelte und dabei sagte: „So ist's recht, lieber Fritz; immer ehrlich und aufrichtig. Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst.“ Friedrich Wilhelm hat selbst oft gesagt, wie diese Ermahnung einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und wie ihm Verstellung und Lüge jeder Zeit zuwider gewesen. In der letzten Unterredung, welche er mit dem großen Friedrich an der Pyramide bei Sanssouci hatte, schloß dieser seine Ermahnung mit den Worten: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Tage und

mein Tagewerk ist bald vollbracht. Ich fürchte, Du wirst 'mal einen schweren bösen Stand haben. Küste Dich, sei firm! Denke an mich! Wache über unserer Ehre und unserem Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine. Halte es stets mit dem Volke, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein.“ Er maß mich, so erzählt Friedrich Wilhelm weiter, mit festem Blicke von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und sagte: „Vergiß diese Stunde nicht!“

Bald nach Friedrich's Tode erhielt der junge Thronfolger den Grafen Karl von Brühl zum Gouverneur; den Confirmationsunterricht erteilte ihm der Hofprediger Sack, von welchem er am 4. Juli 1787 eingefegnet wurde. Das von dem Prinzen damals ausgearbeitete Glaubensbekenntniß zeigt, daß des Geistlichen Hauptaugenmerk bei dem Religionsunterrichte auf die praktische Seite des Christenthums gerichtet war und daß er dem königlichen Jünglinge die Pflichten seines künftigen Berufes ernst und eindringlich vorgehalten hatte.

Der Unterricht des jungen Prinzen in den Wissenschaften wurde nicht so sorgfältig behandelt, wie man es hätte erwarten sollen; ihm selbst fehlte es nicht an einer tüchtigen geistigen Befähigung, noch an redlichem Willen und anhaltendem Fleiße, doch scheint die ihm erteilte Anleitung weder in den alten Sprachen, noch in der Geschichte eine recht gründliche gewesen zu sein. In der deutschen Sprache und Literatur unterwies ihn der bekannte Schriftsteller Engel. — Auch die Theilnahme an den Staatsgeschäften war selbst in den späteren Jahren für den Kronprinzen keine regelmäßige, und er verdankte es nur seinem eigenen ernstesten Interesse für seinen künftigen Beruf, daß er denselben dennoch mit einer gewissen Sachkenntniß antreten konnte.

In den Jahren 1792 bis 1795 nahm der Kronprinz an den Feldzügen gegen Frankreich und gegen Polen Theil und zeichnete sich durch Tapferkeit und Unererschrockenheit aus, zugleich erwarb er sich durch seine herzliche Theilnahme und Menschenfreundlichkeit die Liebe und das Vertrauen des ganzen Heeres.

**Luiſe, Friedrich Wilhelm's Gemahlin \*).** Zu jener Zeit, nach dem Feldzuge von 1792 war es, wo Friedrich Wilhelm das schönste Kleinod kennen lernte, welches ihm und mit ihm seinem Volke beschieden war, seine edle Gattin Luiſe. Dieselbe war am 10. März 1776 geboren, eine Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, welcher damals noch als Feldmarschall in hannoverschen Diensten stand, im Jahre 1794 aber seinem Bruder in der Regierung des Herzogthums Mecklenburg folgte. Ihre Mutter war eine darmstädtische Prinzessin: dieselbe starb schon im Jahre 1782, der Herzog verließ nach ihrem Verluste Hannover, um in der Stille des Schlosses Herrenhausen Beruhigung und Trost zu suchen. Luiſe wurde mit ihren drei Schwestern der Obhut eines durch Geistesgaben ausgezeichneten Fräulein von Wolzogen übergeben, bis der Vater sich mit der Schwester seiner verewigten Gemahlin wieder verehelichte. Als auch diese durch den Tod ihm wieder entriſſen wurde, zog er nach Darmstadt, wohin zur Erziehung der

\*) Nach: Luiſe, Königin von Preußen, von Adami, 1851, welcher Schrift das von der Frau von Berg gezeichnete „Lebensbild“ zu Grunde liegt.

jungen Prinzessinnen eine Schweizerin, Fräulein Gelioux, berufen wurde, welcher Luise ihr ganzes Leben hindurch Dank wußte, und welche auch Friedrich Wilhelm nach dem Tode seiner Gemahlin noch durch das rührendste Andenken ehrte. Nur über Eines pflegte Luise sich zu beklagen, nämlich daß ihr Unterricht ein mehr französischer als ein deutscher gewesen, doch traf dieser Vorwurf weniger die Lehrerin, als den herrschenden Geist jener Zeit. Um die schmerzlich gefühlte Lücke auszufüllen, ließ es die Fürstin später, noch als Königin und Mutter, an Fleiß und Eifer nicht fehlen, und sie erkor dabei vorzugsweise die Geschichte zu ihrer Lehrmeisterin. Vor Allem aber hat es die Fürstin immer mit innigem Dankgeföhle anerkannt, daß ihre Erziehung durchweg einen Zug nach dem Höheren hatte, der sie schon frühzeitig zur Erkenntniß des Ewigen in dem Irdischen brachte. Im Einklange damit fühlte sie von Kindheit an den göttlichen Beruf in sich, wohlzuthun. An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte sie aus dem Palaste in die Hütten der Armuth und das holde Fürstenkind erschien den Dürftigen und Leidenden als ein Engel der Milde. Daher die Keutseligkeit, welche der Königin auf dem Throne alle Herzen gewann. Fern von allem Zwange unfreiwilliger Herablassung, schien ihr solche zur anderen Natur geworden, ohne die eingeborene Majestät ihres hohen Wesens irgendetwas zu verdunkeln.

Als junges Mädchen machte Luise mit ihrer Großmutter und den Schwestern Ausflüge nach Straßburg, nach Thüringen, nach Frankfurt. Im Frühjahr 1793 fügte es sich, daß sie eben da zum ersten Male mit dem Kronprinzen von Preußen zusammen traf. In Folge einer Einladung des Landgrafen von Hessen kam die Großmutter mit den Prinzessinnen im März nach Frankfurt, stellte dort ihre Enkelinnen dem König Friedrich Wilhelm II. vor und wollte noch denselben Abend wieder abreisen; der König aber lud sie ein, nach dem Schauspiele bei ihm zu Abend zu speisen. So blieb Luise, und an diesem Abende war es, wo ihr erster Blick den Kronprinzen dauernd fesselte. Selbst lange nachdem der Tod schon das dort geschlossene Band gelöst, dachte Friedrich Wilhelm III. besonders gern des ersten merkwürdigen und ihm immer neu und frisch gebliebenen Eindruckes, welchen die Erkörene auf ihn gemacht, als er sie zum ersten Male in Frankfurt gesehen; der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei auch zugleich der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen.

Aber nicht bloß die jugendliche Schönheit und der lebensfrische Zauber der Anmuth, welcher Luise's Wesen umschwebte, nicht der erste Eindruck bloß war für das innige Lebensband entscheidend, sondern die Macht dieses ersten Eindruckes steigerte sich noch, als Friedrich Wilhelm bei näherer Bekanntschaft inne wurde, daß ihr holdes Aeußere nur der Abglanz ihrer Seele war, deren angeborener Adel und Schwung sich in jedem Blicke, in jedem ihrer Worte aussprach.

Wie Friedrich Wilhelm zu Luise, so fühlte sich sein Bruder, Prinz Ludwig zu deren jüngerer Schwester hingezogen, und schon am 24. April 1793 feierten sie zu Darmstadt das Fest einer Doppel-Verlobung. Während des bald darauf folgenden Feldzuges besuchten die fürstlichen Bräute ihre Verlobten öfter im Feldlager und Göthe feiert in seinen Berichten aus jenen Tagen diese „himmlischen Erscheinungen.“

Bald nach Beendigung jenes Feldzuges, Anfangs December, kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück, und kurze Zeit darauf schied seine Braut aus ihrem Familienkreise, um sich nach der Hauptstadt des Reiches zu begeben, dessen hochgefeierte Königin sie werden sollte. Unter großen Festlichkeiten wurde sie von der erfreuten Bürgerschaft eingeholt. Bald wurde das ganze Land von dem Ruhme der Schönheit und der Herzensgüte Luise's erfüllt.

Vor Allem wurde jene fürstliche Ehe das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, wie es in solch reiner Liebe sich an den Höfen immer seltener kund gegeben hatte, seitdem man sich statt in guter vaterländischer Sitte immer mehr in der französischen Galanterie gefiel. Die Neuvermählten lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher auf dem Throne als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, ebenso stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahle als eine wahrhaft deutsche Hausfrau zur Seite. Nicht bei Hofe, sondern nur zu Hause fühlten sich der Kronprinz und seine Gemahlin recht heimisch.

Die gemüthlichsten Tage verlebte das fürstliche Paar auf dem Gute Pareß, welches der Kronprinz eigens zu einem stillen Landaufenthalte ausersuchen hatte. Dort wollte er selbst am liebsten nur als „Schulze von Pareß“ angesehen sein, und seine Gemahlin gefiel sich gleichfalls ausnehmend als „gnädige Frau von Pareß.“ Friedrich Wilhelm's vertrauter Freund, der General von Rökertitz, schreibt: „Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Pareß, zwei Meilen von Potsdam, frohe Tage verlebt. — Sie genossen mit einem heiteren Herzen so ganz das Einfache der Natur. Entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Sinne „Freiheit und Gleichheit.“

Die schönen Tage, welche Friedrich Wilhelm an der Seite seiner Gemahlin in Pareß verlebte, blieben ihm unvergeßlich. Er bewahrte deshalb eine dauernde Vorliebe für diesen stillen Landstz.

Der hohe Sinn der Fürstin konnte sich erst recht in vollem Maße bewähren, als sie mit ihrem Gemahle den Thron bestiegen hatte: von dem Anbeginn ihrer Regierung bis an ihr frühes Ende gab es keinen Tag, welcher nicht durch Wohlthun bezeichnet gewesen wäre. Auf den Reisen, welche sie mit Friedrich Wilhelm zur Huldigung der Provinzen unternahm, gewann sie durch ihr ungekünstelt herzliches und wohlwollendes Wesen Aller Herzen, und überall hörte man die begeistertsten Segenswünsche für das Königspaar.

Aber auch als Königin lebte sie, so oft es anging, am liebsten in stiller Häuslichkeit in Potsdam, Pareß oder Charlottenburg. Da führte sie ganz das Leben der Gattin und Mutter und erfüllte ihre Pflichten mit größter Treue und zugleich mit der ihr eigenen Amuth. In der Muße, die ihr diese Zeiten gewährten, reifte auch ihr Geist immer mehr. Ein tiefer frommer Sinn, ein treffender Verstand, ein frisches, frommes und ernstes Streben nach Erkenntniß des Guten und Schönen hatte die Königin von Kindheit an ausgezeichnet. Früh schon hatte sie nicht nach Schein, sondern nach Wahrheit

getrachtet und alles Sichtbare, Irdische an etwas Unsichtbares, Höheres, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen sich gewöhnt. Schon um jene Zeit keimte in ihr auf tief religiösem Boden jene Gottergebenheit, in der sie nachmals unter allen Schlägen des Schicksals Ruhe fand für ihre Seele.

Die klaren Sonnentage stillen Glückes neigten sich leider frühzeitig zum Untergange. Des Eroberers eiserne Hand, die bald schwer auf Preußen lasten sollte, griff, wie wir sehen werden, auch der Königin ans Leben, brach ihr das Herz.

**Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung und erste Schritte.** Friedrich Wilhelm III. bestieg in seinem 28sten Jahre den Thron seiner Väter (am 16. November 1797) mit dem reinen festen Willen, das Wohl seines Volkes nach bestem Gewissen zu fördern. Der junge König, eine schlanke, hohe Gestalt, von fester militärischer Haltung, ernstem, mildem Ausdrucke, zeigte sich einfach in seinem Benehmen, in Bedürfnissen und Gewohnheiten, er war von ächter Frömmigkeit und von einer unbefangenen Liebe zum Guten beseelt, wohlwollend, gerecht, ordnungsliebend, sparsam, gewissenhaft, mit einem treuen Gedächtnisse, ruhigen scharfen Verstande, einem sicheren Blicke begabt, der ihn jedesmal das Richtige finden ließ, wo er sich nur selbst vertraute. Die öffentliche Meinung kam ihm mit verdienter Gunst entgegen, und seine ersten Schritte waren wohl dazu angethan, diese Gunst zu erhöhen. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritte erließ er eine eigenhändig niedergeschriebene Cabinetsordre an sämtliche Landesbehörden zu dem Zwecke, dieselben von den Mitgliedern zu säubern, welche ihre Schuldigkeit gegen den Staat nicht erfüllten. Alle Präsidenten wurden verpflichtet, die untauglichen Beamten namhaft zu machen, sowie ihre sämtlichen Untergebenen wegen der eingeschlichenen Mißbräuche mit Strenge zu überwachen. „Der Staat sei nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden, ein solches müsse ausgestoßen werden. Eine regelmäßige Regierung könne nirgends bestehen, als wo Thätigkeit und Ordnung herrsche, und wo über das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden werde. Daß dies geschehe, darüber müsse unermüdet gewacht werden. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt sei, so werde, wie der König hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können. Er selbst werde über dem Allen mit der größten Sorgfalt wachen, den redlichen, wackeren Mann hochachten und ihn auszuzeichnen bemüht sein, den Pflichtsäumigen aber mit gerechter Strenge zu treffen wissen.“

Der Minister von Wöllner glaubte die Bekanntmachung der königlichen Ordre an seine Untergebenen zugleich benutzen zu dürfen, um das Religionsedict von Neuem einzuschärfen. Der König aber gab dem Minister auf herbe Weise zu verstehen, daß in der Cabinetsordre kein Wort vorhanden sei, welches zur Einschärfung des Religionsedictes hätte Anlaß geben können. „Ich selbst ehre die Religion,“ fügte er hinzu, „und folge gern ihren beglückenden Vorschriften, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühles und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll.“ Statt nach dieser

scharfen Zurechtweisung seinen Abschied zu nehmen, zeigte sich Wöllner jetzt willfährig, sein eigenes früheres Werk wieder umzustossen; dies brachte ihn beim Könige vollends so um alles Ansehen, daß er in Ungnade entlassen wurde. Die von ihm eingesetzte Ober-Examinations-Commission wurde gleichfalls wieder aufgehoben.

Wie der Minister von Wöllner, so verlor auch zur großen Befriedigung des Landes der General von Bischoffswerder seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Die beiden Männer dagegen, welche den Gang der auswärtigen Angelegenheiten unter Friedrich Wilhelm II. vorzugsweise bestimmt hatten, der Minister von Haugwitz und der Cabinetsrath Lombard, blieben nach wie vor in ihren wichtigen Stellungen. Doch wurde ihr Einfluß zum Theil wenigstens durch das Vertrauen geschwächt, welches der König anderen Männern, dem Freiherrn von Hardenberg und Andern, schenkte, die mit ihrem Rathe in allen wichtigen Angelegenheiten gern gehört wurden. Die obere Leitung der Finanzen erhielt der General Graf Schulenburg-Behnert, die Angelegenheiten des Heeres wurden dem Könige durch den vortragenden Generaladjutanten, die inneren Angelegenheiten durch den Geheimen Cabinetsrath Meinken vorgelegt, einen freidenkenden, gebildeten, wohlwollenden Mann, von den edelsten Gesinnungen und Absichten, welcher jedoch wegen Kränklichkeit frühzeitig seinen Abschied nahm und durch den Cabinetsrath Beyme ersetzt wurde. Dieser hatte bei großer Gewandtheit im Einzelnen und einer gewissen Rechtlichkeit doch keine höhere Auffassung und war eines Aufschwunges zu großartigen Gedanken nicht fähig. Zu seinem Unglücke gerieth er bald in eine gefährliche Abhängigkeit von dem Cabinetsrath Lombard.

Eine ganz eigenthümliche Stellung war dem General von Röckeritz angewiesen, in dessen Redlichkeit der König unbedingtes Vertrauen setzte. Derselbe war bei allen Berathungen gegenwärtig, ohne sich an denselben zu betheiligen; der König wollte nur Jemand haben, mit dem er zu gelegener Zeit über das Vorgekommene wieder sprechen konnte. Röckeritz sollte ferner Gesellschaften besuchen, beobachten, hören, dem Könige Mittheilungen über die öffentliche Stimmung machen, nicht etwa als Angeber, sondern zur Belehrung des Königs; er sollte ihn aufmerksam machen, wenn er in Gefahr läme, sein Zutrauen mißbrauchen zu lassen, er sollte ihn, den königlichen Gebieter selbst, an seine Pflichten erinnern, wenn er Augenblicke des Vergessens bemerkte, — mit einem Worte, er sollte der erste Vertreter des Volkes und das zweite Gewissen des Königs sein. Am Abende seiner Thronbesteigung hatte ihm Friedrich Wilhelm dieses Amt durch ein eigenhändiges Schreiben übertragen und dabei unter Anderem verlangt, der Freund solle recht streng gegen ihn sein und diese Strenge verdoppeln, wenn er bemerkte, daß seine Ermahnungen übel aufgenommen würden. — Gewiß, ein solches Vertrauen und eine solche Forderung ehren vor Allem den sittlichen Ernst des Fürsten, welcher seiner Unumschränktheit und willkürlichen Selbstbestimmung eine solche Schranke setzen wollte; nur wäre, um die Aufgabe mit Erfolg und Nutzen zu erfüllen, ein hohes Maß von Geist und Kraft erforderlich gewesen, Röckeritz aber besaß bei großer Gutherzigkeit und Ehrlichkeit nur eine gewöhnliche,

nicht hervorragende Einsicht und wußte daher seine Stellung nicht entsprechend auszufüllen.

Im Frühjahr 1798 reiste der König mit seiner Gemahlin in die einzelnen Provinzen, um die Huldigung der Stände nach alter Weise entgegenzunehmen; zuerst nach Königsberg, dann nach Warschau und Breslau, zuletzt fand in Berlin die Huldigung sämtlicher Provinzen statt. Ueberall wurde das königliche Paar mit freudiger Begeisterung begrüßt, überall, selbst in dem neu eroberten Polen, durften sie sich mit vollem Vertrauen dieser Begeisterung hingeben. Bei der Ankunft und der Abreise fuhren sie durch die Reihen der bewaffneten Bürger; jede militärische Begleitung durch Polen hatte der König abgelehnt. „Ich bin gewohnt,“ sagte er, „mich in meinen alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen geleiten zu lassen, ich besorge nicht, hier andere Gesinnungen zu finden.“

Die ersten Jahre der neuen Regierung wurden, soviel es die Staatseinkünfte gestatteten, in jeder Beziehung zu nützlichen Einrichtungen angewendet. Das in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's II. wieder eingeführte Tabaksmonopol wurde aufgehoben; wiewohl hierdurch die Landeseinnahmen geschmälert wurden, wußte die Regierung doch durch anderweitige Ersparnisse und durch strenge Ordnung in der Finanzverwaltung die Mittel zu beschaffen, um den gar zu niedrigen Sold der Truppen zu erhöhen, um den Waisenanstalten in Halle reichliche Unterstützung zu gewähren, Armen- und Arbeitshäuser zu gründen, Kanäle anzulegen, die Einrichtungen von Schulen und den Bau von Kirchen zu erleichtern, — und gleichzeitig von der bei Friedrich Wilhelm's II. Tode hinterlassenen Schuld von 40 Millionen bis zum Jahre 1806 fast die Hälfte zu tilgen und noch einen Schatz von 17 Millionen anzusammeln. Dies war nur möglich in Folge der heilsamen Strenge, welche in Bezug auf die Beaufsichtigung der gesammten Staatsausgaben eingeführt worden war. Zu diesem Zwecke hatte Friedrich Wilhelm III. gleich nach seinem Regierungsantritte die zuerst von Friedrich Wilhelm I. errichtete Ober-Rechnungs-Kammer wieder in alle ihre Rechte zur Ueberwachung der ganzen Verwaltung eingesetzt. Dieselbe erhielt die Aufgabe, die Rechnungen aller königlichen Kassen durchzusehen, und wurde ermächtigt, wo es nöthig schien, von allen Behörden genaue Rechenschaft über die Richtigkeit und den Grund aller einzelnen Ausgaben zu verlangen. Bald trat in allen Zweigen der Verwaltung die größte Ordnung und Sparsamkeit ein, wovon der König selbst das schönste Beispiel gab.

## 42. Die auswärtige Politik bis zum Tilsiter Frieden.

### Preußens Neutralität; der Reichsdeputations-Hauptschluß (1803).

Durch den Frieden von Basel war Preußen von der Theilnahme an den europäischen Kämpfen zurückgetreten: Friedrich Wilhelm III. war seinem ganzen Wesen nach dem Frieden zugeneigt, und richtete sein aufrichtiges Bestreben darauf, denselben zu erhalten. Er meinte seinem Volke keine größere Wohlthat erweisen zu können, als wenn er während der verheerenden und zerrütten europäischen Kämpfe seinem Lande die nöthige Ruhe sicherte, um sich von den geschlagenen Wunden zu erholen und durch die Künste des Friedens

immer mehr zu erblihen. Der Fürst ahnte dabei freilich nicht, und es waren damals Wenige, die es ahnten, daß die Gefahr, welche von dem entfesselten Frankreich her den übrigen Völkern drohete, mit jedem Jahre anwachsen und zuletzt auch ihn trotz aller Friedensliebe zum verzweifeltsten Kampfe für Preußens Unabhängigkeit drängen würde. Hätte er dies vorausgesehen, so würde er gewiß schon früher die preussischen Waffen mit denen der übrigen Mächte vereinigt haben, um den überfluthenden Strom französischer Anmaßung in seine Grenzen zurückzuweisen; so aber war ihm selbst und dem preussischen Vaterlande, wie ganz Deutschland, erst die herbste Erfahrung und die bitterste Demüthigung vorbehalten, ehe sie sich gegen den gemeinsamen Erbfeind mit voller Einheit und Kraft erhoben.

Der Kampf gegen Frankreich hatte von Seiten Oesterreichs und des übrigen Deutschlands im Bunde mit England fortgedauert. Durch das siegreiche Vordringen der Franzosen in Italien, wo der General Bonaparte seinen großen Feldherrnrühm begründete, sah sich aber Oesterreich im Jahre 1797 zum Abschlusse des Friedens zu Campo-Formio genöthigt, in welchem es die österrichischen Niederlande und seine alten lombardischen Besitzungen, welche unter französischer Vormundschaft in eine cisalpinische Republik verwandelt wurden, preisgeben mußte, und dagegen Venedig, Istrien und Dalmatien erhielt. Die deutschen Verhältnisse sollten auf dem Congreß zu Rastatt geordnet werden, wo die französischen Unterhändler mit dem unerhörtesten Hochmuth über das Schicksal der deutschen Länder und Fürsten zu Gericht saßen. Aber ehe es noch zum Abschlusse der schmählischen Friedensbedingungen kam, brach in Folge der steigenden Willkür der französischen Regierung, welche auch den Kirchenstaat und die Schweiz in Republiken unter französischer Oberhoheit verwandelte, ein neuer allgemeiner Krieg gegen Frankreich aus, der Krieg der zweiten Coalition, an welcher Rußland (unter dem gegen die französische Republik erbitterten Kaiser Paul I.), Oesterreich, England und die Türkei Theil nahmen (1799). Auch Friedrich Wilhelm III. wurde schon damals von allen Seiten dringend aufgefordert, sich an dem neuen Kampfe zu betheiligen; aber so sehr auch seine vertrautesten Rathgeber ihn zu einer kriegerischen Entscheidung zu drängen suchten, so blieb er doch nach vielen Gewissenskämpfen dabei stehen, eine innere Stimme sagte ihm, daß er Unrecht thun würde, sein Wort und den Frieden zu brechen.

So konnte dem Frankreich, dessen Regierung jetzt der kühne, kluge und glückliche Bonaparte als erster Consul an sich gerissen hatte, seine ganze neugehobene Kraft nach dem Süden wenden. Der Sieg Bonaparte's bei Marengo und Moreau's glückliche Feldzüge in Süddeutschland entschieden den Ausgang dieses zweiten Coalitionskrieges. Als Moreau bereits nahe bei der Hauptstadt Oesterreichs stand, wurde zuerst ein Waffenstillstand, dann der Friede zu Lüneville geschlossen (9. Februar 1801), durch welchen der Friede zu Campo-Formio bestätigt und zugleich die vorbehaltenen Entscheidungen über die Umwandlungen im deutschen Reiche herbeigeführt wurde. Deutschland trat an Frankreich das ganze linke Rheinufer, ein Gebiet von 1200 Quadratmeilen mit vier Millionen Menschen ab. Die Fürsten, welche hierbei Verluste an ihrem bisherigen Gebiete erlitten, sollten diesseits des Rheins durch die Umwandlung

der geistlichen Ländergebiete in weltlichen Besitz (**die Säkularisation**) und durch die Aufhebung der meisten freien Reichsstädte entschädigt werden. Um die Höhe dieser Entschädigung im Einzelnen zu bestimmen, wurde eine Reichsdeputation niedergesetzt, bei deren Verhandlungen die Franzosen in herrischer Weise über das Wohl und Wehe deutscher Landestheile verfügten. Es war ein schmachvolles, für alle Zeiten tief beschämendes Schauspiel, wie dort die einzelnen deutschen Fürsten um die Gunst der fremden Machthaber buhlten, um bei der Vertheilung der Länder ein möglichst günstiges Loos zu erhaschen. Noch niemals war Deutschland so tief gedemüthigt, so sehr aller Selbstständigkeit baar gewesen, wie in jenen traurigen Tagen, wo die Fürsten und ihre Bevollmächtigten es nicht unter ihrer Würde hielten, in Paris bei den Untergebenen, den Schreibern und sogar den Buhlerinnen des mächtigen Ministers Talleyrand zu schmeicheln und zu kriechen, um eine günstige Entscheidung für sich zu erbetteln.

Außer Frankreich war es besonders noch Rußland, welches auf jene Verhandlungen einen wesentlichen Einfluß übte. Der Kaiser Alexander I., welcher seinem Vater Paul I. (1801) auf dem Throne gefolgt war, und als Verwandter der Häuser von Württemberg, Baden und Baiern an der Entschädigungsfrage großen Antheil nahm, wünschte sich mit Preußen über dieselbe zu einigen, zu welchem Zwecke er eine Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. in Memel vorschlug. Dieselbe fand am 9. Juni 1802 statt. Dort wurde der Grund zu der dauernden Freundschaft gelegt, welche seitdem die beiden Fürsten vereinigte. Besonders war es der Eindruck der trefflichen, eben so geistvollen, als anmuthigen Königin Luise auf den ritterlichen Herrscher Rußlands, wodurch das Band der Freundschaft zwischen beiden Häusern noch enger geknüpft wurde. Alexander I. erklärte sich den Forderungen Preußens in Betreff der Entschädigung für die am linken Rheinufer abgetretenen Landestheile durchaus günstig, und so geschah es, daß auch Frankreich, um den Einfluß Rußlands in Preußen nicht zu groß werden zu lassen, sich willfährig zeigte und einen besonderen Vertrag mit Preußen über dessen Entschädigung abschloß. Durch den sogenannten Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 wurden alle Ländervertheilungen endgültig festgestellt. Preußen erhielt für die abgetretenen Länder am linken Rheinufer, nämlich Geldern, Mörs, einen Theil von Cleve und einige kleinere Gebiete, folgenden Ersatz: die Bisthümer **Hildesheim** und **Paderborn**, die Stadt und einen Theil des Bisthums **Münster**, das Gebiet von **Erfurt** und das **Sichsfeld**, die Abteien **Duedlinburg**, **Essen**, **Werden** und **Cappenberg**, die Reichsstädte **Mühlhausen**, **Nordhausen** und **Goslar**.

Für die 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, die jenseits des Rheins aufgegeben worden, erhielt Preußen somit eine Entschädigung von 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohnern, — aber dieses Gewinnes konnte es nicht froh werden; denn mit dem Luneviller Frieden war die Selbstständigkeit des deutschen Reiches dahin, und bald sollte der Eroberer, welcher an Frankreichs Spitze stand, sich noch drohendere Eingriffe in die deutschen Verhältnisse gestatten.

**Zeit des Schwankens im preussischen Cabinet; Haugwitz und**

**Lombard.** Unmittelbar an Preußens Grenze selbst geschah einer der wichtigsten Schritte, durch welche Bonaparte zeigte, daß er in seinem Siegesübermuth nicht gesonnen sei, sich an Verträge oder Völkerrecht zu binden, wo es die Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne galt. Nach kurzem Frieden war ein neuer Krieg mit England ausgebrochen (1803), und ohne Weiteres ließ Napoleon das dem Könige von England gehörige Kurfürstenthum Hannover besetzen. Es war dies eine doppelte Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland und Preußen; denn Hannover gehörte, obwohl es demselben Fürsten, wie England, unterthan war, nicht zu England, sondern zum deutschen Reiche, mit welchem Frankreich damals in Frieden stand, und überdies war das Kurfürstenthum unter den Ländern mitbegriffen, welche laut der ausdrücklichen Festsetzung des Baseler Friedens bei fortgesetztem Kriege nicht berührt werden durften.

Jetzt nach solcher Verletzung des Rechts und der Verträge wäre es an der Zeit gewesen, daß Preußen sich der immer kühner auftretenden Anmaßung Frankreichs mit bewaffneter Hand entgegengesetzt hätte; auch fehlte es nicht an Stimmen, welche den König hierzu zu drängen versuchten, oder ihm wenigstens riethen, seinerseits Hannover bis zur Beendigung des Krieges zu besetzen und gleichsam in Verwahrung zu nehmen. Aber Friedrich Wilhelm hoffte noch immer auf dem friedlichen Wege mehr für sein Land und für Europa's Beruhigung wirken zu können, als durch eine Theilnahme am Kriege. Ueberdies meinte er, daß Preußen die Mittel zu einem größeren Kriege nicht besitze. Dazu kam endlich, daß er auch kein rechtes Vertrauen zu den allmählig veralteten Einrichtungen seiner Armee hatte, besonders im Vergleiche mit den frischen, siegesmuthigen französischen Armeen. Aus allen diesen Gründen war er zum Kriege nicht zu bestimmen, ließ es vielmehr ruhig geschehen, daß Bonaparte Hannover besetzte, und sich zugleich zum Herrn der Elb- und Wesermündungen machte.

Der französische Herrscher fühlte wohl, daß ihm Preußen, wenn es sich mit seinen übrigen Feinden verbände, sehr gefährlich werden könnte; deshalb suchte er das preußische Cabinet durch Schmeicheleien und günstige Vorpiegelungen einzuschläfern. Bei jeder Gelegenheit heuchelte er ein großes Wohlwollen für Preußen und die Absicht, dasselbe, wie er sagte, zu einer wirklichen Großmacht zu erheben. „Preußen ist zu schwach,“ äußerte er einmal, „ich will es unterstützen, will es groß machen.“ Preußen sollte, im Bunde mit Frankreich, bessere Grenzen, ein abgeschlossenes Gebiet und eine größere Bevölkerung, ja vielleicht die Kaiserkrone und einen ersten Rang unter den Staaten erhalten. Für jeden Einsichtigen mußte es klar sein, daß dies nur Vorpiegelungen waren, um sürerst die Hülfe von Preußens 200,000 Mann gegen die übrigen Mächte zu erreichen, daß aber nach der Ueberwindung Oesterreichs dann auch die Stunde der Demüthigung für Preußen um so sicherer kommen mußte. Bonaparte war nicht der Mann, irgend eine starke Macht neben sich zu dulden, wieviel weniger selbst eine zu schaffen. Er wollte allein herrschen und alle übrigen Staaten nur seiner Willkür unterthänig machen.

Leider aber gab es am preußischen Hofe damals eine Partei, welche sich durch die gleichnerischen Versprechungen der Franzosen verblenden ließ und

wirklich die Ansicht aufstellte, daß Preußen durch den Anschluß an Frankreich nach Vergrößerung streben und im Gefolge des französischen Eroberers die Beute erhaschen müsse, welche er für seinen Bundesgenossen abfallen lasse. An der Spitze der so Gesinnten stand der Cabinetsrath Lombard. Er gehörte zur französischen Colonie in Berlin, welche lange Zeit für eine Pflanzschule der Diplomaten galt; er besaß Geist, lebhaften Verstand, gründliche Kenntniß der alten und der französischen Literatur, Dichtertalent und große Gewandtheit im Arbeiten, aber sein Leichtsinn, seine liebedlichen Sitten beraubten ihn jeden inneren Haltes, er war weichlich, schlaff, genussüchtig, ohne Unternehmungsgeist und ohne wahren Ehrgeiz. Ein festes politisches System ließ sich von einem solchen Manne nicht erwarten, und weil ihm von französischer Seite sehr geschmeichelt, vielleicht auch geradezu Geldmittel zur leichteren Durchführung seines ausschweifenden Lebens geboten wurden, ließ er sich ganz für das französische Interesse gewinnen. Er beherrschte seinerseits wieder den Minister Grafen von Haugwitz, einen Mann, der eben so wenig Festigkeit der Gesinnung und des Charakters besaß, und mit Lombard durch ein gleich genussüchtiges Leben genau verbunden war.

Die Königin Luise und alle Prinzen des königlichen Hauses, besonders der ritterliche (leider dabei sehr leichtsinnige) Prinz Louis Ferdinand, waren gegen Lombard eingenommen, ebenso eine Anzahl von tüchtigen Staatsmännern und Militärs, vor Allem Stein und Hardenberg und die Generale Blücher und Rüdchel; sie Alle aber vermochten furerst mit ihren Rathschlägen beim Könige nicht durchzudringen, wiewohl derselbe sich eben so wenig von der anderen Seite zu einem entschiedenen Bündnisse mit Frankreich fortreißen ließ. Als Bonaparte ein Bündniß geradezu anbot, wurde zwar Lombard zu ihm nach Brüssel geschickt, von wo er höchst entzückt von den Gesinnungen des ersten Consuls und voll Bewunderung für seinen Geist zurückkam, — aber bald darauf erklärte der König, daß er ein eigentliches Bündniß nicht für nöthig halte, dagegen einen Neutralitätsvertrag abschließen wolle. Hierüber waren die Verhandlungen noch im Gange, als Bonaparte durch einen neuen Gewaltstreich das Rechtsgefühl Friedrich Wilhelm's verletzte. Unter dem Vorwande, daß der bourbonische Prinz Herzog von Enghien um ein in Frankreich entdecktes Complot gewußt habe, ließ Bonaparte denselben plötzlich auf deutschem Gebiete ergreifen, nach Vincennes bringen und kriegsrechtlich erschießen. Diese That erregte in Berlin, wie anderwärts, den größten Unwillen; besonders hielt die edle Königin den Ausdruck ihrer tiefen Entrüstung nicht zurück, der französische Gesandte sah sich bei den Hofzirkeln überall gemieden, und der König ließ die Verhandlungen mit Frankreich ins Stocken gerathen. Zwar wurden dieselben nachher wieder aufgenommen und Friedrich Wilhelm trug auch kein Bedenken, die von Napoleon Bonaparte am 4. Juni 1804 angenommene Kaiserwürde sofort anzuerkennen, aber sein Vertrauen zu dem französischen Gewaltthaber war seit jener Zeit tief erschüttert und ist nie wieder zurückgekehrt. Dieser Sinnesänderung entsprach es auch, daß er den für Napoleon gestimmten Minister Haugwitz entließ und an dessen Stelle den Minister von Hardenberg, der mehr zu England sich hinneigte, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragte.

**Verletzung der preussischen Neutralität; Kaiser Alexander in Berlin; der Potsdamer Vertrag (1805).** England, Oesterreich und Rußland hatten inzwischen mit immer größerer Besorgniß Napoleon's willkürliches Verfahren in Italien beobachtet: er hatte dort die italienischen Republiken zu einem Königreiche Italien umgestaltet, sich selbst zum erblichen Könige von Italien ernennen lassen und in Mailand die alte eiserne Krone auf sein Haupt gesetzt. Sein Stieffohn Eugen Beauharnais wurde zum Vicekönig von Italien ernannt, Parma, Piacenza und Guastalla, sowie Genua ganz mit Frankreich vereinigt. Um dem weiteren Vorschreiten der drohenden Weltherrschaft Halt zu gebieten, vereinigte der englische Minister Pitt von Neuem England, Oesterreich und Rußland zu einer dritten Coalition gegen Frankreich. Auch Schweden trat dem Bündnisse bei, Preußen dagegen wies die Theilnahme wiederum von sich.

Sowie Napoleon von dem großen, gegen ihn vorbereiteten Schläge Kunde erhielt, suchte er nach seiner Gewohnheit den Gegnern zuvorzukommen. Die in Boulogne versammelte und zum Theil schon gegen England eingeschiffte Armee wurde plötzlich unter dem Namen „die große Armee“ gegen die deutschen Grenzen in Bewegung gesetzt und gleichzeitig marschirte Marschall Bernadotte aus Hannover nach dem Oberrhein. Noch einmal versuchte der Kaiser in diesem entscheidenden Augenblicke Preußen zu einem Bündnisse zu bestimmen; sein vertrauter Adjutant Duroc kam mit dem Auftrage nach Berlin, die förmliche Abtretung Hannovers als Preis des Bündnisses anzubieten, aber der König blieb auch diesmal der Neutralität getreu und behauptete dieselbe mit gleicher Festigkeit gegen Rußland, als der Kaiser Alexander eine Heeresabtheilung durch preussisches Gebiet ziehen lassen wollte.

Je ernster aber Friedrich Wilhelm seine Pflichten gleichmäßig nach allen Seiten erfüllte, desto tiefer war er verletzt, als bald darauf die Franzosen ungeachtet seiner ausgesprochenen Neutralität sich erlaubten, durch preussisches Gebiet zu marschiren. Um nämlich den Oesterreichern, welche unter General Mack in Baiern standen, unerwartet in den Rücken zu fallen, ging der Marschall Bernadotte (October 1805) wider alles Völkerrecht durch das neutrale Gebiet der preussisch-anspachischen Fürstenthümer hindurch. Er erreichte seinen Zweck; denn General Mack mußte mit seiner ganzen, auf diese Weise überraschten Heeresabtheilung bei Ulm das Gewehr strecken (17. October).

Friedrich Wilhelm, durch das rücksichtslose und gewaltthätige Verfahren der Franzosen tief beleidigt, ließ Napoleon eröffnen, daß er sich nun seinerseits aller Verpflichtungen in Betreff der Neutralität Norddeutschlands enthoben finde und seine Armee diejenige Stellung werde einnehmen lassen, die ihm für die Vertheidigung seines Staates nothwendig schein. Hardenberg, Stein und die Männer, welche Preußens Theilnahme am Kriege für eine unvermeidliche Nothwendigkeit hielten, stellten dem Könige vor, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, das Schwert in die Waagschale zu werfen. Die Königin Luise theilte ihre patriotische Begeisterung, und als in jenen Tagen (October 1805) der Kronprinz zu seinem zehnten Geburtstage Hut und Degen erhielt, und zum ersten Male in Uniform vor der Mutter erschien, da äußerte sie ihre tiefe Bewegung in den Worten: „Ich hoffe, mein

Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Nothe, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine Brüder zu rächen."

In derselben Zeit war es auch, wo der Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin kam, um den König zu einem entscheidenden Schritte zu drängen (October 1805). Das Königspaar empfing ihn mit wehmüthiger Rührung: in die Freude des Wiedersehens und in die Erinnerung der glücklichen Tage von Memel mischte sich das Gefühl eines nahenden schweren Verhängnisses. In Potsdam fanden die vertraulichen Berathungen statt, in welchen Alexander vor der Gefahr einer weiteren Neutralität Preußens warnte. Preußen könne sich nicht mehr von der Sache Deutschlands, von der Sache Europa's trennen, es dürfe nicht durch seine Unthätigkeit dem gemeinsamen Feinde den Sieg erleichtern; noch werde es zwar von demselben geschont, aber seien erst Oesterreich und Rußland besiegt, so werde es allein der Uebermacht eines hochmüthigen Eroberers gegenüberstehen. In Luise's hochherziger Brust fanden diese Vorstellungen den lebhaftesten Anklang, sie wurden noch unterstützt durch den Erzherzog Anton von Oesterreich, welcher im Auftrage des Kaisers Franz gleichfalls nach Potsdam gekommen war. Auch Friedrich Wilhelm ließ sich endlich zu einer Parteinahme bestimmen, aber der erneuerte Einfluß der Haugwitz'schen Partei brachte es dahin, daß in einem Vertrage (vom 3. November 1805) zunächst nur beschlossen wurde, daß Preußen eine bewaffnete Vermittelung zwischen den kriegsführenden Mächten übernehme; habe dieselbe bis zum 15. December nicht zum Ziele geführt, so sollte dann auch Preußen den Krieg an Frankreich erklären.

Am Morgen nach Abschluß dieses Vertrages gedachte der Kaiser abzureisen. Bei der Abendtafel äußerte er sein Bedauern, Potsdam zu verlassen, ohne den Manen Friedrich's des Großen seine Ehrfurcht bezeigt zu haben. „Dazu ist noch Zeit,“ sagte der König, und ließ alle Anstalten treffen, um seinen hohen Gast noch in der Nacht an Friedrich's Grab zu begleiten. Nach elf Uhr erhoben sich Alexander, Friedrich Wilhelm und Luise, um Mitternacht begaben sie sich in die von Wachskerzen erleuchtete Fürstengruft. Ueberwältigt von seinen Empfindungen, neigt Alexander seine Lippen auf Friedrich's Sarg, küßt ihn, reicht über dem Sarge Friedrich Wilhelm und der Königin die Hand, gelobt ihm und seinem königlichen Hause ewige Freundschaft und schwört zugleich mit ihm den Eid der Befreiung Deutschlands. Dieses Gelübde in so ernster Stunde, an so geweihter Stätte gethan, die beiden Fürsten haben es erfüllt, wenn auch später, als sie wähten, wenn auch erst nach dem Tode der edlen Fürstin, welche den Bund mit ihren Thränen weihete, welche aber bald im Schmerze über die Demüthigung des Vaterlandes vorzeitig dahin welken sollte.

**Austerlitz; neuer Vertrag mit Frankreich. Geringschätziges Behandlung Preußens.** Die Friedensvermittlung, welche Preußen durch den Potsdamer Vertrag übernommen hatte, wurde leider vom Könige nicht den besten Händen anvertraut. Der seit einiger Zeit wieder thätige Graf von Haugwitz wurde damit beauftragt. Friedrich Wilhelm mochte ihn dazu ausersuchen haben, weil er ihn theils durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, theils und besonders durch seine günstigen Beziehungen zum kaiserlichen Cabinet für vorzüglich geeignet hielt, aber nur allzubald sollte es sich zeigen, daß

in einem Augenblicke, wo Preußen endlich ein entscheidendes Wort in den Weltereignissen mitsprechen wollte, auch ein Mann von entschiedenerem, festerem Charakter als Haugwitz am Platze gewesen wäre. Derselbe nahm noch dazu bei seiner Sendung den französisch-gesinnten Lombard mit sich. Am 14. November (1805) machten sich die Beiden auf den Weg, um Napoleon in seinem Hauptquartiere aufzusuchen. Die Franzosen waren bereits in Sturmeseile bis Wien vorgebrungen, hatten die Hauptstadt ohne Schwertschlag besetzt, und waren von da ohne Aufenthalt den vereinigten Russen und Oesterreichern nach Mähren entgegengerückt. Haugwitz reiste dem Kaiser nach, ließ sich aber durch mancherlei Vorwände hinhalten, so daß er erst am 26. November zur Audienz zugelassen wurde. Napoleon lag daran, erst einen Hauptschlag gegen seine Feinde auszuführen, ehe er sich mit Preußen auf neue Verhandlungen einließ; dann hoffte er damit leichtes Spiel zu haben. So ging er denn in jener Audienz gar nicht auf die Sache ein, sondern hielt den preussischen Unterhändler, den er durch persönliche Schmeicheleien für sich einzunehmen wußte, durch allerlei Nebendinge hin, und verschob die Erklärung über Preußens Anträge bis auf eine weitere Zusammenkunft. Inzwischen aber fiel die wichtige Schlacht bei Austerlitz in Mähren (2. December 1805) zum Verderben der Verbündeten aus, Kaiser Franz bat um Frieden, Alexander zog seine Truppen zurück, und nun stimmte Napoleon gegen den preussischen Minister einen ganz andern Ton, als vorher, an. Ohne Schonung schalt er über das Einverständniß, in welches Friedrich Wilhelm wider ihn mit seinen Feinden getreten. Nach sehr demüthigen Erklärungen Haugwitz's erbot er sich stolz, das Geschehene zu vergessen, wenn sich Preußen mit Frankreich durch unauflöbliche Bande vereinige. Haugwitz ließ sich durch die Erwägung der plötzlich veränderten Umstände dazu bestimmen, statt der Erfüllung des ihm gewordenen Auftrags, in Schönbrunn einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen sich Preußen zu einem engen Bündniß mit Frankreich, zugleich aber zur Abtretung des Fürstenthums Anspach an Baiern, wie des Fürstenthums Neuchâtel und der Festung Wesel an Frankreich verpflichtete, wofür ihm als Ersatz das Kurfürstenthum Hannover übergeben werden sollte, welches Frankreich selbst noch gar nicht rechtmäßig besaß, und durch dessen Besetzung Preußen mit England in neuen Zwist gerathen mußte. Dieser Vertrag wurde am 15. December 1805 unterzeichnet, an demselben Tage, welcher zu Potsdam als letzte Frist für Preußens kriegerische Entscheidung bestimmt worden war. Als Haugwitz dem Könige das Schönbrunner Actenstück überbrachte, wurde derselbe äußerst schmerzlich überrascht, die Königin und die ihr Gleichgesinnten im höchsten Grade entrüstet. Nach langen Berathungen wurde jedoch beschlossen, den Vertrag nur mit einigen Veränderungen anzunehmen; ihn ganz zu verwerfen, schien um so weniger thunlich, als Oesterreich inzwischen (am 26. December 1805) den Frieden zu Preßburg unter den demüthigendsten Bedingungen geschlossen hatte und Napoleon mehr als je Herr der deutschen Geschichte geworden war. Wiederum war es Haugwitz, der nach Paris gesandt wurde, um einen günstigeren Bundesvertrag zu erwirken. Er wurde zuerst freundlich aufgenommen und rühmte

sich in seinen ersten Berichten nach Berlin, bald Alles abgemacht zu haben. Auf diese Kunde rieth man dem Könige, zum besseren Beweis seiner Friedensliebe auch die früheren Rüstungen wieder aufzugeben. Dies geschah, aber es war nicht zum Heile Preußens; denn Napoleon, der jetzt gegen den preussischen Hof, besonders gegen die begeistert-patriotische Königin, vom heftigsten Hasse erfüllt war, sah in der freiwilligen Entwaffnung nur ein Zeichen der Zaghaftigkeit und trat nun um so hochfahrender auf. Erst nach Vollendung der Entwaffnung ließ er Haugwitz vor sich kommen; er stellte sich über das Verhalten Preußens aufs Höchste erzürnt. „Sie, Graf Haugwitz,“ rief er aus, „achte ich und werde Sie immer achten, aber ich will nicht mit mir spielen lassen. Sie sind ein ehrlicher Mann, aber Sie haben kein Ansehen mehr in Berlin. Einige Unsinnige treiben Ihren König zum Kriege. Ich sage es Ihnen, Graf Haugwitz, es nimmt noch ein schlechtes Ende.“ Da Preußen, so erklärte Napoleon weiter, den Schönbrunner Vertrag nicht ohne Weiteres angenommen, so halte auch er sich nicht mehr dadurch gebunden und wolle einen anderen vorlegen lassen. Dies geschah, und der neue Vertrag war schlimmer, als der frühere, besonders mußte sich Preußen dadurch noch verpflichten, dem englischen Handel alle Küsten und Häfen zu verschließen. Dennoch hatte Friedrich Wilhelm jetzt fast keine Wahl mehr, und vollzog den gefährlichen Vertrag (15. Februar 1806). Wie selbst französische Schriftsteller eingestehen, legte es Napoleon damals geradezu darauf an, Preußen seinen Unwillen und seine Geringschätzung empfinden zu lassen. Der neue Vertrag war überdies darauf berechnet, Friedrich Wilhelm in offene Feindschaft mit England zu verwickeln. Preußen nahm im Februar 1806 Hannover nebst Lauenburg in Besitz und sperrte die Nordseehäfen für englische, wie für schwedische Schiffe. König Georg III. von England antwortete darauf durch eine heftige „Declaration“, durch Beschlagnahme aller preussischen Schiffe in englischen Häfen, durch Ausgabe von Raperbriefen gegen Preußen, während die Flotte des mit England verbündeten Schwedens die preussischen Ostseehäfen blockirte. Im Juni 1806 erklärte England geradezu den Krieg an Preußen.

Jetzt, nachdem Preußen in so große Schwierigkeiten verwickelt war, ging Napoleon offen und rücksichtslos dem Ziele der gänzlichen Unterjochung entgegen. Der Minister von Hardenberg, den er als einen Widersacher der französischen Politik kannte, mußte auf seinen ausdrücklichen Willen entlassen werden; ein preussischer Bezirk am Rheine wurde ungeachtet aller Gegenvorstellungen von Napoleon's Schwager Murat besetzt. Es wurde immer klarer, daß trotz aller Willfährigkeit Preußens doch zuletzt Nichts übrig bleiben würde, als zum Schwerte zu greifen. Auch Napoleon schien dies zu erwarten und sich auf jedes Ereigniß zu rüsten: er wollte den letzten entscheidenden Schlag in Deutschland führen.

Um das deutsche Reich vollends zu zerrütten und zu vernichten, stiftete er am 12. Juli 1806 zu Paris den sogenannten Rheinbund, durch welchen sich Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt und andere Staaten vom deutschen Reiche trennten und unter Frankreichs Schutzherrschaft begaben. Zugleich erklärte Napoleon, daß er das deutsche Reich nicht mehr anerkenne. In Folge dieser Erklärung legte Franz II., der schon zwei

Jahre früher den Titel als Kaiser von Oesterreich angenommen hatte, die römische Kaiserwürde nieder.

Napoleon hatte es nicht der Mühe werth gefunden, Preußen irgend welche Kenntniß von den Verhandlungen zu geben, welche der Auflösung des deutschen Reiches vorhingen. Gleichzeitig erfuhr aber das preussische Cabinet, daß er mit England insgeheim wegen der Rückgabe Hannovers unterhandele und Rußland Preussisch-Polen angeboten habe. So sehr hierdurch Friedrich Wilhelm's Mißtrauen erhöht wurde, so wußte ihn doch der ränkevolle Korsé noch einmal durch einen neuen Trug zu beschwichtigen: er forderte nämlich den König auf, nach Art des Rheinbundes einen norddeutschen Bund unter Preußens Schutz und Vorrang zu stiften. Natürlich ging das preussische Cabinet sehr gern auf diesen Plan ein; bald aber mußte dasselbe erfahren, daß Napoleon insgeheim dem Zustandekommen des Bundes auf jede Weise entgegenarbeite.

**Kriegserklärung; Schlacht bei Jena (14. October 1806).** Trotz aller solcher Vorgänge, welche den Bruch fast unvermeidlich machten, trotz aller dringenden Ermahnungen der königlichen Prinzen, Stein's und seiner Gesinnungsgenossen, hatte der König noch immer den Krieg zu vermeiden gewünscht. Unter seinen Gründen war einer der wichtigsten sein Mißtrauen in die Tüchtigkeit des Heeres, dessen veraltete Einrichtungen den Vergleich mit den feindlichen Heeren nicht aushielten, und dessen höhere Offiziere meist alt und gebrechlich, die Festungscommandanten zum Theil matte, hinfällige Greise waren. Es war nicht zu verwundern, daß unter diesen alten Befehlshabern selbst keine rechte Lust zum Kriege mehr vorhanden war; nur unter den jüngeren Offizieren herrschte eine lebhafteste Begeisterung für den Kampf gegen die Franzosen. Im Ganzen enthielt die Armee gewiß so viele tapfere, muthvolle Kräfte, daß bei rascher, richtiger Leitung wenigstens ein erster großer Erfolg gegen die Franzosen möglich war, aber es fehlte eben die Einheit und der Nachdruck der obersten Leitung, und die Strenge der Kriegszucht hatte durch den langen Frieden gelitten. Ungeachtet dieser Ueberzeugung vermochte aber der König zuletzt der kriegerischen Stimmung, welche sich in Berlin und im Lande geltend machte, nicht mehr zu widerstehen. An der Spitze der Kriegspartei stand der Prinz Louis Ferdinand. Offiziere der Berliner Besatzung zogen des Abends vor die Wohnung des Ministers Haugwitz und des französischen Gesandten und wegzten an den steinernen Auffahrten der Hotels ihre Degenklingen. Ueberall hörte man, Preußen sei beschimpft und der König werde den seiner Krone angethanen Schimpf nicht einstecken; im Theater und an allen öffentlichen Orten machte sich die Volksmeinung laut, und es schien gefährlich, sich derselben zu widersetzen. Endlich konnte selbst Haugwitz dieser Stimmung nicht mehr widerstehen und rieth zum Kriege. Am 9. August 1806 erging der Befehl des Königs, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Friedrich Wilhelm forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland zurückziehen, der Bildung eines nordischen Bundes kein weiteres Hinderniß bereiten und die Festung Wesel herausgeben sollte; da diese Punkte verweigert wurden, erklärte Friedrich Wilhelm den Krieg (am 8. October 1806). Auch Rußland brach sofort alle Verhandlungen mit Frankreich ab; freilich aber konnten seine

Truppen nicht zeitig genug herbeikommen, um den Angriff gemeinschaftlich mit den Preußen zu eröffnen. Oesterreich aber lehnte die Theilnahme an dem neuen Kampfe ab, und so war Preußen in dem verhängnißvollen Augenblicke auf sich allein angewiesen. Nur der Antrieb der Ehre und die allgemeine patriotische Entrüstung konnten den König bestimmen, den gefährlichen Kampf dennoch zu unternehmen.

Napoleon zog seine Heere, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, eilig zusammen und ließ sofort die Pässe des Thüringer Waldes besetzen. Diesseits desselben stand das preußische Heer unter dem Herzog von Braunschweig, welcher zu alt und zu ängstlich geworden war, um mit derjenigen Entschiedenheit zu handeln, welche in jener schwierigen Lage nöthig war. Im October rückte Napoleon durch das Saalthal zum Angriffe vor. Prinz Louis Ferdinand, welcher die Avantgarde der Fürst Hohenlohe'schen Heeresabtheilung befehligte, wollte diesem Angriffe zuvorkommen und brach am 10. October 1806 vor Tagesanbruch mit 6000 Mann von Rudolstadt nach Saalfeld auf. Dort, in der Nähe der Stadt, stößt er auf die von den Höhen des Thüringer Waldes in großer Uebermacht herabkommenden Franzosen. Fünf Stunden lang führt er den Kampf gegen den fünffach stärkeren Feind. Noch zuletzt an der Spitze seiner Reiter wagt er einen kühnen Angriff auf die französische Cavallerie, aber eine rasche Wendung der Feinde bringt die Seinigen in verwirrte Flucht. Vergebens stemmt der Prinz sich dem Strome der Fliehenden entgegen, er wird unaufhaltsam mit fortgerissen, und seine in die Augen fallenden Ordenssterne bringen ihn in die dringendste Gefahr. Sein Pferd erhält einen Schuß und bricht zusammen. Der Prinz wirft sich aus dem Sattel und nimmt seine Pistolen aus den Halstern. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein; er schießt nach ihnen, der eine Schuß streift den Husaren, der andere fehlt den Wachtmeister. Dieser ruft ihm zu! „General, ergebt Euch!“ Der Prinz antwortet durch einen Säbelhieb, kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter, empfängt mehrere leichte Wunden, bis ihn ein Hieb in den Hinterkopf zu Boden streckt. Der Husar wirft sich vom Pferde, durchbohrt die Brust des Gefallenen und wüthet noch gegen den todtten Feind. Bauern brachten den Leichnam, mit dreizehn Wunden bedeckt, nach Saalfeld.

Das unglückliche Treffen bei Saalfeld eröffnete den Franzosen die Pässe der Saale und mit starken Massen durchbrechend, umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen, sowie von allen Vorräthen ab. Hierdurch entstand unter den Preußen der bitterste Mangel und in dessen Gefolge Unordnung und Entmuthigung.

Der Theil des Heeres, welchen der Herzog von Braunschweig selbst führte, stand bei Auerstädt, eine andere Abtheilung unter Fürst Hohenlohe bei Jena, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demselben Tage, am 14. October 1806, angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt führte Marschall Davoust die Franzosen, bei Jena der Kaiser selbst Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen, sein Fall brachte Verwirrung und Planlosigkeit in die weitere Führung des Kampfes. Die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens nicht ersetzen, von mehreren Seiten um-

gangen, wick das preußische Heer zurück. Dasselbe wollte sich nach Weimar zurückziehen, um an der Hohenlohe'schen Heeresabtheilung eine Stütze zu gewinnen, als es klar wurde, daß auch diese bereits von gleichem Unglücke betroffen war. Beide geschlagene Theile flohen gegen einander, es erfolgte eine allgemeine Auflösung, das Heer wurde in einzelne Haufen zersprengt, welche von den nachrückenden Feinden einer nach dem anderen vernichtet wurden.

**Capitulationen der Festungen.** Schmählicher aber als die Niederlage der preußischen Waffen war die unwürdige Verzweiflung, womit man sich fast überall beeilte, dem Feinde ohne Gegenwehr Alles dahinzugeben. Fast keine Behörde dachte an Widerstand, die meisten Festungen wurden dem Feinde ohne alle Vertheidigung überliefert. Die altersschwachen Befehlshaber, statt durch den äußersten Widerstand Zeit bis zur Herankunft der Russen zu gewinnen, zogen es vor und meinten, dem Könige am besten zu dienen, wenn sie den Feind durch schleunige Uebergabe zu versöhnen suchten.

Schon am ersten Tage nach der Schlacht bei Jena (15. October) wurde Erfurt übergeben, und nachdem der Herzog Eugen von Württemberg (am 17. October) bei Halle besiegt, die Preußen unter Hohenlohe, Kalkreuth und Blücher über die Elbe gedrängt waren, konnte Napoleon am 23. October bereits von allen zwischen dem Rheine und der Elbe liegenden preußischen Ländern, sowie von Braunschweig, Fulda, Hessen-Kassel und den Hansestädten Besitz ergreifen. Am 27. October hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Minister hatten zuerst dort nochmals Gegenwehr versuchen wollen, doch mußten sie darauf verzichten, indem der Gouverneur, Fürst Hatzfeldt, sich sogar weigerte, die großen Kriegsvorräthe wegschaffen zu lassen, um nicht den Zorn des Siegers auf die Stadt zu ziehen. Alle Vorräthe fielen Napoleon in die Hände. In rascher Aufeinanderfolge capitulirten die Festungen Spandau (am 25. October), Stettin (29. October), Küstrin (1. November) und selbst Magdeburg, das Hauptbollwerk des Landes, wo sich die Generale von Kleist und von Wartensleben mit noch 19 anderen Generalen an der Spitze von 22,000 Mann am 8. November schmachvoll ergaben. Der Fürst von Hohenlohe hatte mit seiner Truppenabtheilung am 28. November bei Prenzlau capitulirt, nur der General von Blücher rettete die Ehre der preußischen Armee, indem er gegen drei französische Armeecorps in und bei Lübeck heldenmüthig focht, bis auch er bei Ratkau, jedoch mit allen militärischen Ehren, capitulirte (7. November).

Napoleon ließ nun durch seine Feldherren die Marken und Pommern besetzen, und während seine Verbündeten, die Baiern und Würtemberger, gegen Schlesien marschirten, zog er selbst nach dem polnischen Südpreußen, wo er unterdeß durch einen Aufruf von Berlin aus die Polen zum Aufstande gerufen hatte. Mit dem Kurfürsten von Sachsen, der bisher auf Preußens Seite gestanden, schloß er den Frieden zu Posen, durch welchen derselbe dem Rheinbunde beitrug, seine Truppen zum Kriege gegen Preußen hergab und um diesen Preis ebenso wie früher die Fürsten von Baiern und Württemberg den Königstitel erhielt. Wiewohl durch ganz Polen der Aufruhr entzündet wurde, mußten die Franzosen doch jenseits der Weichsel ihr sieg-

reiches Vordringen unterbrechen, indem sie dort auf die inzwischen herbeigerückten Heere der Russen trafen.

Bergebens hatte Friedrich Wilhelm versucht, den verderblichen Krieg durch Anknüpfung neuer Unterhandlungen aufzuhalten: Napoleon hatte in seinem Siegesrausche jede Spur von Mäßigung verloren und wollte von ehrenhaften Friedensbedingungen Nichts mehr wissen. Von Berlin aus erließ er, um endlich, wie er hoffte, auch England zu demüthigen, ein Decret über die Continentsperre, wodurch aller Handel und Verkehr mit England streng untersagt wurde. Freilich wurden hierdurch die Engländer weniger hart betroffen, als die Staaten des Festlandes; denn jene suchten für ihre Waaren andere Handelswege und nahmen unterdeß den Europäern alle überseeischen Colonien fort, während die Staaten des europäischen Continents durch das Stocken alles Handels sehr schwer zu leiden hatten.

Der Uebermuth des Siegers stieg noch, als auch die schlesischen Festungen eine nach der andern sich ergeben hatten, Glogau (am 2. December), Breslau (5. Januar 1807) Brieg (16. Januar), Schweidnitz (7. Februar), Neiße (16. Juni), Kosel (18. Juni), Glatz (25. Juni). Im ganzen Lande widerstanden nur noch Silberberg, Danzig, Kolberg, durch den Oberst Sneydenau im Verein mit den Freischaaren des Lieutenant Schill tapfer vertheidigt, und Graudenz, wo der greise Courbière befehligte und den Franzosen auf die Meldung, der König von Preußen habe sein Königreich verloren, mit Festigkeit erwiderte: „Nun, so werde ich König in Graudenz sein.“

**Eylau und Friedland.** Die Russen hatten unterdeß den Kampf gegen die Franzosen zuerst in Polen eröffnet, bald verlegten sie denselben nach Ostpreußen, wo eine preussische Heeresabtheilung unter L'Estocq, später noch eine unter Kalkreuth zu ihnen stießen. Bei Eylau, nicht weit von Königsberg, trafen die beiden feindlichen Heere auf einander, dort wurde am 7. und 8. Februar (1807) in bitterer Kälte unter Schnee und Windesturm eine der blutigsten Schlachten geliefert, welche die Geschichte kennt. Zweimalhunderttausend Mann wütheten gegen einander. Der Kern der französischen Gardes wurde aufgeopfert, der Sieg aber dennoch von den Franzosen nicht errungen. Die Russen unter Benningsen fochten mit unerschütterlicher Tapferkeit, und die Preußen, noch zur rechten Zeit eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuth die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere blieben auf dem Schlachtfelde, beide schrieben sich den Sieg zu. Vielleicht würde ein neuer Angriff am dritten Tage die Franzosen zum Rückzuge vermocht haben, Benningsen glaubte jedoch seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengungen nicht zumuthen zu dürfen, und führte dasselbe nach Königsberg, Napoleon das seinige nach der Passarge zurück. Bergebens bot jetzt der Kaiser dem König Friedrich Wilhelm einen besonderen Frieden an; dieser war zu ehrenhaft, um seinen Bundesgenossen im Stiche zu lassen; er wollte, wenn es sein sollte, lieber mit Ehren untergehen. In der Convention zu Bartenstein vereinigte er sich von Neuem mit Rußland zu gemeinschaftlichem Handeln. Die Franzosen hatten inzwischen die Eroberung der Festung Danzig zum nächsten Ziele ihrer Operationen gemacht: General Kalkreuth vertheidigte dieselbe drei Monate hindurch mit großem Heldenmuth, dann übergab er sie unter ehrenvollen Bedingungen. Nach mehreren kleineren Gefechten

kam es am **14. Juni 1807** zu einer neuen und entscheidenden Schlacht bei Friedland. Von früh bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Sieg auf Seiten der Russen, da erschlaffte ihr Eifer, während auf Seiten der Franzosen neue Heereshaufen, besonders die Kaisergardien, anlangten. Endlich war der blutige Tag zu Gunsten Napoleon's entschieden. Die Russen wurden auf allen Seiten zurückgeworfen und wendeten sich nach dem Grenzflusse ihres Reiches, nach dem Niemen hin. Am 19. Juni zog Napoleon in die äußerste Grenzstadt Preußens, in Tilsit ein.

**Der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807).** Sogleich nach dem Rückzuge über den Niemen wurden zwischen Rußland und Frankreich Friedensunterhandlungen angeknüpft; bei denselben gelang es Napoleon, den Kaiser Alexander durch einschmeichelndes Verhalten und Eröffnung großer Aussichten für sich und für seine weiteren Zwecke zu gewinnen. Er wußte ihn anscheinend zu überzeugen, daß Frankreich und Rußland sich die Weltherrschaft, jenes im Westen, dieses im Osten theilen müßten, und zwar zu dem Zwecke, dem festen Lande endlich den Frieden wiederzugeben und zugleich durch Demüthigung der Engländer die Freiheit der Meere zu sichern. In allen seinen Worten nahm Napoleon den Schein an, als wünschte er Alexander's Freundschaft nur dazu, damit beide vereint, als Schiedsrichter in Europa, den Frieden und das Glück aller Völker fest begründen könnten. Alexander's wohlwollendes Herz war für solche Ideen immerdar begeistert gewesen und er ließ sich daher durch die gleichnerischen Vorstellungen Bonaparte's leicht bethören. So vereinigten sich die beiden Kaiser zu gemeinsamer Beherrschung Europa's; ein Bund aller Mächte des Festlandes gegen die englische Seeherrschaft sollte nöthigen Falls mit Gewalt erzwungen werden. Preußen sah sich zum Lohne für sein hingebendes Vertrauen nun auch von Rußland verlassen: ja bei der bald darauf vollzogenen Zerstückelung des preußischen Reiches ließ sich Rußland selbst noch einen Grenzbezirk (Bialystock) zutheilen.

Die Friedensunterhandlungen mit Preußen wurden gesondert geführt; Napoleon zeigte dabei von Neuem seine heftige Erbitterung gegen das Königs-haus: er wurde um so mehr gereizt, als Friedrich Wilhelm sich auch im Unglücke nicht überwinden konnte, sich vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger zu schmiegen, vielmehr dessen höhnen Uebermuth durchweg mit edlem Stolz und hoher Würde begegnete. Auch die Königin zeigte in jenen unseligen Tagen ihre ganze Hochherzigkeit. Als Napoleon gering-schätzig seinen Unwillen äußerte, wie Preußen es habe wagen können, ihn anzugreifen, da sagte sie das schöne berühmte Wort: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Solcher ächt königliche Stolz verletzte den hochmüthigen Mann, welcher selbst zu niedrig dachte, um diese edle Gesinnung am Feinde zu ehren; der Friede, welchen er für Preußen dictirte, war ein neuer Beweis seiner großen Erbitterung.

Am **9. Juli 1807** wurde der **Friede zu Tilsit** abgeschlossen: Friedrich Wilhelm mußte die Hälfte seiner Staaten opfern, alle seine Häfen dem englischen Handel verschließen, und die Zahlung einer fast unerschwinglichen Kriegscontribution (von fast 140 Millionen Franken) übernehmen. Endlich mußte sich der König verpflichten,

fortan nur eine Armee von einer fest bestimmten Anzahl Soldaten (42,000) zu halten.

Die Länder, welche Preußen abtreten mußte, waren im Einzelnen folgende:

**alle Besitzungen zwischen Elbe und Rhein**, nämlich die Altmark, die westliche Hälfte des Herzogthums Magdeburg mit der Stadt Magdeburg und dem Saalkreise, das Fürstenthum Halberstadt mit den zugehörigen Herrschaften, der preußische Antheil an der Grafschaft Mansfeld, das Fürstenthum Erfurt, das Eichsfeld und alle übrigen vormals kurmainzischen Besitzungen in Thüringen, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Minden, Münster, Ostfriesland, Baireuth, die Grafschaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg, die Abteien Quedlinburg, Essen, Werden, und die vormals freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. — Zu diesen Abtretungen ist ferner das Kurfürstenthum Hannover zu rechnen, für dessen nunmehr vereitelte Erwerbung Preußen kurz vorher Anspach, einen Theil von Cleve und Neufchatel hingegeben hatte;

ferner die Herrschaften **Cottbus** und **Peitz** (der Cottbuser Kreis in der Lausitz);

sodann **fast alle vormals polnischen Landestheile**, nämlich: Südpreußen (mit Thorn), Neupreußen, der südliche Theil des Negydistrictes, der westpreußische Kreis Culm, sowie Stadt und Gebiet Danzig, endlich auch Neuschlesien.

Auch mußte sich Preußen verpflichten, den Franzosen und ihren Bundesgenossen die Schifffahrt auf der Weichsel, der Neke und dem Bromberger Kanal frei zu lassen; später wurde noch die Einräumung der drei nach Warschau, Posen und Kalisch führenden großen Handelsstraßen erzwungen.

Preußen verlor durch den Tilsiter Frieden von 6224 Quadratmeilen, die es mit Einschluß Hannovers zuletzt besaß, 3357, — von etwa 10 Millionen Einwohnern beinahe 5 Millionen.

Friedrich Wilhelm entließ seine ehemaligen Unterthanen, mit Ausnahme der Polen, die sich selbst von der Treue gegen ihn losgesagt hatten, durch ein von Memel datirtes Patent vom 24. Juli 1807. „Ihr kennt,“ sagt er darin, „geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gefinnungen und die Begebenheiten der letzten Jahre. Meine Waffen erlagen dem Unglücke, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt in die äußerste Grenze meines Reiches, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts mehr übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte, so wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande schmerzliche Opfer auf. Was Jahrhunderte, biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen

mein Hans. Unsere heißen Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Euerm neuen Landesherrn; seid Ihm, was Ihr mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen."

Von vielen Seiten gingen die rührendsten Antworten auf diesen edlen, einfachen Abschied ein; besonders ist die treuherzige Erwiderung der Bauern der Graffschaft Mark u. s. w. bekannt geworden. Sie schrieben dem Könige: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, wenn Deine Feldherren und Rätthe zu betäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns herzuführen, und sie mit unseren Landknechten vereint zu einem neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt wissen, daß in unseren Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig rollt, und wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittkeind unsere Landsleute zu nennen. Auf unserm Grunde und Boden liegt das Siegesfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, welche das Deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland errettet, denn unsere Landknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat seine Pestlucht noch nicht über uns ausgegossen. Indessen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Feldherren und klügere Rätthe finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mustest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist ja nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksales? Wir müssen alle mit männlichem Muthе dulden, was nicht in unserem Vermögen ist zu ändern. Gott stehe uns bei. Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein, und unsere Sprache, unseren Glauben und unseren Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, wie Du, guter, lieber König, es immer gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude."

Von den Landestheilen, welche Preußen im Tilsiter Frieden abtreten mußte, wurden Südpreußen, fast ganz Neustpreußen, der südliche Netzdistrict und Culm zu dem neugebildeten Großherzogthume Warschau gewiesen, welches dem Könige von Sachsen zum Lohne seiner Dienste gegen Napoleon übergeben wurde. — Einen Theil von Neustpreußen, nämlich den District Bialystock, erhielt Rußland, welches es ungeachtet des früheren Bündnisses mit Preußen nicht verschmähet, sich an der Beute aus Preußens Fall zu betheiligen. Die Stadt Danzig sollte unter Preußens und Polens Schutz eine freie Stadt werden, aber da ein französischer Befehlshaber dort blieb, konnte die Unabhängigkeit nur eine scheinbare sein. Cottbus kam an Sachsen, welches dagegen andere Bezirke (seinen Antheil an Mansfeld u. a.) Frankreich zur Verfügung überließ. Das Fürstenthum Baireuth gab Napoleon (jedoch erst 1810) an Baiern. Erfurt, welches der Kaiser als einen trefflichen Stützpunkt in der Mitte Deutschlands für die Entfaltung seines

Einflusses betrachtete, ließ er zunächst für sich selbst verwalten. Ostfriesland wurde dem Könige von Holland überwiesen, später (1810) mit dem französischen Kaiserreiche selbst als besonderes Departement vereinigt. Alle übrigen Besitzungen zwischen Elbe und Rhein wurden theils dem von Napoleon für seinen Bruder Hieronymus (Jerome) gegründeten Königreich Westphalen, theils dem Großherzogthume Berg, welches (1806) für des Kaisers Schwager Murat gebildet war, zugetheilt. Das Königreich Westphalen erhielt von ehemals preussischen Landestheilen: die Altmark, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Mansfeld, Hildesheim, das Eichsfeld, Paderborn, Ravensberg, Minden, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar. (Außerdem umfaßte dasselbe schließlich Hessenkassel, die braunschweigischen Länder, fast ganz Hannover und einige andere Gebiete, wovon jedoch Napoleon 1810 mehrere Departements für das Kaiserreich wegnahm.) Zum Großherzogthume Berg wurden von vorher preussischen Gebieten die Grafschaft Mark, das Fürstenthum Münster und Tecklenburg gewiesen. (Außerdem gehörten dazu Berg, die früher von Preußen abgetretenen Landestheile Cleve, Essen, Werden u. s. w., ferner Deuz und eine große Anzahl vormals reichsummittelbarer Herrschaften am rechten Rheinufer. Als Murat König von Neapel geworden war, ernannte Napoleon (1809) seinen unmündigen Neffen Louis Napoleon, Sohn des Königs von Holland, zum Großherzog von Berg, bis zur Mündigkeit unter unmittelbarer französischer Verwaltung.)

### 43. Preußens Wiedergeburt\*.)

Der Tilsiter Frieden bezeichnet den Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung Preußens, und doch mischt sich in die Gefühle der Trauer und Beschämung, mit welchen das preussische Volk auf denselben zurückblickt, jetzt nach dem Verlaufe der Zeiten zugleich der lebendigste Dank gegen den Lenker der Staaten; denn von jenem tiefen Falle ging Preußens herrliche Wiedergebung aus, welche nimmer so innerlich bedeutsam und gewaltig geworden wäre, wenn nicht des Staates unsägliches Unglück eine tiefe Einker der des Volkes in sich selbst bewirkt hätte. Das Unglück von Bena und die Schmach der darauf folgenden Tage mußte als eine gemeinsame Schuld empfunden werden und den Blick der Regierenden, wie des Volkes in Preußen auf die großen Gebrechen der inneren Einrichtungen, auf die Mängel der Gesinnung, auf die Verirrungen der öffentlichen Geistesrichtung lenken, bevor der neue kräftige Aufschwung eintreten konnte, durch welchen Preußen bald den Völkern voranging. Die gottvergessene, leichtfertige Denkungsweise, welche in den vorigen Jahrzehnten in allen Ständen um sich gegriffen, Eigensucht und Genusssucht genährt, ächte Gediegenheit des Denkens und Trachtens aber untergraben hatte, — sie verschwand in jenen Tagen der herben Prüfung und Züchtigung, um einer würdigeren Gesinnung, ächter Frömmigkeit und wahrer Mannesstärke wieder Raum zu geben. Im innigsten Anschlusse an das erhabene Königspaar, welches als schönstes Muster würdiger Ergebung, geistiger und sittlicher Kraft voranleuchtete, strebte das ganze Volk, sich eines besseren

\*) Größtentheils nach Pertz, Leben des Freiherrn von Stein.

Geschickes für die Zukunft durch eine innere Erhebung wieder würdig zu machen, — und so ist das Unglück von Jena und Tilsit, als der Quell der preussischen Wiedergeburt, unter Gottes Beistand ein Segen für Preußen geworden.

**Die Lage des Staates nach dem Tilsiter Frieden.** Zunächst freilich stand es sehr schlimm um das Vaterland nach jenen unheilvollen Tagen: nicht nur war dasselbe um die Hälfte verkleinert, und ein Theil gerade seiner treuesten und ergebensten Söhne losgerissen und fremdem Joche unterworfen, — auch diejenigen, welche unter dem Scepter der Hohenzollern zurückgeblieben waren, sahen die Lebenskraft gelähmt und fast keine Möglichkeit, auch nur ein kümmerliches Dasein zu fristen: so schwer lasteten auf dem Lande die harten Bedingungen, welche zur Befriedigung des herzlosen Ueberwinders noch zu erfüllen waren. Napoleon's Haß gegen Preußen war mit dem Tilsiter Frieden nicht erloschen: er betrachtete diesen nur als eine Art Waffenstillstand, welcher die preussische Monarchie seiner ferneren Willkür überlasse, sobald erst der geeignete Augenblick zu ihrer völligen Vernichtung gekommen sei. Durch einen besonderen Vertrag über die Ausführung der einzelnen Friedensbedingungen hatte er sich die Mittel geschaffen, um unter dem Scheine und Schutze des Friedens den Krieg gegen das wehrlose Land fortzusetzen. In diesem Vertrage hatte er zwar zugesagt, daß die Länder im Osten der Weichsel und Oder bis zum 5. September, die Marken und Schlesien bis zum 1. October, das übrige Land bis zur Elbe am 1. November von den französischen Heeren geräumt werden sollten, aber nur unter Bedingungen, deren Erfüllung für das erschöppte Preußen an die Unmöglichkeit grenzte. Es sollte nämlich vorher die ganze ungeheure Summe von 140 Millionen Kriegskosten gezahlt, inzwischen aber die französischen Truppen bis zur Räumung des Landes aus preussischen Magazinen ernährt werden. Vergeblich suchte der König durch die Sendung seines Bruders, des Prinzen Wilhelm, nach Paris eine Erleichterung in der Abzahlung zu erlangen, derselbe vermochte Nichts durchzusetzen, vielmehr kamen immer neue Forderungen zum Vorscheine, während drei französische Armeecorps von 150,000 Mann unter drei Marschällen auf dem unglücklichen Lande lasteten. Kaiser Alexander erlangte von Napoleon endlich bei einer Zusammenkunft in Erfurt die Ermäßigung der Forderungen um 20 Millionen, doch sollten bis zur völligen Bezahlung dieser Summe die drei Festungen Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen des Feindes bleiben und die Besatzung von 10,000 Mann von der preussischen Regierung ernährt werden. Die französischen Behörden zeigten in allen Verhandlungen über die Vollziehung des Friedens den höchsten Grad von Härte, kaltem Uebermuthe, Rücksichtslosigkeit und Willkür; jede Provinz wurde durch den darin befehligenden Marschall, jede Stadt durch die Anmaßung und Geldgier eines französischen Commandanten gepeinigt. Dabei waren die furchtbaren Folgen des verheerenden Krieges noch überall sichtbar, alle Kräfte des Landes, besonders in Preußen, erschöpft, der Viehstand zerstört, viele Dörfer und Städte abgebrannt, viele tausend Familien ins Elend getrieben, so daß in einem einzigen Orte fünfhundert Kinder armer verschollener Aeltern auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Es war keine leichte Aufgabe, unter so traurigen Verhältnissen und bei so drückenden Verpflichtungen den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen. Friedrich Wilhelm aber ließ den Muth nicht sinken: im festen Vertrauen auf Gott unternahm er es gerade in jener Zeit tiefster Noth, die Keime einer schöneren Wiedergeburt zu pflegen und zu beleben. In solcher Absicht richtete er seinen Blick auf einen Mann, dessen Einsicht, Thatkraft und Vaterlands-  
liebe schon längst sein Vertrauen erweckt hatten, auf den berühmten Frei-  
herrn von Stein.

**Heinrich Friedrich Karl von Stein**, aus einem alt-adeligen Hause, in Nassau geboren, war in ernst-christlicher Weise erzogen, in den alten und neuen Sprachen, in den Staatswissenschaften und besonders in der Bergkunde durch Hauslehrer und auf der Universität Göttingen wohl unterrichtet worden; dann hatte er nach Sitte des reicheren Adels Dienste am Kaiserhofe, später aber in Preußen genommen, wo er schnell emporstieg. Im Jahre 1804 war er Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe geworden; aber mit dem damaligen Gange der preußischen Politik nicht einverstanden, machte er dem Könige darüber freimüthige Vorstellungen, und da dieselben unwillig aufgenommen wurden, nahm er seinen Abschied (Anfang 1807). Kaum aber war der Tilsiter Frieden geschlossen, so berief ihn der König von Neuem, schenkte ihm sein Vertrauen, entfernte aus seinem Cabinet die Personen, welche dem neuen Minister nicht geeignet schienen, und übergab ihm die Leitung der ganzen inneren Verwaltung, welche der hochsinnige, für das Vaterland begeisterte und von Haß gegen die Fremdherrschaft entglühete Mann trotz der verzweifeltsten Lage Preußens im Vertrauen auf die Vorsehung und auf die Hülfe gleichgesinnter und würdiger Männer muthig ergriff. Bald schloß sich ihm ein Kreis hochstrebender patriotischer Staatsmänner an, unter welchen wir die Minister von Hardenberg und von Schrödter, die Geheime-  
räthe Stagemann, Niebuhr, von Altenstein, von Schön, die Obersten Scharnhorst, von Sneydenau nennen.

Als seine nächste Aufgabe betrachtete Stein die Ueberwindung der augenblicklichen Schwierigkeiten, die Befreiung Preußens von dem fremden Heere und von der drückenden Schuldenlast, als weitere Aufgabe aber Weckung eines sittlichen, religiösen, vaterländischen Geistes in der Nation. Es sollte ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit und National-  
ehre eingeflößt werden, um dann die erste günstige Gelegenheit zum Kampfe für diese Güter zu ergreifen.

Das erste Ziel, für welches kein Opfer gescheut werden durfte, war, wie gesagt, die Räumung des Landes, daher als Vorbedingung die Zahlung der Contribution. Erst mußte man im eigenen Hause wieder Herr zu werden suchen. Um die Mittel zur Contributionszahlung aufzubringen, und um die Finanzen des Staates überhaupt besser zu ordnen, richtete Stein sein Augenmerk theils auf die Beschränkung der Ausgaben, theils auf die Vermehrung der gewöhnlichen Einnahmen.

Die Ersparungen mußten die erste Hülfe sein. Gleich nach dem Frieden waren manche Einschränkungen eingeführt worden: dieselben wurden jetzt weiter ausgedehnt. Der König ging mit dem Beispiele persönlicher

Opfer voran: er schränkte die Hofhaltung sehr ein, behielt nur die unentbehrlichsten Personen bei und entsagte den ihm zukommenden Schatullgeldern. An der königlichen Tafel ging es damals einfacher zu, als in vielen bürgerlichen Familien. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm verzichteten auf ein Drittheil ihrer Apanagen. Das große goldene Tafelservice, ein Nachlaß Friedrich's des Großen, ward in die Münze geschickt und in Friedrichsd'ors ausgeprägt. Umfassende Pläne zu zweckmäßigen Ersparungen, besonders im Heere, wurden vorbereitet. — Die Ersparnisse, sowie die vorhandenen Kassenbestände reichten jedoch zur Contributionszahlung bei Weitem nicht hin; es mußte nach weiteren Mitteln gesucht werden. Es gelang, ein Ansehen von 20 Millionen Gulden bei den Holländern zu machen, — von Rußland erlangte man gegen 20 Millionen Thaler für Vorschüsse und Lieferungen in den letzten Feldzügen. Doch blieb noch immer ein bedeutender Betrag der Contribution übrig, zu dessen Deckung man, so ungern es geschah, doch eine Erhöhung der Steuern, eine sogenannte Contributionssteuer, einführen mußte, deren Aufbringung in jeder Provinz mit den Landständen besonders berathen wurde. Den rastlosen Bemühungen der neuen Verwaltung gelang es endlich, bis zum Schlusse des Jahres 1808 die übernommenen Verpflichtungen an den Unterdrücker abzutragen und das Land von der feindlichen Occupation zu befreien. Am 10. December 1808 konnten unter unendlichem Jubel der Bevölkerung wieder preussische Truppen in die Hauptstadt des Landes einziehen.

**Neugestaltung der Staatseinrichtungen.** Aber mehr noch, als der Gegenwart, war die Fürsorge der neuen Regierung der Zukunft zugewandt. Von dem kleinen Gebiete aus, auf welches der preussische Staat nun beschränkt war, sollte allmählig wieder eine neue beachtenswerthe Macht erschaffen werden: dies konnte nur geschehen, indem alle inneren Kräfte der Nation angeregt und gleichsam verdoppelt wurden. Vor Allem mußte dazu eine kräftige Gesinnung, eine lebendige Thätigkeit und eine rege Theilnahme am öffentlichen Wohle in allen Schichten der Bevölkerung erweckt werden. Der Fluch und das Unglück der jüngst vorhergegangenen Zeiten war es eben gewesen, daß der Sinn für das Gemeinwohl erstorben und persönliche Eigensucht an dessen Stelle getreten war: man hatte nur darnach gestrebt, daß im Staate äußerlich Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werde, um sich dem Genuße des Lebens so frei als möglich hingeben zu können, für alle höheren geistigen und sittlichen Bestrebungen dagegen waren die Meisten gleichgültig gewesen, man hatte kein Herz gehabt für die Nation, für nationale Freiheit und Würde. Aus dieser Gleichgültigkeit war man jetzt durch die harten Schläge von Jena und Tilsit endlich wieder erweckt worden. Die Männer, welche damals die Leitung des Staates in die Hand nahmen, Stein vor Allen, fühlten, daß, wenn es mit Preußen einst wieder besser werden sollte, die Belebung des öffentlichen Geistes selbst die Grundlage alles weiteren Strebens sein müßte. Um in den Einzelnen Theilnahme am Gemeinwohle wiederzuerwecken, hielt er es für nöthig, die Nation wieder mehr als bisher zur Betheiligung an den öffentlichen Geschäften heranzuziehen. Statt daß besoldete Beamte Alles bis zum Kleinsten auch in Gemeinde- und Privatangelegenheiten gethan, sollte der Bürger zu

einer eigenen lebendigen Thätigkeit angeregt werden. Alle in der Nation vorhandenen Kräfte sollten für ihre eigenen höheren Interessen, für ihre National- und Communalangelegenheiten in Anspruch genommen und hierdurch am sichersten Vaterlandsliebe und Gemeingeist erzielt werden. Als leitender Grundsatz der Regierung wurde deshalb ausgesprochen, einem Jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte zu gestatten, und alle hiergegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf gesetzmäßige Weise hinwegzuräumen. Zugleich sollte besonders auf die Belebung der einzelnen Stände gewirkt, in jedem Stande Thätigkeit, Einsicht, Selbstgefühl und Hingabe für das Vaterland erzeugt werden.

Zunächst richtete die Regierung ihr Augenmerk auf den Bauernstand. Man hatte ein durch den Krieg verödetes, ausgezogenes Land zurückbekommen, vor allen Dingen galt es daher, dem Lande seinen Ackerbau wieder zu verschaffen, den Stand der Landbauer zu heben. Mit einzelnen Unterstützungen war bei der großen Noth wenig gethan, der allgemeinen Bedrängniß mußte durch allgemeine Mittel begegnet, die Selbstthätigkeit der Bauern durch eine günstige Aenderung ihrer ganzen Lage angespornt werden. Der Bauernstand war größtentheils noch persönlich unfrei, wenn auch nicht leibeigen, doch dem Gutsherrn erbunterthänig: der Bauer war mit seiner Person an das Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden, seine Kinder durften nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn in fremde Dienste gehen, seine Töchter nicht ohne des Gutsherrn Wissen und Willen sich verheirathen, — der Acker, den er bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch, der eigentliche Besitzer war der Gutsherr, dem er für die Benutzung vielfache schwere Frohdienste, Natural-Lieferungen und Geldabgaben leisten mußte. Bei einem so gedrückten Verhältnisse konnte eine Hebung des Bauernstandes zu lebendiger, freudiger Thätigkeit nicht erwartet werden; denn es fehlte dem Bauer, der nicht selbst Besitzer war, der kräftigste Anreiz, den Grund und Boden zu verbessern. Deshalb beschloß der König, einen freien Bauernstand in Preußen zu schaffen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war seit seinem Regierungsantritte sein Ziel gewesen, jetzt wurde er durch die unglückliche Lage des Landes zur Beschleunigung dieses Schrittes genöthigt. Schon im October 1807 erschien eine Cabinetsordre, betreffend die **Aufhebung der Erbunterthänigkeit** auf sämtlichen preussischen Domänen. Unter Berufung auf ein Edict Friedrich Wilhelm's I. bestimmte der König, daß auf sämtlichen Domänen vom 1. Juni 1808 schlechterdings keine Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit oder Gutsspflicht mehr stattfinden sollte. Er erklärte vielmehr alle Domänen-Einsassen für freie, von allen Folgen der Erbunterthänigkeit unabhängige Menschen und auch entbunden von dem Gesindezwange und Loskaufsgelde beim Verziehen. — Gleichfalls im October 1807 erschien ein Edict, betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des **Grundeigenthums**, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, durch welches den Bürgerlichen der Erwerb adeliger Güter und umgekehrt gestattet, sowie überhaupt die freie Verfügung über das Grundeigenthum behufs Verbesserung der Cultur erleichtert und zugleich be-

stimmt wurde, daß fortan kein Unterthänigkeits-Verhältniß mehr entstehen und die vorhandenen aufhören sollten.

Die Städte bedurften gleichfalls einer gründlichen Aenderung ihrer Verhältnisse. In Preußen, wie in ganz Deutschland war seit dem dreißigjährigen Kriege die Selbstständigkeit der städtischen Behörden immer mehr gesunken, und gleichzeitig hatte sich der bessere städtische Gemeingeist fast gänzlich verloren. Die im achtzehnten Jahrhunderte eingesetzten Kriegs- und Domänenkammern, sowie die Steuerbehörden hatten in die Selbstständigkeit der städtischen Verwaltung noch tiefer eingegriffen, und am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts war gar noch die Vorschrift hinzugekommen, daß die obrigkeitlichen Stellen in den Städten mit ausgedienten Militärs besetzt werden sollten. Diese Leute, ohne Anspruch auf das Vertrauen der Bürgerschaft, den Geschäften und Bedürfnissen der Stadt völlig fremd, suchten in ihren Stellen meistens nur Ruheplätze und setzten den willkürlichen Uebergriffen der königlichen Behörden und der commandirenden Offiziere keinen Widerstand entgegen. Die Kriegs- und Domänenkammern gewöhnten sich immer mehr, alle städtischen Angelegenheiten an sich zu ziehen und zu entscheiden, die Bürgerschaft und der Magistrat dagegen wurden jeder selbstständigen Entscheidung über das Gemeinwesen beraubt, und so konnte sich unter den Bürgern Einsicht, Geschäftsthatigkeit und Liebe zur Sache nicht bilden. Ohne Achtung und Vertrauen zu ihrer Obrigkeit, ohne Mitwirkung und Vereinigungspunkt, verloren dieselben allen Eifer und alle Aufopferungsfähigkeit für die Gemeinde. Daher war es gekommen, daß die Städte auch im letzten Kriege sich so ohne alle Kraft und Widerstandsfähigkeit gezeigt hatten. Die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung war einleuchtend. Stein beschloß, die Verfassung der Städte auf dem Grunde einer freien und geordneten Theilnahme der Bürger an der Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten herzustellen.

Am 19. November 1808 bestätigte der König die nach diesem Grundsatz ausgearbeitete Städteordnung. Dieselbe überließ den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und die Theilnahme der letzteren an der Verwaltung durch gewählte Vertreter (Stadtverordnete). Durch dieses Gesetz wurde in der That bald wieder Liebe zur Gemeinde, Theilnahme an ihren Angelegenheiten und ein erhöhtes Gefühl von Selbstständigkeit und Ehre erweckt. Stein selbst sah seine Schöpfung nicht als vollendet an, erkannte vielmehr später mehrere wesentliche Mängel derselben, aber trotz aller seitdem nothwendig gewordenen Aenderungen wird ihm noch heute die Anerkennung zu Theil, daß die Städteordnung damals ein überaus dankenswerther Fortschritt war und vielen reichen Segen für das Gemeinwesen gestiftet hat.

Die gründliche Verbesserung der Einrichtungen aller einzelnen Stände sollte nach Stein's Absicht auch zur Herstellung zweckmäßiger Provinzialstände und als letztes Ziel zur Errichtung von Reichsständen führen, doch sind diese Pläne damals noch nicht zur Reife gelangt.

Dagegen ist die höchste Verwaltung des Staates selbst auf Stein's Rath und Anlaß durchaus neu geordnet worden. Die vorhandenen

größtentheils von Friedrich Wilhelm I. eingerichteten Behörden standen damals neben einander ohne eigentlichen inneren Zusammenhang; der Vereinigungspunkt sollte der Staatsrath sein; er war jedoch ohne jede erhebliche Wirksamkeit. Der größte Einfluß beruhete nicht bei den Ministern in ihren einzelnen Departements, sondern im königlichen Cabinet, wo die Cabinetsräthe allein den Vortrag hatten. Unter Friedrich dem Großen, welcher selbstständig regierte und mit den Ministern mündlich oder schriftlich verhandelte, hatten die Cabinetsräthe nur des Königs Willen als bloße Secretäre ausgefertigt, unter Friedrich Wilhelm II. dagegen hatten sie einen überwiegenden Einfluß gewonnen und sich zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber, die Minister, gedrängt. Diese hatten die ganze Verantwortlichkeit für die Maßregeln in ihren Departements, und doch hatten sie für gewöhnlich keinen Vortrag beim Könige, dieser entschied vielmehr auf den Vortrag der Cabinetsräthe, und oft sahen sich die Minister genöthigt, Befehle des Cabinets auszuführen, bei deren Entstehung ihnen keine Mitwirkung gestattet gewesen war. Da nun die Cabinetsräthe nach und nach allen Einfluß an sich rissen, so wurde dadurch auch das persönliche Ansehen der Minister bei ihren Untergebenen untergraben. Das Verhältniß war um so peinlicher geworden, als ein Mann von dem geringen sittlichen Werthe und von dem Intriguengeist Lombard's die einflussreiche Stellung eines Cabinetsrathes bekleidete. Stein hatte schon im Jahre 1806 dem Könige dringende Vorstellungen über dieses Mißverhältniß gemacht, damals aber ohne Erfolg. Als er nun nach dem Tilsiter Frieden an die Spitze der Verwaltung berufen wurde, war die erste Bedingung, die er stellte und die ihm bewilligt wurde, daß der Freund des unterdeß gestürzten Lombard, der Cabinetsrath Beyme, entlassen und überhaupt das rechte Verhältniß der höchsten Verwaltungsbehörden wiederhergestellt würde. Er verlangte sofort die Abschaffung aller überflüssigen Behörden, die Vereinigung sämmtlicher Verwaltungszweige im Ministerium unter Vorsitz des Königs, — die obere Leitung aller Staatsangelegenheiten durch die Minister und tüchtige Berathung aller Dinge derselben in den gemeinschaftlichen Conferenzen. Die Cabinetsräthe sollten dem Könige fortan nur die minder wichtigen Angelegenheiten nach den Anträgen der Minister vorlegen und seine Befehle darüber ausfertigen.

Am 24. November 1808 erhielt die von ihm entworfene Verordnung, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden, die königliche Genehmigung. Sie stellte musterhafte Rechtmäßigkeit als Charakter der neuen Verwaltung, Einheit, Kraft und geistige Regsamkeit als ihr Ziel hin. Diese Verordnung bildet den Kern, aus welchem sich fast Alles entwickelt hat, was seit jener Zeit die Verwaltung in Preußen auszeichnet und was dieselbe in vieler Hinsicht über die Regierung fremder Staaten erhoben hat.

Fast gleichzeitig erschien die Organisation der Provinzialbehörden. In den einzelnen Provinzen wurden nach denselben leitenden Grundsätzen Regierungen eingerichtet mit mehreren Abtheilungen für die innere (Polizei-) Verwaltung, die Domänen und Finanzen. Für die Verwaltung der Kreise wurden die Landräthe beibehalten. Als ein wesentliches Mittelglied aber zwischen den Provinzen und der oberen Staatsverwaltung wurden die

Oberpräsidenten hingestellt, welche als nächste Vorgesetzte der Regierungen an Ort und Stelle eine genaue, lebendige Aufsicht über die öffentliche Verwaltung und die Treue und Tüchtigkeit der Beamten führen sollten. Ihnen wurde zugleich die Aufsicht über die ständische Verfassung der Provinzen übertragen, deren allgemeine Interessen überhaupt ihrer Fürsorge anheimgegeben wurden. Sie sollten sich alle Jahre zu einer bestimmten Zeit in Berlin versammeln, im Staatsrathe über ihre ganze Verwaltung Bericht erstatten und durch gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen die Staatsverwaltung möglichst vervollkommen.

**Die neue Wehrverfassung.** Während der Minister von Stein so nach allen Seiten hin bemüht war, neue Grundlagen für ein gedeihliches Staatsleben zu schaffen, verlor man auf der anderen Seite die Erneuerung der Wehrkraft des Landes nicht aus den Augen.

Gerhard David Scharnhorst war es, der das preussische Heerwesen auf neuen Grundlagen umgestaltete. Scharnhorst war im Hannöverschen aus freibäuerlichem Stande geboren, hatte eine Jugend unter angestrengter Arbeit verlebt, dann aber, da die Verhältnisse des Vaters sich verbesserten, auf der Kriegsschule zu Bückeburg eine gute militärische Erziehung erhalten. Im Jahre 1777 trat er in hannöversche, 1801 in preussische Dienste, 1804 wurde er Oberst, 1807 während des Krieges Generalmajor. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften: ruhige Beharrlichkeit und eine fast prophetische Zuversicht lagen in seinem milden und doch durchaus entschlossenen Wesen; sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit hatte er aus der Hütte seines Vaters bis an die Stufen des Thrones gebracht; sorgfältige Beobachtung und angestrengte Forschung hatten seinem Geiste einen großen Reichthum an Hilfsmitteln, sowie die Vorsicht und Entschlossenheit gegeben, welche für das Gelingen seiner schweren Aufgabe nöthig waren. Ein schlichtes, anspruchloses, selbst vernachlässigtes Aeußere verhüllte die großen Pläne, die tiefen glühenden Gefühle seiner Brust. Wer ihn einmal erkannt hatte, dem mußte ihm seine Achtung auf immer gewähren, und er stieg bald in dem Vertrauen des Königs, mit dessen eigenem Wesen sein sanfter, ruhiger, beharrlicher Charakter, sein richtiger, klarer Verstand, seine Besonnenheit im vollkommensten Einklange waren. Er war von Selbstsucht völlig frei, all sein Streben gehörte dem Vaterlande, für das er gelebt hat und gestorben ist.

Ihm zur Seite standen der Oberst von Gneisenau, nach einem Feldzuge in Amerika seit 1785 im preussischen Heere, wo er zuletzt durch die einsichtsvolle, tapfere Vertheidigung Kolbergs seinen Ruhm begründet hatte, ferner die ausgezeichneten Militärs von Grolmann und von Boyen.

Das Heer war durch die Unfälle des Krieges auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen, es mußte neu geschaffen werden, zugleich in einem neuen Geiste und mit neuen Mitteln. Der König selbst hatte wenige Tage nach dem Tilsiter Frieden den Anstoß und die kräftige Anregung dazu gegeben, und die Hauptpunkte, auf die es ankomme, aufgesetzt. An seinem Geburtstage, am 3. August 1808, erschienen die Verordnungen, welche die Grundlage der neuen Kriegseinrichtungen enthielten, in denen Preußen die Rettung aus französischer Knechtschaft, die Herstellung des alten Ruhmes und

seine Erhebung zu einer der ersten Kriegsmächte Europa's gefunden hat. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes war der oberste Grundsatz der neuen Wehrverfassung; statt des früheren Werbe- und Söldnerwesens sollten fortan alle dienstfähigen Söhne Preußens zwischen 18 und 25 Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sein. Indem so der Kriegsdienst den Charakter einer allgemeinen patriotischen Pflicht erhielt, wurde derselbe von innen heraus veredelt. Rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst (in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit), Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen, — Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger, charakterfester Befehlshaber, — das sind einige der Grundgedanken dieser neuen Heeres-einrichtung, welcher die Lorbeeren von Lützen, an der Katzbach, Großbeeren, Leipzig, Wigny und Waterloo entblühen sollten.

Nicht mit einem Male durfte man ein großes Heer wieder erschaffen; denn Napoleon hatte in einer Convention vom 8. September 1808 die Zahl der Truppen, welche Preußen halten durfte, auf 42,000 beschränkt. Dadurch war die offene militärische Thätigkeit beengt; um dennoch eine größere Heeresmasse für die Zukunft auszubilden, ohne den Argwohn des fremden Gewalt-habers zu erwecken, mußte man heimlich und mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Von dieser geheimen Thätigkeit war der stille, bedächtige Scharnhorst so recht die Seele. Man führte einen raschen Wechsel in der Mannschaft der Armee ein: ließ die Rekruten eintreten, schnell einexerciren, um sie dann sogleich wieder zu entlassen und andere an ihrer Stelle auszuheben, welche ebenso schnell einexercirt wieder anderen Platz machten. So wurde in wenigen Jahren ein großer Theil des Volkes waffentüchtig gemacht, und, ohne daß man die Zahl der 42,000 jemals überschritt, hatte man doch in kaum drei Jahren schon 150,000 Mann einexercirt Leute im Volke, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten. In aller Stille ward durch Einkäufe von Gewehren dafür gesorgt, auch die nöthige Waffenrüstung für eine so große Masse zu besitzen. Die Festungen wurden gleichfalls neu armirt, die Artillerie angemessen wiederhergestellt, Alles, ohne daß die Franzosen die furchtbare Macht ahnten, die sich hier wie unterirdisch bildete.

**Parteibestrebungen gegen Stein; der Jugendbund.** Während die patriotischen Männer, welche an der Spitze des preussischen Staates standen, auf diese Weise die Stunde der künftigen Befreiung vorbereiteten, gab es freilich auch Manche im Volke, welche theils durch ihr früheres Leben und durch ihre Gesinnung, theils aus eigensüchtigen Interessen der französischen Sache anhängen und im Anschlusse an Frankreich größeren Vortheil für Preußen erblickten. In Königsberg bildete sich während des dortigen Auf-enthalts des Königs eine Partei, an deren Spitze der alte Feldmarschall von Kalkreuth stand, und welche durch ihre Verbindungen bei Hofe die neue Ver-waltung zu untergraben und besonders das Gemüth des Königs gegen Stein

einzunehmen bemüht war. Doch waren alle ihre Versuche vergeblich und die neuen Rätbe erwarben sich von Tage zu Tage in höherem Grade das Vertrauen ihres königlichen Herrn, wie die dankbare Verehrung des preussischen Volkes. In allen Klassen nahm der Unwille über Napoleon's Gewaltherrschaft täglich überhand, derselbe wurde durch einzelne begeisterte Männer, wie durch Fichte in seinen „Reden an die Deutschen“, durch Dichter, wie C. M. Arndt, Körner, Schenkendorf u. A., noch lebhafter angefaßt. Derselbe Geist führte unter Anderem auch zur Stiftung des sogenannten Tugendbundes. Ein ehemaliger Assessor, Heinrich Bardeleben, verband sich im Sommer 1808 mit einigen Offizieren und Gelehrten zu einem „wissenschaftlich-sittlichen Vereine“ mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Selbstsucht in sich und in den öffentlichen Verhältnissen zu bekämpfen, die edleren sittlichen Gefühle zu beleben, und die auf denselben Zweck gerichteten Bemühungen der Regierung zu unterstützen. Zu den ersten Mitgliedern gehörten auch Gneisenau und Grolmann; Stein dagegen (welchen man irthümlich sogar für einen der Mitbegründer gehalten hat), lehnte die Theilnahme ab, weil er meinte, es bedürfe keiner anderen Anstalt, als nur der Belebung des christlichen vaterländischen Geistes, wozu der Keim in den bestehenden Einrichtungen des Staates und der Kirche schon liege. Auch Schleiermacher, Niebuhr, Eichhorn u. A. erklärten, daß es für sie keines äußeren Bandes und Erkennungszeichens bedürfe. Der Verein erhielt jedoch die Bestätigung seiner Statuten Seitens des Königs, die Zahl der Mitglieder wuchs überall sehr schnell, sie ordneten sich unter einem obersten Rathe in Königsberg und unter Provinzialräthen, und suchten in jeder Weise auf eine männliche Stimmung in den Gemüthern und auf Sittenreinheit zu wirken. Die heimliche Kunde von ihrem Wirken drang nach und nach bis über die Elbe zu den Völkern, die sich unter französischer Herrschaft befanden. Der Argwohn der Franzosen glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben, und auf Napoleon's Befehl sah sich der König im Jahre 1810 genöthigt, den Tugendbund aufzulösen. Der Geist aber, in dem derselbe wirken sollte, bestand unabhängig von ihm fort, vorzüglich gestützt auf den Kreis vaterlandsliebender Männer, die sich von Anfang an um Stein und Scharnhorst geschaart hatten.

**Stein's Vertreibung.** Stein selbst wurde leider seinem tief eingreifenden Wirken nur zu bald entrisen. Ein Brief von ihm, in welchem er unvorsichtiger Weise geäußert, man müsse den Geist der Unzufriedenheit auch in Westphalen unterhalten und Preußen zu einer neuen Erhebung im Bunde mit Oesterreich bewegen, wurde von den französischen Behörden aufgefangen und zu seinem Sturze benutzt. Er selbst hielt es dem Interesse der preussischen Regierung für angemessen, wenn er seinen Abschied nähme, aber er ahnte nicht, wie weit Napoleon's Rache gehen würde. Kaum war er aus dem Dienste seines Königs geschieden, der ihm beim Abschiede noch die ehrenvollsten Beweise seiner Anerkennung zu Theil werden ließ (Januar 1809), als im französischen Regierungsblatte ein Decret erschien, welches einen „gewissen Stein“ (wie es lächerlicherweise hieß) wegen Verraths gegen die französische Nation für vogelfrei erklärte und alle seine außer Preußen gelegenen Güter confiscirte. Es blieb ihm nichts übrig als die Flucht, welche von den preussischen

Behörden begünstigt wurde; er ging zunächst nach Oesterreich, später nach Rußland, und hörte nicht auf, so weit es ihm vergönnt war, auch aus der Ferne an dem begonnenen Werke der Wiedererhebung Preußens mitzuwirken, bis die Stunde der Befreiung ihn wieder unter den Vorkämpfern zurückführte.

**Hardenberg.** Nachdem nun ein Jahr hindurch Männer von geringerer Energie die Geschäfte geleitet hatten, wurde der Freiherr von Hardenberg Stein's Nachfolger. Einem alten hannöverschen Hause entsprossen und durch Studium und Reisen gebildet, hatte er zuerst im hannöverschen Dienste für die innere Landesregierung gewirkt, dann im preußischen durch die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer das Lob eines unterrichteten, klar sehenden, wohlwollenden und gewandten Geschäftsmannes erworben. Als Cabinetsminister in den Jahren 1805 bis 1807 endlich hatte er sich Haugwitz und Lombard gegenüber als ein Staatsmann von edlem, festem Charakter bewährt. Durch angenehme, gewinnende Formen des Umganges schien er jetzt besonders geeignet, das schwierige Verhältniß zu den Franzosen günstiger zu gestalten, und der König übertrug ihm daher am 7. Juni 1810 die Leitung der Geschäfte als erster Minister mit dem Titel eines Staatskanzlers; als solcher hatte er in allen Dingen, wo er es für nöthig hielt, selbst den Vortrag im Cabinet des Königs, die Oberaufsicht über jede Verwaltung ohne Ausnahme und den Vorsitz im Staatsrath, außerdem das Ministerium des Inneren und der Finanzen. Die Hardenberg'sche Verwaltung beruhte zuerst auf denselben Grundlagen, wie die seines ausgezeichneten Vorgängers, mit welchem er sich in einer geheimen Zusammenkunft an der böhmischen Grenze über mehrere wichtige Punkte noch besonders verständigte. Um die Verbesserung der Lage des Bauernstandes weiter fortzuführen, wurde am 14. September 1811 ein Edict über die Regulirung der gutherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse erlassen, welches die Verwandlung der bäuerlichen Besitzungen in freies Eigenthum, wo solche noch nicht stattgefunden, und die Ablösung vieler von den Bauern zu leistenden Naturaldienste und Pflichten gegen eine billige Entschädigung zum Zwecke hatte. Die Verordnung fand freilich bei dem Adel der verschiedenen Provinzen den lebhaftesten Widerstand, worüber die Ausführung vielseitig ins Stocken gerieth und erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb.

Der Ordnung und Verbesserung der Finanzen des Staates mußte auch Hardenberg seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden; durch eine Reihe von Edicten aus den Jahren 1810 und 1811 wurden sehr wesentliche neue Einrichtungen in der Besteuerung eingeführt, besonders die Verbrauchs- und Luxussteuern erhöht und viele alt hergebrachte Befreiungen von den allgemeinen Steuern aufgehoben. Auch diese Verordnungen veranlaßten heftige Angriffe gegen den Staatskanzler Seitens derer, welche sich durch die Heranziehung zu den Steuern ungerecht belastet wähnten, doch wurden die Finanzmaßregeln, als durch die Nothwendigkeit geboten, kräftig durchgeführt. — Der Betrieb aller Gewerbe, welcher bis dahin durch die in den einzelnen Zünften gültigen Regeln und Privilegien mannichfach beschränkt war, wurde gegen Einführung einer niedrigen Gewerbesteuer Allen freigegeben (2. November 1810). Hierdurch wurde zunächst der Wettstreit und die Bervoll-

Kommnung der Gewerbe erhöht, nach und nach aber stellte sich eine ganz schrankenlose Ueberfüllung der Gewerbe und dadurch eine bedauerliche Verarmung und Zuchtlosigkeit im Handwerksstande ein, welcher die Gesetzgebung erst neuerdings abzuhelpfen versucht hat.

Durch ein Edict vom 30. October 1810 wurden sämmtliche geistliche Güter in der Monarchie, alle Klöster, Dom- und anderen Stifte der katholischen und protestantischen Kirche für Staatsgüter erklärt (säcularisirt). Sie sollten nach und nach eingezogen, die Nutznießer derselben versorgt, den obersten geistlichen Behörden reichliche Entschädigung, den Pfarreien, Schulen und milden Stiftungen hinreichende Dotationen ausgemittelt werden. Die katholische Kirche aber hat seitdem nicht aufgehört, den Staat, welcher ihre Güter eingezogen, als ihren Schuldner für große Summen in Anspruch zu nehmen.

Zu den in Folge obigen Edictes eingezogenen geistlichen Gütern gehörte auch die brandenburgische Ballei des Johanniterordens, das Herrenmeisterthum zu Sonnenburg mit seinen Komthureien in der Mittel- und Neumark (Viezen, Schivelbein u. a.). Dasselbe war schon seit Einführung der Reformation in protestantischem Sinne umgewandelt und der Verbindung mit den sonstigen Johanniterstiftungen entfremdet worden: gewöhnlich war ein brandenburgischer Prinz Herrenmeister, zuletzt Prinz August Ferdinand, der jüngste Bruder Friedrich des Großen. Zum Andenken an das alte Herrenmeisterthum wurde 1812 der Johanniterorden in die Zahl der preussischen Ehrenausszeichnungen aufgenommen. (Später, 1853, hat Friedrich Wilhelm IV. die Ballei des Ordens in ihrer früheren Verfassung und mit ihren Aufgaben christlicher Wohlthätigkeit wieder hergestellt und wiederum einen Prinzen des königlichen Hauses (Prinz Karl) zum Herrenmeister ernannt. Doch sind die früheren Güter der Ballei nicht zurückgegeben worden.)

Die Verhältnisse der Juden wurden durch ein Edict vom 11. März 1812 verbessert. Bis dahin waren sie nicht als Staatsbürger betrachtet, sondern nur als Fremde geduldet gewesen. Jetzt wurden sie für preussische Staatsbürger erklärt und erhielten, mit einigen Einschränkungen, gleiche Rechte und Pflichten mit den Christen. Erst von jener Zeit an durften sie sich in den Städten oder auf dem Lande frei niederlassen, Grundstücke kaufen und alle Gewerbe treiben.

Für die Bildung der Jugend wurde von der damaligen Verwaltung, so weit es die öffentlichen Mittel erlaubten, große Vorsorge getragen; denn nur so konnte man hoffen, einst ein sittlich kräftiges Geschlecht heranzuziehen. Das Verbot, auswärtige Universitäten zu besuchen, wurde aufgehoben, zugleich aber in der Zeit der schwersten Sorgen eine neue Universität zu Berlin mit königlicher Freigebigkeit begründet (1810) und bald darauf auch die Hochschule zu Frankfurt durch ihre Verlegung nach Breslau und durch die Verbindung mit der dortigen katholischen Facultät zu einem neuen Dasein geführt (1811).

So fuhr die Regierung in jeder Beziehung fort, die Kräfte des Volkes zu sammeln, zu heben und zu stärken, damit dasselbe an dem Tage, den die

Vorsehung bestimmen würde, der Freiheit würdig in die Reihe der selbstständigen Völker wieder eintreten könnte.

#### 44. Königin Luise's Schmerz und Tod\*).

Während Alles in Preußen der glorreichen Wiedererhebung entgegenharrte, wurde e in Herz schon vorher gebrochen, welches wohl am würdigsten gewesen wäre, den Tag der Erlösung zu schauen; doch zu tief war es durch des Landes Kummer berührt worden und schied vorzeitig im frommen Märtyrertum dahin.

Wir haben die glücklichen Tage, die gemüthlichen Freuden der Königin Luise oben geschildert, jetzt müssen wir ihr in den Tagen der patriotischen Sorgen und Thränen folgen.

Schon als die Wolken des drohenden Ungewitters sich von Frankreich her immer mehr um Preußen zusammenzogen, hatte die Königin nach und nach immer lebhafteren Antheil an den sich vorbereitenden Ereignissen genommen. Es war sonst nicht ihre Art und Neigung, sich um Staatsgeschäfte zu kümmern, aber was ihren Gemahl tief bewegte und was des Volkes Wohl und Wehe betraf, das konnte ihrem liebenden Herzen nicht fern bleiben. Sie war eben aus dem Bade zu Pyrmont zurückgekommen, wohin sie im Frühjahr 1806 wegen andauernder Leiden gegangen war, als ihr die schwere Kunde mitgetheilt wurde, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sei. Napoleon hat unter anderen Schmähungen, mit denen er sie zu beslecken suchte, der Welt einzureden gesucht, Luise habe mit unweiblicher Leidenschaftlichkeit den Krieg verlangt und herbeigeführt, — aber sie erfuhr den bevorstehenden Krieg erst, als er schon beschlossen war. Freilich, als der Beschluß vom Könige einmal gefaßt war, erfüllte er auch ihr ganzes Gemüth, und sie sprach sich offenherzig, wie es ihre Art war, dafür aus. Sie konnte den Krieg an und für sich nicht wollen, denn ihr liebreiches Herz schätzte alle Segnungen des Friedens und wünschte sie dem Königreiche zu erhalten. Thränen des Mitleides hatte sie oft geweint, wenn sie von den Verheerungen des Krieges in fremden Ländern gehört hatte. Aber sie wußte auch, daß es höhere Güter giebt, als das Leben und seinen Wohlstand, und daß an solche Güter das Leben gesetzt werden muß.

Der Haß, von welchem Napoleon gegen die edle Königin erfüllt war, wirkte im preussischen Volke mächtig zur Verstärkung der Erbitterung gegen die Franzosen. Schon vor dem Ausbruche des Krieges hatten die von der französischen Regierung abhängigen Zeitungen wiederholt rohe, verläumderische Ausfälle gegen die Ehre der edlen Königin enthalten, und alle preussischen Gemüther waren dadurch aufs Tiefste erbittert worden.

Die Königin blieb nach ihrer Rückkehr aus Pyrmont einige Zeit in Charlottenburg, dann begleitete sie den König nach Naumburg an der Saale, wo die letzten Zurüstungen zum Kriege getroffen werden sollten. Während des ganzen Feldzuges blieb sie, soweit es irgend anging, in der nächsten Nähe ihres Gemahles. Erst unter dem beginnenden fernen Donner der Jenaer

\*) Nach Abami's erwähnter Schrift.

Schlacht verließ die Königin das Hauptquartier. Voll trüber Ahnungen lief sie den König, nach seinem Befehle, allein in den Gefahren zurück, welche sie so gern mit ihm getheilt hätte. Die Unglücksfunde von der verlorenen Schlacht erreichte die Königin noch vor dem Thore Berlins. Sie hatte kaum Zeit, die nöthigsten Sachen zusammenzuraffen; am folgenden Tage (17. October) sandte sie die königlichen Kinder nach Stettin voraus, am 18. folgte sie mit den Prinzessinnen. In jenen Tagen der Schmach und des Verrathes, wo eine Schreckensnachricht die andere jagte, sprach Luise ihren Schmerz gegen die ältesten Prinzen in den Worten aus: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; handelt, — entwickelt Eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder: befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobren, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!“

Das ganze Leben der Königin von dem Jenaer Tage bis zum Tilsiter Frieden und nach demselben ist eine Reihe von Schicksalsschlägen, Demüthigungen und Kränkungen. Eine Schreckensnachricht folgte der anderen. Was Luise bei dem Einbruche des unermesslichen Unglückes ihres Vaterlandes fühlte, — sie hat es selbst mit innigen, seelenvollen Worten in einer Reihe von Briefen an ihren Vater niedergelegt, von denen gesagt worden ist, „sie seien wie mit einer Feder aus dem Fittiche des guten Engels Preußens geschrieben.“

Je tiefer ihr Herz unter der Wucht des eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, desto erhabener richtete sich ihr Geist auf, und während rings um sie Alles den Kopf zu verlieren schien und selbst in der nächsten Umgebung des Königs schon dringende Stimmen laut wurden, sich dem zügellosen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da war es das ursprünglich so weich geschaffene Gemüth Luisen's, welches fast allein noch festen Muth offenbarte, noch sicheren Glauben hielt.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Königin auch bei den Friedens-

verhandlungen in Memel anwesend war. Napoleon selbst hatte gewünscht, sie kennen zu lernen; sie kam mit der Ergebung eines frommen Gemüthes und in der Hoffnung, etwas Gutes für ihr Vaterland zu erwirken. In ihrem Tagebuche sagte sie: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert: Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“ Mit Würde trat sie dem Gewaltthaber, von dem sie sich gehaßt wußte, entgegen; sie sprach es offen aus, sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen.

Luifen's Vorstellungen blieben fruchtlos. Wie schmerzhaft der Frieden von Tilsit der Königin war, verbarg sie nicht: nur Eines tröstete sie, daß ihr Gemahl sich in jeder Beziehung würdig gezeigt, und größer, als sein Widersacher.

Schon vorher, bald nach der Schlacht bei Eylau, hatte sie an ihren Vater geschrieben: „Es ist wieder aufs Neue Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalles, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will, Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück begabt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben.“

Nach der Schlacht bei Friedland, kurze Zeit vor dem Tilsiter Friedensschlusse schrieb sie: „Bester Vater! Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben, oder wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen; doch da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch.“

Und im Frühjahr 1808 schrieb sie folgenden herrlichen Brief: „Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für

mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns — das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. — Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, daß heißt klug, er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei besleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen: er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glücke geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht, deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinstirben. Wie Gott will, Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reiser und besser werden.“

„Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglücke eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.“

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns betroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist,

als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglücke noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus der Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Anderen ist, wird es mir leicht, dieses glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind . . . . Unsere Kinder sind unsere Schätze und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz\*) ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. — Unser Sohn Wilhelm\*\*) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Daher kommt es, daß sie etwas Bornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft\*\*\*). Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig, er wird, ohne die Theilnahme am Wohle und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen.“ . . . Nachdem die Königin ihre „ganze Gallerie“ vorgeführt, fährt sie fort: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, das sehen sie an dem ernststen Angesichte des Vaters und an der Behemuth und den öfteren Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott

\*) Der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV.

\*\*) Der jetzige König Wilhelm.

\*\*\*) Es ist die verstorbene Kaiserin-Mutter von Rußland.

täglich, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die mir Niemand entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glücklich sein."

An Allem, was zur Vorbereitung von Preußens Wiedererhebung, zur Pflanzung eines besseren Geistes im Volke geschah, nahm die Königin den lebhaftesten Antheil. Sie war es besonders gewesen, die den Wiedereintritt Stein's in den Staatsdienst befördert hatte, auch trat sie versöhnend und vermittelnd ein, wenn hier und da empfindliche Vereiztheit das gute Einvernehmen zu stören drohte.

Damals regten sich auch bereits die ersten Zeichen des religiösen Aufschwunges, der in dem Befreiungskriege den Fürsten und Völkern zum Siege verhalf. Die Königin war eine der ersten, die erkannten, daß des Vaterlandes Erhebung durch die sittliche Wiederbelebung vorbereitet werden müsse, und mit Freuden begrüßte sie die Vorboten des Glaubens, dessen Wahrheit das geschwächte Vaterland wieder kräftiger und frei machen sollte. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken,“ das wurde ihr immer klarer, und in ihrem lebendigen Glauben wurde sie die still waltende Gärtnerin jedes edlen Keimes wiedererwachenden christlichen Lebens.

Am Ende des Jahres 1808 war dem Königspaare eine Zeit hohen Genusses zugebracht durch einen Besuch, den dasselbe auf Alexander's Einladung in Petersburg machte. Auf dem ganzen Wege wurde von russischer Seite Alles aufgeboten, um ihnen den festlichsten Empfang zu bereiten. Je tiefer Napoleon sie zu beugen gesucht hatte, desto höher wollte Alexander sie in seinen Landen geehrt wissen. In Petersburg selbst wurden sie mit rührendster Herzlichkeit und zugleich mit beispiellosem Glanze aufgenommen: Festlichkeiten reihten sich an Festlichkeiten, und Alles war bemüht, den edlen Gästen den Zoll wahrer tiefer Verehrung darzubringen. Aller Glanz und alle Huldigungen vermochten jedoch der Königin keine unbefangene Freude mehr zu bereiten. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen,“ schrieb sie nach ihrer Rückkehr nach Preußen, „Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: „„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.““

Am meisten hatten sie auch in Petersburg die Anstalten für Erziehung und für Wohlthätigkeit interessirt. Als die Kaiserin-Mutter ihr das adelige Fräuleinstift für 360 junge Mädchen zeigte und Luise sich in der Unterhaltung mit ihnen von der guten Erziehung überzeugte, die ihnen durch die landesmütterliche Fürsorge da zu Theil wurde, wünschte sie, bald so vermögend zu sein, um es diesem Beispiele in Preußen nachzuthun. Sie erlebte die Verwirklichung dieses Wunsches nicht; erst ihrem Andenken wurde später am ersten Jahrestage ihres Todes die Luisenstiftung geweiht, eine weibliche Bildungsanstalt, welcher Friedrich Wilhelm die edle Bestimmung gab, die Tugenden der Königin, ihren frommen Sinn, ihr reines Herz, ihre schöne Seele, ihre Treue als Gattin und Mutter in der Frauenwelt fortzupflanzen.

Schon in Petersburg war Luise leider von Unwohlsein ergriffen worden, welches man einer Erkältung zuschrieb; es ging damals vorüber, kehrte aber bald nach der Rückkehr nach Preußen in bedenklicherer Weise wieder. Den ganzen Sommer 1809 hindurch fühlte sie sich sehr leidend, ein kaltes Fieber

kehrte an ihren Kräften. Das erneuerte Waffenglück Napoleon's, welches jetzt auch das österreichische Haus zu vernichten drohte, bereitete der Königin schwere, dunkle Stunden, in denen sie ganz an der Gegenwart verzweifelte. „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen,“ schrieb sie in einer dieser Stunden. „Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preussischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann: Aue Germania!“

Am Ende des Jahres 1809 wurde endlich der Königin Sehnsucht erfüllt, wieder nach Berlin zurückkehren zu können, das sie seit dem Venaer Unglückstage nicht mehr gesehen hatte. Die ganze Reise von Königsberg nach der Residenz sah einem Triumphzuge ähnlich, aller Orten war dem geliebten Königspaare der rührendste Empfang bereitet, ergreifend war das Wiedersehen in Berlin. Aber nicht lange sollte die Freude der Heimkehr ungetrübt bleiben. Napoleon drohte wegen der rückständigen Kriegszahlungen mit einer neuen Besetzung des Landes; das nächste Frühjahr besonders war ein sehr sorgenvolles, und der Königin Seele wurde mehr und mehr mit trüben Ahnungen erfüllt, sie fürchtete, daß der König selbst ihr und seinem Volke entrisen werden könnte. Im Jahre 1810 konnte ihr noch einer ihrer langjährigen Wünsche erfüllt werden: sie durfte im Sommer einen Besuch am väterlichen Hofe in Strelitz machen und dort auch ihre geliebte Großmutter, die Führerin ihrer Jugend, wiedersehen. Sie hatte den Tag ihrer Abreise nicht erwarten können; endlich erschien er, der 25. Juni. Aber sobald sie sich der mecklenburgischen Grenze näherte, wich ihre Heiterkeit und bald wurde sie von einer sichtbaren Wehmuth ergriffen, als ob ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens ihre Seele erfasse. Diese Wehmuth verließ sie nicht mehr, selbst mitten unter den gemüthlichen Freuden, die ihr am Hofe des zärtlichen Vaters bereitet waren. Bei der Cour, die ihr zu Ehren gehalten wurde, machte ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck: ihre schönen, edlen Züge, schreibt ein Augenzeuge, trugen das Gepräge des tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimath aus. Als einige Damen, die ihr von früher vertraut waren, mit Wohlgefallen auf die Perlen, ihren einzigen Schmuck, wiesen, da sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen.“

Der König kam ihr am 28. Juni nach Strelitz nach; um die Zeit seines Besuches in ländlicher Stille zuzubringen, fuhren Alle nach dem Lustschlosse Hohen-Zieritz. Dort kam die Königin leidend an: ein heftiger Katarrh hatte sie befallen. Bald stellte sich Husten und Fieber ein; doch besserte sich der Zustand wieder, so daß sich der König entschloß, am 3. Juli wegen dringender Staatsgeschäfte nach Berlin zu reisen. Er ahnte nicht, daß er die ihm so theure Gemahlin erst in der Todesstunde wiedersehen sollte. Die Krankheit schien fürerst abzunehmen, doch war die Königin ungewöhnlich matt: in ihrem Gemüthe blieb sie sehr ruhig und ertrug ihre schlaflosen Nächte mit einer himmlischen Geduld. Am 16. früh wurde sie, Allen unerwartet, von dem heftigsten Brustkrampfe befallen und schwebte fünf Stunden lang in der

äußersten Lebensgefahr. Am folgenden Tage traf der berühmte Arzt Heim aus Berlin ein und erklärte, daß diese krampfhaftige Steigerung der Krankheit nur einen Ausgang haben könne — den Tod. In der Nacht vom 18. zum 19. traten die Brustbeklemmungen wieder ein. In dieser schweren Nachtstunde sagte sie zu Heim: „Ach, bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern stürbe.“ Früh gegen 4 Uhr traf der König mit seinen beiden ältesten Söhnen ein. Welche Freude — es war die letzte für die Sterbende! Der König schien wie zermalmt von Schmerz. Alles, was er bis dahin vom Schicksal hatte erdulden müssen, stand in keinem Vergleiche zu dem Leide der Gegenwart. Nicht Herr seiner Gefühle, eilte er auf Augenblicke hinaus, um Fassung zu sammeln. Da sagte die Königin: „Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich.“ Man wollte den König trösten, es sei ja noch Hoffnung da. „Ach,“ sagte er, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“

So nahete die neunte Stunde — die Todesstunde. Es trat wieder ein heftiger Anfall ein. „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod,“ rief die Leidende.

Der König saß an ihrem Bette, er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Gegenüber kniete ihre Schwester, die Prinzessin Solms, und die Freundin der Königin, Frau von Berg, an deren treuer Brust das Haupt der Sterbenden ruhte. Die Aerzte standen um das Bett, die ganze Familie war in dem Zimmer versammelt.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief: „Herr Jesus, mach' es kurz.“ Noch einmal athmete sie auf; mit diesem stillen Seufzer endete ihr Leben. Der König war zurückgesunken: er raffte sich bald wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken, — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet.“

Preußen und ganz Deutschland trauerte mit dem Könige, mit dem Königshause um Luise. Der tiefste Schmerz eines ganzen Volkes begleitete ihren Leichenzug nach Berlin und Charlottenburg, wo ihr der edle Gemahl eine Ruhestätte bereitet hat, wie sie ihrer und seiner würdig ist, ein Heiligthum ächter Fürsten- und Menschengröße.

„Und so ruhe denn, erhabener Geist,“ ruft ihr die Freundin in ihren Gedankenblättern nach, — „ruhe von Deinen Mühen und Sorgen hier auf Erden! Deine eigentliche Heimath war ja der Himmel, und der Erde warst Du nur geliehen, daß Du sie auf kurze Zeit verherrlichen solltest und ihr offenbaren die ewige Kraft des Heiligen und seine Bedeutung und sein Fortwirken auch nach seinem irdischen Vergehen; und daß Du solltest verkündigen auf Erden die Liebe, welche vom Himmel kommt und zu dem Himmel führt und die Zeiten trägt und hält. Nun sei und bleibe Deinem Volk ein leuchtender und leitender Stern durch die ferne Nacht der Zeiten, welche unserm Auge noch verhüllt sind.“

Im Hinblick auf das herrliche, unvergleichliche Marmorbild der schlafenden Königin, welches der Bildhauer Rauch für das Mausoleum in Charlottenburg geschaffen hat, sang Theodor Körner:

„Du schläfst so sanft! die stillen Flügel hauchten  
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;  
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,  
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,  
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,  
Mit Gott veröhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,  
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns zum Verderben,  
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,  
Daß unsre Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,  
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,  
Ein guter Engel für die gute Sache.“

#### 45. Preußens Erhebung (1813).

**Napoleon's Macht und Uebermuth.** Seit dem Tage von Tilsit war Napoleon unablässig und mit gewaltigen Schritten auf sein Ziel, die Begründung einer allgemeinen Weltherrschaft, losgegangen. Vergeblich suchte Oesterreich ihm noch einmal entgegenzutreten. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges vom Jahre 1809 führte in dem Wiener Frieden zu einer neuen Länderabtretung, sodann zu einer engeren Verbindung des Kaisers Franz mit Napoleon, welcher zur Besiegelung des Bundes, nach der Verstosung seiner achtungswerthen Frau Josephine, eine Erzherzogin, Marie Luise, heirathete. Jetzt konnte er um so freier an die Verwirklichung seiner hochfahrenden Entwürfe gehen. Durch die fortwährenden Erweiterungen des französischen Gebietes zeigte er, daß es für seine Launen kein Gesetz, keinen Vertrag und keine Rücksicht auf Ehre und Treue mehr gebe. Die weltliche Herrschaft des Papstes hob er auf und erklärte den Kirchenstaat für einen Theil des französischen Reiches, indem er sich als Nachfolger Karl's des Großen das Recht beilegte, dessen Schenkung an die katholische Kirche zurückzunehmen, — sein Bruder Louis, dem er das Königreich Holland gegeben, mußte mehrere wichtige Bezirke desselben an Frankreich abtreten, — das südliche Tyrol, welches er zuerst an Baiern bewilligt, wurde wieder losgerissen und mit dem Königreiche Italien vereinigt, — endlich erklärte er, es sei nothwendig, zur sicherern Beschränkung des englischen Handels, das französische Reich bis zur Ostsee auszudehnen, und vereinigte mit demselben die Länder der ganzen deutschen Nordseeküste, deren Verwaltung dem Marschall Davoust übergeben wurde. Während das sogenannte „große Reich“ nunmehr von den Pyrenäen bis zur Ostsee reichte, in Italien aber, in Spanien, der Schweiz, dem Rheinbunde und Dänemark seine Vasallen oder Verbündeten herrschten, Preußen erschöpft, Oesterreich durch Familienbande gefesselt schien, standen nur England und Rußland noch unbezwungen dem Eroberer gegenüber. England unterhielt den Freiheitskampf der Spanier und Portugiesen, sein Feldherr Wellington bereitete die Befreiung der pyrenäischen Halbinsel vor, während die englischen Flotten alle französischen Colonien eroberten.

Da verfiel der maßlose Ehrgeiz des verwegenen Kriegsmannes, der in seinem gottvergessenen Uebermuth alle Besonnenheit verloren zu haben schien, auf den abenteuerlichen Gedanken, die britische Macht, welcher er zur See nicht beikommen konnte, in Asien, in den ostindischen Besitzungen zu vernichten. Das Ungeheure eines Feldzuges zu Lande nach Ostindien schien dem Verblendeten kein Wagniß mehr; aber Eines mußte er vorher noch vollbringen, wenn er ohne Besorgniß nach Asien ziehen wollte, — Rußland mußte erst noch gedemüthigt sein. Dem Kaiser Alexander war die Gefahr, welche ihm drohte, nicht entgangen, und schon seit Jahren hatte er nur noch aus List eine gewisse Freundschaft und Verehrung für den gefährlichen Bundesgenossen zur Schau getragen, im Stillen aber Alles für den drohenden Bruch vorbereitet. Die Vergrößerung des ihm feindlichen polnischen Reiches an seiner Grenze, sowie die Wegnahme des mit Rußland durch Verwandtschaft eng verbündeten Herzogthums Oldenburg zeigten ihm vollends, was er von Napoleon zu erwarten habe, und schon seit dem Jahre 1811 wurden die Beziehungen zwischen beiden Höfen so gespannt, daß der Krieg unvermeidlich schien. Von beiden Seiten wurde gerüstet: Napoleon schob seine Heere gegen Osten vor, in kurzer Zeit waren zwischen dem Rheine und der Weichsel Truppenmassen bis zu einer halben Million versammelt: das größte Heer, welches die neuere Geschichte kennt, des ersten Winkes gewärtig, um in das russische Reich einzufallen, und Rußland strengte gleichfalls seine ungeheuren, aber zerstreuten Hülfsmittel an, um ähnliche Truppenmassen zu sammeln. Die gewaltigen Ströme, welche sich von Osten und Westen heranwälzten, mußten die dazwischen liegenden Länder mit fortreißen oder erdrücken. Preußen besonders konnte nicht unbethelligt bleiben, durch sein Gebiet hindurch mußten sich die beiden Gegner suchen, und es war für die preußische Regierung unumgänglich, sich einem derselben anzuschließen.

**Vorbotten von Preußens Erhebung; gezwungenes Bündniß mit Frankreich.** Die Begeistertsten und Kühnsten unter den preußischen Patrioten drängten damals zu einem entscheidenden Entschlusse gegen Frankreich. Jetzt oder nie, meinten sie, sei die Stunde gekommen, die Sklavenketten wieder abzuschütteln. Schon mehrere Jahre früher hatten einzelne Verwegene den Kampf zu entzünden versucht, waren aber als Opfer ihrer eigenen vorzeitigen patriotischen Zuversicht gefallen.

Der Major von Schill, welcher schon zur Zeit der Vertheidigung Kolbergs tapfere Männer zu Freischaaren versammelt hatte und der Schrecken der Feinde in jener Gegend gewesen war, begann zur Zeit des letzten österreichischen Krieges an der Spitze einer unternehmenden Husarenschaar und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, auf eigene Hand den Kampf in Norddeutschland. Als die Niederlage der Oesterreicher und die Furcht der Völker vor dem französischen Tyrannen den Erfolg seines Unternehmens vereitelte und er sich überall in seinen Hoffnungen und Erhebungen der Massen getäuscht sah, warf er sich mit seinen Freischaaren in das feste Stralsund, um sich dort gegen die Feinde zu vertheidigen, bis es ihm gelänge, nach England zu entkommen. Aber bei einem Sturme fand er mit den meisten seiner Waffenbrüder unter den Säbeln feindlicher Reiter den Heldentod. Seine Gefährten,

soweit sie nicht gefallen waren, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, die Offiziere erschossen, die Gemeinen auf französische Galeeren gebracht (1809). Doch ist das Andenken dieser ersten unglücklichen Vorboten der Wiedererhebung Preußens in den deutschen Herzen treu bewahrt worden; ebenso wie die Erinnerung an den glücklicheren Herzog Wilhelm von Braunschweig, den heldenmüthigen Sohn des bei Auerstädt verwundeten preussischen Feldmarschalls. Mit einer tapferen Schaar schwarzer Husaren, der sogenannten „schwarzen Schaar“, war er den Oesterreichern zur Hilfe gezogen und schlug sich nach deren Niederlage mit unglaublicher Kühnheit durch feindliche Länder und Heere bis an die Nordsee durch, wo er sich mit seinen Gefährten nach England einschiffte, um dort günstigere Zeiten für Deutschlands Befreiung abzuwarten.

Solche Zeiten glaubten nun Viele gekommen, als der Zug Napoleon's gegen Rußland vorbereitet wurde; aber noch hielt es Friedrich Wilhelm nicht an der Zeit, mit dem gewaltigen Bedrucker des Landes offen zu brechen, weil die französischen Heereshaufen schon dicht an den Grenzen Preußens standen, die Russen dagegen noch nicht gesammelt und nicht nahe genug waren, um den ersten Angriff des erbitterten Feindes von Preußen abzuwehren. Die Rüstungen, welche der König vornehmen ließ, um bei dem Herannahen des großen Kampfes nicht wehrlos mitten inne zu stehen, erweckten bereits den Argwohn des französischen Herrschers, welcher in gebieterischer Weise deren Einstellung forderte. Schon setzten sich die von allen Seiten angesammelten ungeheueren Truppenmassen, welche Preußen wie in einem Netze umspinnen hielten, in Bewegung, und Friedrich Wilhelm, das Aergste für sein Land besorgend, konnte der schweren Nothwendigkeit nicht ausweichen, er mußte ein ihm von Napoleon angetragenes Bündniß annehmen. Seinem Gesandten in Paris war im Namen des Kaisers eröffnet worden, der Augenblick sei gekommen, wo das Loos Preußens entschieden werden solle, es sei eine Frage auf Leben und Tod; schon zu Tilsit habe der Kaiser strenge Absichten gegen Preußen gehabt, diese würden jetzt zur Ausführung kommen, wenn nicht Preußen Frankreichs treuer Verbündeter würde. Der König unterzeichnete denn einen Vertrag zu Paris, nach welchem das französische Heer durch ganz Preußen mit Ausnahme eines Theils von Schlesien marschiren, die preussische Armee nach wie vor nur 42,000 Mann betragen, von diesen aber 20,000 Mann mit den Franzosen gegen Rußland ziehen sollten (5. März 1812). Nach kurzer Zeit erfüllten nun die französischen Heere das Königreich und lebten darin nach Feindesart, indem Napoleon alle Mittel, welche das Land darbot, für seine Truppen zu verwenden befahl, und die Einwohner oft dem Hunger und der Verzweiflung überließ; Berlin erhielt eine französische Besatzung und einen französischen Gouverneur. Kaum hätte der Krieg selbst eine schlimmere Behandlung bringen können.

**Gottes Strafgericht in Rußland (1812).** Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiser Napoleon mit viermalhunderttausend auserlesenen Kriegern zu Fuß und sechzigtausend zu Roß, nebst 1200 Stück Geschützen in das große russische Reich ein. Er hatte die besten Schaaren aus allen Ländern Europa's gesammelt, sie waren in allen Künsten der Waffen wohl geübt und mit allem Kriegszeuge aufs Beste versehen, so daß seit des stolzen Kerkers

Zeiten ein solches Heer nicht war gesehen worden. Aber in jenem Jahre und in diesem Kriegszuge setzte Gott dem stolzen Eroberer ein Ziel. Nachdem die Russen an zwei blutigen Tagen bei Smolensk und Borodino sich zwar ruhmvoll geschlagen, aber doch das Schlachtfeld geräumt und sich tief in das Land hinein nach Moskau gezogen hatten, und der verwegene französische Feldherr gegen den Rath seiner einsichtigsten Generale ihnen dahin gefolgt war, da ereilte ihn in der alten russischen Czaarenstadt der Strahl der rächenden göttlichen Gerechtigkeit. Am 14. September war er siegestrunken in das ehrwürdige Schloß, den Kreml, eingezogen, aber schon in der folgenden Nacht brachen dort über seinem Haupte die Flammen aus, welche nach des russischen Statthalters Rostopschin verderblichem Plane in viertägigem Brande die ganze von den Russen verlassene Stadt in Asche legten und unsäglichen Schrecken in dem französischen Heere verbreiteten. Als nun Kaiser Alexander, vertrauend auf Gott und auf den Muth seines Volkes, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte gegen Ende October das aller Vorräthe beraubte Heer den Rückzug durch das feindliche Land antreten. Hierauf hatten die Russen gewartet: mit den Schwärmen ihrer Kosacken verfolgten sie die fliehenden Feinde, ließen ihnen keine Ruhe, weder bei Tage, noch bei Nacht, und wer sich nur etwas von dem Hauptheere entfernte, wurde niedergemacht. Plötzlich brach durch des Höchsten Hand Tod und Verderben noch unwiderstehlicher über das gewaltige Heer herein. Früher als in dem gewöhnlichen Laufe des Jahres trat in den öden Steppen Rußlands ein grauser Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinen Schutz gegen seine Strenge; ihre Kleider waren zerrissen, die Füße zitterten halb entblößt auf den unabsehbaren Schneeflächen, die Dörfer und Städte waren schon auf dem Hinwege von ihnen selbst verwüstet, nirgends ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind, kein Bissen Brotes, den nagenden Hunger zu stillen. Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrorenen um die ausgebrannten Wachtfeuer, und wen die Kälte verschonte, den verdarb der Hunger. Wir haben hier nicht den weiteren grausigen Verlauf des Rückzuges, nicht den Jammer an der Beresina und die übrigen schrecklichen Tage zu erzählen, welche für alle Zeiten ein warnendes Gedenkzeichen gegen frevelnden Uebermuth sein werden. Als das Heer die Grenze wieder erreichte, waren fast 200,000 Gefangene, worunter 48 Generale und 4000 Offiziere, sowie über 1000 Kanonen in Rußland zurückgelassen; im Innern Rußlands wurden gegen 200,000 Leichname verbrannt und verscharrt.

**Die York'sche Convention; Preußens Rüstungen.** So lange als möglich hatte Napoleon die Welt über das furchtbare Schicksal der großen Armee zu täuschen gesucht. Um so erschütternder wirkte jetzt die Kunde von ihrem völligen Untergange, der grausenhafte Anblick der jammervollen Reste, welche über die preußische Grenze zurückkehrten. Preußen war Zeuge des Stolzes gewesen, mit welchem die beispiellos schöne, glänzende Armee zum Kriege ausgezogen war; jetzt sollte es auch zuerst Zeuge sein der tiefen Demüthigung, welche den Uebermüthigen widerfahren war.

Da erkannte das preußische Volk die Zeichen des göttlichen Gerichts, und durch alle Herzen ging zugleich die freudige Ueberzeugung, daß jetzt die Stunde der Befreiung auch für das theure Vater-

land gekommen sei. Alle Gefühle der Entrüstung und des bitteren Hasses, welche Jahre lang durch den schweren Druck der fremden Tyrannei erzeugt waren, schlugen mit einem Male in loderbenden Flammen patriotischer Begeisterung hervor, und überall war man zugleich von der Gewißheit erfüllt, daß nun die Regierung nicht mehr säumen werde, mit dem Beispiele kräftiger Erhebung voranzugehen.

Diese Zuversicht war es, die den General von York, den Anführer des mit den Franzosen verbündeten preussischen Armeecorps, bewog, auf eigene schwere Verantwortung einen ersten wichtigen Schritt auf der Bahn der Befreiung zu thun. Ohne noch zu wissen, was seine Regierung beschloß, gab er die Sache der Franzosen auf und unterzeichnete in der Pöschinger Mühle bei Tauroggen eine **Convention** mit dem russischen General Diebitsch, nach welcher er die Feindseligkeiten gegen die Russen einstellte (**30. Decbr. 1812**). Diefen wurde es hierdurch möglich gemacht, den französischen Marschall Maedonald, der allein noch ein beträchtliches französisches Heer befehligte, mit Nachdruck über die Grenze nach Preußen zu verfolgen. Die preussischen Truppen nahmen die Convention mit Begeisterung auf, York aber schrieb an den König: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Veruhigung sterben, wenigstens als treuer Unterthan und wahrer Preuße das Beste meines Vaterlandes gewollt zu haben.“ An den General Bülow schrieb York: „Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weisen. — Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen, ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf, — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murrat läßt sich York nicht richten oder verurtheilen. Ich handele kühn, aber ich handele als treuer Diener und wahrer Preuße.“

Zwar wurde York's kühner Schritt von der Regierung fürerst öffentlich gemißbilligt, weil man mit Frankreich noch nicht gebrochen hatte, und weil der König in Berlin noch von einer französischen Besatzung argwöhnisch umgeben war. York wurde sogar wegen seines selbstständigen Handelns vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn jedoch freisprach. Bald wurde dann des Königs Abreise nach Breslau ein erstes Anzeichen, daß die Stunde freien Handelns gekommen war.

Schon war die Provinz Preußen in patriotischer Hingebung dem Rufe des Königs zuvorgekommen. Dort hatte York's Beispiel und die befreiende Erscheinung der russischen Heere die begeisterte Erhebung beschleunigt. Man wußte, daß der Kaiser Alexander, der sich selbst an die Spitze seiner Armee gestellt, beschloß hatte, Europa endlich die Freiheit und den Frieden wiederzugeben. Der russische Feldmarschall Kutusoff verkündigte bereits am 21. December, daß sein Kaiser den Völkern, welche bis jetzt gezwungen gegen ihn gekämpft, die Unabhängigkeit anbiete, wenn sie Napoleon's Sache verlassen

wollten, — und zugleich, daß Alexander die Absicht habe, dem Könige von Preußen Beweise seiner Freundschaft und der Monarchie Friedrich's ihren früheren Glanz und ihre alte Ausdehnung zu geben. Diese Verkündigungen erweckten bereits überall die freudigsten Hoffnungen; da erschien als Abgesandter des Kaisers von Rußland in Königsberg der Freiherr v. Stein, um das Feuer der neuerweckten Freiheitsgefühle zu schüren. Er vorzüglich hatte Alexander zu dem hohen Berufe aufgemuntert, die erhabene Rolle des Wohltäters und Herstellers der Welt zu spielen, jetzt kam er, seine preussischen Genossen zur Theilnahme an dem großen Werke aufzurufen. Er setzte sich mit dem Generale York und anderen patriotischen Männern in Verbindung, auf deren Ruf sofort Abgeordnete der preussischen Stände zusammentraten. In einer Adresse an den König bethenurten dieselben, daß ihnen kein Opfer zu groß dünken solle, um die Unabhängigkeit Preußens wieder gewinnen zu helfen. Zum Beweise solcher Opferfähigkeit beschloffen sie die Ausrüstung von 13,000 Mann Reserve für das York'sche Corps, die Errichtung einer Landwehr von 20,000 Mann Landsturm, sobald der Feind über die Weichsel dringen sollte, und die Bildung einer Schaar von 700 Freiwilligen zu Pferde, die sich selbst auszurüsten hätten.

Bald sollte das ganze Land durch des Königs eigenen Entschluß Seligenheit erhalten, gleiche Opferfreudigkeit zu beweisen. Am 25. Januar war Friedrich Wilhelm in Breslau angekommen, wo er durch keine französische Besatzung in seinen Handlungen mehr beengt war; um ihn sammelten sich die edelsten Männer des Landes, Scharnhorst übernahm wieder das Kriegsministerium, und der siebenzigjährige Blücher wollte nicht fehlen, wo es galt, des Vaterlandes und des Kriegsheeres Ruhm und Ehre wiederherzustellen.

Am 3. Februar 1813 erließ der König einen „Ausruf an das Volk,“ sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu bewaffnen. Noch war nicht ausgesprochen, gegen wen die Vertheidigung gerichtet sei, aber das allgemeine Bewußtsein kam dem Rufe des Fürsten entgegen: man wußte, daß es der Befreiung von dem verhassten französischen Joch gelte. Der König hatte nach den vielen bitteren Erfahrungen seines Lebens kaum zu hoffen gewagt, daß der Ausruf eine tiefe Wirkung hervorbringen würde, nur auf wiederholtes Andringen Scharnhorst's hatte er nachgegeben. Wie sollten aber die kühnsten Hoffnungen weit übertroffen werden! Die Begeisterung ergriff alle Stände: Jünglinge und Männer entzogen sich ihren Beschäftigungen und den Kreisen ihrer Lieben, um der Befreiung des Vaterlandes ihre Kräfte zu widmen. Studierende und Lehrer verließen die Hörsäle, Beamte ihre Stellen, die Edelleute ihre Güter und stellten sich mit Flinte und Tornister in die Reihen der Freiwilligen neben den Handwerker, der aus der Werkstätte, den Bauer, der vom Pfluge herbeikam. In Berlin allein ließen sich neuntausend junge Leute in die Listen eintragen. Als der König von solcher Begeisterung hörte, entrollten Thränen freudigen Dankes seinen Augen; er erkannte sein Volk und führte nun festen Willens und nimmer wankenden Muthes mit seinen Helden den Kampf bis zum Ziele.

Unterdeß waren mit dem russischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft, um das Werk der Befreiung gemeinsam auszuführen: wiederum war es Stein, den der Kaiser Alexander mit der Aufforderung zum Bündniß nach

Breslau sandte, wo er bei Hardenberg und Scharnhorst die eifrigste Unterstützung fand. Kaiser Alexander war selbst nach Kalisch geeilt, wo am 28. Februar ein Bündniß zwischen Preußen und Rußland zu Stande kam, welches die Befreiung Europa's und zunächst Deutschlands von der Fremdherrschaft zum Zwecke hatte. Der Kaiser verpflichtete sich auf das Feierlichste, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Preußen in dem Umfange und mit der Kraft, die es vor 1806 besessen, wieder hergestellt sei. Zu dem Kriege, den man zunächst in Norddeutschland führen wollte, sollten alle Kräfte aufgeboden, von Seiten Rußlands zunächst 150,000 Mann, von Preußen wenigstens 80,000 Mann Linientruppen ins Feld gestellt werden. England sollte zum Beitritte aufgefordert werden, — nicht lange, da brachte Gneisenau, aus England herbeieilend, schon die Verheißung englischer Hülfe an Waffen, Kriegsvorräthen und Kleidung für ein Heer von 20,000 Mann und die Aussicht auf Landung englisch-schwedischer Hülfs-truppen.

So war denn der Krieg beschlossen, in allen Thaten Preußens war dies bereits zu erkennen, am 16. März erfolgte die ausdrückliche Kriegserklärung an Frankreich.

**Des Königs Ruf und des Volkes Begeisterung.** Am 17. März aber erließ der König den denkwürdigen „Ausruf an mein Volk.“

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche,“ so sprach der edle Fürst, „bedarf es eine Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs, der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, sowie der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleon's Verträge mehr noch, wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den Kampf nicht ehrenvoll endigen! Große Opfer werden von Allen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehrlos der Preuze und der Deutsche nicht zu leben vermag. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!“

Zugleich wurde eine Verordnung wegen Errichtung der Landwehr im ganzen Umfange des Reiches erlassen. „Mit Gott, für König und Vaterland“ sollte ihr schöner Wahlspruch sein. Mit demselben Wahlspruche hatte der König wenige Tage zuvor, am Geburtstage der Königin Luise (10.

März), den Orden des eisernen Kreuzes als Auszeichnung für die Helden des Befreiungskrieges gestiftet, um der patriotischen Begeisterung durch das Andenken der theueren Verkämpften eine höhere Weihe zu ertheilen.

Des Königs Ausruf entflamte diese Begeisterung zu dem herrlichsten Feuer. „Der König rief, und Alle, Alle kamen“ ist das erhebende Gebetwort jener herrlichen Zeit geblieben. Das gesammte Volk wollte lieber den Gedanken der höchsten Noth und Entbehrung als einer neuen Knechtschaft fassen. Ganz Preußen war wie eine große Waffenstätte, alle Kräfte regten sich in neuer Lust und Frische, Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, — Alles eilte herbei zu dem harten Dienste des Krieges. Aber nicht die Männer allein, es waren auch Greise und Kinder, und vor Allem die Frauen, welche von einem schönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab sein Gut oder die Arbeit seiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das sie mit Zinn oder Eisen ersetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienstmagd die Ringe aus ihren Ohren, — und edle Jungfrauen gab es, die, weil sie nichts Anderes zu bringen hatten, ihr langes, schönes Haar abschnitten und den Erlös dem Vaterlande darbrachten.

Unvergeßlich wird in der Geschichte des Vaterlandes das Frühjahr und der Sommer 1813 sein! Wäre auch nichts errungen worden, so würde doch der Geist, welcher damals durch das Volk wehete, demselben fort und fort zum Stolze gereichen, der hehre Geist, welcher alles irdische Gut, Ruhe und Frieden, und selbst das Leben gern zum Opfer darbringen will für unsichtbare Güter, für die Liebe der Freiheit und des Vaterlandes. Und das war das ewig Denkwürdige und Einzige in jener Zeit, daß sie selbst den gemeinen Sinn mit sich fort riß: sie erhob die Herzen mit solcher Allgewalt, daß sie nur ihrer großen, gemeinsamen Pflicht gedachten, daß alle Leidenschaften, Sinnlichkeit und Eigennutz zurücktraten. Der große Zweck weihete die Einzelnen, ein Jeder fühlte, daß der schwere Sieg nur im Glauben und in der Zucht gewonnen werden könnte. So ist die Zeit der Freiheitskämpfe zugleich die Zeit der Befreiung von den Banden des Unglaubens und der Zweiselsucht geworden; ein lebendiger Aufschwung zu Gott dem Herrn begleitete den Aufschwung zu bürgerlicher Freiheit und weihete das großartige Beginnen des deutschen Volkes, welchem der Segen des lebendigen Gottes nicht fehlen sollte.

#### 46. Die Freiheitskriege bis zu Napoleon's Rückzug aus Deutschland.

**Napoleon's Rüstungen.** Napoleon war, als in Rußland Alles verloren war, nach Paris geeilt und dort in der Stille der Nacht am 18. December eingetroffen. Er machte den Franzosen bekannt, daß in Rußland viel Geschütz und Gepäck, auch 30,000 Pferde verloren gegangen seien, die Größe des Verlustes an Menschen verschwieg er. Das Heer sei noch stark genug, die barbarischen Russen hinter ihren Grenzen im Zaume zu halten, aber zur Fortsetzung und schnellen Beendigung des Krieges seien 350,000 Mann frischer

Truppen erforderlich, deren schleunige Aushebung angeordnet wurde. Als Preußens Kriegserklärung bekannt wurde, befaß er, noch andere 180,000 Mann auszuheben. Noch war der Zauber seines großen Kriegsruhmes und die Allgewalt, mit der er in Frankreich herrschte, mächtig genug, um in kürzester Zeit diese neuen ungeheuren Truppenmassen wirklich ins Feld zu rufen. Nach wenigen Monaten schon rückte zum Staunen Europa's die junge Mannschaft wohl gerüstet über den Rhein, unter ihnen eine berittene Ehrengarde aus allen Städten des Landes, Söhne wohlhabender Aeltern, die ihm als Geißeln der Treue seiner Städte dienen sollten. Aus Italien zog er 50,000 Mann bewährter Truppen herbei, und die Rheinbundsfürsten mußten von Neuem ihre vertragsmäßigen Hülfstruppen zum Kampfe gegen die deutschen Brüder stellen. So konnte er schon im April mit mehreren Hunderttausenden nach Sachsen ins Feld ziehen, während eben so große Heereshaufen, bis zur Gesamtstärke einer halben Million, ihm folgten. Vom Frieden, den Oesterreich zu vermitteln bestrebt war, wollte er nicht reden hören; denn er hatte keine Ahnung von der unerhörten Begeisterung, welche dies Mal die gegen ihn zu Felde ziehenden Preußen beseelte; er wählte, daß die deutsche Erhebung vor seinen sieggewohnten Armeen wie Spreu im Winde verwehen würde. Durch Hochmuth verstockt, wußte er die Zeichen der Zeit nicht mehr zu fassen. „Und wenn die Feinde auf dem Montmartre vor Paris ständen, so würde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben,“ so ließ er am 31. März verkünden, „der preussische Name solle aber gänzlich ausgelöscht werden aus der Reihe der Völker.“ Am 31. März des folgenden Jahres aber rückten die Preußen vom Montmartre her siegreich in Paris ein, und wenige Tage darauf wurde Napoleon des Thrones verlustig erklärt. So hat es der Herr gewollt!

**Groß-Görschen und Baugen (2. u. 22. Mai).** Noch ehe der Kaiser selbst in Deutschland erschienen war, suchte sein Stieffohn, der Vicekönig Eugen, mit 30,000 Mann, mit welchen er bei Magdeburg stand, Berlin zu überfallen, um diese Hauptstadt des Landes in seine Gewalt zu bekommen. Aber der russische Heerführer Wittgenstein und die preussischen Generale York und v. Bülow sammelten schleunigst die nächsten zerstreuten Schaaren und drangen am 5. April bei Möckern so ungestüm auf die Franzosen ein, daß diese, obwohl stärker an Zahl, zurückweichen mußten. Besonders hieb das preussische Fußvolk hier zum ersten Male statt vielen Schießens wacker mit dem Kolben drein, was seitdem mit gleichem Erfolge öfter wiederholt wurde. Eugen hielt es nun für gerathener, sich wieder hinter die Wälle von Magdeburg zurückzuziehen, bis gegen Ende April Napoleon mit seinen neuen Heerhaufen eintraf.

Dem Gewaltigen rückte das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehle des russischen Feldherrn Wittgenstein entgegen; die Preußen unter dem Generale York (dessen Verfahren inzwischen vom Könige öffentlich gerechtfertigt und belobt worden war), unter Blücher, der von Schlesien die preussische Hauptmacht herbeigeführt, und unter Kleist.

Napoleon setzte über die Saale und rückte nach den Ebenen von Leipzig vor, wo er seinen Gegnern eine Schlacht zu liefern gedachte. Am 1. Mai übernachtete er in Lützen, wo zweihundert Jahre zuvor Gustav Adolph gefallen war. Kaum war er am anderen Morgen aufgebrochen, da erscholl Kanonen-

donner in seinem Rücken. Die Preußen und Russen wollten ihm dies Mal zuvorkommen, ehe er sich selbst das Schlachtfeld gewählt, und drangen plötzlich gegen die Dörfer Groß- und Klein-Görschen u. a., die der Marschall Ney noch besetzt hielt, mit aller Kraft vor. Zuerst erstürmte Blücher mit Ungestüm Groß-Görschen; um die anderen Dörfer entspann sich ein mörderischer Kampf. Obwohl die Stellung der Franzosen günstiger war, siegte doch überall der Preußen und Russen unwiderstehliche Tapferkeit, und schon waren die meisten Dörfer im Sturme genommen, als Napoleon selbst, der auf dem Schall des Kanonendonners mit seinen Garden umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde ankam. Mit feurigen Worten begeisterte er seine Schaaren, um den Verbündeten die errungenen Vortheile zu entreißen. Von Neuem entbrannte der erbitterteste, blutigste Kampf; schon hatten die preußischen Garden die Hauptstellung des Feindes gestürmt und mehrere Bataillone des Feindes in die Flucht geschlagen. Da ließ Napoleon achtzig Stück Geschütz auf einen Punkt versammeln, um durch ein unwiderstehliches Feuer die Gegner niederzuschmettern. Ganze Reihen der unerschrockenen Kämpfer wurden mit einem Male zu Boden gestreckt, die Dörfer geriethen in Brand und mußten verlassen werden. Zugleich führte der Vicekönig Eugen neue Schaaren herbei und drängte die russische Schlachtordnung. Dennoch wichen die Verbündeten nur Schritt vor Schritt dem mörderischen Feuer und hielten standhaft den größten Theil des Schlachtfeldes bis zum Einbruche der Nacht. Ja noch in tiefer Dunkelheit wagte der nie rastende Blücher einen plötzlichen Reiterausfall auf die überraschten Feinde, welche die ganze Nacht über, in Vierecken zusammengedrängt, unter den Waffen stehen blieben. Die Verbündeten hatten mit nur 70,000 Mann gegen 120,000 Feinde gekämpft, aber kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren. Blücher selbst, immer mitten im heftigsten Kampfe, war verwundet worden; schwerer als er der General Scharnhorst, welcher leider nach kurzer Zeit starb und so die Früchte seines hingebenden Sorgens und Mühens für das Vaterland nicht mehr reifen sah.

War auch der Sieg von den Verbündeten nicht errungen, so gab doch die Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai 1813) rühmliches Zeugniß von dem Geiste unerschrockenen Heldenmuthes, welcher die Freiheitskämpfer beselte. Durch ganz Deutschland ging die erhebende Kunde von der Kühnheit und Todesverachtung der jungen preußischen Krieger.

Die verbündeten Herrscher, welche selbst der Schlacht beigewohnt hatten, wollten ihre ermüdeten Heere nicht sofort noch einmal gegen den zahlreicheren Feind führen und beschloßen deshalb den Rückzug an die Elbe, der in der größten Ruhe und Ordnung bewerkstelligt wurde.

Napoleon rückte nun in Dresden ein (8. Mai). Der König von Sachsen hatte zwar dem Rufe der Verbündeten zum Anschlusse an ihre Sache nicht Folge geleistet, doch strebte er darnach, sich von den Fesseln der französischen Abhängigkeit los zu machen und unterhandelte in Prag mit dem Kaiser von Oesterreich, um sich eine neutrale Stellung zu sichern. Napoleon aber ließ ihm sofort entbieten, sich nach seiner Hauptstadt zurückzugeben und seine Truppen zur Verfügung der Franzosen zu stellen, widrigenfalls Sachsen als erobertes Land behandelt werden solle. Der König kehrte darauf

am 12. Mai nach Dresden zurück, wo ihn Bonaparte als treuen Bundesgenossen festlich begrüßen ließ. Bald eilte der gewaltige Krieger nun weiter, den Verbündeten nach, die bei **Bautzen** in der Lausitz ein festes Lager bezogen hatten. Sie standen dort 100,000 Mann stark, aber der Feind zählte nahe an 150,000. Am **22. Mai** kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Verbündeten, wie bei Groß-Görschen, die größte Tapferkeit bewiesen, aber zuletzt doch der Uebermacht weichen mußten. Alexander und Friedrich Wilhelm wollten es auch hier noch nicht zum Aeußersten kommen lassen; denn sie hatten noch viel neugerüstetes Volk aus Rußland und Preußen zu erwarten und überdies hofften sie jetzt gerade auf den baldigen Zutritt von Oesterreich. Darum wollten sie nicht durch vorzeitige Wagnisse ihre Truppen aufreiben lassen, sondern dieselben schonen, bis sie vereint mit dem gehofften Zuwachse dem Feinde die Spitze bieten könnten. Sie befahlen denn nach dreistündigem Kampfe ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen, und bei hellem Tage um drei Uhr Nachmittags geschah der Rückzug vom Schlachtfelde mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an kein Verfolgen, an kein Ventemachen denken konnten. Vergeblich trieb Napoleon, auf einer Trommel seiner Garde sitzend, mit hastiger Eile seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen, die leichten preussischen Reiter und die Kosacken wiesen alle Angriffe der Verfolgenden zurück, und er mußte froh sein, das Schlachtfeld behauptet zu haben, auf welchem 12,000 von den verbündeten Truppen, aber 20,000 Franzosen das Leben eingebüßt hatten.

**Waffenstillstand; Oesterreichs Kriegserklärung.** Die Verbündeten zogen sich nach Schlessien zurück; Napoleon folgte ihnen auf dem Fuße, aber er vermochte ihnen keinen Schaden beizubringen, vielmehr hatten seine eigenen Truppen durch plötzliche Angriffe der unverhofft umkehrenden Feinde manchen schweren Verlust zu erleiden. Am schmerzlichsten war dem Kaiser der Tod seines einzigen persönlichen Freundes, des Marschalls Duroc, welchen bei einem solchen Ausfalle eine Kugel vom Pferde riß.

Napoleon mußte einsehen, daß er den Sieg dies Mal nicht so leichten Kaufes erlangen würde, und er nahm einen ihm angebotenen Waffenstillstand auf 6 Wochen gern an. Am **4. Juni** wurde derselbe zu Breslau abgeschlossen. Zuerst nahm das Volk in Preußen diese Waffenruhe unwillig auf: in ungeduldiger Begeisterung murrte man über den Verzug, der dem kampfbentbrannten und durch die Tage von Groß-Görschen und Bautzen keineswegs entmuthigten Heere auferlegt wurde. Der König aber beruhigte sein Volk; der Waffenstillstand solle der Nationalkraft, die sich schon so ruhmvoll gezeigt, nur Zeit geben, sich völlig zu entwickeln. „Bis dahin,“ sagte der König, „war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen: wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen.“

So wurde denn rastlos fortgewirkt, gewaffnet, geübt und alle Kräfte der Nation von Neuem angespannt.

Während des Waffenstillstandes zog das Schicksal einer muthigen Kriegerschaar die Theilnahme von ganz Deutschland auf sich. Der Major von Lützow hatte sich mit einem Haufen kühner Reiter, aus Jünglingen aller Stände bestehend, in des Feindes Rücken bis an die Grenze Frankreichs gewagt

und überall durch seine verwegenen Angriffe Schrecken unter den Franzosen verbreitet. Er erhielt zu spät die Kunde von dem Waffenstillstande und konnte nicht mehr zu dem festgesetzten Zeitpunkte über die Elbe zurück. Da befahl Napoleon, „die Räuber zu vernichten, wo sie gefunden würden,“ und so wurden sie am 17. Juni, als sie ohnweit Leipzig ruhig und sorglos daherzogen, von feindlichen Reitern in Ueberzahl überfallen und größtentheils niedergehauen. Nur eine geringe Anzahl schlugen sich mit Lützow selbst durch den Feind durch.

Unterdeß versuchte Oesterreich, die augenblickliche Waffenruhe in einen bleibenden Frieden zu verwandeln, zu welchem Zwecke Kaiser Franz einen Friedenscongrès nach Prag berufen hatte. Auch Napoleon schickte seine Gesandten hin, aber bald zeigte sich, daß er nur Zeit gewinnen wollte, um unterdeß noch weitere Verstärkungen an sich zu ziehen, welche von Mainz und Straßburg in großen Massen herbeikamen. Als nun der letzte Tag des Waffenstillstandes abgelauten war, erklärte endlich der Kaiser von Oesterreich, daß auch ihn Ehre und Pflicht zum erneuerten Kampfe gegen Frankreich rufen. In Bezug auf Preußen äußerte damals der Kaiser von Oesterreich: „Preußens Schicksal liege ihm vor Allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das preußische Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oesterreich die schönste der preußischen Provinzen, Schlesien, angeboten. Er, der Kaiser, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken!“

**Groß-Beeren (23. August).** Durch den Beitritt Oesterreichs waren die Heere der Verbündeten den französischen nunmehr an Stärke gleich, fast überlegen. Als erwünschter Bundesgenosse erschien überdies der Kronprinz von Schweden (der frühere französische Marschall Bernadotte) mit 24,000 seiner Krieger in Norddeutschland. England hatte sich in einem zu Dresden abgeschlossenen Vertrage zur Zahlung bedeutender Hülfsgelder verpflichtet. Das Heer der Verbündeten zerfiel in drei große Abtheilungen: 1) Der Kronprinz von Schweden befehligte 150,000 Mann in Norddeutschland, unter ihm die Preußen Bülow und Tauentzien und der russische General Winzingerode; 2) General von Blücher führte den Oberbefehl über die 95,000 Mann der schlesischen Armee, unter ihm York und die Russen Sacken und Langeron; sein oberster Generalstabsoffizier war Sneyse; 3) Fürst Schwarzenberg führte die Hauptarmee in Böhmen, bei welcher Preußen unter Kleist, Russen unter Wittgenstein und die russischen Garden unter dem Großfürst Constantin fochten, im Ganzen etwa 230,000 Mann. Fürst Schwarzenberg sollte zugleich den Oberbefehl über das gesammte verbündete Heer führen.

Napoleon, welcher mit seiner Hauptmacht an der Elbe stand, beschloß, während Marschall Dudinot mit 60,000 Mann auf Berlin marschirte, sich selbst ohne Zeitverlust auf die schwächste der drei Armeen, auf die schlesische, zu werfen und dieselbe womöglich zu erdrücken, um dann gegen die beiden anderen freie Hand zu haben. Blücher aber wußte ihm auszuweichen, und unterdeß rückte das Schwarzenberg'sche Heer von Böhmen nach Sachsen vor und

nöthigte den Kaiser, in Eilmärschen zur Rettung von Dresden zurückzugehen (23. August).

Auch Dubinot's Unternehmen gegen Berlin sollte vereitelt werden. Schon war er bis 2 Meilen vor die Hauptstadt gekommen, hatte das Dorf Groß-Beeren besetzen lassen und gedachte am andern Morgen triumphirend in Berlin einzuziehen; da dringt spät am Abend des 23. unter dichten Regengüssen General Bülow mit seinen Preußen plötzlich auf **Groß-Beeren** ein. Mit lautem Kriegsgeschrei schrecken sie den überraschten Feind auf; die Gewehre wollen im Regen nicht Feuer geben, aber die braven Landwehrmänner kehren die Waffen um und schlagen, wie bei Mäckern, mit den Kolben drein. Die ersten Haufen der Franzosen fliehen vor solchem Ungeflüme, bringen Verwirrung auch unter die übrigen und bald zerstreut sich das ganze Heer in Busch und Sumpf, wo die Nacht sie vor weiterer Verfolgung schützt (23. August 1813). Mehrere Tausend Gefangene und 26 erbeutete Kanonen bezeugten den Triumph des Bülow'schen Corps, — noch deutlicher Dubinot's Zurückweichen bis zur Elbe. In Berlin aber, wo man mit banger Angst dem Einrücken des Feindes entgegengesehen, erscholl jetzt unbeschreiblicher Jubel, Tausende strömten hinaus auf das nahe Schlachtfeld, um den braven Kriegern Dank und Erquickung zu bringen.

**Die Schlacht an der Katzbach.** Bald wurde die Freude der Patrioten durch eine Siegeskunde erhöht, welche fast gleichzeitig aus Schlesien von Blücher's Armee gebracht wurde. Blücher ist recht eigentlich der große Held der deutschen Freiheitskriege geworden, darum ziemt es, daß wir vor der Erzählung seiner ersten großen Waffenthat im Freiheitskriege einen Blick auf seine frühere Laufbahn werfen.

Gebhardt Lebrecht von Blücher\*) war zu Rostock den 16. December 1742 geboren; sein Vater, früher in hessischen Diensten, lebte damals als Landedelmann in Mecklenburg. Im Alter von 14 Jahren wurde Lebrecht mit einem etwas älteren Bruder zu einem Onkel nach Rügen gegeben. Von Unterricht und Erziehung scheint dort, wie im älterlichen Hause, nicht viel die Rede gewesen zu sein, Sinn und Gemüth der Jünglinge entwickelten sich frei unter den Lebensindrücken, — stete Uebungen zu Ross und kühne Wagnisse am Felsenufer weckten in ihnen Geschick und Muth und eine gewisse Verwegenheit. Bald zeigte sich bei ihnen eine unwiderstehliche Neigung zum Kriegesleben und beide Brüder traten als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen 1760 öftere Streifzüge in die Mark Brandenburg; Blücher ritt bei jeder Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnennden Knaben; einmal aber rief ihm ein Husar drohend zu: „Wart nur, Bübel, werd di schon schlachte,“ sprengte auf ihn ein, und da Blücher's Pferd stürzte, nahm er ihn gefangen. Der preußische Husarenoberst fand Gefallen an der fecken Weise des Jünglings, behielt ihn bei sich und gewann ihn für den preußischen Dienst. Schon im nächsten Jahre wurde er Secondelieutenant und bald Premierlieutenant; er nahm an den Feldzügen des siebenjährigen

\*) Nach Barnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt.

Krieges Antheil und focht besonders bei Kunersdorf tapfer mit. Der bald eintretende Friede aber war seinem jugendlichen Thatendrange zu einförmig: alle Nachrichten stimmen überein, daß der jetzt erst zwanzigjährige Blücher ein äußerst wilder Offizier gewesen und sorglos in das Leben hineingestürzt habe. Jagd, Spiel und lustige Streiche theilten seine Zeit, doch verleugnete sich auch auf diesen Abwegen niemals sein kühnes Kriegerherz, sein ehrenhafter, tüchtiger Sinn und sein theilnehmendes Gemüth. Als Rittmeister wegen willkürlicher Schritte im Avancement übergegangen, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große mit gewohnter Kürze antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren“ (1773). Blücher begab sich nach Polen, wo er ein Fräulein von Mehling heirathete und Landwirthschaft trieb; bald darauf übernahm er ein Gut in Pommern. Als 1778 der bairische Erbfolgekrieg ausbrach, mochte es der eifrige Kriegsmann nicht mehr auf dem Lande aushalten, er bat in wiederholt dringenden Gesuchen um Wiederanstellung, wurde jedoch immer zurückgewiesen, bis nach Friedrich's Tode ihm die Verwendung des Generals von Bischoffswerder den Wiedereintritt als Major in demselben Husarenregimente, wie früher, verschaffte (1786). Blücher lebte nun ganz wieder im Kriegswesen und ganz in der alten ungebundenen Weise. Er machte den Zug nach Holland (1787) mit, zeigte überall Gewandtheit und Entschlossenheit und avancirte schon 1790 zum Oberst. Vom Jahre 1793 an nahm er am Feldzuge gegen Frankreich Theil und zeichnete sich überall durch Kühnheit, kluge Anschläge und rasche Ausführung vortheilhaft aus; selbst bei dem Feinde gewann sein Name schon einige Berühmtheit. In der Armee wurde er ehrenvoll der „neue Zieten“ genannt. Sein Regiment hatte während der beiden Feldzüge 1793 und 1794 den Franzosen gegen 4000 Gefangene genommen, wogegen von seinen Leuten nur ein einziges Mal 6 Mann in Gefangenschaft gerathen waren. Sein Verdienst wurde allgemein anerkannt, vom Könige, im Heere, im gesammten Volke. Friedrich Wilhelm III. hatte als Kronprinz am Rheine persönlich Gelegenheit gehabt, Blücher's Wirken kennen zu lernen, und ließ ihm von vorn herein die größte Anerkennung zu Theil werden. Im Jahre 1801 wurde er zum Generallieutenant, bald darauf zum Gouverneur von Münster ernannt. An der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Blücher Theil, jedoch nicht in der Ausdehnung, wie er gewünscht hatte; der größte Theil der Reiterei stand noch schlagfertig, als die Schlacht aufgegeben wurde. Blücher, auf die Ehre des Tages noch nicht verzichtend, suchte im Gewühle den König auf und erbot sich, mit seinen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Doch wurde der Befehl hierzu, kaum ertheilt, wieder zurückgenommen und der Rückzug angeordnet. Wenn es dem braven Generale nicht vergönnt war, das Geschick jenes unglücklichen Tages zu wenden, so hat er wenigstens auf dem Rückzuge die alte preussische Waffenehre glänzend bewährt. Mit einer von allen Seiten zusammengerafften Reiterschaar wollte er versuchen, durch Mecklenburg hindurch sich dem Feinde in den Rücken zu werfen und wo möglich Magdeburg zu entsetzen. Von allen Seiten durch die Uebermacht gedrängt, schlug er sich bis Lübeck tapfer durch und wehrte sich in und bei dieser Stadt gegen den fünf Mal überlegenen Feind mit solchem Heldennuthe, daß ihm der feindliche

Feldherr, Marschall Bernadotte, endlich vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug gethan, nun solle er, da ihm nichts Anderes übrig bliebe, sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Er betheuerte, daß er sich auch der Uebermacht nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht, zu fechten, auch habe er kein Pulver, kein Brot, noch Futter mehr, darum wolle er sich ergeben, doch vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren ausrücken. Das wurde bewilligt. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort sürerst nach Hamburg. Dort lebte er, zwar gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark und voll muthigen Vertrauens. Im März 1807 wurde er gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt und nahm an dem unglücklichen Feldzuge in Preußen bis zum Tilsiter Frieden rührigen Antheil. Seitdem hatte er den Befehl über die pommerischen Truppen.

Als in den folgenden Jahren (1808 und 1809) sich in Preußen Stimmen erhoben, welche einen allgemeinen Aufstand zur Abschüttelung des französischen Joches herbeiwünschten, war auch Blücher dieser Richtung ganz hingegeben und persönlich zu jedem Wagniß bereit. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne und eilte, seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten; mit Unmuth empfing er den Befehl, die ungefragt begonnene Rüstung sogleich wieder einzustellen. Auch er wurde durch den Tod der Königin Luise sehr ergriffen, und schrieb darüber in seiner Weise an einen Freund: „Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Usmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel auf einander folgendes Unglück treffen kann, wie den unsrigen...“

Mit welcher Freude begrüßte nun Blücher die Tage, wo aus dem Norden neue Hoffnungsstrahlen für Preußens Wiedererhebung durch das Dunkel der bisherigen Unglücksnacht hereinleuchteten; mit welcher Begeisterung eilte er nach Breslau, um des Königs patriotische Entschlüsse beschleunigen zu helfen; welche Glückseligkeit für ihn, als er nun an der Spitze der schlesischen Truppen gegen den übermüthigen Feind einherziehen konnte!

Bei Groß-Görschen schon wurde ihm Gelegenheit gegeben, seinen alten Heldenmuth neu zu bewähren, und der Kaiser von Rußland schrieb ihm bei Uebersendung des St. Georgenordens: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt.“ — Auch an der Schlacht bei Bautzen hatte Blücher glänzenden Antheil, noch strahlender aber sollte sein eigenthümliches Feldherrntalent erst nach dem Waffenstillstand im schlesischen Feldzuge glänzen.

Der Tag an der Katzbach (26. August 1813). Es ist bereits erwähnt, daß Napoleon wegen des Anrückens des Schwarzenberg'schen Corps gegen Sachsen sich mit der Hauptarmee aus Schlesien wieder dorthin gezogen hatte. Der Marschall Macdonald aber war mit seinem Heere gegen

Blücher zurückgeblieben. Dieser stand bei Zauer am rechten Ufer der Katzbach. Als Napoleon abgezogen war, beschloß er, über die Katzbach zu gehen und die zurückgebliebenen Franzosen anzugreifen. Macdonald hatte dieselbe Absicht, und so rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wissend, unter strömendem Regen am 26. August gegen einander vor. In drei Truppenzügen näherte sich Nachmittags um 2 Uhr das schlesische Heer der Katzbach; doch ehe diese Züge den Fluß erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in den Ebenen von Wahlstatt in vollem Anzuge. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer umändern, und schnell waren seine Maßregeln ergriffen. Er redet zu den Soldaten, als komme Alles, wie er es gewollt und erwartet: er reitet umher, den schlaun Blick auf den Feind geheset, und wie Alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!“ Andern ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackere Preußen.“ Unter dem stürmischen Rufe: „Es lebe der König!“ setzt sich sogleich Alles in Bewegung. Das französische Fußvolf kommt ungestüm entgegen, aber der Regen hindert das Gewehrfeuer; es entsteht ein Handgemenge und die Preußen haben mit Bajonett und Kolben schnell die Oberhand. Blücher zeigt sich überall voran; die Truppen, Anfangs in finsternem Schweigen, jauchzen ihm bald freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!“ Sie rücken unaufhaltsam vor und ihr Geschütz begleitet wirksam ihre Bahn. Inzwischen kommen böse Nachrichten vom linken Flügel unter Langeron, dort sei die feindliche Reiterei durchgebrochen. Blücher setzt sich an die Spitze seiner Reiter, schreit „Vorwärts“ und stürmt mit Ulanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld; in den Engwegen des Neißethals aber geräth Alles in Verwirrung. Der Regen strömt noch immer herab, die Gebirgsflüsse wachsen mit jedem Augenblicke und ihre tobenden Fluthen reißen Brücken und Stege fort. Vergebens suchen die Flüchtigen Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit läßt Tausende in der wüthenden Neisse, in der Katzbach, den Tod finden. (26. August 1813).

Blücher's Eifer war sofort auf die Verfolgung des Feindes gerichtet. Dort erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit seinem Heerestheile dem Feinde nachzudringen. Indef stiegen die Gewässer jeden Augenblick, das Fußvolf durchwatete bis an den halben Leib im Wasser die wüthende Neisse. Blücher selbst feuerte unaufhörlich die Verfolgung an. Den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder, um eine neue Schlacht zu sparen!“ Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeschrei und „Vater Blücher lebe!“ ging es weiter bis an den Bober und Queiß. Dort ließ Blücher am 1. September Victoria schießen und ein Te de um halten. Wohl hatte er Grund zum Danke gegen Gott; denn große Ergebnisse waren mit geringem Verluste erkauft. Das Heer vernahm staunend die Größe des vollbrachten Werkes, ein allgemeiner Jubel durchlief seine Reihen, als Blücher in einem Tagesbefehle so zu ihnen sprach: „Soldaten des schlesischen Heeres,

Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld und Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. . . . Mit Kälte, Mäße, Entbehrung habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswerthes Betragen. Ueber 100 Kanonen, 250 Munitionswagen, 1 Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obriste und andere Offiziere, 18,000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch gegenüberstanden, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. — Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind aufs Neue auf.“ Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30,000 Mann, der der Verblüdeten höchstens 1000 Mann.

Größer noch, als dieser augenblickliche Erfolg, war die Nachwirkung der herrlichen Waffenthat. Das ganze Heer war zu begeistertester Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck für ihre Freude zu finden. Dieselbe Stimmung theilte sich bald den übrigen Heeren mit, und ganz Preußen, ganz Deutschland jauchzte in freudiger Hoffnung auf.

Blücher aber war nun für seine Soldaten, oder seine Kinder, wie er sie nannte, „General Vorwärts“ oder, wie es bald heißen konnte, „der Marschall Vorwärts“, denn er wurde zum Lohne für seine ausgezeichneten Thaten zum Feldmarschall ernannt und später zum Fürsten von Wahlstatt.

**Die Schlachten bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Wartenburg; der Vertrag zu Töplitz.** Die Kunde von dem Siege an der Katzbach wurde überall um so freudiger aufgenommen, weil zu derselben Zeit, wo Blücher gegen Macdonald kämpfte, die Schwarzenberg'sche Armee durch Napoleon in einer zweitägigen Schlacht bei Dresden (26. und 27. August) eine entschiedene Niederlage erlitten hatte, durch welche Fürst Schwarzenberg zum Rückzuge nach Böhmen gezwungen wurde. Dorthin rückte ihm von einer andern Seite der Marschall Vandamme mit einem trefflichen Heere entgegen und die böhmische Armee wäre zwischen Vandamme und Napoleon in eine verzweifelte Lage gerathen, wenn nicht die russischen Garden unter General Ostermann, nur 8000 Mann an der Zahl, aber angefeuert durch den persönlichen Muth des Königs Friedrich Wilhelm III., den 30,000 Franzosen Vandamme's den heldenmüthigsten Widerstand geleistet hätten, bis in der Schlacht bei Kulm, wo zur glücklichen Stunde der preußische General von Kleist über die Nollendorfer Höhen dem Feinde in den Rücken herbeikam, der französische Marschall umzingelt, besiegt und mit 12,000 Mann gefangen genommen wurde (30. August). Als die in der Schlacht Verwundeten in Prag, wohin man sie brachte, vom Volke theilnehmend umgeben wurden, rief ein Unteroffizier: „Der König von Preußen ist es, dem ihr

eure Rettung verdankt, ich habe ihn gesehen, wie er Alles wiederherstellte, ich vergaß meine Wunde vor Freude, ihn so als König handeln zu sehen.“ Friedrich Wilhelm aber erkannte die Ehre des Tages dem General Kleist zu, dem er den Namen „Kleist von Nollendorf“ verlieh.

Fast gleichzeitig mit dem Siege bei Kulm erfuhren die verbündeten Herrscher die frohen Nachrichten von Groß-Beerem und an der Katzbach. Sie kamen damals in Töplitz zusammen, um neuen Rath zu pflegen, vorher aber gaben sie Gott die Ehre und den Dank für den bisherigen gnädigen Beistand, ohne den auch das thatkräftigste Wollen der Völker vergeblich gewesen wäre. Am 3. September feierten sie ein großes Dankfest für die errungenen Siege.

In Töplitz wurden (am 9. September) neue Verträge zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich abgeschlossen, indem erst hier auch Kaiser Franz dem großen Bunde in seiner ganzen Ausdehnung beitrug. Die Herrscher erklärten in dem Töplitzer Vertrage, daß sie von gleichem Wunsche besetzt, den Leiden Europa's ein Ziel zu setzen und dessen künftige Ruhe durch die Wiederherstellung eines billigen Gleichgewichts der Mächte zu sichern, sich entschlossen haben, den Krieg mit ihren gesammten Streitkräften fortzusetzen. Um aber das wohlthätige Einverständniß auch für die Zukunft segensreich zu machen, haben sie sich über folgende Punkte geeinigt: Erhaltung von Freundschaft und aufrichtiger, beständiger Eintracht zwischen den Herrschern, so wie auch ihren Erben und Nachfolgern, gegenseitige Gewährleistung für alle ihre Besitzungen, gemeinsames Wirken und gegenseitige Hülfe für diesen Zweck. Es war dies die Grundlage des später (1815) geschlossenen sogenannten heiligen Bundes. Jede der drei Mächte verpflichtete sich ferner, für die Dauer des Krieges wenigstens 150,000 Mann zu unterhalten.

Inzwischen hatte Napoleon einen neuen Versuch machen wollen, die Hauptstadt Preußens in seine Gewalt zu bekommen, und zu diesem Zwecke den Marschall Ney mit 80,000 Mann ausgesandt. Bei Dennewitz traf derselbe jedoch (am 6. September) auf den General von Bülow, welcher ihm mit nur 40,000 Preußen den verzweifeltsten, aber glücklichsten Widerstand leistete, wobei besonders die schlesische Landwehr sich auszeichnete. Als am Abend schlesische und russische Truppen zu Bülow's Unterstützung herbeikamen, stürzten die Franzosen in die wildeste Flucht. Ganze Haufen warfen die Waffen weg und suchten auf verschiedenen Wegen in die Heimath zu entfliehen. Ney selbst berichtete an seinen Kaiser: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich völlig aufgelöst.“ — Der tapfere Bülow aber erhielt von seinem Könige den Namen Bülow von Dennewitz.

Napoleon machte vergebliche Versuche, bald durch einen Einfall nach Schlesien, bald nach Böhmen hin wieder eine günstigere Stellung zu erzwingen: dort wurde er von Blücher, hier von den österreichischen und russischen Generalen gebührend zurückgewiesen und mußte sich bequemen, in seine vorige Stellung nach Sachsen zurückzukehren. Seine Lage wurde aber immer mehr bedroht, als nun Blücher sich der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden näherte, und General Bertrand, der dies verhindern sollte, von

dem General York in dem glänzenden Treffen bei **Wartenburg** (am 3. October) geschlagen wurde (daher der Ehrenname Graf York von Wartenburg). Die Vereinigung Blücher's mit der Nordarmee wurde jetzt wirklich ausgeführt, und für Napoleon entstand die Besorgniß, durch dieses vereinigte Heer von Frankreich abgeschnitten zu werden. Dazu kam, daß einzelne der Rheinbundfürsten bereits von ihm abfielen, besonders Baiern, welches durch den Vertrag von Ried (8. October) zu den Verbündeten übertrat. Es kam die Zeit heran, wo ein entscheidender Schlag geführt werden mußte.

**Die Völkerschlacht bei Leipzig (16.—18. October 1813).** Das Nordheer zog sich nach der Saale hin, weil die Schwarzenberg'schen Schaaren sich bei Leipzig sammeln sollten. Da beschloß auch Napoleon, sich nach Leipzig zu begeben, wo sich in den Tagen nach dem 12. October die gewaltigen Heere zur großen Entscheidung zusammenzogen: die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Barclay de Tolly und Wittgenstein, die Schweden unter ihrem Kronprinzen (Bernadotte), zusammen an 300,000 Mann. Die französische Armee, über 200,000 stark, hatte den Vortheil, unter einem einzigen, ruhmreichen und bewunderten Befehlshaber zu stehen. Napoleon ahnte, daß sich hier sein Geschick entscheiden mußte, und versäumte kein Mittel, den Eifer seiner Soldaten bis aufs Höchste anzuspornen und zur Begeisterung zu erheben. Aber auch unter den Verbündeten war das Bewußtsein lebendig, um welche herrlichen Güter gekämpft werden sollte. Fürst Schwarzenberg rief es noch mit begeisterten Worten seinem Heere ins Gedächtniß: „Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Russen, Preußen, Oesterreicher, ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen! — Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist euer!“

Am 16. October begann die ungeheure Schlacht, in welcher die Völker von den fernen Grenzen Asiens, vom mittelländischen und vom atlantischen Ocean zusammentrafen, um über das Schicksal Europa's die blutigen Würfel zu werfen, — die große **Völkerschlacht bei Leipzig**. Es war ein düsterer, neblichter Tagesanbruch; aber als nach 9 Uhr auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen der Donner des Geschützes sich erhob, da theilten sich die Wolken und die Sonne beschien das weite Schlachtfeld. So schrecklich aber war das Geschützesfeuer, daß die Erde davon im weiten Umkreise erbebte, und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Donnern der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Wohl 600 Kanonen von Seiten der Franzosen, 800 bis 1000 der Verbündeten waren in ihrer graufigen Arbeit. Auf drei Seiten zugleich entbrannte der fürchterliche Kampf: das große Heer der Verbündeten kämpfte im Südosten der Stadt bei Wachau, ein anderer Theil gegen General Bertrand im Westen von Leipzig bei Lindenau, Blücher aber schlug im Norden eine besondere Schlacht bei Möckern. Mit unerhörter Anstrengung und rühmlichem Heldenmuth wurde von beiden Seiten der Kampf geführt. Am Nachmittage des 16. schien es, als sei die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entschieden, und schon hatte Napoleon eine Sieges-

Botschaft an den König von Sachsen geschickt; aber er hatte zu zeitig triumphirt, denn als sich die Sonne zum Untergange neigte, stand es bei Wachau für beide Seiten fast wie beim Beginne des furchtbaren Kampfes, während bei Büchern Blücher die größten und unzweifelhaftesten Vortheile errungen hatte. Dort hatten die Preußen, besonders das ausgezeichnete York'sche Corps, den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen: drei Mal mußten sie das Dorf im Sturme nehmen und drei Mal wurde es ihnen wieder entzogen, aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg, welcher freilich durch den Heldentod einer ungemein großen Anzahl muthiger Jünglinge und Männer erkauft war.

Napoleon mochte schon nach diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe: sein Vertrauen zum Siege wankte, darum versuchte er am folgenden Tage, die Oesterreicher durch große Versprechungen zum Verrath und Abfall von ihren Waffenbrüdern zu verführen. Seine Anerbietungen aber wurden zurückgewiesen, und er mußte sich zum erneuten entscheidenden Kampfe vorbereiten. Am 17. October geschah nichts von Bedeutung; desto heftiger wurde die Schlacht am 18. wieder begonnen. Napoleon hatte seine Stellung an diesem Tage in Probstheida genommen; sein Standort war auf einem Hügel bei einer halb zerstörten Windmühle. Um dieses Dorf entbrannte der schrecklichste Kampf, welcher zahllose Opfer hinraffte, so daß die Kämpfenden zuletzt kaum noch über die Haufen der Leichen hinwegsteigen konnten. Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um halb 5 Uhr beschloßen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen, denn schon war an mehreren Punkten der Sieg errungen. Besonders hatten der Kronprinz von Schweden und Blücher dem Marschall Ney auf dem andern Flügel eine gänzliche Niederlage beigebracht, und um die Hoffnungen Napoleon's vollends zu vernichten, waren während der Schlacht die sächsischen Truppen, welche schon längst nur gezwungen unter den Franzosen gekämpft, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen zu ihren deutschen Brüdern übergegangen. Napoleon konnte nur noch daran denken, seinen Rückzug zu sichern. Auf dem Hügel neben der zerfallenen Mühle saß er auf einem hölzernen Schemel und dictirte mit zerstörtem, bleichem Angesicht die Befehle zum Rückzuge; dann sank er, von Erschöpfung übermannt, bei einbrechender Nacht in einen leichten Schummer. Schon nach einer Viertelstunde aber sprang er auf und eilte nach Leipzig dort sein letztes, flüchtiges Nachtlager zu halten.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der unermesslichen Schaaren, welche der französische Gewalthaber zur Befestigung seiner Weltherrschaft herbeigeführt hatte, und welche jetzt, tief gedemüthigt, froh waren, wenn sie den sichern Rückweg in die Heimath gewinnen konnten. So ängstlich und hastig war ihr Drängen nach dem einen Stadthore, durch welches sie ziehen mußten, daß Napoleon selbst, als er am Morgen hinausfahren wollte, keinen Durchgang durch das wirre Treiben zu finden vermochte und auf einem andern Wege heimlich davonziehen mußte. Während die Franzosen so ihre Flucht beeilten, wurde plötzlich die Brücke über den Elsterfluß, welche sie

passiren mußten, in die Luft gesprengt und ein großer Theil der Fliehenden abgeschnitten. Viele versuchten hinüberzuschwimmen, wobei der polnische Fürst Poniatowsky nebst vielen Anderen seinen Tod in den Fluthen fand. Ueber 15,000 Mann mit den Generalen Bertrand, Lauriston u. A. wurden gefangen genommen, dazu 25,000 Verwundete und Kranke. Im Ganzen zählten die Franzosen in jenen Tagen 38,000 Tode und Verwundete und 30,000 Gefangene; auch fielen den Verbündeten 370 Geschütze und viel Beute in die Hände, doch bezahlten sie den schweren Sieg ihrerseits mit 42,000 Todten und Verwundeten. Tief beweinswerth war das Loos der vielen Tausende, die noch lebensfähig, aber aus schweren Wunden blutend, auf der meilenweiten Wahlstatt umherlagen, mit Todten und Sterbenden, Freunden und Feinden vermischt, nach Hülfe und Rettung jammernd, ohne daß sie Hülfe fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Octobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und weit entfernt, gerettet zu sein, waren sie hier für neue, unglaubliche, namenlose Leiden aufgespart. 34,000 Kranke und Verwundete von allen Nationen waren in den Lazarethen aufgehäuft und litten solchen Mangel, daß sie an Entbehrungen aller Art starben. „Es frommt, daß die deutsche Jugend erfahre, mit welchen bitterm Opfern und Leiden ihre Freiheit erkauft ist, damit sie das köstliche Kleinod zu würdigen und zu wahren wisse.“

Am 19. October nach ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm, bald darauf auch Kaiser Franz mit dem Gefolge ihrer Feldherren, unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapferen Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner in Leipzig ein. Es war ein großer Augenblick, als sich die drei Fürsten nun die Hände reichten, um sich zur Errettung Deutschlands und zur Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück zu wünschen. Sie erkannten aber vor Allem, daß der endliche Sieg nicht die That der Menschen, sondern Gottes That war. Schon als des Tages zuvor der Fürst Schwarzenberg ihnen die Sicherheit des errungenen Sieges brachte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten in stillem, brünstigem Gebete dem gewaltigen Herrn der Schlachten und der Völker.

**Die Folgen des Sieges bei Leipzig.** Napoleon konnte nach der gänzlichen Niederlage, die sein großes Heer betroffen, nicht mehr daran denken, sich in Deutschland zu behaupten, sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, die ihm gebliebenen Truppen über den Rhein zurückzuführen und unterdeß durch Friedensunterhandlungen möglichst gute Bedingungen für seine weitere Herrschaft zu erlangen. Die Verbündeten dagegen waren nicht gewillt, ihn in Ruhe den Rückzug vollenden zu lassen, vielmehr wollten sie ihren Sieg zunächst bis zum Rheine, und wie die Entschiedeneren gleich damals verlangten, über den Rhein hinweg bis zur Vernichtung der Napoleonischen Herrschaft verfolgen. In Eilmärschen flohen die Franzosen dem Rheine zu, verfolgt von dem York'schen Corps, welches ihnen gleich am Tage nach der Leipziger Schlacht nachgesandt wurde. Auch die Baiern entsandten ihren Feldherrn Wrede, um ihren früheren Bundesgenossen den Rückweg nach Frankreich zu versperren, doch gab dies Napoleon nur Gelegenheit, mit einem letzten Siege aus Deutschland zu scheiden, indem er in der Schlacht bei Hanau

(30. und 31. October) das bairische Heer durchbrach und schon am 2. November über den Rhein ging.

Inzwischen war der König von Westphalen, Jerome, durch den russischen General Czernitschew verjagt und das Königreich Westphalen aufgelöst worden. Ein Gleiches erfolgte mit dem Großherzogthum Berg.

#### 47. Der Krieg in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden.

Deutschland war nun befreit: die erste Sorge der Verbündeten war die, eine Regierung für die neu eroberten Länder einzurichten. Zu diesem Zwecke setzte man eine Verwaltungs-Commission in Dresden nieder, deren Leitung von den verbündeten Herrschern dem Freiherrn von Stein übertragen wurde. Das Königreich Sachsen wurde zuerst unter diese Verwaltung gestellt, da der König zunächst als Kriegsgefangener nach Berlin gehen mußte. Bald trennten sich die gesammten Fürsten Deutschlands wieder vom Rheinbunde und schlossen sich mit bedeutenden Heeresmassen dem Bunde gegen Frankreich an. In Folge der gänzlichen Befreiung Deutschlands traten wichtige Veränderungen in den Besitzverhältnissen ein: die zwischen der Elbe, der Weser und dem Rheine gelegenen ehemaligen preußischen Besitzungen kehrten natürlich ohne Weiteres unter das preußische Scepter zurück, ebenso die Länder von Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig und Oldenburg unter ihre vorigen Dynastien.

Bald wurde durch Bülow's erfolgreiches Vordringen auch Holland wieder den Franzosen entrissen und dem aus England zurückgekehrten Fürsten von Dranien zurückgegeben, welcher alsbald dem Bunde gegen Frankreich beitrug.

Napoleon war jetzt zwar bereit, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, aber noch stellte er die hochmüthigsten Bedingungen; denn er wollte sich noch keineswegs für überwunden erkennen. Das französische Volk hatte freilich keinen Glauben mehr an seine Siegeskraft, und besonnene Männer riefen zur Nachgiebigkeit, aber der Kaiser wies in seiner Vermessenheit solchen Rath zurück. Trotzig sprach er: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, ich bin der Stellvertreter des Volkes. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. Ihr wollt den Frieden: in drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein.“ So blieb er denn bei den ungemessensten Forderungen. Die Verbündeten dagegen, welche zu Frankfurt am Main im December 1813 nochmals gemeinsamen Rath pflogen, vereinigten sich endlich in der besonders von Stein und Blücher lebhaft unterstützten Ansicht, daß die Ruhe Europa's erst dann gesichert sein werde, wenn man den unermüdblichen Friedensstörer Napoleon gänzlich besiegt und von seinem Throne gestoßen habe. Die kräftige Fortsetzung des Krieges wurde daher beschlossen.

**Der Krieg in Frankreich (1814).** Während Bülow in Holland weiter vordrang, setzte Blücher über den Mittelrhein, Schwarzenberg aber zog durch die Schweiz nach Südfrankreich, und gleichzeitig gingen von Spanien

her die Engländer über die Pyrenäen. In Italien sagte sich Napoleon's eigener Schwager Murat von ihm los.

Es war gerade in der Neujahrnacht von 1813 zu 1814 mit dem Schlage zwölft, als das preussische Hauptheer unter Blücher bei Mannheim, Raub und Koblenz über den Rhein ging. Der alte Feldmarschall hatte schon vorher an seine Truppen folgende Ermahnung gerichtet: „Soldaten! den Siegern an der Raibach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab' euch neue Pflichten aufzuerlegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthumes versprochen, ich that's in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde.“

In der Champagne traf Blücher mit Schwarzenberg, der von Süden her vorrückte, zusammen (1. Februar); da aber die beiden verbündeten Armeen sich wegen der Schwierigkeit der Verpflegung wieder trennen mußten, so gelang es Napoleon's auch hier glänzend bewährtem Feldherrntalent, nachdem Blücher zuerst bei Brienne und bei La Rothière einige Vortheile über die Franzosen davongetragen hatte, dem Blücher'schen, wie dem Schwarzenberg'schen Heere nach einander bei Montmirail, Chateau-Thierry und Montereau wieder Niederlagen beizubringen. Da wurden in Chatillon nochmals Friedensunterhandlungen eröffnet, und es wäre dem Kaiser nicht schwer geworden, den Thron von Frankreich zu behalten, wenn er auf die übrigen bezwungenen Länder hätte verzichten wollen; aber auch hier trat er wieder mit großem Uebermuth auf und sprach die vermessenen Worte: „Was denken meine Feinde von mir? Ich bin jetzt näher zu Wien, als sie zu Paris.“ Solchem Hochmuth gegenüber vereinigten sich Rußland, Preußen, Oesterreich und England zu einem noch engeren Bündnisse zu Chaumont (1. März), in welchem sie die Ruhe und Unabhängigkeit und die Erhaltung des Gleichgewichtes Europa's verbürgten, und brachen darauf die Verhandlungen mit Napoleon ab.

Unterdeß war es dem unermüdblichen Blücher gelungen, bei Craonne und bei Laon (9. März) neue Siege zu erkämpfen, und in Folge derselben wurde der Marsch auf Paris kräftig fortgesetzt und Napoleon's Entthronung beschlossen. Bei Arcis an der Aube von Neuem geschlagen, verfiel der Kaiser in eine ungewohnte Unentschlossenheit. Er versäumte es vor Allem, die bedrohte Hauptstadt zu schützen, und zog in nutzlosen Märschen hin und her, vermuthlich in der Hoffnung, noch die Gelegenheit zu einem unerwarteten Schlage gegen die Feinde zu ersehen. Es wurde ihm gerathen, in seiner äußersten Noth einen Volksaufstand im Rücken der Feinde zu erregen, aber mit dem Vertrauen zu sich selbst war auch das Vertrauen zum Volke dahin, und er wies diesen kühnen Versuch zurück. Er zog es vor, selbst in den Rücken der feindlichen Armee zu ziehen, um sie wo möglich von Paris wieder abzulenken, aber die Verbündeten hatten gute Zuversicht und gingen geradezu auf Paris los, indem sie gegen den Kaiser nur eine Heeresabtheilung von 10,000 Mann zurückließen. Ihr Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache wurde noch erhöht, als die Kunde eintraf, daß die

Oesterreicher in Lyon und Wellington mit seinen Engländern in Bordeaux siegreich eingerückt seien. Das vereinigte Schwarzenberg'sche und Blücher'sche Heer besiegte bald darauf bei La-Fère in der Champagne noch die Marschälle Marmont und Mortier, trieb dieselben vor sich her und traf am 29. März vor Paris ein. Die Marschälle zogen in der Eile alle Truppen zusammen, die in der Nähe waren, und standen mit 25,000 Mann auf den Höhen des Montmartre, sehnlichst ihres Herrn und Meisters harrend. Dieser hatte zu spät die große Gefahr seiner Hauptstadt erkannt und eilte nun zwar den Verbündeten nach, war aber zu weit entfernt, um Paris zu retten. Am 30. März wurde auf den Höhen des Montmartre die letzte Schlacht dieses Feldzuges geschlagen. Wiewohl die französische Artillerie auch hier die alte Kraft und Tapferkeit bewährte, so vermochte sie doch den muthigen Angriffen der feindlichen Uebermacht nicht zu widerstehen, und am Abende des 30. März lag die große Welthauptstadt wehrlos zu den Füßen der verbündeten Heere. Joseph Bonaparte, des Kaisers Bruder, floh mit den eifrigsten Anhängern des kaiserlichen Hauses zur entgegengesetzten Seite der Stadt hinaus; die ganze Bevölkerung aber schwebte in banger Erwartung des Schicksales, welches ihr vorbehalten war. Sie fühlte wohl daß sie auf den Edelmuth der Sieger kein Anrecht hatte; denn zu groß war das Maß des Uebermuthes und des Frevels, den ihr Herrscher im Namen des französischen Volkes an allen Nationen Europa's, besonders aber an Preußen geübt hatte.

**Der Einzug in Paris; der Pariser Frieden.** Am folgenden Tage (31. März 1814), um Mittag, hielten Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm (Kaiser Franz war noch in Lyon), umgeben von den Prinzen ihres Hauses und einem glänzenden Gefolge, unter dem Zulaufe einer ungeheueren Menschenmenge ihren Einzug in die gedemüthigte Stadt; hinter ihnen ein großer Theil ihrer Armeen, Reiterei und Fußvolk nebeneinander, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, in schönster kriegerischer Haltung. Das gefinnungslose Volk aber, welches kurz vorher noch Napoleon auf Händen getragen, jauchzte jetzt den Verbündeten als Errettern von der langen Tyrannei entgegen und empfing sie mit freudigem Wehen der Tücher, mit Blumenschmucke und allen demüthigen Schmeicheleien. Dieselbe Erbärmlichkeit des tief gesunkenen Volkes zeigte sich bald ebenso in den Beschlüssen der höchsten Staatskörper, welche von Napoleon geschaffen, und bis dahin aller seiner Winke in kriechender Unterthänigkeit gewärtig, jetzt nach seiner Ueberwindung sich beeilten, ihn im Namen der Nation aller Macht und aller Ehren zu entkleiden.

Napoleon selbst weilte in Fontainebleau, seine Gemahlin, der er die Regentschaft übertrug, in Blois. Die verbündeten Fürsten aber nahmen die Regierung in die Hände, und zur Ausführung ihrer Pläne war sofort Napoleon's bisheriger Minister, der weltkluge Herzog von Talleyrand bereit, welcher mit seiner kalten, glatten, wohlberechneten, aber gewissenlosen Schlaueit sich seit 20 Jahren schon immer zuerst in jede neue Wendung der Dinge zu finden gewußt hatte. Er ging ohne Weiteres auf Kaiser Alexander's Plan ein, die Bourbonen auf dem französischen Throne wiederherzustellen. Schon am 1. April sprachen auf seine Anregung die Senatoren

die Absetzung ihres Kaisers aus. Napoleon, jetzt endlich seine ohnmächtige Lage erkennend und nothgedrungen demüthig, machte einen Versuch, die Krone wenigstens seinem (vierjährigen) Sohne zu retten, und entsagte am 4. April zu dessen Gunsten dem Throne: doch wurde diese Entfugung von den Verbündeten nicht angenommen. Da unterzeichnete der einst so stolze, unbeugsame Mann, den aber in jenen Tagen des Unglückes fast alle männliche Würde verlassen hatte, mit Thränen seine unbedingte Entfugung (7. April 1814). Die Verbündeten dachten edelmüthig genug, ihm eine gewisse fürstliche Würde und fürstlichen Glanz zu lassen, sie wiesen ihm die Insel Elba und ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Thalern an, nebst der Vergünstigung, 4000 Mann seiner treuen Garde um sich zu behalten. Am 20. April verließ er Frankreich unter den Schmähungen desselben Volkes, das ihn kurz vorher vergöttert hatte, und das ihn bald darauf von Neuem mit Jubel aufnahm, um ihn dann noch einmal gleichgültig fallen zu lassen.

Die verbündeten Fürsten, großmüthig gegen das französische Volk, wie gegen den gefallenen Beherrscher desselben, überließen es Frankreich selbst, die Bestimmung über die neue Regierung zu treffen. Die öffentliche Meinung wandte sich der Wiederherstellung (Restauration) des alten bourbonischen Königshauses zu. Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwig XVI., bestieg den Thron, und mit ihm schlossen die Mächte am 30. Mai den (ersten) Pariser Frieden. Frankreich wurde bei diesem Friedensschlusse noch günstig genug behandelt: es wurde als Königreich innerhalb der Grenzen vom 1. Januar 1792 hergestellt unter Belassung von Landau, Mümpelgard, Theilen von Savoyen, Belgien und der vormals päpstlichen Grafschaft Avignon; von Kriegscontributionen sollte Frankreich ganz frei bleiben. Was Deutschland betrifft, so wurde bestimmt, dasselbe sollte fortan einen Bund souveräner Staaten bilden. Für Preußen wurden in einem besonderen Friedenstractate der Friede zu Basel (von 1795) und der Friede zu Tilsit (von 1807) als aufgehoben erklärt und das Fürstenthum Neuchâtel der Krone Preußen zurückgegeben. Die gesammten neuen Verhältnisse in Europa sollten auf einem Congresse zu Wien unter Theilnahme aller am Kriege und Frieden theilhaftigen Mächte geordnet werden. Nach dem Abschlusse des Pariser Friedens verließen die verbündeten Heere bald das französische Land.

Friedrich Wilhelm kündigte seinem Volke das Ende jenes ersten Freiheitskrieges mit folgenden Worten an: „Beendigt ist der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff; glücklich geendet durch die Hülfe Gottes, durch unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch den Muth, den jeder Preuße in diesem Kampfe bewiesen hat. Nehmt meinen Dank dafür! Groß sind eure Anstrengungen und Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie, und auch Gott, der über uns waltet, hat sie erkannt! — Mit Ruhm gekrönt steht Preußen da, bewährt im Glück und Unglück. Ihr eiltet Alle zu den Waffen, im ganzen Volke nur Ein Gefühl, und so war auch der Kampf! — Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnt Gott! Er hat ihn gelohnt und wird ihn jetzt noch lohnen durch den Frieden, den er uns gab! Nicht für Fremde wird der Landmann säen, er wird säen für sich und die Seinigen!

Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft werden wieder aufleben und die Wunden heilen, die langes Leiden schlug.“

Dem Heere dankte der König für seine Treue und Tapferkeit, den Feldherren lohnte er auf würdige Weise. Wie Blücher zum Fürsten Wahlstatt, so wurden York, Bülow, Gneisenau und Tauenzien zu Grafen ernannt (York mit dem ehrenden Beinamen von Wartenburg, Bülow mit dem Beinamen von Dennywitz). Zugleich befahl der König, daß alle Theilnehmer am Befreiungskampfe eine Kriegsbentmünze aus dem Metalle erobelter Kanonen erhalten, die Namen aller im Kriege für König und Vaterland Gefallenen aber in den Kirchen ihres Kirchspiels auf einer Ehrentafel eingeschrieben werden sollten.

**Besuch in England; die Rückkehr.** Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm folgten, ehe sie in ihre Länder zurückkehrten, erst noch einer Einladung des Prinz-Regenten von England zu einem Besuche in London. Mit großer Herzlichkeit und unbeschreiblichem Jubel wurden die edlen Fürsten von dem ganzen englischen Volke aufgenommen; vorzüglich aber war der alte Blücher, welcher gleichfalls eine Einladung erhalten hatte, der begünstigte Volksheld in jenen festlichen Tagen. Wo immer sich der greise Feldmarschall blicken ließ, konnte er sich der lauten, stürmischen Huldigungen des begeisterten Volkes nicht erwehren. Die Universität Oxford machte ihn zum Ehrendoctor; der alte Haudegen aber, der kaum richtig schreiben konnte, fand die Sache sehr spaßhaft und sagte: „Nu, wenn ich Doctor werden soll, so müssen Sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!“ — Auch die Rückkehr des tapferen Heerführers nach Preußen war ein fortwährender Triumphzug.

Am 7. August 1814 hielt der König, umgeben von den Prinzen seines Hauses und den Feldherren seines Heeres, an der Spitze der Garden seinen feierlichen Einzug in Berlin unter tausendfach bewillkommendem Hurrah der begeisterten Bevölkerung. Bei des Königs Ankunft wurde die „Victoria“ auf dem Brandenburger Thore, welche von den Franzosen im Jahre 1806 weggeschleppt, jetzt aber wieder herausgegeben und nach Berlin geschafft worden war, wieder enthüllt. Auf dem im Lustgarten errichteten Altare wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienst gehalten und unter Kanonendonner und Glockengeläute dem Herrn der Heerschaaren ein Lobgesang gesungen.

## 48. Der Wiener Congreß.

**Die glänzende Congreß-Versammlung.** Die Fürsten Europa's waren, wie erwähnt, übereingekommen, daß auf einem zu Wien abzuhaltenden allgemeinen Congresse die neue Gestaltung Europa's festgesetzt werden sollte. Die Eröffnung dieser Versammlung war auf den 1. August bestimmt worden, doch fand sie erst am 1. November statt. Die ausgezeichnetsten Personen aller Länder strömten dort zusammen: Europa sah den Glanz seiner Throne und Höfe, seine größten Staatsmänner und Feldherren, die höchsten Blüthen der Bildung, der Schönheit, der Kunst und des Geschmacks auf einem Punkte versammelt, und abgesehen von der Wichtigkeit der Dinge, welche in Wien

verhandelt werden sollten, bot die Kaiserstadt ein seltenes Schauspiel glänzenden geistigen und geselligen Verkehrs.

Außer den Kaisern, Königen und Fürsten, welche in Person bei dem mächtigen Congresse erschienen, waren die bedeutendsten der Gesandten und Minister: der Cardinal Consalvi (für den Papst), Fürst Metternich (für Oesterreich), Graf Nesselrode (für Rußland), Lord Castlereagh und Wellington (für England), Talleyrand (für Frankreich); von Seiten Preußens waren der zum Fürsten erhobene Staatskanzler Hardenberg und der ausgezeichnet begabte, geistreiche Minister Wilhelm von Humboldt (Bruder des berühmten Gelehrten Alexander von Humboldt) erschienen; einen gewichtigen Einfluß übte außerdem durch sein vertrautes Verhältniß zum Kaiser Alexander der Freiherr von Stein.

Man einigte sich ohne große Schwierigkeiten über den Grundsatz, daß die legitimen Fürstenhäuser auf ihre in Folge der Revolution oder französischer Gewaltthat verlorenen Throne wieder eingesetzt, die republikanischen Staatsformen aber, wo irgend möglich, abgeschafft werden sollten. Dagegen machte die Vertheilung der wieder eroberten Länder in Deutschland und Italien, sowie die Feststellung einer neuen Verfassung für Deutschland sehr große Schwierigkeiten.

**Preußens Anspruch auf Sachsen** war es, der die längsten und heftigsten Unterhandlungen veranlaßte. Nach den Verträgen von Kalisch und Töplitz sollte die preußische Monarchie in ihrem Bestande vor 1806 hergestellt werden, zugleich mit möglichst günstigen Grenzen für die Vertheidigung des Landes. Preußens bedeutendste Staatsmänner hielten nun im Einverständnisse mit Herrn von Stein dafür, daß die Vereinigung des ganzen königlich sächsischen Gebietes mit Preußen zur Abrundung des Staates unbedingt wünschenswerth sei, und es wurde diese Forderung beim Wiener Congresse um so entschiedener geltend gemacht, als Rußland seinerseits ganz Polen, mithin auch die ehemaligen preußisch-polnischen Besitzungen in Anspruch nahm. Preußen stieß jedoch auf den heftigsten Widerspruch nicht bloß beim Könige von Sachsen, sondern auch von Seiten Baierns und anderer deutschen Staaten, welche das mächtige Aufblühen der preußischen Monarchie von jeher mit besonderer Eifersucht betrachtet hatten. Dieselben fanden bereitwillige Unterstützung bei den französischen Staatsmännern, welche diese Mißhelligkeiten geschickt benutzten, um durch geheime Intriguen und Verbindungen den Einfluß ihres soeben gedemüthigten Landes wieder zu erheben. Rußland war geneigt, Preußens Ansprüche auf Sachsen zu unterstützen, um den Preis, daß Friedrich Wilhelm den Plänen Alexander's in Bezug auf Polen nicht entgegenträte, aber Oesterreich und England verbanden sich mit den Gegnern beider Mächte, und die gegenseitige Gereiztheit war schon so weit gediehen, daß England, Frankreich und Oesterreich ein geheimes Bündniß gegen Rußland und Preußen schlossen, als plötzlich die Kunde der neuen Gefahren, welche noch einmal von Napoleon drohten, eine Einigung der Mächte herbeiführte. Rußland sah sich genöthigt, auf den alleinigen Besitz des gesammten Polens, Preußen auf die ungetheilte Erwerbung des Königreiches Sachsen zu verzichten; der König von Sachsen aber mußte in die Abtretung des Großherzogthums Warschau an Rußland

und in eine Theilung Sachsens zu Gunsten Preußens willigen. Preußen, welches nach allseitigen Zusagen den Werth seiner Besitzungen vor 1806 zurückhalten sollte, trat aufs Neue die Herrschaft über fast alle seine ehemaligen Gebiete links der Elbe an, es verzichtete dagegen auf einen Theil seiner früheren polnischen Erwerbungen in Südpreußen und Neu-Ostpreußen, auf Anspach und Baireuth, sowie auf Ostfriesland, erhielt aber zum Ersatz für diese Abtretungen die Hälfte des Königreiches Sachsen, das Großherzogthum Berg am Rheine und eine Reihe blühender Gebiete an beiden Ufern des Rheinstromes, besonders die ehemaligen Trierischen und Kölnischen Besitzungen.

Die Wiener Schlußacte, durch welche die Einigung über die wesentlichsten Punkte der neuen Ländervertheilung erfolgte, wurde am 9. Juni 1815 unterzeichnet, nachdem die einzelnen Staaten besondere Tractate über die gegenseitigen Abtretungen unter einander geschlossen hatten.

Die Ländergebiete, welche Preußen auf Grund der Wiener Congressacte theils wiedergegeben wurden, theils neu zufließen, waren im Einzelnen folgende:

Zwischen Elbe und Rhein erhielt Preußen fast alle im Tilsiter Frieden abgetretenen Länder wieder, mit Ausnahme von Ostfriesland, Hildesheim und Goslar, eines kleinen Streifens vom Münsterland und von der Grafschaft Lingen. Diese Gebiete wurden mit dem gleichfalls wiederhergestellten Königreiche Hannover vereinigt.

Dagegen erhielt Preußen als neuen Besitz in jenen Gegenden die westliche Hälfte des früheren Bisthums Münster (mit der Oberhoheit über die Grafschaften Steinfurt und Recklinghausen und über die Herrschaften Anholt, Gehmen, Rheda u. a.), sodann das vormals zu Köln gehörige eigentliche Herzogthum Westphalen mit der alten Grafschaft Arnberg (und der Oberhoheit über die Grafschaft Wittgenstein), ferner mehrere ehemalige Besitzungen des Hauses Dranien, nämlich die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund, das Fürstenthum und frühere Bisthum Corvey, das Fürstenthum Siegen u. a.

Die rheinischen Lande, welche ehemals zu Preußen gehört hatten (Geldern, Mörs und ein Theil von Cleve), wurden an dasselbe zurückgegeben; außerdem an neuen Besitzungen: die Herzogthümer Jülich und Berg (vornehmlich als Ersatz für Anspach und Baireuth), sodann die Lande der vormaligen geistlichen Kurfürstenthümer Köln und Trier, sowie der freien Reichsstädte Köln und Aachen, Theile von Luxemburg und Limburg, das Fürstenthum Aremberg und viele ehemals pfälzische, mainzische und rheingräfliche Besitzungen. (Diese neuen rheinischen Besitzungen wurden mit den älteren zunächst in der Provinz Jülich-Cleve-Berg und dem Großherzogthume Niederrhein zusammengefaßt, später in der einen Rheinprovinz.)

Der an Preußen abgetretene Theil des Königreiches Sachsen, die größere Hälfte des sächsischen Staatsgebietes (373 Quadratmeilen) mit der kleineren Hälfte der Einwohner (845,000) umfaßte außer dem bereits 1813 durch Blücher wieder in Besitz genommenen Cottbusser Kreise die ganze Niederlausitz und fast die Hälfte der Oberlausitz, ferner den Wittenberger oder Kur-Kreis (auf welchem die alte sächsische Kur haftete), der Thüringer

und **Neustädter Kreis**, die ehemaligen Hochstifter **Merseburg** und **Naumburg-Zeitz**, vom **Meißener Kreise Torgau**, **Finsterwalde** u. a., vom **Leipziger Kreise Delitzsch**, **Eilenburg**, **Lüben**, **Börbig** u. a., das **Fürstenthum Querfurt** mit **Füterbogk**, den sächsischen Antheil von **Mansfeld**, die **Grasschaften Henneberg** und **Barby** und die **Landeshoheit** über die **Herrschaft Solms-Baruth**, über die **Grasschaft Stolberg** u. s. w. (Der größere Theil dieser sächsischen Erwerbungen wurde zu einem preussischen **Herzogthume Sachsen** zusammengefaßt und mit den älteren preussischen Besitzungen vom **Saalkreise** bis zum **Herzogthume Magdeburg** und der **Altmark** hin als **Provinz Sachsen** vereinigt, während die **Kaufitzen** theils mit **Brandenburg**, theils mit **Schlesien** verbunden wurden.)

Von ehemals **polnischen Gebieten** erhielt Preußen **Danzig** und **Thorn** und deren Gebiete, sowie die westpreussischen Kreise **Kulm** und **Michellau** zurück, ferner den größten Theil des **Nezbdistrictes** und den westlichen Theil von **Südpreußen**, aus welchem nebst dem **Nezgebiete** das **Großherzogthum Posen** gebildet wurde.

Endlich erhielt Preußen noch **Vorpommern** mit der **Insel Rügen**. Dieser vormals noch bei Schweden verbliebene Theil von Pommern war 1814 für Norwegen an Dänemark abgetreten worden. Preußen tauschte denselben gegen das ihm auf dem Wiener Congresse bestimmte Herzogthum **Lauenburg** von Dänemark ein und gelangte somit endlich nach Jahrhunderten in den vollen Besitz von ganz **Pommern**.

Nach dem Abschlusse aller Tauschverträge, die in Folge der Wiener Verhandlungen noch abgeschlossen wurden, betrug das preussische Staatsgebiet (welches durch den Tilsiter Frieden auf 2867 Quadratmeilen mit etwa 5 Millionen Einwohnern beschränkt worden war) wiederum 5086 Quadratmeilen mit etwa 10,400,000 Einwohnern. Im Jahre 1806 freilich hatte Preußen (mit Einschluß von Hannover) eine kurze Zeit 6224 Quadratmeilen und nahe an 11 Millionen Einwohner gezählt und zu Anfang des Jahres 1807 nach der Rückgabe Hannovers an England noch 5655 Quadratmeilen mit noch 9,700,000 Einwohnern. Wenn jedoch das wieder vergrößerte Staatsgebiet auch diese letzte Ausdehnung an Quadratmeilen nicht erreichte, so waren die neugewonnenen Besitzungen in Sachsen, Pommern und am Rheine doch an Zahl der Einwohner und an Werth des Bodens, wie an Entwicklung aller Culturverhältnisse den aufgegebenen Länderstrecken in Polen weit überlegen.

Der Ertrag und Gewinn für Preußen entsprach freilich nicht den Hoffnungen und den gerechten Erwartungen, welche man nach den heldenmüthigen Leistungen des Volkes für Europa's Befreiung hegen durfte. Es war namentlich zu beklagen, daß unser Vaterland bei dieser günstigen Gelegenheit nicht ein zusammenhängendes und abgerundetes Gebiet erhielt: **Neid** und **Eifersucht** der kleinen und der großen Nebenbuhler Preußens haben dies verhindert. Indem sie jedoch dahin wirkten, daß die preussische Monarchie lang hingestreckt die Gebiete des ganzen Nordens von Deutschland durchzieht, haben sie Preußen zugleich in die Nothwendigkeit gebracht, seinen Einfluß auf ganz Norddeutschland und auf Deutschland überhaupt zu richten. So haben sie vielleicht gerade für Preußens künftige Machtentwicklung und

Größe in Deutschland mehr gethan, als sie augenblicklich zu verhindern gedachten.

Die Verfassung des deutschen Bundes konnte gleichfalls nur mit den größten Schwierigkeiten auf dem Congresse neu festgestellt werden. An die Wiederherstellung des alten deutschen Reiches mit Kaiser und Reichsfürsten war nicht mehr zu denken: Preußen so wenig wie die übrigen souveränen gewordenen Staaten hätten dazu ihre Zustimmung gegeben. Nach langwierigen Verhandlungen einigten sich zuletzt die deutschen Staaten zur Gründung eines unauf löslichen **deutschen Bundes**, dessen Gesetze in der sogenannten **deutschen Bundesacte** (vom 8. Juni 1815) niedergelegt wurden. Die Hauptbestimmungen derselben waren folgende:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten. — Alle Bundesglieder haben als solche gleiche Rechte. — Die gemeinsamen Bundesangelegenheiten werden durch eine **Bundesversammlung** besorgt, welche ihren Sitz in Frankfurt am Main hat, und bei welcher Oesterreich den Vorsitz führt. — Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. — Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln, oder richten und die streitenden Theile ihrem Ausspruche gehorchen u. s. w.

Der deutsche Bund umfaßt die souveränen Fürsten und freien Städte des ehemaligen deutschen Reiches: der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen traten demselben in Bezug auf diejenigen ihrer Besitzungen bei, welche vormals zum Reiche gehörten, ebenso der König von Dänemark wegen Holstein und Lauenburg, der König der Niederlande wegen Luxemburg. Preußen ließ später auf dem am 5. November 1816 eröffneten Bundestage erklären, daß folgende preussische Provinzen zum deutschen Bunde gehören sollten: Brandenburg, Schlesien, Pommern, Sachsen, Westphalen, Rüllich-Cleve-Berg und Niederrhein, — während Ost- und Westpreußen und Posen außerhalb des Bundes verblieben.

Die zum Congresse in Wien versammelten Mächte würden sich, wie gesagt, über alle dort verhandelten Streitfragen schwerlich so bald geeinigt haben, wenn nicht eben plötzlich die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen und in Frankreich wieder erschienen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel Alles mit Schrecken erfüllt und die Gemüther zur friedlichen Einigung gestimmt hätte.

#### 49. Napoleon's Rückkehr von Elba; seine endliche Ueberwindung.

**Napoleon's Rückkehr (1815).** Napoleon in seiner Verbannung von dem Gange der europäischen Ereignisse fortwährend unterrichtet, vernahm mit Freude und mit neu erwachender Hoffnung die Kunde von der Uneinigkeit der Mächte, und gleichzeitig von der Unzufriedenheit, welche das unbesonnene

Auftreten der Bourbonen in Frankreich schon vielfach hervorgerufen hatte; der Augenblick schien ihm günstig, durch einen kühnen Streich noch einmal die verlorene Herrschaft an sich zu reißen. Mit 1100 seiner alten Soldaten verließ er am 26. Februar 1815 die Insel Elba, entging glücklich den im Mittelmeere kreuzenden Schiffen der Engländer und stieg am 1. März zu Cannes in der Provence ans Land. Er hatte sich in Bezug auf das französische Volk nicht getäuscht; in Südfrankreich mit Begeisterung aufgenommen, sah er von Schritt zu Schritt die Zahl seiner Anhänger wachsen. Mit seiner alten stolzen Zuversicht rief er aus: „Mein Adler wird von Kirchturm zu Kirchturm vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurme von Notre-Dame in Paris niederlassen wird.“ Ueberall gingen die Truppen zu dem einst sieggewohnten und noch verehrten Feldherrn über, und auch die Feldherren, welche Ludwig XVIII. zu seiner Bekämpfung aussandte, standen ihm kaum gegenüber, als sie den König verriethen und sich der Sache des gefallenen Kaisers anschlossen. Ludwig XVIII., von Allen verlassen, floh nach Gent in Belgien; Napoleon aber zog am 20. März in Paris ein und wufte durch geistnerische Proclamationen, in denen, wie früher, von Freiheit und Ruhm viel die Rede war, die Massen schnell für sich zu begeistern.

Sowie aber die überraschende Kunde zu den in Wien versammelten Fürsten gelangte, da vergaßen sie allen Streit und Haber, um nur des Einen gedenk zu sein, des Uebermuthes und der Tyrannei, welche der korsische Emporkömmling so lange über ganz Europa geübt hatte: einmüthig erhoben sie sich zu einem großen Entschlusse, — sie erklärten Napoleon, als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen, feierlich in die Acht aller europäischen Völker. Unverzüglich wurde von Neuem zum allgemeinen Kampfe gerüstet.

**Der neue Kampf.** Preußen that es an Eifer und Anstalten zum Kriege wiederum allen Mächten zuvor: die Waffentregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen setzten in Erstaunen. Die jungen Freiwilligen, kaum an den Heerd der Ihrigen zurückgekehrt, legten mit derselben Freudigkeit, wie vor zwei Jahren, den Waffenschmuck wieder an. Blücher wurde zum Oberbefehlshaber der am Rheine zu sammelnden Heeresmacht ernannt. Gleich als die erste Nachricht von Napoleon's Flucht gekommen war, rief Blücher aus: „Wir müssen wieder von vorn anfangen,“ und sofort legte er seinen schlichten Bürgerrock wieder ab und zeigte sich unter den Linden in Berlin in der Feldmarschallsuniform. Das Volk freute sich des Kriegszeichens und jauchzte dem 73jährigen Helden Beifall zu. Am 19. April kam er in Lüttich an, wo er sein Hauptquartier nahm; Wellington mit Engländern, Hannoveranern u. s. w. stand weiter hin in Holland, Fürst Schwarzenberg mit Oesterreichern, Baiern u. s. w. nahm seine Stellung von der Schweiz bis zum Mittelrheine. Napoleon war rasch entschlossen: er wandte sich zuerst gegen Blücher, hoffte diesen leicht zu vernichten und dann mit Schwarzenberg fertig zu werden. Am 11. Juni rückte er von Paris aus. „Soldaten,“ sprach er zu seinem Heere, „heut' ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schicksal Europa's entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf

ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsiinnigen! Sind wir und sie nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!" Sein Heer war so glänzend, so zahlreich und so kampfeslustig als je. Mit 130,000 Mann griff er die 80,000 Mann, die ihm Blücher entgegenzustellen hatte, bei Ligny an (16. Juni 1815). So tapfer und heldenmüthig die Preußen kämpften, so mußten sie doch das Feld räumen. Wenig fehlte, so wäre Blücher selbst gefangen oder getödtet worden. Sein Pferd wurde durch einen Schuß in den Leib, das seines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Nostitz in den Hals verwundet. „Nostitz, nun bin ich verloren!" rief der greise Feldherr, und in dem Augenblicke stürzte das Pferd zusammen und mit ihm Blücher. Halb unter dem Pferde lag er betäubt am Wege; sogleich sprang Nostitz vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel erst der Preußen, dann der verfolgenden Franzosen vorüberjagen, und hielt sich ruhig und unbeweglich. Doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen. Noch mehrmals sprengten feindliche Reiter vorüber; Preußen kamen hinterher. Schnell hielt nunmehr Nostitz die vordersten an, sie halfen Blücher unter dem Pferde hervorziehen, und auf ein Alanenpferd gesetzt, konnte er nur eben noch den in verstärktem Anlaufe zurückkehrenden Franzosen entfliehen.

An demselben Tage (16. Juni) hatte der Marschall Ney bei Quatrebras einem Angriffe Wellington's tapfern Widerstand geleistet.

**Die Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815).** Am 17. Juni führten Wellington und Blücher ihre Heere jeder etwas rückwärts, um sich enger vereinigen zu können. Napoleon aber wähnte, daß die Preußen sich zum Rückzuge nach dem Rheine anschickten, und sandte ihnen den Marschall Grouchy mit dem übermüthigen Befehle nach, „sie in den Rhein zu stürzen.“ In gleicher Verblendung urtheilte er auch von den Engländern, daß sie wohl nur noch darauf dächten, ihm zu entrinnen. Wie bald sollte er aus solchen Träumen des Hochmuths erweckt werden!

Wellington hatte sich eine treffliche Stellung auf den Hügeln von Mont-St.-Jean (vier Stunden von Brüssel) ausersuchen, im Rücken gedeckt durch den Soigner Wald. Wenn Blücher ihm nur zwei Heereshaufen schicken könnte, ließ er ihm sagen, so wolle er getrost mit 80,000 Mann gegen Napoleon's 120,000 den Kampf wagen. Es war Nacht, als man Blücher die Meldung brachte; man weckte den greisen Feldherrn. „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere," sagte er, „will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, wollen wir sie angreifen.“ Dann legte er sich wieder hin und schlief weiter. Als er am andern Morgen gleich vom Lager aufs Pferd wollte, hielt ihn der Wundarzt zurück, um ihn noch einzureiben. „Ach was," rief er, „noch erst schmieren! Laß nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wohl auf Eins herauskommen.“ Wie er aber dicke Regengüsse vom Himmel fallen sah, da sprach er in zuversichtlicher Ahnung: „Siehe da, unsere Allirten von der Raabach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Das Heer war noch niedergeschlagen wegen Ligny und wegen des gefürchteten Rückzugs; als

num aber der greise Feldherr sein: „Vorwärts, Kinder!“ hören ließ, da ging es im Jubel von einem Haufen zum andern: „Es geht wieder vorwärts“ und am frühen Morgen war das ganze Heer in Bewegung.

An jenem Morgen des **18. Juni 1815** war Napoleon freudig überrascht, als er das englische Heer auf den Höhen von St. Jean vor sich sah. „Da, nun hab' ich sie, diese Engländer!“ rief er aus, ordnete Alles zur lang ersehnten Entscheidungsschlacht und führte seine ganze Heeresmacht mit unbeschreiblichem Ungestüme gegen die englische Schlachtreihe heran. Von beiden Seiten wurde mit der fürchterlichsten Erbitterung und mit dem ausgezeichnetsten Heldenmuth gekämpft, und es möchte schwer zu entscheiden sein, welchem Heere der Preis der Tapferkeit gebührte. Napoleon war der Zuversicht, daß zuletzt doch die Uebermacht siegen müsse: drei, vier Mal zurückgeschlagen, trieb er immer neue Heeresmassen die Höhen hinan gegen den unerschütterlichen Feind. Schon war dieser bis aufs Aeußerste erschöpft, 10,000 Engländer lagen auf dem Schlachtfelde hingestreckt, mit schwerer Besorgniß sagte der englische Feldherr: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!“ Da auf einmal erschallt Kanonendonner von der andern Seite im Rücken der Franzosen. „Gott sei Dank, da ist der alte Blücher!“ ruft mit inniger Rührung der neu ermuthigte englische Feldherr und belebt seine Truppen mit frischer Zuversicht. Blücher hatte Alles gethan, um den Zug zu beschleunigen, doch war er von vorn herein durch eine Feuersbrunst zu einem Umwege genöthigt worden. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede Tiefe zu einer Pfütze gemacht. Das Fußvolk und die Reiterei konnten nur mit Mühe vorwärts, das Geschütz vollends machte unsägliche Beschwerden. Blücher, in lebhafter Sorge, sein Wort nicht lösen zu können, rief anfeuernd sein „Vorwärts, Kinder“ in die Reihen der Krieger hinein. Sie erlagen fast den Mühseligkeiten; in Schlamm und Pfützen fortarbeitend, murmelten sie: „es gehe nicht mehr, es sei schier unmöglich.“ Da redet Blücher sie mit tiefster Bewegung und Kraft an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn wiederum weiter, und er konnte, wenn auch nicht um 2 Uhr, doch um 4 auf dem Schlachtfelde eintreffen. Sowie auch nur die ersten Haufen angelangt waren, gab er durch sein Geschütz dem englischen Waffenbruder das Freude-signal und rückte in geschlossenen Reihen die Höhen im Rücken des Feindes hinab, erst im Schritt, dann in schnellem Laufe und mit schmetternder Schlachtmusik. Napoleon ließ einen Theil seines Heeres gegen die Preußen umwenden, zugleich aber wollte er den letzten Augenblick benutzen, um die ermatteten Engländer durch einen nochmaligen stürmischen Angriff niederzuwerfen. Mit fürchterlicher Gewalt rückte seine berühmte Garde gegen die englischen Reihen heran: aber auch Wellington nimmt seine letzten Kräfte zusammen, bricht mit der Reiterei zum Angriffe heraus und es entspinnt sich ein wahrhaft furchtbarer mörderischer Kampf. Die Garde wird hart bedrängt und weicht in Vierecken geschlossen endlich zurück: da kommt sie in Bülow's Geschützfeuer und zugleich von der Reiterei umzingelt, ruft man ihr zu, sich

zu ergeben. „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte; die Meisten fallen, Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Unterdeß rückten die Preußen von der andern Seite im Sturmschritt immer zahlreicher heran, und ihrem Andringen, vereint mit der Engländer heftiger Gegenwehr, vermochten die Franzosen nicht mehr zu widerstehen. Plötzlich erscholl unter diesen das unheilvolle: „Sauve qui peut!“ (Rette sich, wer kann!), und sofort trat eine gänzliche Auflösung der ganzen Schlachtordnung und die wildeste Flucht ein. Alles Geschütz fiel den Verbündeten in die Hände und nur der vierte Theil der französischen Armee wurde gerettet.

Das war die große Entscheidungsschlacht von **Waterloo** oder **La Belle-Alliance**, von den Preußen so genannt, weil an einem Meierhofs dieses Namens, von wo aus Napoleon seine Befehle ertheilt hatte, Blücher und Wellington sich nach der Schlacht trafen und freudig umarmten. Blücher erließ einen herrlichen Tagesbefehl zum Danke an seine Truppen. Derselbe schloß mit den Worten: „Empfangt meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, ihr habt euch einen großen Ruhm gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preussischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen.“

Die Verfolgung des flüchtigen Feindes übernahm an der Spitze der Jäger und der leichten Reiterei der General **Gneisenau**. Fast wäre Napoleon selbst noch in die Hände der Preußen gefallen: bei Bemappes mußte er in solcher Eile seinen Wagen verlassen, daß sein Hut, Degen und der schwarze Adlerorden zurückblieben, mit dem Friedrich Wilhelm nun Gneisenau's Brust zierte.

Napoleon's Geschick war erfüllt: auf St. Helena's einsamem Felsen hat der Gewaltige geendigt, der einst die Welt unter seinem Machtgebote hielt. Dort hat er nachdenken können über die große Bestimmung, die ihm der Höchste in dem Laufe jenes denkwürdigen Zeitalters gegeben, und über die sittliche Willkür, durch die er seinen tiefen Fall verschuldet. Die fromme Königin Luise hatte es richtig erkannt, als sie schrieb: „Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand,“ ein Werkzeug, um die Völker Europa's durch den Raub ihrer Freiheit, ihrer Ehre und aller sittlichen Güter aus dem tiefen Sünden- taumel zu erwecken und sittlich zu verjüngen. „Er ist von seinem Glücke geblendet,“ sagte weiter die große Dulderin auf Preußens Throne, „und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung.“ In der That: welch' ein überwältigenderes Zeugniß für eine sittliche Weltordnung und für das Walten göttlicher Gerechtigkeit, als die Erinnerung an — **St. Helena!**

**Der zweite Pariser Frieden (20. November 1815).** Die Verbündeten marschirten nach dem Siege bei Waterloo eilig auf Paris; der ohnmächtige Widerstand Davoust's und Grouchy's vermochte sie nicht aufzuhalten, am 7. Juli rückten sie in Paris ein. Die leichtsinnige Hauptstadt wurde jetzt strenger behandelt, als bei der ersten Besetzung. Besonders war

es Blücher, der auf eine fühlbare Züchtigung drang. Als man ihn bat, die Pariser Bürger, wie im Jahre 1814, von Einquartierung befreit zu lassen, sagte er: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben.“ Er drang darauf, der Stadt Paris eine Kriegsteuer von 100 Millionen Franken aufzuerlegen. Ohne Weiteres ließ er anfangen, aus dem Museum im Louvre Alles auszuräumen, was sich an Kunstschätzen, die aus Deutschland geraubt waren, da vorfand; zugleich traf er Anstalten, die Brücke von Jena, die zur Erinnerung an Preußens Schmach so benannt war, in die Luft zu sprengen, und als man ihn im Namen des Fürsten von Talleyrand um die Erhaltung derselben bat, antwortete er: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher drauffetzte, welches ich bitte, ihn wissen zu lassen.“ Die Ankunft des Königs Friedrich Wilhelm hinderte jedoch zu Blücher's großem Verdruß die Ausführung seines Vorhabens.

Ueber eine halbe Million der verbündeten Truppen zogen in die verschiedenen Provinzen Frankreichs ein; die Monarchen schlugen wiederum ihren Sitz in Paris auf und richteten ihr Bestreben darauf, die Herrschaft der Bourbonen dies Mal auf die Dauer begründen zu helfen. Bei den Friedensverhandlungen drangen preussische und andere deutsche Staatsmänner darauf, daß die ehemals Deutschland entrissenen Provinzen Elsaß und Lothringen jetzt von Frankreich wieder eingelöst würden, doch fanden sie lebhaften Widerstand bei den andern Mächten, besonders bei England. Blücher brachte damals auf einem Gastmahle bei Wellington einen berühmten Toast aus. Zum englischen Gesandten gewandt, sagte er: „Na, Castlereagh, nu will ich euch auch mal was ausbringen. Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden.“ Die deutschnationale Forderung konnte jedoch nicht zur Geltung kommen, und im zweiten Pariser Frieden, welcher am 20. November 1815 abgeschlossen wurde, beschränkte man sich darauf, Frankreich (unter einigen Abtretungen an die Niederlande, Sardinien und an der deutschen Grenze) auf sein Gebiet von 1790 einzuschränken, alle geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft zurückzunehmen und 700 Millionen Franken Kriegssentschädigung zu fordern. Ferner sollte auf fünf Jahre ein Bundesheer von 150,000 Mann in den Grenzfestungen des besiegten Landes bleiben. Preußen erhielt bei jenen Länderabtretungen die Gebiete Saarlouis und Saarbrücken, durch welche seine rheinischen Besitzungen vervollständigt wurden. In Folge einiger Ländertauschungen mit Hannover, Kurhessen und Sachsen-Weimar u. a. wurde der Bestand der preussischen Monarchie endlich so festgestellt, wie er im Wesentlichen bis zum Jahre 1866 geblieben ist.

### 50. Regierung Friedrich Wilhelm's III. seit den Befreiungskriegen.

Die heilige Allianz. Die ganze Geschichte Europa's seit dem Beginne der französischen Revolution hatte an den Tag gebracht, daß die tiefe Zer-

rüttung der Staaten nicht durch einzelne Fehltritte und Vergehen der Fürsten, nicht durch zufällige Auflehnungen der Völker herbeigeführt wurde, sondern daß das Uebel tiefer lag, daß es der Geist des Abfalls von Gott und von seiner sittlichen Ordnung gewesen, welcher die Throne und die Völker in den Strudel des Verderbens und an den Rand des Abgrundes geführt hatte. Die Staatskunst der vorigen Jahrhunderte, wie sie sich besonders in Frankreich ausgebildet, war eine unsittliche, bloß auf kluger Berechnung des äußern Vortheils begründete gewesen, und das Beispiel einer frivolen Lebensanschauung war von oben herab immer mehr durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet worden. Die schlimmen Früchte solchen sittlichen Verfalls waren nun in dem äußeren Verderben der Throne und in der Züchtigung der Völker durch die Greuel der Revolution und den Druck der Tyrannei warnend für alle Zeiten hervorgetreten.

Die edeln Fürsten, welche durch ihren innigen Bund dem über Europa verhängten Verderben endlich Einhalt gethan, besonders Preußens König und sein Freund Kaiser Alexander, hatten von Anfang an jenen tieferen Grund der allgemeinen Zerrüttung ins Auge gefaßt, und schon als sie sich zum ersten Male die Hand zum brüderlichen Bunde reichten, geschah es nicht bloß für die Wiederherstellung eines leidlichen äußeren Zustandes der Staaten, sondern in dem lebendigen Bewußtsein, daß sie höhere, ernstere Pflichten gegen Gott und gegen ihre Völker zu erfüllen hätten. Seitdem war durch alle ihre gemeinschaftlichen Handlungen, durch alle ihre Pläne und Verträge, in Potsdam, Kalisch und in Töplitz, der feste Vorsatz und Grundgedanke hindurchgegangen, daß sie eine neue, bessere, sittlichere Ordnung der Dinge in Europa wieder herstellen wollten. Der ächt ritterliche, hochherzige Alexander, der einer fast schwärmerischen Begeisterung für hohe Ideen fähig war, wurde durch den Freiherrn von Stein, der seit der gegen ihn erlassenen Achterklärung bis zum Wiener Congreß unaufhörlich den größten und wohlthätigsten Einfluß auf denselben ausübte, in jener erhabenen Anschauung von seinen Herrscherpflichten ungemein bestärkt, und als er nach Napoleon's Unglück in Rußland sich an die Spitze seiner Armee stellte, um zu dem großen Vernichtungskampfe auszuziehen, geschah es in der festen Absicht, Europa's Zustände auf christlichen Grundlagen neu und dauernd zu befestigen. Der frommen Denkungsart und dem sittlichen Ernste Friedrich Wilhelm's entsprachen solche Pläne vollkommen, und Kaiser Franz ließ sich unschwer zur Beistimmung gewinnen. So schlossen denn die drei Fürsten noch in Paris am **26. September 1815** den sogenannten **heiligen Bund**. Derselbe sollte an die Stelle der bisherigen, nur auf Weltklugheit und Eigensucht begründeten Politik eine christliche Staatsweisheit treten lassen, — die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens sollten fortan sowohl bei der inneren Verwaltung der Staaten, wie auch bei ihren Beziehungen unter einander zu Grunde liegen. Die Fürsten verpflichteten sich, die höchsten und heiligsten Zwecke der Völker und Regierungen immer zur Richtschnur ihrer Handlungen zu machen. Sie gelobten, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflösllichen Liebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu be-

herrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachteten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren.“ — Alle anderen Fürsten, welche diesen Grundsätzen beizutreten geneigt wären, sollten in den Bund aufgenommen werden. In kurzer Zeit traten außer dem Könige von England und dem Papste alle Fürsten Europa's demselben bei.

Wenn auch der heilige Bund die schönen Früchte christlicher Staatenregierung und herzlicher Eintracht nicht in dem Umfange gebracht hat, wie es die Stifter wünschten, wenn auch später mancher fremdartige, trübende Einfluß sich im Namen jener christlichen Grundsätze geltend machte und Viele mit Mißtrauen erfüllte, so haben doch die Begründer des Bundes sicherlich das wahre Wohl und Heil ihrer Völker nach bestem Wissen zu fördern beabsichtigt, und es war ein erhebender, für alle Zeiten denkwürdiger Vorgang, die Beherrscher Europa's in solcher Demuth ein christliches Bekenntniß ihrer Regentenpflichten ablegen zu sehen.

**Die Verwaltungseinrichtungen unter Friedrich Wilhelm III.** Für den trefflichen Fürsten, welcher auf Preußens Throne saß, war freilich kein Sporn von außen, kein Gelöbniß gegen andere Fürsten nöthig, um ihn das Beste seiner Unterthanen tren fördern zu lassen; er trug die Liebe zu denselben und die pflichttreue Sorge für ihr Heil im edeln, landesväterlichen Herzen. Was er in den Tagen der Noth und der Bedrückung begonnen, das setzte er nach Preußens glorreicher Wiederherstellung mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit fort. Ihm war es ein tiefer, heiliger Ernst, durch weise Ordnung aller öffentlichen Einrichtungen das Wohl seines Landes fest und dauernd zu begründen, und hierauf blieb in jeder Beziehung seine fürsorgliche Thätigkeit unablässig gerichtet. Der Staatskanzler Fürst von Hardenberg blieb sein vorzüglichster Rathgeber und Minister und setzte, wenigstens in den ersten Zeiten nach Beendigung des Krieges, die Bestrebungen seines Vorgängers, des Ministers von Stein, für die Verbesserung der Staatseinrichtungen fort.

Die preussische Monarchie, wie sie aus den letzten Friedensschlüssen neu hervorgegangen war, wurde (durch eine Verordnung vom 30. April 1815 wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden) in zehn, später acht Provinzen eingetheilt, jede Provinz wieder in zwei oder mehrere Regierungsbezirke (im Ganzen 25). Die acht Provinzen, wie sie bis zu den neuesten Eroberungen Preußens bestanden, waren:

1. Preußen mit den Regierungen für Ostpreußen zu Königsberg, für Litthauen zu Gumbinnen, für Westpreußen zu Danzig und Marienwerder.
2. Pommern mit den Regierungen zu Stettin, Stralsund und Cöslin.
3. Brandenburg mit den Regierungen zu Potsdam und Frankfurt.
4. Schlesien mit den Regierungen zu Breslau, Oppeln und Liegnitz.
5. Posen mit den Regierungen zu Posen und Bromberg.

6. Sachsen mit den Regierungen zu Magdeburg, Merseburg und Erfurt.
7. Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Arnberg.
8. Rheinprovinz mit den Regierungen zu Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen und Trier.

In jeder Provinz leitet ein Ober-Präsident die allgemeinen Angelegenheiten der ganzen Provinz und überwacht die Thätigkeit der einzelnen Regierungen. In jedem der genannten Regierungsbezirke besteht eine Regierung, an der Spitze derselben befindet sich ein Regierungs-Chef-Präsident; wo jedoch der Ober-Präsident seinen Sitz hat, ist derselbe zugleich Chef-Präsident der Bezirksregierung, neben ihm steht zur besonderen Leitung der Bezirksangelegenheiten ein Vice-Präsident. Jede Regierung hat zwei oder drei Abtheilungen, eine für die inneren (Landes-Polizei-, Gemeinde- u. a.) Angelegenheiten, eine für die Kirchen- und Schul-Angelegenheiten und eine für die Finanz- oder Domänen-, Forst- und Steuer-Angelegenheiten. Jede Abtheilung steht unter einem Ober-Regierungsrath, unter welchem die Regierungsräthe, Assessoren und Referendarien die einzelnen Zweige der Geschäfte bearbeiten. Wichtigere Sachen müssen im Collegium, d. h. in einer Sitzung aller Mitglieder der Abtheilung, die wichtigsten im Plenum, d. h. in gemeinschaftlicher Sitzung aller Abtheilungen, berathen werden. Jeder Regierungsbezirk ist in eine Anzahl Kreise getheilt, deren Verwaltung unter Aufsicht und Leitung der Regierung je einem Landrath obliegt. Nach altem Herkommen wird der Landrath, welcher die wichtigsten Kreisangelegenheiten im Einverständniß mit den Kreisständen behandeln soll, aus den Rittergutsbesitzern des Kreises selbst gewählt. Die Kreisstände schlagen drei Candidaten vor, unter welchen der König wählt. Die besonderen Angelegenheiten der Städte werden unter Aufsicht des Landrathes oder der Regierung von den Magistraten (Bürgermeister und Stadträthe oder Rathmänner) unter Mitwirkung der Stadtverordneten, diejenigen der Dörfer von dem Ortsgerichte, welches aus dem Schulzen und Ortsvorstehern zusammengesetzt ist, besorgt.

In jeder Provinz steht unter der Leitung des Oberpräsidenten ein Medicinal-Collegium, welches Gutachten und Rathschläge in Betreff der öffentlichen Gesundheitspflege abzugeben hat, außerdem befindet sich bei jeder einzelnen Regierung ein Regierungs-Medicinalrath, welcher die ärztlichen Einrichtungen des Bezirkes zu überwachen hat.

Während die Regierungs-Abtheilungen für Kirchen- und Schulangelegenheiten nur die Aufsicht und Leitung der Elementar- und Bürgerschulen ihres Bezirkes haben, stehen die höhern Lehranstalten der ganzen Provinz, insbesondere die Gymnasien und Schullehrer-Seminarien, unter einem Provinzial-Schulcollegium, dessen Chef wiederum der Oberpräsident ist.

Die inneren evangelischen Kirchenangelegenheiten werden in jeder Provinz von einem Consistorium geleitet, während die Regierungen nur die äußeren Kirchensachen (Kirchenkassen, Bauangelegenheiten) und die Rechte und Pflichten des königlichen Patronats über einzelne Kirchen wahrzunehmen haben. Neben dem Consistorium wird die Aufsicht über die Kirchenangelegen-

heiten der Provinz durch einen Generalsuperintendenten, in kleineren geistlichen Bezirken durch Superintendenten geführt. Die katholischen Kirchenangelegenheiten leiten die Bischöfe und nach deren Anweisung in den einzelnen Bezirken die Erzpriester, Präpöste u. s. w.

Zur sorgfältigen Ausarbeitung der Geseze und zur höchsten Verathung der Grundsätze, nach denen die Verwaltung stattfinden sollte, war schon früher der Staatsrath eingesetzt; durch eine Verordnung vom Jahre 1817 wurde derselbe neu und fest organisiert. Der Staatsrath sollte unter dem Vorstehe des Staatskanzlers (später eines vom Könige besonders ernannten Präsidenten) bestehen: aus den Prinzen des königlichen Hauses, welche das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben, aus einer Anzahl von Staatsdienern, welche durch ihr Amt selbst Mitglieder desselben sind (nämlich den Feldmarschällen, den Ministern, dem Generalpostmeister, den Chefs des Obertribunals und der Oberrechnungskammer, den Geheimen Cabinetsrathen, Oberpräsidenten und commandirenden Generalen) und außerdem aus Staatsdienern, welche das besondere Vertrauen des Königs dazu beruft. Zum Geschäftskreise des Staatsrathes sollten gehören: alle Vorschläge zu neuen, oder zur Abänderung und Erklärung bestehender Geseze, alle Pläne und leitende Grundsätze zu Verwaltungsmaßregeln, — ferner alle Streitigkeiten über den Geschäftskreis der Ministerien, — sowie alle Sachen, welche der König in einzelnen Fällen an den Staatsrath verweisen will (z. B. Beschwerden der Unterthanen über die Minister u. s. w.).

Was die Militärverfassung des Landes betrifft, so hatte der König dieselbe schon am 3. September 1814 im Wesentlichen für die Dauer so festgestellt, wie sie von Scharnhorst ausgearbeitet und im Oranienburger Lande vorläufig eingeführt worden war. Das Landwehreglement vom 21. November 1815 vervollständigte die Vorschriften über unsere Heereseinrichtung. Die Grundlage derselben ist die allgemeine Dienstpflicht, der zufolge jeder Preuße, sobald er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, zum Dienste für die Landesverteidigung verpflichtet ist. Die bewaffnete Macht zerfällt aber in das stehende Heer, die Landwehr (ersten und zweiten Aufgebots) und den Landsturm; jeder Dienstpflichtige wird auf drei Jahre zum Dienste im stehenden Heere herangezogen, gebildete junge Leute, wenn sie sich selbst bewaffnen und kleiden, nur auf ein Jahr (die einjährigen Freiwilligen). Jeder tritt, nachdem er die bestimmte Zeit im stehenden Heere gedient hat, zunächst auf zwei Jahre (neuerdings auf 4 Jahre) zur Kriegesreserve, dann zur Landwehr über, welche im ersten und zweiten Aufgebote die Männer bis zum 39. Lebensjahre umfaßt (in Zukunft nur bis zum 32. Jahre). Das stehende Heer ist zugleich die Bildungsschule für die Landwehr; jenes allein steht immer gerüstet und schlagfertig da, auch die Landwehr aber ist mit den Waffenübungen so vertraut und ihre Einberufung so geordnet, daß Preußen schon auf Grund der damaligen Einrichtungen zum Angriffe oder zur Vertheidigung in kurzer Zeit eine Armee von mehr als 400,000 Mann wohlgerüsteter Truppen aufstellen konnte (nach der neuerdings eingetretenen Reorganisation und der jüngsten Erweiterung des preussischen Gebietes 6—800,000). Alles, was zur Ausrüstung dieser Truppen an Kleidungsstücken, an Waffen und Kriegsgeräth nothwendig ist, muß jederzeit vorrätzig

gehalten werden. Nur im Falle der äußersten Noth soll zur Vertheidigung im Innern des Landes der Landsturm aufgerufen werden, welcher alle dienstfähigen Männer bis zum 60. Lebensjahre umfaßt, aber nicht regelmäßig bewaffnet ist.

Was die preussische Armee aber vor anderen auszeichnet, ist der Geist der Ehre und wirklicher geistiger und sittlicher Zucht, welcher in derselben gepflegt wird. Offiziere sollen, ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, nur diejenigen werden, welche neben praktischer Dienstkenntniß auch eine gewisse geistige und wissenschaftliche Bildung nachgewiesen haben und gegen deren sittliche Führung kein Bedenken vorliegt; auch für die gewöhnlichen Soldaten aber ist das Heer eine Pflanzstätte guter Gewöhnung und Ausbildung. Ueberall ist dafür gesorgt, daß die mangelhaften Kenntnisse derselben ergänzt werden, und für Viele, die in der Kindheit vernachlässigt worden sind, werden erst die Dienstjahre eine Zeit rechter geistiger Erweckung und wenigstens nothdürftiger Bildung. Mit Recht steht daher das preussische Heer nicht nur wegen seiner Schlagfertigkeit und trefflichen Waffenübung, sondern auch wegen seines würdigen Geistes allgemein geachtet da und hat neuerdings in schweren Zeiten diese hohe Achtung gerechtfertigt.

**Die Provinzialstände.** Während nun der Ausbar der preussischen Staatseinrichtungen nach allen Seiten hin eifrig betrieben wurde, sollte auch dem lebhaften Wunsche derjenigen Genüge geschehen, welche mit Stein die Bethheiligung des Volkes selbst an den öffentlichen Angelegenheiten erstrebt hatten. Schon von Wien aus erließ Friedrich Wilhelm (am 22. Mai 1815), wahrscheinlich auf den Rath Stein's, eine Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes. Der König sagte darin: „Die Geschichte des preussischen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch fester begründet, die preussische Nation ein Pfand Unsers Vertrauens und die Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unsers Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelt einer Urkunde, als Verfassung des preussischen Reiches dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachstehendes beschlossen:

1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden.
2. Zu diesem Zwecke sind a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten; b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden sind, solche anzuerdnen.
3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.
4. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen.“

Es sollte sofort eine Commission niedergesetzt werden, um die Ausführung dieser Maßregel vorzubereiten.

Diese Verordnung ist ein Beweis des ehrenden Vertrauens, welches der König in seine Unterthanen setzte, und des aufrichtigen Willens, dieselben bei der Verathung ihrer wichtigen Interessen selbst zu betheiligen. Es geht aus dem mitgetheilten Texte hervor, daß der König zuerst die Provinzialstände neu befestigen und dann aus ihnen heraus allgemeine Reichsstände bilden wollte. Nicht mit einem Male sollte das schwere Werk ausgeführt, sondern mit reiflicher Ueberlegung wollte man erst die Erfahrungen, die man mit den Provinzialständen machen würde, für die höhere Stufe der Landesverfassung benutzen. Der damalige Kronprinz, der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV., war es besonders, der sich mit der Ausbildung der ständischen Verfassung in Preußen lebhaft beschäftigte und sich darüber in Briefwechsel mit Stein setzte. Er erbat sich von demselben unter Anderem auch Rath darüber, ob es angemessen sei, die Reichsstände zugleich mit den Provinzialständen oder erst später ins Leben treten zu lassen, worauf der berühmte Staatsmann in einem ausführlichen, trefflichen Schreiben sich schließlich dahin entschied: „Er halte die Provinzialstände für eine Vorübung zu dem schwierigen Verufe der allgemeinen Stände, und in diesen werde man theils den Geist erkennen, der sich ausspricht, theils manche Erfahrungen sammeln, die man bei der Bildung der Reichsstände benutzen könne.“

In der That wurde auch zuerst die Errichtung von Provinzialständen allein ins Auge gefaßt. Am 3. August 1823 (am Geburtstage des Königs) erschien das Gesetz wegen allgemeiner Anordnung von Provinzialständen. Die Stände jeder Provinz, sowohl die Kreis- wie die Provinzialstände, werden nach diesem Gesetze lediglich aus den Grundbesitzern in Stadt und Land gewählt: die Besitzer der ehemaligen Standesherrschaften und die Rittergutsbesitzer bilden den ersten Stand, welcher die Hälfte aller Mitglieder des Provinziallandtages wählt, die andere Hälfte wird von dem Stande der Städte und dem der Bauern bestellt. Die Provinzialstände, welche gewöhnlich alle drei Jahre zusammentreten, haben über die Gesetzentwürfe, welche ihre Provinz angehen, zu berathen und ihr Gutachten darüber abzugeben, — ferner sollten sie, so lange keine allgemeine Ständeversammlung Statt fände, auch die allgemeinen Gesetze über Personen, Eigenthum und Steueränderungen u. s. w. berathen.

Die weitere Ausbildung der ständischen Gesetzgebung wurde der Zukunft vorbehalten.

### 51. Friedrich Wilhelm's spätere Regierungsjahre.

Nach und nach sanken die bedeutendsten der Männer, welche des Königs Sorgen in den Jahren des Druckes und der darauf folgenden Erhebung getheilt hatten, ins Grab. Der Feldmarschall Blücher, vom Könige wie vom Volke bis in seine letzten Tage durch die mannichfachen Zeichen vaterländischer Dankbarkeit geehrt, war am 12. September 1819 auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien gestorben; ihm folgte am 27. November 1822 der Fürst Hardenberg.

**Die Finanzverwaltung und der Zollverein.** Friedrich Wilhelm selbst fuhr unablässig fort, nach bestem Wissen und Gewissen das leibliche und geistige Gedeihen des Volkes zu fördern. Der Staatshaushalt war schon in den Jahren 1820 und 1821 fest geregelt worden, und einer sparsamen und strengen Verwaltung gelang es, die Finanzen des Staates bald in eine musterhafte, bei anderen Völkern bewunderte Ordnung zu bringen. Die Ausgaben waren verhältnißmäßig nicht drückend, und doch wurde es ermöglicht, außer den großen Kosten, welche der Unterhalt des für Preußens Machtstellung nöthigen Kriegsheeres und die Landesverwaltung verursachten, jährlich noch bedeutende Summen auf die Verbesserung des Landbaues, auf die allseitige Anlegung von vortrefflichen Chausséen und anderen Straßen zur Belebung des Verkehrs, auf die Hebung des Gewerbefleißes, sowie auf die Unterstützung von Kunst und Wissenschaft zu verwenden.

Die wohlthätige Fürsorge des Königs für Handel und Gewerbe befundete sich in dem letzten Jahrzehnte seiner Regierung besonders durch eine wichtige Schöpfung, welche zugleich dem Streben des deutschen Volkes nach einer engeren Einigung in hohem Grade entsprach: es war dies der **Zollverein**, welchen Preußen mit dem größten Theile der deutschen Staaten (außer Oesterreich, Hannover, Braunschweig und den Hansestädten) abschloß (1833) und wodurch die ärgerlichen Schranken, welche bis dahin den Handel und Verkehr der einzelnen Staaten trennten, aufgehoben worden sind. Während hierdurch einerseits die Industrie in dem Zollvereinsgebiete einen immer lebhafteren Aufschwung gewann, gelang es Preußen ferner, einen Theil der kleineren Staaten durch die gemeinschaftlichen Interessen immer fester an sich zu fetten.

**Sorge für die Volksbildung.** Aber nicht nur die äußeren Bedürfnisse, sondern vor Allem auch die geistige Hebung seines Volkes wollte Friedrich Wilhelm als ein wahrhaft christlicher Regent gefördert wissen: deshalb wurde die Sorge für das Schulwesen eine der glänzendsten Seiten seiner landesväterlichen Thätigkeit. Durch reichliche Unterstützung der bestehenden Hochschulen, durch die Verbindung der Universitäten Halle und Wittenberg zu einer der bedeutendsten Hochschulen unter dem Namen der vereinigten Universität Halle-Wittenberg (1817), durch die Stiftung eines Seminars für Candidaten des Predigamtes in Wittenberg (1817), sowie durch die Gründung einer neuen Universität zu Bonn für die Rheinprovinzen (1818) bewährte der König von Neuem den Eifer für die höhere Wissenschaft, welchen schon in früheren Jahren die Gründung der Universitäten Berlin und Breslau bekundet hatte. Nicht minderes Verdienst erwarb sich seine Regierung um die Leitung, Ausstattung und allseitige Ausbildung der Gymnasien und der eigentlichen Volksschulen. Seit 1817 ist die höhere Schulverwaltung, welche damals von dem Ministerium des Inneren getrennt und einem besonderen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten übertragen wurde, rastlos thätig gewesen, um durch angemessene Bestimmungen und Reglements, durch strenge Prüfungsvorschriften, wie durch geistige Anregung die preussischen Lehranstalten nach und nach zu Musteranstalten zu machen. Dem Bedürfnisse der neueren Zeit kam die Regierung durch die Gründung und Förderung der sogenannten **Realschulen** ent-

gegen, welche sich, wie die Gymnasien, zu rascher Blüthe entwickelten. Zur besseren Ausbildung der Lehrer für das höhere Schulamt wurden bei den Universitäten philologische Seminarien errichtet. Mit gleicher Liebe und Sorgfalt wurde endlich der Unterricht der großen Masse des Volkes in Elementar- und Bürgerschulen behandelt: die vielfachen Bestrebungen berühmter deutscher Pädagogen für Verbesserung und Vereinfachung der Unterrichtsmethoden fanden bei der preussischen Schulverwaltung die einsichtigste Beachtung, und durch die in allen Provinzen vermehrten Schullehrer-Seminarien, in welchen sich das regste Leben entfaltete, wurde die Methode des Unterrichtes in den Elementargegenständen mit überraschend glänzenden Erfolgen ausgebildet. Um den Unterricht in der Volksschule allen Kindern und gerade auch den ärmsten wirklich angebeihen zu lassen, wurde der heilsame Grundsatz der allgemeinen Schulpflichtigkeit neu eingeschärft; jedes Kind auf dem Lande, wie in der Stadt muß vom sechsten Jahre an bis zur Confirmation von seinen Aeltern oder Pflegern in die Schule geschickt werden und keines darf confirmirt werden, wenn es nicht die nothdürftigsten Schulkenntnisse erworben hat. Der Ortsgeistliche führt überall als Revisor in Gemeinschaft mit einem von der Gemeinde gewählten Schulpflichtigen die Aufsicht über die Schule; die Superintendenten und die katholischen Erzpriester oder Schulinspectoren haben in ihren Sprengeln alle Schulen sorgfältig zu überwachen.

Durch die fortgesetzte einsichtige Pflege ist es dahin gekommen, daß schon unter Friedrich Wilhelm III. die Einrichtungen unseres Schulwesens einen solchen Ruf in Europa erlangten, daß fast alle fremden Regierungen hohe Beamte nach Preußen schickten, um diese Einrichtungen genauer kennen zu lernen. Doch hat sich die preussische Regierung durch die erlangten Erfolge nicht etwa blenden lassen, sondern ist fortdauernd bemüht gewesen, die selbst erkannten Mängel und etwa eingeschlichene falsche Richtungen zu beseitigen, vor Allem aber die Pflege ächter Gottesfurcht mehr und mehr zur Grundlage der gesammten Volksbildung zu machen.

**Kirchliche Verhältnisse; die Union.** So sehr Friedrich Wilhelm's wahrhaft frommer und milder Sinn sich auch in der Behandlung kirchlicher Dinge bewährte, so wurden doch seine späteren Regierungsjahre gerade durch manche ärgerliche Streitigkeiten mit den kirchlichen Behörden, besonders mit der katholischen Geistlichkeit getrübt. Wiewohl der König, ganz im Sinne und Geiste seiner Vorfahren, den Katholiken eine Rücksichtnahme zu Theil werden ließ, wie dieselben sie in keinem anderen Staate genießen, so wurde doch der Frieden unter den beiden christlichen Bekenntnissen zur tiefen Betrübniß des edeln Regenten durch einen Streit über die sogenannten gemischten Ehen zwischen Protestanten und Katholiken getrübt. Es kam so weit, daß sich die Regierung gegen einige hohe katholische Geistliche zu ernstern Maßregeln veranlaßt sah.

In der protestantischen Kirche erregten die eigenen, sehr wohlgemeinten Absichten Friedrich Wilhelm's eine Zeit lang eine gewisse Bewegung. Dem von ächt christlicher Liebe erfüllten Herzen des Königs war es von jeher ein Vergerniß gewesen, daß die Lutheraner und die Reformirten trotz ihrer Einigkeit in den wichtigsten Glaubenslehren wegen einiger dogma-

tischer Unterschiede kirchlich getrennt blieben. Schon bei der Confirmation des Kronprinzen (20. Januar 1813) sagte der König zu den anwesenden Geistlichen: „Da stehen Sie nun als Brüder zusammen, verkündigen ein Evangelium des Friedens und sind doch von einander getrennt durch die Confession; die Einen nennen sich lutherisch, die Anderen reformirt. Bilden zwei verschiedene Kirchen, sind von einander getrennt. Sollten mit einander verbunden sein.“ Diesen Gedanken trug er fortan mit sich herum, und allmählig reifte derselbe in ihm zu einem Lieblingsplane. Als im Jahre 1817 die dritte Jubelfeier der Reformation begangen wurde, glaubte der König das Andenken des großen Ereignisses nicht besser begehen zu können, als durch eine Vereinigung oder Union der beiden protestantischen Kirchen, jedoch mit rücksichtsvoller Wahrung des Eigenthümlichen im beiderseitigen Lehrbegriffe. Am 27. September 1817 erließ der fromme Fürst eine Cabinetsordre des Inhaltes:

„Schon meine in Gott ruhenden erleuchteten Vorfahren, der Kurfürst Johann Sigismund, der Kurfürst Georg Wilhelm, der große Kurfürst, König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I., haben mit frommem Ernste sich angelegen sein lassen, die beiden protestantischen Kirchen zu einer evangelisch-christlichen in ihrem Lande zu vereinigen. Ihr Andenken und ihre heilsame Absicht ehrend, schließe Ich Mich gern an sie an und wünsche ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen unglücklichen Sectengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christenthume, worin beide Confessionen Eins sind, festhält, zur Ehre Gottes und zum Heile der christlichen Kirche in meinem Staate zu Stande gebracht und bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation damit den Anfang gemacht zu sehen. — Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden, nur durch äußere Unterschiede getrennten Kirchen ist den großen Zwecken des Christenthumes gemäß, sie entspricht den ersten Absichten der Reformation, sie liegt im Geiste des Protestantismus, sie befördert den kirchlichen Sinn . . . Dieser heilsamen Vereinigung, in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neue, belebte, evangelische, christliche Kirche im Geiste ihres heiligen StifTERS werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr entgegen, sobald beide Theile nur ernstlich und redlich in wahrhaft christlichem Sinne sie wollen, und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, den wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren. — Aber so sehr ich wünschen muß, daß die reformirte und evangelische Kirche in Meinem Staate diese Meine wohlgeprüfte Ueberzeugung mit Mir theilen möge, so weit bin Ich, ihre Rechte und Freiheiten achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit Etwas verfügen zu wollen. Auch hat diese Union nur dann einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung, noch Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgeht und nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat. Sowie Ich Selbst in diesem Geiste

das bevorstehende Säcularfest der Reformation in der Vereinigung der bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam zu Einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiere und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe Ich, daß dies Mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden in Meinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden möge. Der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synoden überlasse Ich die äußere Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in ächt christlichem Sinne dem gern folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlauteren Nebenansichten, auf das Wesentliche und die große heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden, und so das Außere aus dem Inneren einfach, würdevoll und wahr von selbst hervorgehen wird. Möchte der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo unter einem gemeinschaftlichen Hirten Alles in Einem Glauben, in Einer Liebe und in Einer Hoffnung sich zu Einer Heerde bilden wird.“

Die königliche Absicht fand in einem großen Theile der protestantischen Kirche sehr freudige Aufnahme, obwohl sich von vorn herein auch viele Stimmen gegen die Ausführbarkeit des edel gedachten Planes vernehmen ließen. Als jedoch später auf Befehl des Königs eine gemeinsame Agende (Formulare für die gottesdienstliche Ordnung) im Sinne und Geiste der Union zur Einführung in allen protestantischen Kirchen, auch wo die Union von den Gemeinden nicht angenommen war, ausgearbeitet worden, widersetzte sich eine Anzahl lutherischer Gemeinden (besonders in Schlesien) diesem Vorhaben, indem sie das Wesentliche des lutherischen Bekenntnisses in der unirten Agende vernachlässigt fanden und deshalb ihre alte lutherische Liturgie beibehalten wollten. Vergeblich erklärte der König durch eine Cabinetsordre vom Jahre 1834, daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bedeute und die Autorität der besonderen lutherischen oder reformirten Bekenntnisschriften dadurch nicht aufgehoben werden solle; vielmehr werde durch den Beitritt zur Union nur der Geist der Milde ausgedrückt, welcher ungeachtet der Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte doch die äußerliche kirchliche Gemeinschaft mit der anderen Confession annehmen wolle; mit der Einführung der gemeinsamen Agende solle endlich kein Zwang zur Union stattfinden. Die vorhandene Aufregung in jenen Gemeinden wurde durch die unvorsichtige Anwendung einzelner Gewaltmaßregeln nur erhöht, und es bildeten sich neben der unirten Landeskirche eine nicht unerhebliche Anzahl von sogenannten alt-lutherischen Gemeinden, welche durch die Verfolgung gerade zu einem um so regeren inneren Leben angereizt wurden und später (1845) die Anerkennung des Staates als eine erlaubte Religionsgesellschaft mit einem besonderen Kirchenregimente erlangten.

Wie Friedrich Wilhelm in seinen Bestrebungen für eine Union dem Beispiele seiner Ahnen folgte, so auch darin, daß er sich als der Schirm- und Schutzherr der evangelischen Kirche, selbst in fremden Ländern, erwies. Als die evangelischen Christen im Zillertthale in Tyrol Bedrückungen in der Ausübung ihres Glaubens erfuhren, bot ihnen der König von Preußen ein neues Vaterland in Schlesiens lieblichen Fluren an. Gegen 500 an der Zahl,

durften sie sich in einer Colonie nahe bei dem königlichen Gute und Lustschlosse Erdmannsdorf niederlassen, der König baute ihnen eine Kirche und Schule und gewährte ihnen reichliche Unterstützung zu der neuen Niederlassung, welche nach dem heimatlichen Namen gleichfalls Zillertal genannt wurde.

Die Segnungen, welche Friedrich Wilhelm's weise, landesväterliche Regierung über Preußen verbreitete, wurden durch den langen Frieden, dessen sich Europa seit 1815 erfreute, befördert und erhöht. Auch an der Erhaltung des Friedens hatte aber des Königs persönlicher Einfluß einen wesentlichen Antheil. Seinen festen Willen und seinem hohen Ansehen unter den Fürsten Europa's war es größtentheils zu danken, daß nach der französischen Julirevolution, welche die Ruhe von ganz Europa zu erschüttern drohete, dennoch der Friede aufrecht erhalten wurde.

**Friedrich Wilhelm's Charakter und häusliches Leben \*).** Friedrich Wilhelm war schon durch die Zeit des Leidens und des Kampfes, die er in inniger Gemeinschaft mit seinem Volke durchlebt hatte, ein populärer Fürst im besten Sinne des Wortes geworden; sein ferneres öffentliches und häusliches Leben hatte sodann die Zuneigung, Achtung und Liebe des Volkes für ihn noch erhöht.

Friedrich Wilhelm III. war in seinem Aeußeren von der Natur königlich bedacht: er hatte eine hohe, wohlgebildete Gestalt, sein edles Antlitz trug den Ausdruck des Ernstes und der Milde, sein Blick war fest, klar, ruhig, offen und wahr, immerdar der reine Spiegel seines Inneren. Seit den Tagen des öffentlichen Unglückes und besonders seit dem Tode seiner Gattin Luise war jedoch in den Ausdruck der Klarheit, Frische und inneren Heiterkeit ein gewisser Zug der Wehmuth gemischt. In der Bewegung seines Körpers lag hohe Würde; sein Gang war fest, ruhig und sicher, bis in sein Alter rüstig und kräftig. In seiner Kleidung, wie in seinem ganzen Wesen, liebte er die Einfachheit: gewöhnlich trug er einen schlichten blauen Oberrock bis oben zugeknöpft und eine einfache Landwehrmütze. Aber in jedem, auch in dem einfachsten Kleide, sah man in ihm den König. Auch in seiner Wohnung war die Einfachheit seiner Neigungen sichtbar: er wählte nicht das prächtige Schloß seiner Vorfahren, sondern blieb in dem kleinen, behaglichen Palais, das er schon als Kronprinz bewohnt hatte, und das zwar heiter und geschmackvoll, aber ohne allen Glanz und Prunk war.

Der König erhielt sich seine kräftige Gesundheit bis ins Alter durch eine festgeregelte, einfache Lebensweise. In allen Dingen war er mäßig, vorzüglich im Genuße der Speisen und Getränke: im Kreise seiner Familie war seine Tafel nur die eines wohlhabenden Privatmannes, und für sich selbst wählte er vollends nur die einfachsten und gesundesten Speisen aus. Als der Hofmarschall den König bei dessen Rückkehr nach Berlin im Jahre 1809 fragte, ob er nun wieder Champagner kommen lassen dürfe, ward ihm die Antwort: „Noch nicht und nicht eher, bis alle meine Unterthanen, auch die Aermsten, wieder Bier trinken können.“

Friedrich Wilhelm III. gehörte nicht zu den genialen Herrschern, welche, wie Friedrich der Große, durch das Uebergewicht ihres Geistes einen bestimm-

\*) Vorzüglich nach Eylert.

menden Einfluß auf den Geist ihrer Zeit ausüben und gewaltige Geistes-schöpfungen aus sich selbst erzeugen, aber es war ein Fürst voll edler Gaben, welche vermöge des trefflichen Willens und des tiefen sittlichen Ernstes, der ihn beseele, einen der ehrwürdigsten Fürsten aller Zeiten aus ihm machten. Er besaß zunächst in einem seltenen Grade die für einen Fürsten unschätzbare Gabe eines klaren, gesunden Blickes, vermöge dessen er in den schwierigsten und verwickeltesten Dingen nach gewissenhafter Prüfung das Richtige und praktisch Wichtige herauserkannte. Selbst Männern wie Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt gegenüber, deren geistige Ueberlegenheit er selbst am meisten anerkannte, machte sich dieses einfache, gerade Urtheil oft geltend, indem der König nach den lebhaftesten Widersprüchen seiner Minister mit sicherem Takte das Richtige erfaßte und aussprach. Der König hatte ferner ein vortreffliches Gedächtniß für Personen und Sachen, was ihm bei der Behandlung der Staatsgeschäfte sehr zu Hülfe kam. Der Werth seiner geistigen Begabung wurde ungemein erhöht durch die Vorzüglichkeit seines Charakters. Der Grundzug desselben war die innere Wahrhaftigkeit. Alles Unwahre, alle Lüge, aller Schein war ihm innerlich zuwider. Anders meinen und scheinen, anders reden und sein war ihm unmöglich, immer wußte man, wie man mit ihm daran war; sein Ja war ein Ja, sein Nein war Nein, darum war er auch kurz und bestimmt in allem Reden und Befehlen. Auch an Anderen wollte er vor Allem Wahrhaftigkeit finden, und Schmeichler waren ihm in den Tod verhaßt. Wo er von der Aufrichtigkeit überzeugt war, war er jedoch für Anerkennung empfänglich und dankbar. Als die Herzöge von Orleans und von Nemours, die Söhne König Ludwig Philipp's, im Jahre 1836 am Berliner Hofe zum Besuche waren, versuchte beim Abschiede der Herzog von Orleans wiederholt, die Hand des Königs zu küssen, der sie immer zurückzog und auf den Rücken legte. Aber der liebenswürdige und ritterliche Prinz ergriff sie noch einmal mit den Worten: „Mein Vater hat mir befohlen, nicht zurückzukehren, ohne die wohlthätige Hand geküßt zu haben, die zwanzig Jahre lang der Welt den Frieden bewahrt hat.“ Nun reichte ihm der König die Hand, aber umarmte ihn auch zugleich. — Mit der Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens hing die Sicherheit, Festigkeit und Ruhe desselben zusammen, — es beruhete eben auf einem sicheren Grunde und blieb sich deshalb in allen Lagen gleich. Mit jenen Eigenschaften war bei ihm eine ächte Milde, das aufrichtigste Wohlwollen und selbst ein tiefer Zartinn vereint. Auch dem heiteren Scherze war sein klares, liebevolles Gemüth, besonders im trauten Familienkreise sehr zugänglich.

Sein ganzes Wesen aber wurzelte vor Allem in ächter Gottesfurcht und wahrer Herzensdemuth: er war von einer einfachen, kindlichen Frömmigkeit, erfüllt von tiefer Ehrfurcht vor Gott und dessen heiligem Willen, und hatte sich gewöhnt, in allen Dingen mit seinem Gewissen ernst zu Rathe zu gehen. Die Gottesfurcht wollte er auch als Grundlage bei aller Erziehung und Bildung beachtet wissen, und als ihm einst ein Lehrplan vorgelegt wurde, wo der Religion nach vielem Anderen nur nebenbei Erwähnung geschah, rief er unwillig: „Ei, ei, doch der Religion auch noch so beiläufig ein Compliment gemacht; damit läßt sie sich aber nicht abfinden. Muß die belebende Seele des Ganzen sein, wenn was Tüchtiges daraus werden soll.“ Seine eigene Gottes-

furcht äußerte sich auch in dem lebendigen, festen Vertrauen auf Gott, welches er in den Tagen der Prüfung und sein ganzes Leben hindurch in der tiefsten christlichen Ergebung bewährt hat, und das ihn zu seinem letzten Willen die Gedächtnisschrift wählen ließ: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“

Wie aus diesen Worten bei aller Freudigkeit doch der Ton der Wehmuth hervorklingt, so war, wie erwähnt, auch das Leben Friedrich Wilhelm's überhaupt von einem Hauche der Wehmuth durchzogen, seitdem seines Herzens höchstes Gut, seine theure Luise, von ihm genommen war. Nichts vermochte ihm dieses köstliche Kleinod mehr zu ersetzen, und die Erinnerung an ihr liebliches Walten ging durch sein ganzes Leben und Sein dahin. So gern er in den schönen Gärten um Sanssouci und um das neue Palais bei Potsdam, auf der Pfaueninsel oder in Erdmannsdorf im herrlichen schlesischen Gebirge weilte, am liebsten war er doch in dem stillen, einsamen *Paré*, wo er einst die frohen Tage mit seiner Luise verlebte. Er hatte dort auf einem Punkte, den die Verewigte liebte, ein Belvedere bauen lassen, dort ging er oft hin, immer allein und ohne Begleitung. Auch Charlottenburg wurde ihm nach dem Tode der Unvergesslichen noch lieber. Dort hatte er neben dem großen Schlosse, das ihm zu prächtig war, eine kleine Wohnung mit freundlicher, heiterer Ausstattung bauen lassen. Glänzende Hoffeste wurden fortan nur selten in Charlottenburg gegeben; eine heilige Stille umschwebte den Ort, wo die unvergessliche Königin ihr frühes Grab gefunden. Einsam und in ernster Wehmuth wandelte der König oft durch die düsteren Baumgänge, die zu ihrem Mausoleum führen, er allein hatte den Schlüssel zu dem unteren Grabgewölbe.

Als theueres Andenken an die treffliche Königin war ihm der Kreis der Nachkommen geliebt, welche sie ihm gegeben und in welchem er mit herzlicher Freude weilte. Das Beispiel eines wahrhaft glücklichen, häuslichen Lebens wirkte weithin im Lande segensbringend. Vier Söhne hatte der König und drei Töchter. Sämmtliche Söhne waren verheirathet, der Kronprinz seit 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern, der Prinz Wilhelm (der jetzige König) mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, der Prinz Karl mit deren Schwester Marie von Sachsen-Weimar, der Prinz Albrecht mit der Prinzessin Marianne der Niederlande; auch die drei Töchter waren vermählt, die älteste, Charlotte, mit dem Kaiser Nicolaus von Rußland, die zweite, Alexandrine, mit dem Erbherzog von Mecklenburg-Schwerin, die dritte, Luise, mit dem Prinz Friedrich der Niederlande. Schon umgab den guten Hausvater ein zahlreicher Enkelkreis.

**Die Fürstin von Liegnitz.** Als auch die letzte Tochter, Luise, die mit kindlicher Seele an ihm hing, ihm alle seine häuslichen Geschäfte besorgt und seine einsamen Stunden versüßt hatte, als auch sie durch ihre Verheirathung ihm entrissen worden, da fühlte der König, daß ihm ein anderer verständiger und gemüthlicher Umgang mit einem weiblichen Wesen nöthig sei. Derselbe war ihm durch seine Frau und Töchter zum Bedürfnisse geworden. Eine zweite Königin wollte er nicht: „Eine Luise bekomme ich nicht wieder,“ sagte er, „die Zeiten sind hin, für immer hin.“ So wollte er denn nach wahrer Neigung eine Frau aus nicht fürstlichem Stande heirathen, in rechtmäßiger,

christlicher Ehe, aber zur linken Hand, d. h. ohne Uebertragung fürstlicher Rechte auf sie und ihre Kinder. Der König hatte in Teplitz, wohin er jährlich ins Bad ging, die Gräfin Auguste von Harrach kennen gelernt und mehrere Jahre beobachtet: sie hatte die Eigenschaften der Weiblichkeit, des gesunden Verstandes, der Anspruchslosigkeit und Unbefangeneheit, wodurch er beglückt zu werden hoffte, und so hatte er sie denn zu seiner zweiten Frau erkoren. Am 9. November 1824 ließ er sich in Gegenwart des Kronprinzen, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und mehrerer hoher Hofbeamten in der Hofkapelle zu Charlottenburg mit ihr trauen, und verkündete bald darauf das Ereigniß seinem Volke. Die Gemahlin des Königs wurde zugleich zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhoben. Dieselbe ist dem königlichen Gatten gewesen, was er erwartete: eine zärtliche Freundin und Pflegerin und theure Gefährtin bis an sein Lebensziel. Sie steht noch heute in hohen Ehren beim Volke, wie in der ganzen königlichen Familie.

**Friedrich Wilhelm's Ende und letzter Wille.** Bis in sein siebenzigstes Jahr lebte Friedrich Wilhelm in gewohnter Thätigkeit und Fürsorge für des Landes Heil, und ganz Preußen blickte mit Stolz und Freude auf den greisen Fürsten. Im Frühjahr 1840 aber begann derselbe zu kränkeln und im Monat Mai wurde er bedenklich krank; nach wenigen Wochen vermehrte sich das Fieber und die Ermattung, — Brustkrampf und ein bedenklicher Husten stellten sich ein. Der wichtigen Feier der Grundsteinlegung für das Denkmal, welches Friedrich dem Großen beim hundertjährigen Gedächtnisse seiner Thronbesteigung auf dem Opernplatze in Berlin errichtet werden sollte, konnte er nur noch hinter dem Fenster seines Palais zusehen (am 1. Juni 1840). Als die Nachrichten über seinen Zustand sich verschlimmerten, sammelte sich täglich das Volk von Berlin in dichten Schaaren um die königliche Wohnung, theilnehmend weiterer Kunde harrend. Die Kinder des Königs waren alle versammelt, auch die Kaiserin von Rußland war herbeigeeilt, den letzten Segen des theuern Vaters zu empfangen. Am ersten Tage des heiligen Pfingstfestes, am 7. Juni 1840 (Nachmittags 3½ Uhr), hauchte Friedrich Wilhelm, die Hand dem Kronprinzen reichend, seinen Geist aus, so ruhig und sanft, daß der Leibarzt erst der Familie ein Zeichen geben mußte, daß ihr königlicher Vater bereits dahingegangen sei. Der Kronprinz drückte dem Vater die Augen zu: alle Anwesende, deren Anzahl noch durch den herbeigeeilten Kaiser von Rußland vermehrt worden war, sanken auf die Kniee und beteten am Sterbelager des trefflichen Vaters, des erhabenen Fürsten. Mit ihnen trauerte bald ein ganzes Volk in Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Selten ist ein Fürst von der Gesammtheit seiner Unterthanen so aufrichtig betrauert worden, weil selten eine so wahrhaft väterliche Liebe zum Volke, ein so ernster Gerechtigkeits Sinn und so viel weise, einsichtsvolle Mäßigung bei einem Fürsten vereint waren. An ächtem Seelenadel und an hehrer Fürstenwürde hat ihn kein gekröntes Haupt übertroffen. In Zeiten schwerer Prüfung und großen Kampfes hatte er seinem Volke als ein Muster christlichen Ernstes und ächter Vaterlandsliebe vorangeleuchtet; seitdem war das Volk an ihn mit unzerreißbaren Banden der Verehrung, der Dankbarkeit und der Liebe gefettet.

Am 10. Juni war die hohe Leiche im königlichen Schlosse ausgestellt: in einen schlichten Mantel gehüllt, die Feldmütze auf dem Haupte, lag der Entschlafene da. Am 11. Juni war das feierliche Leichenbegängniß; in der Domkirche wurde der Sarg geweiht, in der folgenden Nacht brachte man die theure Leiche nach Charlottenburg, wo Friedrich Wilhelm nun wieder mit seiner Gattin Luise vereint ist. Am Gedächtnistage ihres Todes aber wurde nach des Königs Bestimmung im ganzen Lande die Trauerpredigt über die Worte Jacobi 1, 12 gehalten:

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“

Wenige Tage nach der Beisetzung Friedrich Wilhelm's III. machte sein Nachfolger zwei Schriftstücke bekannt, welche der König schon am 1. December 1827 vollzogen hatte, das eine: „Mein letzter Wille“ bezeichnet, mit dem Gedankspruche: „Meine Zeit in Unruhe, Meine Hoffnung in Gott,“ — das andere für den Kronprinzen bestimmt, um ihm seine schweren Herrscherpflichten ans Herz zu legen. Beide werden als das „Testament des Königs Friedrich Wilhelm III.“ verehrt.

Indem Friedrich Wilhelm IV. diese Documente der Oeffentlichkeit übergab, fügte er die Worte hinzu:

„Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe, an der Seite der Heißbeweinten und Unvergesslichen, eingegangen. Ich bitte Gott, den Kenner der Herzen, daß er die Liebe des Volkes, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, übergehen lasse, der Ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des theuern Kleinods, das Er uns im Schweiße Seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat. — Das weiß Ich — sollte dies Kleinod je gefährdet werden — was Gott verhüte — so erhebt sich Mein Volk wie Ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.“

Solch ein Volk ist werth und fähig, königliche Worte zu vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regiments durch keinen schönern Act, als die Veröffentlichung derselben bezeichnen kann.“

## Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861).

### 52. Friedrich Wilhelm als Kronprinz.

Friedrich Wilhelm IV., des vorigen Königs ältester Sohn, war am 15. October 1795 geboren. Unter der treuen mütterlichen Pflege der trefflichen Königin Luise entwickelten sich in ihm frühzeitig die reichen Anlagen einer bevorzugten Natur; besonders war es der frommen Fürstin eine rechte Herzenssache, die Keime ächter Gottesfurcht in ihren Kindern zu beleben und zu kräftigen.

Die Auszubildung Friedrich Wilhelm's fällt größtentheils in die Zeit vaterländischer Trübsal und Noth, durch welche das Herz der edlen Königin so tief bekümmert und zuletzt gebrochen wurde: in jener schweren Prüfungszeit hat der junge Kronprinz eine geistige Weihe für seinen künftigen Beruf erhalten, wie sie selten einem Fürsten zu Theil geworden ist. Wie Friedrich Wilhelm III. selbst und seine fromme Gemahlin in Folge der harten Schläge des Schicksals nur noch mehr veredelt und in wahrer Gottergebenheit und Glaubenszuversicht gehoben wurden, so ist gewiß auch für die königlichen Kinder die Trübsal jener Tage eine Quelle reichen geistlichen Segens geworden. Die erhabene Seelengröße, welche das treffliche Königspaar in der schweren Prüfung bekundete, mußte auch auf die jungen Herzen der Ihrigen einen läuternden und kräftigenden Einfluß üben und den Grund zu einer sittlich ernstern und tief religiösen Richtung legen, welche sich in der That in dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm jeder Zeit bewährt hat. Ueberdies wurde durch die bittere Noth jener Zeiten die ernste Fürsorge der Königin Luise, welche vorzüglich die Zukunft des Vaterlandes tief im hingebenden Herzen trug, gerade auch dahin geleitet, der Erziehung und Auszubildung des Kronprinzen für seine dereinstige hohe Bestimmung die gewissenhafteste Aufmerksamkeit zu widmen. Ihm wollte sie die feurige Vaterlandsliebe einpflanzen, von der sie selbst beseelt war, in ihm alle die Eigenschaften und Tugenden entwickeln, durch die er einst sein Volk beglücken könnte.

Die ersten Mittheilungen, welche wir aus der Jugendzeit Friedrich Wilhelm's IV. haben, sind sämmtlich mit der Erinnerung an die Königin Luise innig verwebt: fürwahr die herrlichste Aegide, unter welcher je ein Fürst in die Geschichte eingeführt worden.

Frühzeitig, schon vor der Niederlage der preussischen Waffen, versäumte die Königin keine Gelegenheit, das deutsche Gefühl des königlichen Knaben gegen die Fremdherrschaft zu entzünden. Es war kurz nach der Verletzung des preussisch-anspachischen Gebietes, welche die Niederlage der Oesterreicher bei Ulm herbeiführte, als die königliche Familie in Pareß den zehnten Ge-

hurltag des Kronprinzen feierte. Derselbe erhielt damals als Festgeschenk Hut und Degen und erschien zum ersten Male in Uniform vor der Königin. Tief bewegt richtete sie an ihn jene bereits erwähnten Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocco, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Wie ergreifend die edle Fürstin nach dem Unglücke von Jena zu ihren Söhnen gesprochen, wie sie dieselben angefeuert, ihre Kräfte zu entwickeln, um dereinst das Vaterland von der Schande und Erniedrigung zu befreien, wie sie dieselben vor der Entartung jenes Zeitalters gewarnt, und sie aufgefordert, sich des Namens als Enkel des großen Friedrich würdig zu zeigen, — das ist bereits bei der Darstellung von Luizens Lebenszeit näher mitgetheilt. Dort ist auch erwähnt, wie sie nach dem Tilsiter Frieden ihren liebsten Trost im trauten Familienkreise, in der Liebe ihres Gemahls und in der Sorge für ihre Kinder fand. Das Bild, welches sie damals ihrem Vater von dem Wesen des Kronprinzen entwarf, müssen wir hier als die erste Nachricht über Friedrich Wilhelm wiederholen:

„Der Kronprinz ist voller Leben und Geist,“ schreibt die Königin im Jahre 1808. „Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.“

Je mehr der Kronprinz sich von den Grenzen der Kindheit entfernte, in desto höherem Grade erregte seine Erziehung die mütterliche Theilnahme und Vorsorge. Sein erster männlicher Erzieher war der Geheimrath Delbrück, welcher mit strenger Gewissenhaftigkeit die Entwicklung des reich begabten Prinzen leitete und besonders in Uebereinstimmung mit dem Streben der königlichen Aeltern den Grund eines innigen christlichen Glaubens zu befestigen bemüht war. Als jedoch Friedrich Wilhelm das dreizehnte Jahr erreicht hatte, schien es der Königin, als bedürfe der Prinz, der mit großer Lernbegierde, mit lebhafter und fruchtbarer Einbildungskraft rasch vorgeritten war, und dessen geistiger Lebendigkeit die etwas trockene Art des bisherigen Lehrers nicht mehr entsprach, einer anderen Leitung. Sie wurde hierin durch den Rath des Freiherrn von Stein bestärkt. Derselbe schrieb damals: „Soll der Kronprinz zu seinem zukünftigen Berufe gebildet werden, so ist es mit der allgemeinen Erziehung zu einem sittlichen und unterrichteten Manne nicht hinreichend, sondern es muß frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf die Kenntniß der Geschichte der Nationen und ihrer Beherrscher, auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalles geleitet werden, durch einen Mann, der mit diesen Ideen vertraut ist und damit Welt- und Menschenkenntniß verbindet, der einen Reichthum von Ideen besitzt, die er mittheilt und dadurch den Geist des Zöglingens belebt und auf ihn wirkt.“ Die Wahl fiel auf den Prediger der französischen Gemeinde zu Berlin, Ancillon. Derselbe war

ein Mann von kräftigem, sehr gebildetem Geiste und von Adel und Würde in seiner ganzen Haltung; sein Ausdruck war berecht und glänzend, seine Unterhaltung anregend und geistreich. Stein hoffte, daß er durch die Stärke seines Charakters Einfluß auf den Prinzen gewinnen und ihn durch den Reichtum seines Geistes anziehen würde. Seine Erwartungen sind reichlich in Erfüllung gegangen und der Kronprinz ist seinem Lehrer für die lebendige, geistige Anregung, die er von ihm erhalten und unter deren Einfluß sich seine schönen Gaben hoffnungsvoll entfalteten, in dankbarer Liebe ergeben geblieben.

In einer bedeutungsschweren Zeit, am 20. Januar 1813, zwei Tage vor der Abreise des Hofes nach Breslau, fand zu Potsdam die Confirmation des Kronprinzen statt. Der würdige Bischof Sack, welcher bereits Friedrich Wilhelm III. getauft, unterrichtet, eingesegnet und getraut hatte, war auch der Lehrer des Kronprinzen im Christenthume und baute auf dem in früherer Jugend gelegten ernstern Grunde fort. Bei der Prüfung seines königlichen Zöglings richtete er an denselben auch die Frage: „Was soll der Glaube an Gottes allweise und allgütige Weltregierung in einer dunkeln Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?“ und nach kurzer Sammlung antwortete der siebzehnjährige Prinz aus der Fülle seines fromm bewegten Herzens: „Dieser Glaube soll und wird mich erheben, stärken und kräftigen. Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuthes spricht: „„Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.““ Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht läßt aufgehen in der Finsterniß und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenroth eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, seinem Hause und treuen Volke sein. Amen!“

Der Kronprinz folgte dem Könige nach Breslau; mit Begeisterung nahm er an den Vorbereitungen zu Preußens ruhmvoller Erhebung Theil und mit freudigem Muthes begleitete er dann den hochherzigen Vater in den Krieg. Zuerst lernte er den Ernst der Schlachten in den Tagen von Groß-Görschen kennen. Während des böhmischen Feldzuges, wo des Königs lebendiges Eingreifen den Verbündeten den Sieg gegen Vandamme verschaffte, schrieb Wilhelm von Humboldt aus dem Hauptquartiere: „Der Kronprinz ist beständig beim Könige, er entwickelt sich aufs allerbeste und behält stets seine naive Fröhlichkeit inmitten seiner sehr ernstern Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen.“ — Auch an dem Feldzuge in Frankreich nahm der Prinz mit seinem königlichen Vater Theil.

Nach der Wiederherstellung des Friedens war des Königs Sorgfalt in hohem Grade darauf gerichtet, seinen Thronerben immer tiefer in den Gang der Verwaltung einzuweißen. Schon damals war der Geist und Charakter des jungen Fürsten so weit gereift, daß ihm der König während seiner Abwesenheit zum Wiener Congreß mit vollem Vertrauen die Regierung übertragen konnte. Gleichzeitig aber erhielt er durch einen der ausgezeichnetsten damaligen Gelehrten und Staatsmänner, den berühmten Niebuhr, noch eine überaus segensreiche weitere Belehrung und Anregung für seinen hohen Beruf. Niebuhr, ein Mann von der seltensten Vielseitigkeit und Gründlich-

keit des Wissens, der merkwürdigsten Klarheit des Denkens, der überraschendsten Lebendigkeit des Geistes, der großartigsten Tiefe der Auffassung und der edelsten und gediegensten ernst-religiösen Gesinnung, — war einer der bedeutendsten Geister jenes einflußreichen Kreises gewesen, der in Gemeinschaft mit dem Freiherrn von Stein die Wiedergeburt des Vaterlandes vorbereitet hatte. Ihn berief der König im Jahre 1814, um den Kronprinzen in der Finanz- und Verwaltungskunde zu unterrichten. Bei Friedrich Wilhelm's geistiger Frische und Lebendigkeit und bei einem Lehrer von Niebuhr's hohem, umfassendem Standpunkte blieb der Unterricht natürlich nicht streng auf den nächsten Gegenstand beschränkt, sondern Niebuhr übte in freier Weise den größten, befruchtendsten Einfluß auf die treffliche Geistesentwicklung seines königlichen Züglings aus. Niebuhr's Lebensgeschichte sagt uns: er lernte den Prinzen in diesen Stunden näher kennen und innig lieben. Geist, Gesinnung und Charakter machten ihm denselben theuer. Niebuhr's Herz hing bis an sein Lebensende mit wahrhaft zärtlicher Liebe an ihm: und vielfältige Andeutungen zeugen davon, daß auch der Prinz ein Herz für ihn hatte. In einem seiner Briefe schreibt Niebuhr über den Kronprinzen: „Ich freue mich, wenn der Tag kommt, zu ihm zu gehen. Er ist aufmerksam, nachfragend, voll Interesse — und alle die herrlichen Gaben, womit die Natur ihn so reich ausgestattet hat, entfalten sich in diesen Stunden vor mir. — Sein fröhlicher Sinn thut tieferem Ernst keinen Eintrag, und sein Herz ist so tief bewegt, wie seine Phantasie leicht beflügelt. Er sucht Urtheil und Belehrung, ohne sich irgend einer Autorität hinzugeben. Ich habe nie eine schönere Züglingsnatur gesehen.“

Friedrich Wilhelm III. ließ den Kronprinzen auch durch die einzelnen Minister in die Geschäfte näher einführen; derselbe nahm ferner an den Arbeiten des Staatsrathes den thätigsten Antheil, ebenso an den Sitzungen des Staatsministeriums, in welchem er später den Vorsitz und hierdurch an der Verwaltung der wichtigsten Landesangelegenheiten den größten Theil erhielt.

Am 29. November 1823 vermählte sich Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Elisabeth Luise von Baiern. Der ihr vorangehende Ruf hoher weiblicher Würde, großer Bildung, Einsicht, Besonnenheit und edeln, herzlichen Wohlwollens wurde nach ihrem freudig begrüßten Erscheinen in Preußen aufs schönste bestätigt, und bald verbreitete sich besonders die Kunde von ihrem stillen christlichen Wohlthun, wie sie den Nothleidenden durch wohlüberlegte, zweckmäßige Unterstützung zu Hülfe kam, und wie ihr frommer Sinn sich vorzüglich auch der Pflege und Förderung der weiblichen Erziehungsanstalten zuwendete.

In der Theilnahme an den Regierungsgeschäften, im lebendigen Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Wissenschaft, in der einsichtigsten, durch eine Reise nach Italien noch geförderten Beschäftigung mit der Kunst, in der Anregung und Beförderung alles geistigen und christlich-sittlichen Lebens, sowie in dem herzlichsten, rührendsten Familienleben kam die Zeit heran, welche Friedrich Wilhelm IV. nach dem seligen Heimzuge seines allverehrten Vaters auf den Thron berief.

### 53. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. bis zum März- aufstande 1848.

**Die Huldigung.** Friedrich Wilhelm IV. bezeichnete seinen Regierungsantritt durch mehrere Beweise königlicher Milde, welche zugleich als Andeutungen einer heranbrechenden freieren Entwicklung des öffentlichen Lebens aufgefaßt wurden.

Die Hoffnungen, welche schon hierdurch erweckt wurden, steigerten sich zur lebhaftesten Begeisterung, als Friedrich Wilhelm IV. bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin (am 10. September und am 15. October 1840) mit erhabenen, wahrhaft königlichen Worten das Bewußtsein von seinen hohen Regentenpflichten und den ernstesten Willen aussprach, dieselben mit Gottes Hülfe zu erfüllen; als er gelobte, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König zu sein,“ wie sein unvergeßlicher Vater; als er in Königsberg die schönen Worte sprach: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre!“ — und in Berlin: „Ich weiß zwar, und Ich bekenne es, daß Ich Meine Krone allein von Gott habe, und daß es Mir wohl ansteht, zu sagen: „Wehe dem, der sie anrührt!“ — Aber ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen Allen, daß Ich Meine Krone zu Lehen trage von dem Allerhöchsten Herrn, und daß Ich Ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und jeder Stunde Meiner Regierung.“ — „Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. — Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird.“

**Des Königs Absichten für die Landesverfassung.** Der vereinigte Landtag (1847). Wie aus des Königs Worten ein erhabener Geist und eine wahrhaft edle Denkungsweise hervorleuchteten, so bekundeten auch seine Handlungen die trefflichsten Absichten für Preußens und Deutschlands heilsame Entwicklung. Hohe königliche Gedanken erfüllten des Fürsten Sinn, in mehr als einer Beziehung brachte er schöpferische Pläne mit auf den Thron.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm der Ausbildung einer reichsständischen Verfassung für Preußen eine vorzügliche Beachtung gewidmet; dasselbe Streben hielt er auch als König fest. Dabei war es freilich sein Grundsatz, nicht etwas ganz Neues zu schaffen, sondern die in Preußen seit alter Zeit vorhandenen Elemente einer allgemeinen Landesverfassung zu benutzen, zu entwickeln und zu vervollkommen: er wollte aus den Provinzialständen allmählig die allgemeinen Reichsstände herausbilden.

Am 3. Februar 1847, am Jahrestage des berühmten Aufrufes, durch welchen Friedrich Wilhelm III. das Volk zum Freiheitskampfe begeistert hatte, erschien eine königliche Bekanntmachung, durch welche aus sämtlichen Provinzialständen der Monarchie ein vereinigter Landtag gebildet wurde. Der König gewährte dieser allgemeinen Landesvertretung das wichtige Recht, bei der Einführung neuer Steuern die Zustimmung zu geben oder zu verweigern und zugleich das Recht des Beirathes bei der Gesetzgebung.

Am 11. April eröffnete der König die erste Versammlung des vereinigten Landtages mit einer feierlichen Anrede. Nachdem er die Vertreter der Stände „am Tage der Vollendung eines großen Werkes des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm's III.“ herzlich willkommen geheißen, fuhr er fort: „Der edle Bau ständischer Freiheiten, dessen acht mächtige Pfeiler\*) der hochselige König tief und unerschütterlich in die Eigenthümlichkeiten seiner Länder gegründet hat, ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. — — — Segnen wir noch heute das Gewissen des treuen lieben Herrn, der eigene, frühe Triumphe verschmähet, um sein Volk vor späterem Verderben zu bewahren, und ehren wir sein Andenken auch in dem Stücke, daß wir sein eben vollendetes Werk nicht gleich durch ungenügsame Neuerungs-sucht in Frage stellen. — Lassen wir die Zeit und vor Allem die Erfahrung walten, und vertrauen wir dies Werk, das, wenn es gut, auch bildsam ist, wie sich's gebührt, glaubensvoll den bildenden, fördernden Händen der göttlichen Vorsehung. — — Mein und Meines Vaters freies und treues Volk hat alle die Gesetze, die Wir Beide ihm zum Schutze seiner höchsten Interessen gegeben haben, mit warmer Dankbarkeit empfangen, und wehe dem, der ihm seinen Dank verkümmern oder ihn gar in Undank verkehren wollte. Jeder Preuße weiß seit 24 Jahren, daß alle Gesetze, die seine Freiheit und sein Eigenthum betreffen, zuvor mit den Ständen berathen werden. Von dieser Zeit an aber weiß Jedermann im Lande, daß Ich keine Staatsanleihe abschließen, keine Steuer erhöhen, keine neue Steuer auflegen werde ohne die freie Zustimmung aller Stände. — Ich weiß, daß Ich mit diesen Rechten ein kostbares Kleinod der Freiheit Ihren Händen anvertraue, und Sie werden es treu verwalten. — — — Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, Preußen durch das Schwert groß zu machen, durch das Schwert des Krieges nach außen, durch das Schwert des Geistes nach innen; aber wahrlich nicht des verneinenden Geistes der Zeit, sondern des Geistes der Ordnung und der Zucht. Wie im Feldlager nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Gesetze, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe herabfallen, nur von Einem Willen geleitet werden, und beginge der König von Preußen einen Frevel, wenn er von seinen Unterthanen die Folgsamkeit des Knechtes forderte, so würde er wahrscheinlich einen noch viel größeren Frevel begehen, wenn er nicht das von ihnen fordern wollte, was die Krone des freien Mannes ist, den Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. — — — Zwischen uns sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. (Und wer könnte das, der sich durch die Geschichte belehren läßt?) Ich strebe allein darnach, Meine Pflicht

\*) Die acht Provinzialverfassungen.

nach bestem Wissen und nach Meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank Meines Volkes zu verdienen, sollte er Mir auch nimmer zu Theil werden.“ — Mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse sagte dann der König: „Ein Bekenntniß vermag Ich heute unmöglich zu unterdrücken, eingedenk des entscheidlichen Beginns, Mein Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen, um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König. Dies Bekenntniß aber lautet: „Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen.“ „Wohlan denn,“ so schloß der Fürst, „gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich (deß bin ich in Hoffnung gewiß), während ganz Europa die Augen auf Sie gerichtet hat, als ächte Preußen zeigen. Dann bleibt auch, glauben Sie mir, das Eine, was Noth thut, nicht aus, nämlich Gottes Segen, an dem allein Alles gelegen. — Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens willkommen.“

Des Königs Vertrauen sollte jedoch nicht ganz erfüllt werden, denn kaum war der Landtag eröffnet, als sich im Schooße desselben viele Stimmen erhoben, welche für die Stände ganz andere als die ihnen zugewiesenen Befugnisse in Anspruch nahmen. Dieselben vereinigten sich sogar zu einem förmlichen Proteste gegen die Bestimmungen des königlichen Patentes und verweigerten ihre Mitwirkung bei der Verathung wichtiger, von der Regierung vorgelegter Gesetzesentwürfe.

Nach mehr als zweimonatlicher Versammlung trennte sich der vereinigte Landtag (am 26. Juni) wieder; der königliche Landtagsmarschall beklagte in seiner Schlußrede, daß die Ergebnisse weniger fruchtbringend für das Land gewesen seien, als der König erwartet habe. Er fügte den Ausdruck des leider nur allzubald vereitelten Vertrauens hinzu, daß die allwaltende göttliche Vorsehung, welche Preußen immer schützend zur Seite gestanden, den Samen des Guten und Edlen, welches dort ausgestreut, auf einen fruchtbaren Boden fallen gelassen habe.

**Streben des Königs für die deutsche Einheit.** Noch in einer anderen wichtigen Beziehung war der König von Beginn seiner Regierung an ernstlich bemüht, die Wünsche der deutschen und preussischen Patrioten zu erfüllen. Die festere Begründung der Einigkeit und Einheit des deutschen Vaterlandes hatte von jeher in des Königs eigenem ächt deutschen Streben eine wichtige Stelle eingenommen. Bei der Grundsteinlegung zum Wiederbeginn des seit drei Jahrhunderten unterbrochenen Dombaues in Köln (1842) ergriff er die Gelegenheit, seiner hohen Begeisterung für jene Idee in beredten Worten Ausdruck zu geben, und weithin in ganz Deutschland fanden diese Worte lebendigen und lauten Widerhall. In Uebereinstimmung mit so cher Bekundung ächt deutschen Sinnes versuchte er es auch, beim deutschen Bundestage gewisse bessere Einrichtungen zur Kräftigung des Einheitsbandes herbeizuführen, doch scheiterten seine Bemühungen an dem Widerstande der österreichischen Regierung. Dieses Mißlingen trug viel dazu bei, die unheilvolle Stimmung zu nähren, welche seit längerer Zeit schon in einem Theile der Bevölkerung um sich griff, und durch welche den traurigen revolutionären Ereignissen der späteren Jahre die Bahn geöffnet wurde.

**Kirchliche und politische Aufregung.** Auch religiöse Streitigkeiten kamen hinzu, um den öffentlichen Geist in Preußen und in ganz Deutschland

zu verwirren und zu trüben. Friedrich Wilhelm's ernstes Bestreben, die christliche Religion als wesentlichste Grundlage der allgemeinen Volksbildung neu zu befestigen, sowie seine Absicht, in der evangelischen Kirche selbst auf dem Grunde eines tieferen, lebendigen Glaubens eine kräftige Entwicklung anzubahnen, gaben zu falschen Deutungen und unbegründeten Befürchtungen Anlaß, als sei es dabei auf eine Beschränkung der Glaubensfreiheit abgesehen. Im Widerspruche gegen die strenggläubige Richtung des Kirchenregimentes traten in mehreren Provinzen sogenannte „Lichtfreunde“ auf, welche vorgaben, das Christenthum nach den Forderungen des Zeitgeistes zu vereinfachen, und zu diesem Zwecke „freie Gemeinden“ gründeten.

Gleichzeitig gingen auf dem Gebiete der katholischen Kirche ähnliche Bewegungen vor. Ein entlassener katholischer Kaplan, Johannes Ronge in Schlesien, machte den Versuch, eine sogenannte deutsch-katholische oder christ-katholische Nationalkirche zu gründen, welche freilich von den eigentlichen christlichen Glaubenslehren wenig beibehielt. Obwohl sich der neue „Reformator“ sehr bald als ein unbedeutender hohler Mensch erwies, so fand seine Sache doch eine Zeit lang vielfachen Anklang. Die sich bildenden christ-katholischen Gemeinden aber wurden ebenso wie die erwähnten „freien Gemeinden“ der Lichtfreunde vorzüglich als Mittelpunkte einer gefährlichen Aufregung in den unteren Volksklassen benutzt und halfen die heranwachsenden Stürme in Deutschland vorbereiten.

So wurde von mehreren Seiten zugleich der Same der Unzufriedenheit und öffentlichen Zwiespaltes ausgesät. Die meisten Führer der sogenannten liberalen Partei waren weit davon entfernt, eine wirkliche Revolution in Preußen herbeizuwünschen, aber sie beachteten nicht, wie die von ihnen beförderte Erregung des Volkes es verwegenen Geistern möglich machte, im Stillen schlimmere revolutionäre Zwecke zu verfolgen.

#### 54. Regierung Friedrich Wilhelm's IV. seit dem März- aufstande 1848.

**Preußen und die Revolution.** Als im Februar 1848 die überraschende Kunde aus Frankreich erscholl, daß Ludwig Philipp vom Throne gestoßen und durch einen kühnen Handstreich die Republik eingeführt sei, als hierauf in Italien, in der Schweiz und in einem Theile von Deutschland die revolutionäre Partei sich mächtig erhob, da begannen auch in Preußen alle Hoffnungen und Bestrebungen der liberalen Partei sich neu zu beleben und im ganzen Lande entstand ein mächtig erregtes politisches Treiben. Niemand aber wollte glauben, daß es auch bei uns zu einem wirklichen Aufstande kommen könne, weil Alles, was andere Völker durch die blutigen Waffen der Revolutionen zu erkämpfen suchten, in Preußen auf dem segensreicheren Wege friedlicher Reform theils schon erreicht, theils hoffnungsvoll angebahnt war. Seit Jahrhunderten durfte Preußen stolz sein auf eine fast ununterbrochene Reihe von Fürsten, welche des Landes Ehre, Größe und Wohlstand als den höchsten Leitstern ihres Strebens angesehen, seit Jahrhunderten war kein Staat in so unaufhörlicher Entwicklung vorgeschritten, nicht nur durch die Erweiterung seiner Grenzen, sondern vor Allem durch das Wachsthum der

inneren Kraft und des politischen Ansehens: — in allen Zweigen des äußeren, wie des geistigen Lebens waren die Keime eines heilbringenden Fortschrittes sorgsam gepflegt und die glücklichsten Erfolge erzielt worden. Seit den Jahren vorübergehender nationaler Prüfung zumal war ein frisches, fruchtbringendes Leben in alle Theile der Verwaltung gekommen, — alle Verbesserungen für die Gesamtheit oder für die Lage einzelner Stände, welche in anderen Ländern nur im Gefolge gewaltfamer Umwälzungen eingetreten waren, hatten bei uns durch die allmäligen folgerichtigen Schritte einer gewissenhaften Staatsweisheit festen Boden gewonnen, — in vieler Beziehung wurden unsere Staatseinrichtungen in fremden Ländern als Muster betrachtet. Wenn endlich bis vor Kurzem in einer wichtigen Beziehung, nämlich in Betreff der eigenen Betheiligung des Landes an den öffentlichen Angelegenheiten, die Wünsche vieler noch nicht erfüllt gewesen waren, so hatte doch die Einrichtung des vereinigten Landtages auch hierin die allmälige Befriedigung bereits angebahnt. Wie konnte man glauben, daß bei solchen Zuständen ein gewaltfamer Umschwung der Dinge versucht werden könnte! Es schien, als müßte das preußische Volk aus Achtung vor sich selbst und im Bewußtsein seiner ruhmvollen Vergangenheit, sowie aus dankbarer Ergebenheit gegen sein Königshaus fest stehen, wenn Alles rings umher wankte, sich stolz um den Thron schaaeren, wenn ringsum die Throne erschütterte wurden.

Manche von denjenigen, welche in jenen Tagen die Bewegung schüren halfen, mögen in der That dieselbe Zuversicht gehegt haben, daß in Preußen hierdurch eine größere Umwälzung nicht herbeigeführt werden könne. Diese übertriebene Zuversicht auf die Festigkeit der öffentlichen Zustände täuschte auch die Regierung: sie ließ es geschehen, daß leidenschaftliche Volksredner, welche nach den französischen Ereignissen in großer Anzahl und mit unerhörter Kühnheit auftraten, überall die leichtgläubige Volksmasse verführten.

In ganz Deutschland war die revolutionäre Partei bereits am Werke, in den meisten Staaten hatte sie die Herrschaft schon an sich gerissen, aber sie fühlte sehr wohl, daß sie einen bleibenden Sieg nicht erringen könnte, so lange sie nicht auch in Preußen herrschte, weil Preußen in politischer und in geistiger Beziehung im größten Theile von Deutschland einen maßgebenden Einfluß ausübt. So war denn ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Gewalt der preußischen Regierung zu brechen, um dann ungehindert in ganz Deutschland ihr zerstörendes Treiben fortsetzen zu können. Berlin wurde zu einem Hauptschauplatz ihrer aufregenden Thätigkeit gemacht. Tag für Tag wurden dort von geschickten Demagogen feurige Reden an Tausende von Zuhörern aus den unteren Volksklassen gehalten. Um die Mitte des Monats März war die Aufregung bereits so weit gediehen, daß es in den Straßen der Hauptstadt zu einzelnen blutigen Conflicten kam. Gleichzeitig entsandten die großen Provinzialstädte Deputationen nach Berlin, welche dem Könige die sogenannten „Forderungen des Volkes“ vortrugen.

Friedrich Wilhelm IV. war zwar von vorn herein nicht abgeneigt, in Verfolg seiner früheren Pläne gewisse Erweiterungen der von ihm bereits gewährten Freiheiten zu bewilligen, aber er mochte sich diese Zugeständnisse nicht gleichsam abtrotzen lassen; deshalb zögerte er mit deren Bewilligung, bis er am 18. März ein Patent erließ, in welchem den wesentlichsten

Wünscher. Befriedigung verheißen und zugleich eine gründliche Umgestaltung der deutschen Bundeseinrichtungen in Aussicht gestellt war.

Als diese wichtige königliche Verheißung bekannt wurde, überließ sich der größte Theil des Volkes aufrichtiger Freude und der tröstlichen Hoffnung, daß nun die Wogen der öffentlichen Aufregung beruhigt werden würden. Soldat' friedlicher Ausgang aber entsprach den Wünschen der Führer der revolutionären Partei nicht, und sie hatten bereits ihren Plan gemacht, um neue Erbitterung zu erzeugen.

**Der März-Aufstand.** Die Bevölkerung Berlins war auf die Nachricht von des Königs neuen Bewilligungen zahlreich auf den Platz vor dem königlichen Schlosse geeilt, um sich der Wahrheit der erfreulichen Kunde zu versichern. Der König verkündete von dem Balcone des Schlosses herab noch einmal seinen wichtigen Entschluß: freudiger Jubel der befriedigten Bevölkerung begleitete ihn, als er sich wieder zurückzog. Während dessen hatte sich aber an dem einen Portale des Schlosses viel verdächtiges Volk versammelt, welches einen Conflict mit dem dort aufgestellten Militäre herbeizuführen suchte. Zwei Schüsse, von denen niemals ermittelt worden, von wo sie ausgingen, gaben das Signal zu blutigen Scenen der Empörung, durch welche die Hauptstadt besleckt wurde. Durch die Vorspiegelung angeblichen Verrathes und eines vorgeblich von den Soldaten unter den friedlichen Bürgern angerichteten Blutbades wurde die Bevölkerung Berlins getäuscht und theilweise zu einer gewaltsamen Erhebung verführt. Vergeblich wurden vom Schlosse aus Botschaften in die einzelnen Stadttheile gesandt, um die traurige Wendung der Dinge aus einem Mißverständnisse zu erklären: die revolutionären Führer des Volkes ließen daselbe nicht mehr zur Besinnung kommen, sondern trieben es durch glühende Reden in immer größere Erbitterung hinein. Es entbrannte ein fürchterlicher Straßenkampf, dessen Heftigkeit von Stunde zu Stunde stieg. Als jedoch nach der blutigen Nacht der Morgen des 19. März hereinbrach, waren die Truppen des Königs überall Sieger.

**Weitere Bewilligungen.** Der König, inmitten seiner Familie im Schlosse verweilend, hatte mit dem größten Widerstreben den Befehl zur blutigen Unterdrückung des Aufstandes gegeben und mit tiefem Schmerze die Fortdauer des traurigen Kampfes empfunden: seinem landesväterlichen Herzen war es unerträglich, die Gewalt der Waffen gegen die eigenen Unterthanen anwenden zu müssen. Am frühen Morgen erließ er eine herzliche Aufforderung an die Berliner, die Waffen niederzulegen und seinen väterlichen Gesinnungen zu vertrauen, doch wurde diese Ansprache von den Volksführern nur mit frevelndem Hohne aufgenommen. Inzwischen erschienen zahlreiche Bürger auf dem Schlosse, um in den König zu dringen, daß er das Militär zurückziehe; sie glaubten sich alsdann mit ihrem Einflusse für die Wiederherstellung der Ruhe verbürgen zu können. Friedrich Wilhelm, dessen Vertrauen zu seinem Volke noch nicht verschwunden war, gab diesen Vorstellungen Gehör, ertheilte den Befehl zur Zurückziehung der Truppen und genehmigte zur Sicherung der Personen und des Eigenthumes die Bildung einer Bürgerwehr. Zugleich wurde die Entlassung der früheren Minister und die Bildung eines neuen liberalen Ministeriums verkündigt.

In der wachsenden Verwirrung aber geschah es, daß die Truppen, statt

blos in die Kasernen zurückzugehen, in Folge irrthümlicher Anordnungen, über deren Urheber man nicht ins Klare gekommen ist, ganz aus der Stadt entfernt wurden. So konnte denn in Berlin sehr bald eine zügellose Volksherrschaft die Oberhand gewinnen, unter deren Einfluß alle wohlmeinenden Absichten der Regierung und alle Bestrebungen der gemäßigten Bürger vereitelt wurden. Durch das Drängen zahlreicher Deputationen sah sich der König bewogen, am 22. März die Berufung einer constituirenden Nationalversammlung zu verheißeln, welche eine neue Verfassung für den preussischen Staat berathen sollte; eine nochmalige Sitzung des vereinigten Landtages im April 1848 diente nur dazu, der Nationalversammlung die Wege zu bahnen. Es wurde der Beschluß gefaßt, dieselbe durch unbeschränkte Urwahlen zu bilden, an welchen alle Preußen ohne Unterschied des Standes, der Einsicht und der Bildung gleichen Antheil haben sollten.

**Aufstand in Posen.** Ehe jedoch die Nationalversammlung zusammentrat, wurde die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung noch nach anderen Seiten in Anspruch genommen. In Posen war in Folge der allgemeinen politischen Aufregung eine Empörung der polnischen Bevölkerung ausgebrochen. Schon im Jahre 1846 war dort eine Verschwörung entdeckt worden, welche zugleich auch in Krakau und Galizien zum Ausbruche kommen sollte; man hatte dieselbe damals im Keime unterdrückt, jetzt aber hoffte die polnische Bevölkerung des Großherzogthums bei der eingetretenen Erschütterung der Regierung leicht erreichen zu können, was zuvor mißlungen war. Die Fahne der Empörung wurde überall aufgezflanzt, die preussischen Wappen abgerissen, die Behörden verjagt und blutige Excesse gegen die deutsche Bevölkerung begangen. Nachdem von Seiten der preussischen Regierung die Mittel friedlicher, versöhnlicher Einwirkung vergeblich angewandt waren, erhielten bedeutende Truppenmassen den Befehl, in Posen einzurücken, und nach einigen mörderischen Gefechten wurde der Aufstand von den braven Truppen unterdrückt. Der Hauptanführer Mieroslawski entfloh, um sich anderweitig an den europäischen Revolutionskämpfen zu betheiligen.

**Das deutsche Parlament.** Inzwischen hatte der König vergeblich den Versuch gemacht, die Entwicklung der deutschen Verhältnisse in seine Hand zu nehmen. Wie er von jeher eine persönliche warme Begeisterung für die Sache der deutschen Einigung gehabt, so wollte er jetzt zur Rettung Deutschlands sich an die Spitze des Gesamtvaterlandes stellen; aber die revolutionären Volksführer in Süddeutschland wollten von einem Deutschland mit einem kräftigen preussischen Könige an der Spitze Nichts wissen, schon waren ihre Hoffnungen viel weiter vorgeschritten und auf die Gründung einer deutschen Republik gerichtet. Die Häupter der sogenannten Volkspartei aus allen Gegenden waren in Frankfurt am Main zusammengelommen, hatten dort ein sogenanntes Vorparlament gehalten und beschlossen, daß eine allgemeine Nationalversammlung berufen werden sollte, um eine neue Reichsverfassung nach demokratischen Grundsätzen einzuführen. Diese deutsche Nationalversammlung kam in der That am 18. Mai 1848 in Frankfurt zusammen; sie zählte unter ihren Mitgliedern zwar viele der bedeutendsten Männer Deutschlands, aber zugleich eine große Anzahl der wildesten Demagogen. Anfangs gelang es der gemäßigten Partei, unter dem angesehenen und kräftigen

Heinrich von Gagern manche wichtige Beschlüsse zur Förderung der äußeren Ordnung in den deutschen Ländern durchzusetzen und einen fürstlichen Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich zu ernennen. Bei den Beratungen der Versammlung trat aber immer mehr ein tiefer Zwiespalt der Ansichten und eine gänzliche Zersplitterung der Parteien hervor, und die Zeit wurde mit endlosen Meinungskämpfen fruchtlos hingebraucht. Immer leidenschaftlicher und gewaltsamer wurden die Auftritte, bis am 18. September die demokratische Volksmasse in Frankfurt sich geradezu in Aufruhr gegen die Gemäßigteren in der Versammlung erhob, wobei die beiden preussischen Volksvertreter, Fürst Lichnowsky und General von Auerswald, durch schändlichen Meuchelmord einen gräßlichen Tod fanden. Diese scheußlichen Vorgänge wurden jedoch für viele Besserdenkende in ganz Deutschland ein warnendes Denkzeichen zu endlicher Ermannung und kräftiger Gegenwehr: von dem Tode Auerswald's und Lichnowsky's begann fast überall eine entschiedenerere Gegenwirkung gegen das demokratische Treiben, welches dort in seiner nackten Gemeinheit schreckend hervorgetreten war. Bald ermannte sich vorzüglich auch Preußen wieder, wo inzwischen die heimische Nationalversammlung gleichfalls einen traurigen Verlauf genommen hatte.

**Die preussische Nationalversammlung.** Bei den Urwahlen, durch welche die preussische Nationalversammlung gebildet wurde, hatten die demokratischen Wähler kein Mittel unversucht gelassen, keine blendende Vorpiegelung und Verheißung gespart, um die unerfahrenen Volksmassen für sich zu gewinnen; den Arbeitern und Handwerkern hatten sie allerlei Hirngespinnste von besseren „socialen“ Zuständen, den Bauern die Befreiung von mancherlei Abgaben an die Gutsherren zugesagt, wenn nur erst die demokratischen Ansichten zur Herrschaft gelangten. So war es ihnen gelungen, in großer Zahl als Volksvertreter gewählt zu werden. Der revolutionäre Sinn der auf solche Weise entstandenen Versammlung bekundete sich von vorn herein in der ausdrücklichen „Anerkennung der Revolution,“ sowie in der Verwerfung aller von der Regierung zur Wiederherstellung der Ordnung beabsichtigten Maßregeln. Unter den Augen der Versammlung durfte die Pöbelherrschaft in Berlin ungehindert überhand nehmen; am 14. Juni fand sogar ein frevelhafter Einbruch der Volkshaufen in das Zeughaus statt, wobei Verbrecherhände sich nicht nur an den Waffen, sondern auch an den vaterländischen Siegeserinnerungen vergriffen. Die Abgeordneten der Nationalversammlung selbst, insoweit sie nicht ganz den Neigungen des Pöbels willfahrten, sahen sich öffentlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Die demokratische Mehrheit der Vertreter aber ging in ihren Beratungen immer entschiedener darauf aus, alle Grundpfeiler der Ordnung und des monarchischen Regiments in Preußen zu erschüttern.

**Die Wiederaufrichtung der königlichen Macht (November 1848).** Der König, mehr und mehr überzeugt, daß die weiteren Beratungen der Versammlung unter solchen Umständen nur zum Verderben des Landes reichen könnten, beschloß endlich, dem unseligen Treiben durch kräftiges Einschreiten ein Ziel zu setzen, und sah sich nach Männern um, welche Muth und Thatkraft besäßen, diese Absicht durchzuführen. Seine Wahl fiel auf den dem

königlichen Hause nahe stehenden General Grafen von Brandenburg, im Kriege schon als wackerer Offizier, seitdem immerdar als tüchtiger, ehrenfester Mann bewährt, zuletzt commandirender General in Schlesien, und auf den Freiherrn Otto von Manteuffel bis dahin Director im Ministerium des Inneren. Jener trat als Ministerpräsident an die Spitze der neuen Verwaltung, während neben ihm Freiherr von Manteuffel als Minister des Inneren sich die Befestigung der öffentlichen Zustände durch energischen Widerstand gegen die demokratische Unterwühlung des Staates zur besonderen Aufgabe stellte. Gleich entschlossene Collegen fanden sie an dem Cultusminister von Ladenberg, sowie an dem Kriegsminister von Strotha, zu denen bald der Handelsminister von der Heydt hinzutrat.

„Das Ministerium der rettenden That,“ wie es später benannt wurde, trat am 9. November ins Amt und begann sofort damit, daß es die Sitzungen der Nationalversammlung, um die Berathungen derselben dem Einflusse des Berliner Straßenpöbels zu entziehen, von Berlin nach Brandenburg verlegte. Die Versammlung bestritt der Regierung das Recht zu diesem Schritte und verlangte vom Könige die Entlassung des Ministeriums. Die Minister, wie der König selbst, blieben jedoch bei dem einmal gefaßten Beschlusse. Als nun die demokratischen Mitglieder der Versammlung den Versuch machten, der Regierung zum Troste ihre Sitzungen in Berlin zu halten, und die Berliner Bevölkerung zum Theil für sie Partei ergriff, erhielt der General von Wrangel den Befehl, mit der um Berlin versammelten Truppenmacht einzurücken, um die bedrohte Ruhe zu sichern. Die unbefugten Sitzungen der Abgeordneten wurden mit Waffengewalt aufgehoben; zuletzt faßten dieselben jedoch noch den hochverrätherischen Beschluß der Steuerverweigerung. Schon war aber in besseren Theile des Volkes ein Bewußtsein darüber erwacht, wohin das gesetz- und zuchtlose Treiben dieser Nationalversammlung führen müßte; in der Steuerverweigerung erkannte man vollends den Versuch zu einer Auflösung der ganzen staatlichen Ordnung. Als nun das Volk sich zugleich überzeugte, daß es dies Mal der Regierung selbst mit dem Widerstande Ernst sei, da fand sich überall die Kraft und Entschlossenheit wieder, dem schmachvollen Zustande endlich ein Ziel zu setzen: mit Freuden scharten sich alle Wohl denkenden von Neuem um die Regierung und erklärten sich öffentlich zur Unterstützung der Krone und des muthvollen Ministeriums bereit. Dieses konnte aus dem Verhalten des Volkes klar erkennen, daß die Zeit zu kräftigem Handeln gegen die Umsturzpartei gekommen sei.

Da sich die Abgeordneten zur Zeit der Wiedereröffnung der Sitzungen in Brandenburg nicht zahlreich genug einfanden, so schritt der König zur **Auflösung der Nationalversammlung**, zugleich aber machte er eine aus eigener Machtvollkommenheit gegebene (**octroyirte**) **Verfassung** (vom 5. December 1848) bekannt. Dieselbe war nach den freisinnigsten Grundsätzen verfaßt, doch sprach der König zugleich das Vertrauen und die Zuversicht aus, daß die neu zu berufenden Kammern Alles in der Verfassung mildern würden, was dem Ansehen und der Kraft des Königthums ungebührliche Schranken auferlege. Die weise Mäßigung dieses Verfahrens der Regierung

machte im Lande den günstigsten Eindruck, und überall fingen die Hoffnungen der redlichen Bürger sich neu zu beleben an.

**Ablehnung der deutschen Kaiserwürde (1849).** Die angebahnte bessere Zeit sollte jedoch erst noch durch manche neue Anstrengung erkämpft werden. Die Volksvertretung, welche auf Grund der octroyirten Verfassung in zwei Kammern gebildet wurde, bestand zum Theil wiederum aus revolutionär gesinnten Mitgliedern, welche nicht geneigt waren, die vom Könige gehegte Hoffnung auf eine heilsame Revision der Verfassung zu erfüllen. Der weitere Verlauf der deutschen Angelegenheiten aber führte vollends einen Bruch der Regierung mit der Versammlung herbei.

Die Kämpfe über die deutsche Verfassung waren im Frankfurter Parla-  
mente immer heftiger und verwirrter geworden: endlich nach langwierigen Verhandlungen hatte man eine Reichsverfassung festgestellt, welche einen so demokratischen Charakter an sich trug, daß damit eine kräftige, geordnete Regierung allen Besonnenen unmöglich erschien. Zuletzt wurde jedoch (mit einer Mehrheit von nur vier Stimmen) die Einsetzung eines erblichen Reichsoberhauptes mit dem Titel Kaiser der Deutschen und die Uebertragung der Kaiserwürde auf den König von Preußen beschlossen. Bei der Annahme dieser Würde aber sollte sich der König auch zur unveränderlichen Annahme und Beobachtung jener demokratischen Verfassung verpflichten. Viele auch der getreuesten Diener des Fürsten waren der Ansicht, daß er vor Allem den ihm angetragenen bedeutamen Beruf zum Heile Preußens und Deutschlands ergreifen müsse und daß sich dann wohl Mittel und Wege finden lassen würden, die demokratischen Fesseln der Verfassung abzustreifen. Der König aber erblickte in dem Antrage der Frankfurter Versammlung eine Frucht der revolutionären Entwicklung der deutschen Verhältnisse, er hielt es überdies seiner königlichen Ehre und Würde zuwider, eine Verfassung anzunehmen und zu beschwören mit dem heimlichen Entschlusse, dieselbe dann wieder umzustürzen, endlich erkannte er es auch als Pflicht gegen die übrigen deutschen Fürsten, nicht ohne gemeinsame Verständigung mit denselben zu handeln. Aus diesen Gründen beschloß er die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde (April 1849).

Dieser Schritt, welcher das ganze bisherige Wirken der Frankfurter Versammlung vereitelte, wurde von der revolutionären Partei benutzt, um in ganz Deutschland von Neuem eine heftige Aufregung zu erzeugen. Auch die preussische Zweite Kammer hielt sich für berufen, ihrer Mißbilligung über des Königs Entschluß Ausdruck zu geben; ihre Verhandlungen arteten darüber zu einer solchen Gereiztheit und Bitterkeit aus, daß sich die Regierung wiederum zu einem entscheidenden Schritte, zur Auflösung der Zweiten Kammer (27. April 1849) genöthigt sah. Um die Wiederkehr einer so revolutionär gesinnten Versammlung zu verhüten, wurde nunmehr auch die Aenderung des Wahlgesetzes beschlossen.

**Aufstände in Sachsen, in der Pfalz und in Baden (1849).** Der Verlauf der deutschen Nationalversammlung war inzwischen nach der preussischen Ablehnung der Kaiserkrone immer gewaltsamer und verhängnißvoller geworden. Die revolutionäre Partei beschloß, die Reichsverfassung jedenfalls zur Geltung zu bringen, wäre es auch durch offene Auflehnung gegen die

widerstrebenden Fürsten. Noch einmal wurden die Volksmassen in ganz Deutschland durch alle Mittel verführerischer Aufreizung bearbeitet, und in mehreren Staaten kam es zum offenen Aufstande, am gefährlichsten in Sachsen und Baden.

Friedrich Wilhelm aber hatte bald nach der Ablehnung der Kaiserwürde erklärt, daß er denjenigen Fürsten, welche in Folge dieses Schrittes von Empörung bedrängt würden, zur Unterdrückung derselben gern beistehen wolle. Als nun zuerst in Dresden wilde Aufruhr entbrannte, ließ der König von Preußen auf den Hülfseruf der sächsischen Regierung sofort zwei Bataillone preussischer Garden in Sachsen einrücken. Dieselben hatten in Dresden drei heiße Tage durchzumachen, da sich die Rebellen in den Straßen und Häusern fest verbarrikadirt hatten und aus solch' sicherem Hinterhalte den erbittertsten, mörderischen Kampf gegen die Truppen führten. Nur mit der größten Mühseligkeit konnten die Preußen von Haus zu Haus mittelst Durchbruches der Mauern vorbringen; als endlich am 9. Mai die Hauptbarrikaden durch die Truppen erstürmt waren, ergriffen die Insurgenten auf ein von den Führern gegebenes Zeichen sämmtlich die Flucht. So wie mit Hilfe der Preußen die Ruhe gänzlich wiederhergestellt war, verließen dieselben sofort das gerettete Nachbarland, welches den Dank für die erwiesene Wohlthat leider sehr bald vergaß.

Auch in Preußen selbst war es der Demokratie hier und da gelungen, das Volk zum Aufruhr zu verleiten: in mehreren Städten am Rheine, in Westphalen und in Schlesien, vorzüglich in Elberfeld und in Breslau, kam es zu blutigem Barrikadenkampfe. Doch überall gelang es den Truppen bald, die Empörung zu unterdrücken.

Am heftigsten aber entbrannte der Aufruhr in Baden und in der bayerischen Rheinpfalz. Republikanische Sendlinge errichteten in Kaiserslautern in der Pfalz eine provisorische Regierung, in kurzem sammelten sich dort eine große Anzahl geübter Barrikadenkämpfer, polnische und französische Flüchtlinge und raubsüchtiger Pöbel aus allen Gegenden, und rissen die ganze Pfalz mit sich fort. Selbst zwei bayerische Regimente in Landau ließen sich zum schmachvollen Abfalle von der Fahne ihres Fürsten verführen. In Baden gelang es den Demokraten vollends, alle Gewalt an sich zu reißen. Vorzüglich hatte sich ihr Streben auf die Verführung des Militärs gerichtet. In der That gelang es ihnen, in Rastadt (am 11. Mai 1849) eine Soldatempörung herbeizuführen, welche ihnen diese wichtige Bundesfestung in die Hände spielte. Bald wurde die Hauptstadt Karlsruhe gleichfalls vom Aufstande ergriffen, der Großherzog und sein Ministerium mußten fliehen, die radicalen Sieger aber richteten unter Struve und Brentano eine provisorische Regierung ein. Das Militär machte durchweg mit den Aufständischen gemeinsame Sache, die Offiziere wurden zum Theil ermordet, zum Theil entflohen sie. Aus allen Theilen Deutschlands, aus der Schweiz und aus Frankreich strömten die wildesten Demokraten, politische Flüchtlinge, Abenteurer und Freibeuter herbei, um an den weiteren Fortschritten und Erfolgen der badischen Revolution Theil zu nehmen, und von da aus, wie sie hofften, Deutschland weiter zu revolutioniren; an die Spitze der Aufständischen wurde

der Pole Mięrosłowski berufen, der schon in Posen, sowie bei mehreren anderen Revolutionen die militärische Leitung übernommen hatte.

Die deutschen Regierungen fühlten, daß es dort gelte, kräftig einzuschreiten, wenn nicht der gefährliche Schaden schnell weiter fressen sollte. Der Großherzog von Baden hatte sich nach Frankfurt begeben, die Hülfe der Reichsgewalt zu erbitten; da er aber hier kräftige Unterstützung nicht finden konnte, so wandte er sich gleich darauf an den König von Preußen, den soeben auch Baiern um Hülfe für die Pfalz gebeten hatte. Unverweilt ließ Friedrich Wilhelm Truppen nach dem Süden marschiren, an deren Spitze der ritterliche Prinz von Preußen trat, begleitet von seinem jungen, muthigen Neffen Prinz Friedrich Karl. Die Preußen rückten zuerst in die Pfalz ein; schnell gelang es ihnen, dort den Aufruhr zu dämpfen. Die Aufständischen ergriffen überall die Flucht und eilten vor ihnen her nach Baden, um sich da mit der Hauptmasse der Demokraten zu verbinden.

Sowie in der Pfalz die Ruhe wiederhergestellt war, führte der Prinz von Preußen seine Truppen über den Rhein zur Unterdrückung des badenschen Aufstandes. Bei Waghäusel kam es zu einem entscheidenden Gefechte mit den Insurgenten, welche jedoch dem kräftigen Vorgehen der braven Preußen keinen erheblichen Widerstand zu leisten vermochten. Nachdem ihre Hauptmasse hier besiegt war, liefen die zuchtlosen Haufen bei dem Erscheinen der Preußen überall in wilder Flucht auseinander, die Bauern gingen nach Hause, die fremden Freischärler flüchteten nach der Schweiz. Bald war das ganze Land bis zum Bodensee in den Händen der Preußen. Die großherzogliche Regierung wurde wieder hergestellt; da jedoch die badensche Armee öblich aufgelöst war, so blieb furerst eine bedeutende preussische Truppenmacht in dem Lande zurück. Die Anstifter des blutigen Aufstandes, durch welchen unzählige Familien in Thränen gestürzt waren, hatten sich größtentheils durch Flucht nach der Schweiz, nach England oder Amerika gerettet.

**Erwerbung der Hohenzollernschen Lande (1850).** Eine Folge der revolutionären Bewegungen in Süddeutschland war die Vereinigung der alten hohenzollernschen Erblande in Schwaben mit dem preussischen Staatsgebiete. Die schwäbischen Grafen von Zollern waren seit der Trennung von der Burggräflich-Nürnbergischen Linie nicht so rasch wie diese zu höherer Ehre und Macht aufgestiegen; aber auch unter ihnen zeichneten sich einige tüchtige Männer im Dienste des deutschen Reiches vortheilhaft aus, was die Kaiser durch mannichfache Gnadenbezeugungen anerkannten. Kaiser Maximilian I. verlieh dem Grafen Eitel Friedrich IV. (1488—1512) die Reichserzkämmererwürde; dessen Enkel Graf Karl I. stand bei Kaiser Karl V. in noch größerem Ansehen und erhielt von demselben einen beträchtlichen Zuwachs an Land und Leuten durch die Grafschaft Sigmaringen. Karl's Söhne Eitel Friedrich VI. und Karl II. theilten die Güter des Hauses und wurden die Gründer der beiden Linien Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. Die Grafen beider Linien wurden im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in den Reichsfürstenstand erhoben; nach manchen Besitzveränderungen traten dieselben 1815 dem deutschen Bunde bei. In Hechingen regierte seit 1838 Fürst Friedrich Wilhelm Hermann, in Sigmaringen seit 1848 Fürst Karl Anton. Bereits unter dem großen

Kurfürsten hatte, wie oben erwähnt worden, das brandenburgisch = hohenzollernsche Fürstenhaus seine alte Stammverbindung mit den schwäbischen Hohenzollern wieder aufgefrischt: Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte zu dem Zwecke mit Genehmigung des Kaisers den Titel als Reichsgraf von Hohenzollern wieder angenommen. Bald darauf wurde von seinem Nachfolger ein förmlicher Erbvertrag zwischen den fränkisch = brandenburgischen und den schwäbischen Zöllern geschlossen, welcher den brandenburgischen Fürsten für den Fall des Erlöschens des schwäbischen Hauses die Erbfolge in Hechingen und Sigmaringen, im umgekehrten Falle dagegen den schwäbischen Grafen das Erbanrecht auf die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth sicherte (1695). Der Kurfürst von Brandenburg wurde seitdem stets als das Haupt der gesammten hohenzollernschen Familie anerkannt. Jener Vertrag ist seitdem öfter erneuert worden. Als nun der Sturm der revolutionären Ereignisse von 1848 und 1849 auch die Fürstenthümer Hohenzollern berührte, faßten die beiden Fürsten den Entschluß, ihre Länder alsbald dem Könige von Preußen abzutreten. Sie kamen hierin dem lebhaften Wunsche König Friedrich Wilhelm's IV. entgegen, dem daran lag, die Länder, in welchen gleichsam die Wiege seines Geschlechts gestanden hatte, mit Preußen zu vereinigen und dadurch zugleich in Süddeutschland Fuß zu fassen. Durch einen Staatsvertrag vom 7. December 1849 erfolgte die Abtretung der hohenzollernschen Lande an Preußen: den Fürsten von Hohenzollern wurde dagegen der volle Betrag ihrer bisherigen Einkünfte, so wie die Rechte und Würden nachgeborener Prinzen des königlichen Hauses von Preußen eingeräumt. Durch Patent vom 12. März 1850 nahm Preußen Besitz von seinen neuen Landen, am 5. und 8. April 1850 erfolgte die feierliche Uebergabe derselben: sie wurden als „Hohenzollernsche Lande“ dem Staatsgebiete einverleibt. Der König nahm später selbst die Huldigung seiner neuen Unterthanen entgegen und legte den Grundstein zur Zollernburg, deren Wiederaufbau er befohlen hatte. Auf Anlaß der Erwerbung der alten hohenzollernschen Stammlande wurde der königliche Hausorden von Hohenzollern zur Belohnung besonderer Treue gegen das Königshaus und ausgezeichneten Dienste für Belegung patriotischer Gesinnung gestiftet und das Recht zu dessen Verleihung (in etwas veränderter Gestalt) auch den Fürsten von Hohenzollern eingeräumt. Das preussische Staatsgebiet erfuhr durch die neu erworbenen Lande einen Zuwachs von 21 Quadratmeilen.

**Die preussische Union.** Als der König Friedrich Wilhelm die ihm angetragene Kaiserwürde ablehnte, äußerte er: „daß er ohne das freie Einverständnis der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne; an diesen sei es, zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten.“ So hatte sich der König zugleich verbindlich gemacht, das Werk der Einigung Deutschlands seinerseits wieder aufzunehmen; von jeher war ja die Idee eines deutschen Bundesstaates einer seiner theuersten Pläne gewesen, und während noch der Aufruhr wegen der vereitelten Frankfurter Verfassung tobte, wurde in Berlin bereits ein neuer Entwurf vorbereitet, durch den der König seine gegen Deutschland übernommene Verpflichtung zu erfüllen beabsichtigte.

Am 26. Mai (1849) wurde zwischen Preußen, Hannover und Sachsen ein Bund (Drei-Königs-Bund) geschlossen, in Folge dessen an sämtliche deutsche Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, die Aufforderung erging, sich einer Bundesverfassung unter Preußens erblicher Oberhoheit anzuschließen. Mit großer Freude begrüßte ein Theil Deutschlands diesen bedeutsamen Schritt; die Mehrzahl der kleineren Staaten schloß sich dem Bündnisse an. Die Regierungen von Baiern und Württemberg dagegen lehnten nicht nur den Beitritt ab, sondern setzten sofort in Gemeinschaft mit Oesterreich alle Mittel in Bewegung, um auch Hannover und Sachsen wieder wankend zu machen. In der That gelang es, die Höfe von Dresden und Hannover trotz der eingegangenen Verpflichtungen von dem Drei-Königs-Bund wieder abzuziehen.

Die preußische Regierung hielt nichtsdestoweniger an ihrem Unternehmen fest: sie war entschlossen, dasselbe fürerst selbst mit wenigen Staaten durchzuführen, in der Zuversicht, daß die Macht des Einheitsstrebens und vielleicht der Drang neuer unerwarteter Umstände allmählig auch die übrigen wieder heranziehen würde. Man legte dem Bündnisse vorläufig den Namen „deutsche Union“ bei und hielt im März 1850 das erste Parlament dieser Union in Erfurt, wo die ursprünglich entworfene Verfassung angenommen, sodann aber mit Rücksicht auf den Abfall Sachsens und Hanovers in mehreren Punkten verändert wurde. Nach dem Schlusse des Parlaments traten die Fürsten der Union in Berlin zu einem Fürstencongresse (9. Mai) zusammen, und es wurde hierauf zur einstweiligen Regierung ein provisorisches Fürstencollegium eingesetzt. Aber schon bei jenem Congresse waren von Seiten mehrerer Staaten die größten Bedenklichkeiten gegen die wirkliche Ausführbarkeit der Unionsverfassung an den Tag getreten: das rechte Vertrauen zu der Lebensfähigkeit des Werkes war erschüttert und eben hierdurch vollends der Keim des Todes in dasselbe gebracht.

Die österreichische Regierung, welche inzwischen seit der völligen Ueberwindung des Aufstandes der Ungarn bald wieder ihre ganze Kraft gesammelt hatte, wandte dieselbe nun mit allem Eifer den deutschen Angelegenheiten zu. Ihr Streben ging zunächst auf Wiederherstellung des alten Bundestages unter österreichischem Voritze: sie erließ eine Aufforderung an alle deutschen Staaten zur „Wiedereröffnung der Frankfurter Bundesversammlung,“ als einzigem Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland. Ein Theil der Fürsten, die Könige von Baiern, Württemberg, Sachsen und Hannover, der Kurfürst von Hessen u. A. schickten sofort ihre Gesandten wieder nach Frankfurt; die meisten übrigen blieben mit Preußen geeinigt und verweigerten die Theilnahme an dem nach ihrer Ansicht nicht mehr zu Recht bestehenden Bundestage, — bald aber wurden einzelne derselben schwankend, selbst Baden, Darmstadt und andere drohten, von der Union abzufallen. Unterdeß wurde die Spannung zwischen dem Süden und dem Norden immer größer, bis in Folge neuer Streitfragen über Hessen und Holstein der innere Widerspruch beinahe zur offenen Feindseligkeit ausbrach.

**Die kurhessische und die holstein'sche Angelegenheit.** Der Minister Hasenpflug in Kurhessen war durch eine eigenmächtige Abänderung der

Verfassung in Streit mit dem hessischen Landtage gerathen, und wandte sich an den Bundestag, um dort Hilfe gegen die Auflehnung des Landes zu finden. Sofort rückten auf Befehl des Bundestages bairische Truppen in Hessen zur Vollstreckung der Regierungsvorschriften ein. Preußen dagegen, welches das Recht des wiederhergestellten Bundestages nicht anerkannte, bestritt demselben auch die Befugniß zu solchem Einschreiten, und ließ auch seinerseits Truppen nach Hessen marschiren. So standen sich denn im Herbst 1850 die beiden deutschen Staatengruppen bereits in Waffen gegenüber, doch wurde von beiden Seiten ein Zusammenstoß fürerst noch sorgfältig vermieden.

Nicht minder gefahrdrohend wurde indeß die Stellung beider Theile in Holstein. Gleich nach den Märzereignissen des Jahres 1848 war Preußen in den Kampf verwickelt worden, welchen die Herzogthümer Holstein und Schleswig, die sich durch die dänische Regierung in ihren altbegründeten Rechten beeinträchtigt fanden, gegen dieselbe begonnen hatten. Da sich in ganz Deutschland eine große Theilnahme für das deutsche Bundesland Holstein geltend machte, so hatte Friedrich Wilhelm zum Schutze der Herzogthümer eine Armee unter dem braven General von Wrangel hingesandt, welcher die Dänen bei Schleswig aufs Haupt schlug und die ganze dänische Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Jütland besetzte. Leider konnten jedoch diese Siege nicht weiter verfolgt werden, weil Preußen keine Kriegsflotte zu Gebote stand, um Dänemark im Mittelpunkte seiner Inselmacht anzugreifen. Im September 1848 war deshalb ein Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen worden. Nach dessen Ablauf im März 1849 aber begann der Kampf von Neuem und zwar mit den erfreulichsten Erfolgen für die deutschen Waffen. Sogar zur See wurden dies Mal einige Vortheile errungen, indem das große dänische Linienschiff „Christian VIII.“ bei Eckernförde durch Strandbatterien in den Grund geschossen und bald darauf die schöne Fregatte „Gefion“ zur Uebergabe genöthigt wurde. Der preußische General von Bonin führte seinerseits die holsteinsche Armee bei Rolding zum Siege. Inzwischen aber war bei der preußischen Regierung der Eifer für die Fortsetzung des Krieges erkaltet, theils weil England und Rußland sich Dänemarks annehmen zu wollen schienen, theils wegen der Beeinträchtigung des preußischen Ostseehandels durch die dänische Seemacht, theils endlich, weil sich in Preußen selbst Stimmen vernehmen ließen, welche die fortdauernde Unterstützung der Herzogthümer gegen die dänische Regierung als eine Begünstigung der Revolution ansahen. Aus diesen Gründen wurde der Weg der Unterhandlungen von Neuem betreten und zunächst ein neuer Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark geschlossen, welchem im Juli 1850 ein wirklicher Friede folgte. Die Herzogthümer dagegen setzten den Krieg auf eigene Hand, wiewohl ohne Glück fort. Unterdeß hatten aber die übrigen Großmächte England, Frankreich, Rußland und Oesterreich, in einer Conferenz zu London den Beschluß gefaßt, die Holsteiner zur Unterwerfung unter die dänische Landesregierung aufzufordern und nöthigen Falls dazu zu zwingen. Oesterreich hielt es für eine Sache des wiederhergestellten deutschen Bundestages, die Vermittelung zu übernehmen, Preußen dagegen wollte auch hier die Berechtigung des Bundestages nicht anerkennen. Die Entscheidung aber konnte nicht aufgeschoben werden, wenn man nicht eine Einmischung der fremden Mächte in

dem deutschen Holstein zulassen wollte. So rückte also auch auf dieser Seite der thatsächliche Zusammenstoß immer näher.

**Die Gefahr eines deutschen Krieges; Convention von Olmütz.**  
In Preußen, in Oesterreich, wie in ganz Deutschland war die Stimmung aufs Höchste gereizt. Der Minister Fürst Schwarzenberg in Oesterreich schien entschlossen, die Sache bis aufs Aeußerste zu treiben, um so mehr, als er sich der Zustimmung der Großmächte versichert hielt. Schon ließ man in Böhmen bedeutende Truppenmassen zusammenziehen. Auch in Preußen drängte die öffentliche Meinung zu kriegerischen Rüstungen, überall gab sich eine feurige Begeisterung kund, und der Krieg schien fast unvermeidlich. Der Ministerpräsident Graf von Brandenburg begab sich jedoch zum Zweck einer etwa noch möglichen Verständigung nach Warschau, wo sich der Kaiser von Rußland befand und wo der Fürst Schwarzenberg gleichfalls eintraf. Es wurden noch einmal Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich eingeleitet; inzwischen sollte den Rüstungen auch in Oesterreich Einhalt gethan werden. Hierauf gestützt und um die neuen Verhandlungen nicht zu stören, widersetzte sich der Graf von Brandenburg nach seiner Rückkehr nach Berlin in Gemeinschaft mit dem Minister von Manteuffel der vom Minister von Radowiz beantragten sofortigen Mobilmachung der preussischen Armee, worauf Radowiz zurücktrat (3. November). An seiner Stelle übernahm der Minister von Manteuffel nunmehr die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Graf von Brandenburg aber, der schon von der sorgenvollen Reise nach Warschau tief ergriffen und leidend zurückgekommen war, und den die schweren und bedeutsamen Entscheidungen im Rathe des Königs vollends erschüttert hatten, wurde am folgenden Tage von einer ernstern Krankheit befallen. Schon am 6. November wurde er seinem Könige und dem Vaterlande entrissen, die er in schweren Tagen durch seine opferfreudige Hingebung vom Rande des Verderbens gerettet hatte und in deren Dienst er nun seinen tief betrauertem Tod fand. Der Dank Preußens folgte ihm ins Grab.

Wiewohl das preussische Cabinet nochmals den Weg der Unterhandlungen betreten hatte, so sah es sich doch schon in wenigen Tagen zu einer ernstern kriegerischen Maßregel veranlaßt. Aus Böhmen ging die Nachricht ein, daß ungeachtet der in Warschau getroffenen Verabredung die österreichischen Kriegsrüstungen fortbauerten; da beschloß auch Preußens Regierung die Mobilmachung der Armee. Des Königs Ruf fand auch dies Mal in allen preussischen Herzen begeisterten Widerhall, von allen Seiten eilten die Reserven und die Landwehr zu den Fahnen, und durch das ganze Vaterland ging wiederum die erhebende Opferfreudigkeit, die sich einst so erfolgreich bewährt hatte. Und doch mischte sich in die patriotische Begeisterung ein düsteres Gefühl; denn nicht gegen den fremden Feind wurde gewaffnet, sondern gegen deutsche Stammgenossen. Als erste bittere Frucht der deutschen Einheitsbestrebungen sollte deutscher Bürger- und Bruderkrieg entbrennen.

Die preussische Regierung befand sich in der peinlichsten Lage. Zwar machte sich in einem großen Theile Deutschlands die Volksstimmung mit Kraft und Entschiedenheit für Preußens Sache geltend, aber es war nicht zu

verkennen, daß in der allgemeinen Gährung auch die demokratische Partei sich wieder zu kühnen Hoffnungen erhob, und daß in Süddeutschland zumal die Revolution gegen die mit Oesterreich verbündeten Fürsten eifrig vorbereitet wurde. Während Preußen von allen Großmächten verlassen war, hätte es sich in Deutschland bei dem Ausbruche des Kampfes nothgedrungen mit der Demokratie in einen Bund einlassen müssen, und schon hoffte die demokratische Partei, daß der in Deutschland entziehende Brand den revolutionären Stoff, der ringsum in Ungarn, in Italien, in der Schweiz, in Frankreich aufgehäuft war, neu entzünden würde. Solche Betrachtungen waren es, die den König Friedrich Wilhelm und seinen Minister von Manteuffel immer wieder bedenklich machten, die Verantwortung für den verhängnißvollen Krieg zu übernehmen, und noch einmal wollte daher der Minister einen Versuch zur friedlichen Beilegung des Streites machen. Er begab sich am Ende November nach Olmütz zu einer Conferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg; dort kam in der That eine Convention zu Stande, nach welcher zur Regelung der deutschen Verhältnisse gemeinschaftliche Conferenzen in Dresden gehalten werden, zur Herstellung der Ordnung in Hessen und des Friedenszustandes in Holstein aber Oesterreich und Preußen zusammenwirken sollten.

Die Dresdener Conferenzen freilich, welche schon am 23. December 1850 eröffnet wurden, führten zu keiner ersprießlichen Einigung, weshalb Preußen sich entschloß, auch seinerseits den Bundestag wieder zu beschicken, und die Erfüllung besserer Hoffnungen für Deutschlands einheitliche Wiedergeburt künftigen günstigeren Tagen vorzubehalten (April 1851).

**Die Verfassung vom 31. Januar 1850.** Die inneren Angelegenheiten nahmen vom Jahre 1849 ab zunächst einen friedlichen Verlauf. In Folge der Auflösung der zweiten Kammer im April 1849 hatte die Regierung ein verändertes Wahlgesetz (vom 30. Mai 1849) erlassen. In demselben war zwar das im vorhergehenden Jahre bewilligte allgemeine Stimmrecht aufrecht erhalten; um jedoch den gebildeteren und wohlhabenderen Klassen, welche an der geordneten Entwicklung des Staatswesens ein größeres Interesse haben, wieder einen höheren Einfluß bei den Wahlen zu sichern, waren die Wähler je nach den Steuern, die sie zu zahlen haben, in drei Klassen getheilt, während bis dahin alle Wähler gemeinschaftlich wählten, wobei natürlich die große Masse den Ausschlag gegeben hatte. Aus den neuen Wahlen ging, wie man gehofft hatte, eine Kammer hervor, in welcher wieder ein Geist größerer Besonnenheit und das Bestreben vorwaltete, die neuen Staatseinrichtungen wieder mehr mit den alten Grundlagen des preussischen Staatswesens in Einklang zu bringen. Im August 1849 traten beide Kammern wieder in Berathung und ließen sich alsbald die Revision der Verfassung (vom 5. December 1848) angelegen sein: das gemeinschaftliche Bestreben der Regierung und der Landesvertretung war besonders darauf gerichtet, neben der festen Begründung der öffentlichen Freiheiten und der Mitwirkung der Volksvertretung bei der Gesetzgebung und den wichtigsten Landesangelegenheiten, andererseits dem Landesherrn die gebührende Macht und das volle Gewicht zu sichern, welches den Fürsten in Preußen nach der ganzen Entwicklung unserer Geschichte und nach den eigenthümlichen Verhält-

nissen des Staates ohne Gefährdung des öffentlichen Wohles nicht geschmä-  
lert werden darf.

So kam denn in Folge jener Revisionsarbeiten die **Verfassungs-  
Urkunde vom 31. Januar 1850** zu Stande.

Die Verfassung handelt im Titel I vom Staatsgebiete, — II von den  
Rechten der Preußen, — III vom Könige, — IV von den Ministern, —  
V von den Kammern, — VI von der richterlichen Gewalt, — VII von den  
nicht zum Richterstande gehörigen Beamten, — VIII von den Finanzen, —  
IX von den Gemeinden, Kreis-, Bezirks- und Provinzial-Verbänden, — dann  
folgen noch allgemeine und Uebergangsbestimmungen.

Wir stellen die wesentlichsten Bestimmungen der Verfassung kurz zu-  
sammen:

In dem Abschnitte „von den Rechten der Preußen“ wird zu-  
nächst die Gleichheit vor dem bürgerlichen Gesetze verbürgt.  
Artikel 4: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte  
finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von  
den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zu-  
gänglich.“

„Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereini-  
gung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffent-  
lichen Religionsübung ist gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und  
staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse.  
Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung  
der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen.“ (Art. 12.)

Der christliche Charakter des preussischen Staates. Ar-  
tikel 14: „Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen, welche  
mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Ar-  
tikel 12 gewährleisteten Religionsfreiheit zum Grunde gelegt.“

Die Selbstständigkeit der Kirche. Art. 15: „Die evangelische  
und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft  
ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitze  
und Genuße der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke  
bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds.“

Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Für-  
sorge des Staates für die allgemeine Volksbildung. Artikel  
20: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ — Art. 21: „Für die Bil-  
dung der Jugend soll durch öffentliche Schulen genügend gesorgt werden.  
Ältern und deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder und Pflegebefohlenen  
nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentliche Volksschule vor-  
geschrieben ist.“ Art. 24: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen  
sind die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. Den reli-  
giösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesell-  
schaften.“

Die Pressfreiheit. Art. 27: „Jeder Preuße hat das Recht, durch  
Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.  
Die Censur darf nicht eingeführt werden, jede andere Beschränkung der Press-  
freiheit nur im Wege der Gesetzgebung.“

Das Vereinsrecht. Art. 29: „Alle Preußen sind berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln.“ Art. 30: „Alle Preußen haben das Recht, sich zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, in Gesellschaften zu vereinigen.“

Das Petitionsrecht steht allen Preußen zu. (Art. 32.)

Vom Könige. Die Person des Königs wird (Art. 43) für unverleßlich erklärt, die Verantwortlichkeit für alle Regierungshandlungen dem Lande gegenüber den Ministern zugewiesen. Art. 44: „Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsacte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.“

Die vollziehende (Executiv-) Gewalt steht allein dem Könige zu. Die einzelnen Theile derselben sind in Art. 45—52 aufgeführt: Ernennung und Berufung der Minister, Verkündigung der Gesetze und der Verordnungen zu deren Ausführung, — der Oberbefehl über das Heer, — die Besetzung der Stellen im Heere und in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, — das Recht, Krieg zu erklären, Frieden und andere Verträge mit fremden Regierungen zu schließen, — das Recht der Begnadigung und Strafmilderung, — die Verleihung von Orden und Auszeichnungen, — das Münzrecht, — die Berufung und Schließung der Landesvertretung.

„Der König wird nach Vollendung des achtzehnten Lebensjahres volljährig. Er leistet in Gegenwart der vereinigten Kammern das eidliche Gelöbniß, die Verfassung des Königreiches treu und unverbrüchlich zu halten, und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren.“ (Art. 54.)

Von der Landesvertretung (den Kammern).

„Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und zwei Kammern ausgeübt. Die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Finanzgesetz-Entwürfe und Staatshaushalts-Stats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im Ganzen angenommen oder verworfen.“ (Art. 62.) „Nur in dem Falle, wenn die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staats-Ministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen (octroyirt) werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritte zur Genehmigung sofort vorzulegen.“ (Art. 63.) „Dem Könige, sowie jeder Kammer steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen.“ (Art. 64.)

Die erste Kammer, deren Zusammensetzung in Art. 65—68 bestimmt war, hat später, wie noch zu erwähnen sein wird, als Herrenhaus eine veränderte Einrichtung erhalten.

Die zweite Kammer, jetzt Haus der Abgeordneten genannt, besteht aus (350, seit der Erwerbung der Hohenzollernschen Lande) 352 Mitgliedern.

Wahl der Abgeordneten und Wahlrecht. Art. 69—75: „Jeder

Preuße, welcher das 25. Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler. — Auf jede Vollzahl von 250 Seelen der Bevölkerung ist ein Wahlmann zu wählen. — Die Urwähler werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden directen Staatssteuern in drei Abtheilungen getheilt. Jede Abtheilung wählt besonders und zwar ein Dritteltheil der zu wählenden Wahlmänner. — Die Abgeordneten werden durch die Wahlmänner gewählt. Zum Abgeordneten ist jeder Preuße wählbar, der das 30. Lebensjahr vollendet, den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte nicht verloren und bereits drei Jahre dem preußischen Staatsverbande angehört hat.“

Verufung und Befugnisse der Landesvertretung. Artikel 76: „Die Kammern werden durch den König regelmäßig in jedem Jahre in dem Zeitraume von Anfang November bis zum nächsten 15. Januar und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, berufen.“ In Betreff der Befugnisse der Kammern außer ihrer erwähnten Mitwirkung bei der Gesetzgebung bestimmen Art. 81 und 82: „Jede Kammer hat für sich das Recht, Adressen an den König zu richten. Jede Kammer kann die an sie gerichteten Schriften an die Minister überweisen und von denselben Auskunft über eingehende Beschwerten verlangen. — Eine jede Kammer hat die Befugniß, behufs ihrer Information Commissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen.“

Von der richterlichen Gewalt. Art. 86. Dieselbe „wird im Namen des Königs durch unabhängige, keiner anderen Autorität als der des Gesetzes unterworfenen Gerichte ausgeübt. — Die Richter werden vom Könige oder in dessen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt. Sie können nur durch Richterspruch aus Gründen, welche die Gesetze vorgesehn haben, ihres Amtes entsetzt oder zeitweise enthoben werden.“

Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Art. 93: „Die Verhandlungen vor dem erkennenden Gerichte in Civil- und Strassachen sollen öffentlich sein.“

Schwurgerichte. Art. 94: „Bei den mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen erfolgt die Entscheidung über die Schuld des Angeklagten durch Geschworene.“

Die Finanzverwaltung. Art. 99: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalts-Etat (das Budget) gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt. Zu Etatsüberschreitungen ist die nachträgliche Genehmigung der Kammern erforderlich. Die Aufnahme von Anleihen für die Staatskasse findet nur auf Grund eines Gesetzes statt.“

Verfassungsänderungen. Art. 107: „Die Verfassung kann auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden, wobei in jeder Kammer die gewöhnliche absolute Stimmenmehrheit bei zwei Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens 21 Tagen liegen muß, genügt.“

Der Eid auf die Verfassung. Art. 108: „Die Mitglieder der beiden Kammern und alle Staatsbeamten leisten dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsams und beschwören die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung. Eine Vereidigung des Heeres auf die Verfassung findet nicht statt.“

**Die Beschwörung der revidirten Verfassung** seitens des Königs und der damaligen Kammern fand am 6. Februar 1850 in feierlicher Sitzung im königlichen Schlosse statt. Der König hielt dabei eine denkwürdige Anrede an die Landesvertretung.

„Das Werk,“ sagte er, „dem Ich heute Meine Bestätigung ausdrücken will, ist entstanden in einem Jahre, welches die Treue werdender Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergebens wünschen wird, aus unserer Geschichte hinauszuringen. — Es war das Werk des Augenblickes und es trug den breiten Stempel seines Ursprunges. Sie haben die bessernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen und Mir durch Ihre treffliche Arbeit ein Pfand gegeben, daß Sie die begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, und daß es unserem vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen wird, es den Lebensbedingungen Preußens immer entsprechender zu machen. Ich darf dies Werk bestätigen, weil Ich es in Hoffnung kann. — Und so erklär' Ich, Gott ist des Zeuge, daß Mein Gelöbniß auf die Verfassung treu, wahrhaftig und ohne Rückhalt ist. Allein Leben und Segen der Verfassung, das fühlen Ihre und alle edlen Herzen im Lande, hängen von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab. Alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Unterthanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königthum und diesen Thron, der auf den Siegen unserer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhafter Erfüllung des Huldigungseides. — Seine Lebensbedingung ist die, daß Mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde; denn in Preußen muß der König regieren, und ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will Ich auch regieren. — Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war Meine Lösung seit zehn Jahren, das ist sie heute und soll es bleiben, so lange ich athme.“

Der König wiederholte hierauf die Gelöbnisse der ersten Huldigung, sodann das Gelöbniß „mit seinem Hause dem Herrn zu dienen“ und nach dem feierlichen Eide, die Verfassung des Landes fest und unverbrüchlich zu halten, schloß er: „Und nun befehle ich das bestätigte Gesetz in die Hände des Allmächtigen Gottes, dessen Walten in der Geschichte Preußens handgreiflich zu erkennen ist, auf daß er aus diesem Menschenwerke ein Werkzeug des Heiles machen wolle für unser theueres Vaterland, nämlich der Geltendmachung Seiner heiligen Rechte und Ordnungen! Also sei es!“

**Wiederherstellung der Stände und Gründung des Herrenhauses.** Die Erwartung des Königs, daß die Landesvertretung auch weiterhin die Hand dazu bieten würde, die neue Verfassung mehr und mehr den Lebensbedingungen Preußens entsprechend zu machen, wurde bald in mehrfacher Beziehung erfüllt. Es ist früher erwähnt, welchen Werth Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz, sodann als König auf die Belebung und Ausbildung der alten ständischen Einrichtungen gelegt hatte; jetzt richtete sich sein Streben darauf, diese älteren preußischen Institutionen soviel als möglich auch in die neue Staatsverfassung als Glieder einzufügen. In dieser Richtung war besonders der Minister von Westphalen, welcher seit December 1850 das Ministerium des Inneren leitete, sehr thätig. Als es sich heraus-

stellte, daß die in Aussicht genommene neue Organisation der Kreis- und Provinzialvertretung auf große Schwierigkeiten stieß, wurden von der Regierung zunächst die alten Kreis- und Provinzialstände, wie sie seit 1823 bis ins Jahr 1848 bestanden hatten, aufs Neue berufen, um die Angelegenheiten der Kreise und Provinzen zu berathen. Die rechtliche Gültigkeit dieser Wiederherstellung der Stände wurde zuerst vielfach bestritten, die beiden Kammern aber erkannten nachträglich die Kreis- und Provinzialstände, vorbehaltlich einer anderweitigen gesetzlichen Einrichtung derselben, als rechtsbeständig an.

Dieser Wiederherstellung der alten ständischen Versammlungen, in denen vornehmlich der Grundbesitz vertreten ist, entsprach es dann weiter, daß auch die allgemeine Landesvertretung durch die Neubildung der ersten Kammer eine wichtige Veränderung erfuhr. Die beiden Kammern überließen es im Jahre 1853 dem Könige, eine Verordnung über die Zusammensetzung der ersten Kammer theils aus erblichen, theils auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern zu erlassen.

Demgemäß erfolgte durch königliche Verordnung vom 12. October 1854 die Gründung des Herrenhauses. Dasselbe besteht I. aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses (insoweit sie vom Landesherrn dazu berufen werden), II. aus Mitgliedern mit erblicher Berechtigung, III. aus Mitgliedern, welche auf Lebenszeit berufen sind. — Zu den erblichen Mitgliedern gehören 1) die Häupter der fürstlichen Familien von Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen; 2) die vormalig reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen (Herzog von Arenberg, Fürst zu Salm-Salm, Fürst zu Solms-Braunfels, Herzog von Croÿ, Fürst zu Solms-Hohen-Solms-Lich, Fürst zu Salm-Horstmar, Fürst zu Thurn und Taxis, Fürst von Bentheim-Tecklenburg, Fürst zu Bentheim-Steinfurth, die Grafen zu Stolberg-Kosla, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Wenigerode, Fürst zu Fürstenberg, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Fürst zu Wied); 3) die übrigen nach dem Patent vom 3. Februar 1847 zur Herren-Kurie des Vereinigten Landtages berufen gewesenen Fürsten, Grafen und Herren, — sowie Personen, welchen das erbliche Recht vom Könige neu verliehen ist. — Die auf Lebenszeit berufenen Mitglieder gehören folgenden Kategorien an: 1) Personen, welche dem Könige zur Berufung präsentirt werden, nämlich a) von den zur vormaligen Herren-Kurie berechtigten Stiftern (den Domkapiteln zu Brandenburg, Merseburg und Naumburg), — b) von den für jede Provinz zu bildenden Grafenverbänden (aller mit Rittergütern angefallenen Grafen), — c) von den Familienverbänden der durch großen Grundbesitz ausgezeichneten Geschlechter (Königsmarck, Gröben, Alvensleben, Schwerin, Schulenburg, von der Osten, Wedell, Brocke, Bredow, Arnim, Kleist u. a.), — d) von Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes in den verschiedenen Landestheilen, — e) von jeder der Landes-Universitäten, — f) von großen Städten; — 2) ferner werden auf Lebenszeit berufen die Inhaber der vier großen preussischen Landesämter (der Landhofmeister, der Oberburggraf, der Obermarschall und der Kanzler des Königreiches Preußen), — 3) einzelne Personen aus besonderem Ver-

trauen des Königs, unter diesen die sogenannten Kron-Syndici, eine Anzahl ausgezeichnete Rechtsgelehrter, welchen der König fortan wichtige Rechtsfragen zur Begutachtung vorlegen wollte.

Das Herrenhaus trat in dieser neuen Gestalt im November 1854 zum ersten Male zusammen. Dadurch, daß in dasselbe die vornehmsten Glieder des Landesadels aufgenommen sind, haben seitdem auch die höheren Schichten der Gesellschaft ein lebhafteres Interesse an der Entwicklung und Fortbildung des Verfassungslebens gewonnen, während andererseits im Herrenhause eine neue Gewähr zu finden ist, daß bei dieser Fortentwicklung die besonnene Rücksichtnahme auf die altbewährten Grundlagen preussischen Wesens nicht fehlen wird.

In Folge der Errichtung des Herrenhauses an Stelle der vormaligen ersten Kammer wurde sodann für die zweite Kammer die Benennung als Haus der Abgeordneten gesetzlich festgestellt, — beide Häuser zusammen heißen seitdem der Landtag der Monarchie.

**Verzichtleistung auf Neuenburg.** Die Könige von Preußen waren, wie früher erwähnt, seit 1707 Herren des Fürstenthumes Neuenburg (Neuchâtel und Valengin). Das kleine Ländchen war niemals ein Theil des preussischen Staates geworden, sondern nur durch den gemeinsamen Landesherrn mit Preußen verbunden. Seit 1815 war es mit Zustimmung Friedrich Wilhelm's III. als Canton dem Schweizerbunde beigetreten, jedoch mit Beibehaltung seines besonderen fürstlichen Landesregimentes. Als aber im Jahre 1848 die allgemeine revolutionäre Bewegung auch die Verhältnisse in der Schweiz bedeutend umgestaltete und alle Cantone mehr als bis dahin dem einheitlichen Regimente der Bundesgewalt unterworfen wurden, wußte die revolutionäre Partei auch in Neuenburg die Herrschaft der preussischen Fürsten zu beseitigen und die republikanischen Einrichtungen der übrigen Schweiz auch dort einzuführen. Die rechtmäßigen Landesfürsten konnten unter den damaligen schwierigen Verhältnissen und bei der großen Entfernung des Ländchens von Preußens Grenzen nichts dazu thun, um ihre vielen treuen Anhänger in Neuenburg in dem Widerstande gegen die Schweizer Republikaner zu schützen; sie ließen das Unvermeidliche damals geschehen und beschränkten sich darauf, vor den europäischen Mächten Verwahrung gegen das Geschehene einzulegen und die Geltendmachung ihres Rechtes, welches die Großmächte ausdrücklich anerkannten, für die Zukunft vorzubehalten. Noch hatte es der preussischen Krone nicht an der Zeit geschienen, diesem Vorbehalte Folge zu geben, als unerwarteter Weise ihre Anhänger in Neuenburg selbst die Sache zur Entscheidung trieben. Eine Anzahl treu ergebener Royalisten, den alten Grafen von Pourtales an der Spitze, machten plötzlich (im September 1856) den Versuch, das fürstliche Regiment in Neuenburg wieder herzustellen. Sie bemächtigten sich durch Ueberrumpelung der Stadt und des Schlosses Neuenburg und pflanzten das hohenzollernsche Banner daselbst auf. Aber ihre Zahl war zu gering, um dem unverzüglich erfolgenden Andringen der republikanischen Schaaren aus den Nachbarcantonen zu widerstehen, Stadt und Schloß wurden ihnen wieder entzogen, sie selbst größtentheils zu Gefangenen gemacht. Die Schweizer Behörden ließen sich an, sie als Hochverräther zu verurtheilen. Die preussische Regierung aber durfte und wollte es nicht dulden, daß die

Königlich-gefinnten, welche sich, wenn auch mit Uebereilung, doch mit edler, ehrenhafter Treue, für die bis dahin niemals aufgegebenen Rechte ihrer Fürsten erhoben hatten, als Empörer behandelt würden. Indem sie beschloß, zu ihrem Schutze einzutreten, sah sie zugleich den Zeitpunkt gekommen, wo die Neuenburger Angelegenheit überhaupt zum Austrage gebracht werden mußte. Während die europäischen Mächte, um einen Conflict zu vermeiden, hierzu ihre Vermittelung anboten, erklärte Preußen, daß es sich auf Verhandlungen irgend einer Art nicht einlassen könne, bevor nicht die gefangenen Neuenburger Royalisten auf freien Fuß gesetzt und auf diese Weise das gute Recht der fürstlichen Sache, für welche sie sich erhoben, gewissermaßen anerkannt sei. Zugleich drohte die preussische Regierung mit kriegerischen Maßregeln, wenn dieser Forderung bis zu einem bestimmten Zeitpunkte (15. Januar 1857) nicht genügt sei, und ließ Alles vorbereiten, um nöthigenfalls einen Theil der Armee in Bewegung zu setzen. Obwohl die demokratische Partei in der Schweiz eifrig bemüht war, die dortige Regierung an jeder Nachgiebigkeit zu hindern, so trug bei dieser doch die ruhige Ueberlegung und namentlich die dringende Friedensmahnung von Seiten des Kaisers Napoleon von Frankreich den Sieg davon, — und als der Krieg fast schon unvermeidlich schien, gab die Schweiz schließlich die Gefangenen frei. Nunmehr glaubte König Friedrich Wilhelm sich auf Unterhandlungen über die künftige Regelung der dortigen Verhältnisse einlassen zu können, zu welchem Zwecke, unter Betheiligung der Großmächte, Conferenzen in Paris eröffnet wurden. Dieselben führten zu dem Resultate, daß Friedrich Wilhelm, unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse der Schweiz, bei welchen nur noch ein gänzlichliches Ausscheiden Neuenburgs aus dem Verbande der Schweizer Cantone oder ein Aufgeben der fürstlichen Herrschaft möglich war, auf seine ererbten Rechte verzichtete. Dabei trug er jedoch Sorge, daß die vielfachen kirchlichen milden Stiftungen in dem bisherigen Fürstenthume ihrem Zwecke erhalten, wie auch, daß für Alle, welche bei den Septemberereignissen betheiligt waren, eine vollständige Amnestie bewilligt wurde. Eine in Antrag gebrachte Geldentschädigung wies der König zurück. Der Vertrag, durch welchen das preussische Fürstenhaus auf die Herrschaft in Neuenburg verzichtete, wurde am 26. Mai 1857 zu Paris geschlossen. Durch eine Proclamation vom 19. Juni entließ Friedrich Wilhelm die Neuenburger ihrer Unterthanenpflichten, indem er aussprach, daß der abnorme Zustand, in welchem das Land sich seit neun Jahren befunden, mit dem Wohle desselben nicht verträglich sei, und daß er aus Rücksicht auf dieses Wohl und zugleich um des europäischen Friedens willen seine persönlichen Neigungen zurückgedrängt habe.

Die Wohlthaten des Friedens, welche König Friedrich Wilhelm IV. seinem Volke mit ernstem, gewissenhaftem Streben zu erhalten suchte, wurden im Allgemeinen um so freudiger erkannt, als während seiner Regierungszeit, ungeachtet der vielfachen politischen Wirren, ein sehr erfreulicher Aufschwung der Gewerthätigkeit stattgefunden hatte. Alle die raschen Fortschritte, welche die Industrie in fremden Ländern gemacht hat, sind in Preußen sehr bald benutzt und gleichzeitig auch selbstständige Verbesserungen in den verschiedensten Zweigen gewerblicher Thätigkeit erzielt worden. Die Regierung war unablässig bemüht, durch Aufmunterung, Antrieb und Unterstützung

diesen Aufschwung zu fördern. An der Spitze des deutschen Zollvereins hatte Preußen schon in der großen Industrie-Ausstellung in Berlin (im Jahre 1845) eine rühmliche Probe der allseitigen Entwicklung nationaler Kräfte abgelegt; nicht minder erfreulich waren die Erfolge der preussischen Industrie auf den Weltausstellungen in London und Paris (1852 und 1857). Der Zutritt Hannovers zum deutschen Zollverein eröffnete dem preussischen und zollvereinsländischen Handel neue Wege und erhöhte die Hoffnung auf eine spätere vollständige Einigung der deutschen Staaten für ihre Handelsangelegenheiten. Auch kam ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch zu Stande.

**Errichtung einer preussischen Marine.** Mit dem Aufschwunge des preussischen Handels, sowie mit den Anforderungen der allgemeinen Stellung Preußens in den Welthändeln hängt es zusammen, daß Friedrich Wilhelm IV. der Gründung einer preussischen Kriegsflotte besondere Fürsorge widmete. Während des Krieges mit Dänemark hatten Preußen und ganz Deutschland erfahren müssen, wie selbst einem so kleinen Seestaate gegenüber die rühmlichsten Erfolge deutscher Landtruppen ohne die Unterstützung einer Seemacht zu keinem dauernden Siege führen konnten: während die preussischen Truppen siegreich bis an das Ende des dänischen Festlandes vorgezogen waren, hatten die Dänen den preussischen Handel auf die schwerste und empfindlichste Weise bedrängt. Ein kurzer Aufschwung deutscher Begeisterung hatte damals die Gründung einer deutschen Flotte unternommen, aber dieser Versuch war unter den daauf folgenden deutschen Parteiwirren gescheitert. Dagegen ließ es der König Friedrich Wilhelm fortan sein Bestreben sein, die Wehrkraft Preußens auch in dieser Richtung zu entwickeln. Die Errichtung der preussischen Marine wurde im Kriegsministerium seit 1848 lebhaft in Angriff genommen und war bis 1853 so weit vorgeschritten, daß die Oberleitung auf eine besondere Centralbehörde, die Admiralität übertragen wurde. Prinz Adalbert von Preußen wurde als Admiral zum Oberbefehlshaber ernannt. Es wurden größere Marine-Etablissements in Danzig, Stettin und Stralsund, eine Schiffswerfte in Danzig errichtet und die preussische Seeflotte in Kurzem auf eine Anzahl von 6 Dampfschiffen und eben so viel größeren Segelschiffen mit etwa 50 Kanonenschaluppen gebracht. Ein Seecadetten-Corps zur Heranbildung der Marineoffiziere wurde in Berlin errichtet.

Um der neugegründeten preussischen Marine auch einen festen Stützpunkt in der Nordsee zu sichern, erwarb die Regierung durch einen Staatsvertrag mit Oldenburg (vom 20. Juli 1853) das Hafengebiet am Fademüsen. Oldenburg trat dieses an der westlichen Seite des Fademüses bei Heppens gelegene Gebiet ( $\frac{1}{2}$  Quadratmeile) an Preußen zur Unterhaltung einer Kriegsflotte und zur Herstellung eines Kriegshafens ab, wogegen Preußen neben einer Zahlung von 500,000 Thalern den Schutz der Küsten und der Schiffe Oldenburgs übernahm. Die Arbeiten zur Errichtung eines Kriegshafens im Fademüsen wurden alsbald begonnen.

**Volkshildung; Wissenschaft und Kunst.** Ebenso wie Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. sich in Bezug auf äußeren Wohlstand glücklich entwickelte, behauptete es auch in geistiger Beziehung seine alte rühm-

liche Stellung unter den Völkern. Der König, selbst ein Fürst von der umfassendsten geistigen Bildung und von dem lebhaftesten Interesse für Wissenschaft und Kunst, wußte Preußens hohen Beruf zur allseitigen Förderung des deutschen Geisteslebens in vollem Maße zu würdigen und zu erfüllen. Ein Beschützer und geistiger Theilnehmer aller größeren wissenschaftlichen Unternehmungen, ein Freund selbstständiger und freier Entfaltung der Wissenschaft, — hat Friedrich Wilhelm für den weiteren Aufschwung der Hochschulen und aller gelehrten Forschung in Preußen Wichtiges gethan.

Die Kunst, seinem Sinne und Streben in hohem Grade werth, verdankt seiner Anregung und Unterstützung die lebendigste Entwicklung. Mit allen Zweigen der bildenden Künste als Kenner innig vertraut, hat der König in dem Verlaufe seiner Regierung Kunstschöpfungen zur Ausführung bringen lassen, welche seiner Residenz und anderen Orten des Vaterlandes zur dauernden Zierde und ihm zum ehrenden Gedächtnisse gereichen. Besonders ist das herrliche Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin hervorzuheben. Vorzüglich aber war des Königs künstlerischer Sinn überall auf Erhaltung oder Wiederherstellung ehrwürdiger historischer Monumente gerichtet; beredte Zeugen solchen Strebens sind die alte preussische Herrenburg zu Marienburg und der Kölner Dom.

Die Entwicklung des Schulwesens, von jeher Preußens Ehre und Stolz, ist nach den Erschütterungen des Revolutionsjahres auf der alten gutpreussischen Grundlage ernster Gottesfurcht neu befestigt worden.

**Das kirchliche Leben.** Auf dem Gebiete der Kirche war ein kräftiges Leben erwacht.

Die evangelische Kirche, welche gemäß der jetzigen Landesverfassung „ihre inneren Angelegenheiten selbstständig verwalten“ soll, wurde demzufolge von der früheren Verbindung mit den eigentlichen Staatsbehörden gelöst, und wird unter der Autorität des Königs als höchsten Schirmherrn der evangelischen Landeskirche nicht mehr von dem geistlichen Ministerium, sondern von einem seit 1850 gegründeten „Evangelischen Ober-Kirchen-Rath“ geleitet. Durch die Einführung einer neuen kirchlichen Gemeindeordnung wurden die Gläubigen zu einer ernstern Betheiligung an den kirchlichen Angelegenheiten berufen. Neben der Thätigkeit der kirchlichen Behörden aber entwickelte sich innerhalb der evangelischen Kirche ein reges Leben durch die sogenannte innere Mission, welche die Erweckung, Belebung und Kräftigung der christlichen Elemente im Volksleben zur Hauptaufgabe hat und in der Armen- und Krankenpflege, durch Gründung von Rettungshäusern und christlichen Erziehungsanstalten aller Art, sowie durch unmittelbare Einwirkung auf die unteren Stände eine heilsame Thätigkeit ausübt.

Dieses neu erwachte kirchliche Leben, wie alle auf die sittliche Wiedergeburt des Volkes gerichtete Thätigkeit fand die wirksamste Unterstützung bei dem König Friedrich Wilhelm IV., welcher aus eigener frommer Ueberzeugung die Führung eines christlichen Regiments als seine wesentlichste Aufgabe betrachtete. Ihm zur Seite war die Königin Elisabeth als erhabene Beschützerin und rege Theilnehmerin aller Werke frommer Mildthätigkeit im Lande verehrt. Es ist von jeher der beste Ruhm hohenzollernischer Fürstinnen gewesen, durch frommen Wandel und durch thätige Erweise christlicher

Liebe ein weithin leuchtendes Beispiel zu geben: die Königin Elisabeth blieb hierin hinter keiner ihrer Vorgängerinnen zurück. Die Muster-Kranken-Anstalt Bethanien in Berlin, sowie zahlreiche mildthätige Anstalten, die auf ihre Anregung errichtet worden, zeugen von dem reichen Segen frommer Gesinnung auf Preußens Thron.

**Erkrankung des Königs; Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen (1857).** Friedrich Wilhelm IV. hatte im Laufe des heißen Sommers und Herbstes 1857 noch eine vielseitige und anstrengende Thätigkeit entwickelt, hatte bei großen Truppenübungen in der Provinz Sachsen eine Anzahl deutscher Souveräne um sich versammelt, dann nach einem Badeaufenthalt in Böhmen noch einen Besuch in Wien beim Kaiser von Oesterreich gemacht, als sich auf der Rückkehr von dort zuerst in Dresden bedenkliche Anzeichen einer drohenden Erkrankung zeigten. Nach der Heimkehr zu seinem Lieblingsaufenthalte Sanssouci verfiel er im Anfange Octobers einem schweren Leiden, welches durch mehrfache Gehirnschläge seinem Leben ein rasches Ende bringen zu sollen schien: nach einigen Wochen gewann er zwar einige Lebenskraft wieder und das Leiden nahm einen mildereren Charakter und regelmäßigen Verlauf an, aber zugleich stellte sich heraus, daß eine völlige Genesung in näherer Zeit nicht zu erwarten war.

Da es nach der Vorschrift der Aerzte erforderlich war, daß der König sich fürerst auf drei Monate von den Regierungsgeschäften zurückzöge, so forderte derselbe am 23. October 1857 durch einen vom gesammten Staatsministerium mitunterzeichneten Erlass seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, auf, seine **Stellvertretung** in der oberen Leitung der Staatsgeschäfte zunächst für diesen Zeitraum zu übernehmen. Indem der Prinz von Preußen dies am 24. October bekannt machte, fügte er hinzu: „In Beziehung auf die von des Königs Majestät Mir aufgetragene und von Mir übernommene Stellvertretung erkläre Ich hiermit, daß es Mein fester Wille ist, unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landesgesetze, nach den Mir bekannten Intentionen Seiner Majestät Meines Königlichen Bruders und Herrn so lange die Regierungsgeschäfte zu führen, als Se. Majestät dies für erforderlich erachten. . . Ich bitte Gott, daß Er Mir die Kraft und den Segen verleihen möge, diese Stellvertretung zur Zufriedenheit Sr. Majestät des Königs und zum Heile des Landes zu führen.“

Der Auftrag zur Stellvertretung wurde von drei zu drei Monaten erneuert. Im Frühjahr begab sich der König auf Anrathen der Aerzte mit seiner Gemahlin zu einem längeren Aufenthalte nach Tegernsee in Südbaiern.

**Einführung der Regentschaft (1858).** Da auch nach der Rückkehr von Tegernsee im Herbst 1858 die Gesundheit des Königs die Uebernahme der Regierungsgeschäfte nicht zuließ, die Aerzte vielmehr erklärten, daß sich der Zeitpunkt einer vollständigen Genesung auch nur annäherungsweise nicht bestimmen lasse, so hielt man den Fall für eingetreten, in welchem nach der Verfassung vom 31. Januar 1850 eine Regentschaft eingesetzt werden muß. Der bezügliche Artikel 56 der Verfassung bestimmt:

„Wenn der König minderjährig oder andauernd verhindert ist, selbst zu regieren, so übernimmt derjenige voll-

jährige Agnat, welcher der Krone am nächsten steht, die Regentschaft. Er hat sofort die Kammern zu berufen, die in vereinigter Sitzung über die Nothwendigkeit der Regentschaft beschließen.“ —

Der König selbst erließ am 7. October 1858 die Aufforderung an den Prinzen von Preußen zur Uebnahme der Regentschaft:

„Ew. Königliche Hoheit und Liebden haben Mir in dem seit Meiner Erkrankung verflossenen Jahre durch Meine Stellvertretung in den Regierungsgeschäften eine große Beruhigung gewährt, wofür Ich Ihnen auf das Innigste danke. Da Ich aber nach Gottes Rathschluß durch den Zustand Meiner Gesundheit jetzt noch verhindert bin, Mich den Regierungsgeschäften zu widmen, die Aerzte auch für den Winter Mir eine Reise nach südlicheren Gegenden verordnet haben, so ersuche Ich bei dieser Meiner immer noch fort-dauernden Verhinderung, die Regierungsgeschäfte Selbst zu führen, Ew. Königliche Hoheit und Liebden, so lange bis Ich die Pflichten Meines Königlichen Amtes wiederum Selbst werde erfüllen können, die Königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen in Meinem Namen als Regent ausüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen treffen zu wollen. Von den Angelegenheiten Meines Königlichen Hauses behalte Ich diejenigen, welche Meine Person betreffen, Meiner eigenen Verfügung vor.“

In Folge dieser Aufforderung seines königlichen Bruders und unter Berufung auf die erwähnte Bestimmung der Verfassung übernahm der Prinz von Preußen durch einen Erlaß des Staatsministeriums vom 9. October 1858 die Regentschaft und berief sogleich den Landtag der Monarchie zu einer außerordentlichen Session. Der Prinz führte seitdem den Titel: Prinz von Preußen, Regent.

Am 20. October traten die beiden Häuser des Landtages im weißen Saale des königlichen Schlosses zur Eröffnung der außerordentlichen Session zusammen.

Eine allerhöchste Botschaft von demselben Tage legte den beiden Häusern des Landtages die Gründe und die Documente in Betreff der Nothwendigkeit der Regentschaft vor und forderte sie auf, diese Nothwendigkeit auch ihrerseits der Verfassung gemäß anzuerkennen. Der Landtag sprach in vereinigter Sitzung beider Häuser am 25. October mit Einstimmigkeit die Nothwendigkeit der Regentschaft aus. Darauf fand am 26. October die feierliche Eidesleistung des Regenten auf die Verfassung im weißen Saale des Schlosses statt. Der Regent dankte den Häusern für die patriotische Einmüthigkeit ihres Beschlusses, durch welche sie einen erhebenden Beweis gegeben, was preussische Vaterlandsliebe in verhängnißvollen Augenblicken vermöge. „Sie haben,“ fuhr er fort, „durch die Einstimmigkeit Ihres Beschlusses — davon bin Ich überzeugt — das Herz unsers theuern Königs und Herrn in der Ferne erquickt. In Mir aber haben Sie die schmerzlichen Gefühle, mit welchen Ich die Regentschaft übernahm, wesentlich gemildert und die Zuversicht gestärkt, daß es Mir gelingen werde, während der Dauer Meiner Regentschaft die Ehre und das Wohl des theuern Vaterlandes zu dessen Heil und Segen zu

fördern. Das walte Gott.“ Hierauf leistete der Regent den Eid auf die Verfassung.

Somit war die Regentschaft des Prinzen von Preußen auf Grund der Aufforderung des Königs und in allen von der Verfassung vorgeschriebenen Formen eingesetzt.

### 55. Friedrich Wilhelm's IV. Lebensende.

**Des Königs letzte Leidensjahre.** König Friedrich Wilhelm IV. sollte von den schweren Leiden, mit welchen Gott ihn heimsuchte, nicht wieder genesen: über drei Jahre währte die Prüfung des frommen Königspaares.

Bald nach der Einsetzung der Regentschaft hatte der König wieder eine Reise nach südlicheren Gegenden angetreten. Das Ziel derselben war Rom. Er brachte den Winter von 1858 auf 1859 unter dem milden italienischen Himmel zu, bis die Vorboten des dort im Frühjahr 1859 ausbrechenden Krieges ihn nöthigten, über Triest und Wien der Heimath wieder zuzueilen.

Seitdem sollte der König seinen alten Lieblingsitz Sanssouci nicht mehr verlassen: unter der hingebenden Pflege und in der steten innigen Gemeinschaft der Königin Elisabeth weilte er dort, bis ihn Gott nach zwei schweren Jahren abrief.

Der Seelsorger, welcher dem Königspaaire während jener letzten Prüfungsjahre besonders nahe stand, hat von dem Seelenzustande des Königs in seiner Krankheit denkwürdige Mittheilungen gemacht, aus welchen klar hervorleuchtet, wie in jenen Tagen des Dunkels dennoch des Königs verborgenes Leben in Gott sich vor Allem deutlich und gewiß bezeugte.

Als der König nach dem ersten schweren Anfälle seiner Krankheit, so berichtet jener Zeuge, aus langem bewußtlosen Zustande erwachte, wurde sein wiederkehrendes Bewußtsein an dem Ausrufe bemerkbar: „Gott, erbarme dich meiner!“ An dieses Gebet knüpfte sich die erste Hoffnung seines weiteren Erwachens. Zunächst lag er jedoch meistens in tiefem Schlummer und nur in einzelnen Momenten trat ein Erwachen ein.

In einem dieser Momente hatte die Königin, die unausgesetzt an seinem Lager weilte, den Muth, ihm den Anfang des 116. Psalms laut vorzulesen in den Worten: „Das ist mir lieb, daß der Herr meine Stimme und mein Flehen höret. Stricke des Todes hatten mich umfassen und Angst der Hölle hatte mich betroffen, ich kam in Jammer und Noth; aber ich rief an den Namen des Herrn: o Herr, errette meine Seele!“ Der König richtete sich auf und hörte aufmerksam zu. Als sie dann fortfuhr: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes; denn du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, meinen Fuß vom Gleiten, mein Auge von den Thränen!“ — da sagte er: „Es ist genug, ich habe verstanden, ich danke dir.“ Von nun an las ihm die Königin täglich kurze Gebete aus den Psalmen vor, solche, die, wie sie wußte, der König auch früher vorzugsweise geliebt hatte.

Seine körperlichen Kräfte nahmen täglich zu: nach seiner äußeren Erscheinung war er wieder gesund; was ihm fehlte, das war der richtige Ausdruck seiner Gedanken. Er freute sich, seine alten Diener und Freunde wieder

zu sehen, und beklagte, daß er ihnen nicht ganz ausdrücken könne, was seine Seele bewege. Die Königin verstand ihn am besten und wenn er sie als Dolmetscherin seiner Gedanken zur Seite hatte, war er beruhigt und zufrieden.

Anfangs war der Glaube, die Hoffnung, das Gebet des Königs auf Genesung, auf völlige Genesung gerichtet. Sein von Gott ihm anvertrautes Amt, seine Regierung, sein Haus, sein Volk, die Ausführung so vieler großartiger Gedanken für Staat und Kirche, die seine Seele bewegt hatten, und die ihm bei fortschreitender Besserung wieder zum Bewußtsein kamen, ließen ihn voll unruhiger Sehnsucht auf Genesung hoffen. Er hielt sich daran, daß Gott Gebete erhört, daß wir einen Gott haben, der hilft und der vom Tode errettet.

Auch in der letzten, dunkelsten Zeit des schweren Leidens des Königs, wo ein Theil seiner Glieder gelähmt wurde und die Sprache mehr und mehr zu versagen schien, war sein geistiges Leben in Glauben, Hoffnung und Liebe noch unverkennbar. Wer den stillen sonntäglichen Gottesdiensten in Sanssouci beiwohnte, der wurde ergriffen von der regen Theilnahme des Königs, wie er, so lange das Wort und die freie Bewegung der Glieder ihm noch einigermaßen zu Gebote stand, jeden Theil des Gottesdienstes mit Zeichen seines Verständnisses begleitete. Bei dem Sündenbekenntnisse legte er mit tiefer Bewegung die Hand auf seine Brust, bei der Absolution sprach er sein: Amen, — bei den Perikopen und bei der kurzen Verkündigung des göttlichen Wortes unterbrach er sehr häufig den Vortrag mit den Worten: Herrlich! herrlich!

Als der Geistliche im letzten Leidensjahre einst mit dem Könige ausdrücklich darüber redete, daß die Hoffnung seiner Genesung doch wohl in einem anderen und höheren Sinne erfüllt werden möchte, da war es deutlich, daß er selbst auf irdische Genesung nicht mehr hoffte und daß der Gedanke an den Tod schon längst seine Seele bewegt hatte. Er ließ sich besonders gern zur Friedenskirche fahren und an dem Punkte der Kirche halten, wo er, wie sich später ergab, sein und der Königin Begräbniß bestimmt hatte, und wenn er auf seinem Rollstuhle die Terrasse in Sanssouci auf- und abfuhr, verweilte er am liebsten an einer verborgenen Stelle derselben, wo nur die Friedenskirche sich dem Blicke darbietet. Hier war er still, ruhig, in sich versunken, kümmerte sich um seine Begleitung nicht, während er sonst beim Umherfahren es gern hatte, wenn man mit ihm sprach und ihm erzählte.

Was von seinem inneren Leben bis zur Todesstunde am hellsten hervortrat auf dem dunkeln Grunde seines Leidens, das war seine Liebe. Wenn schon in gesunden Tagen von Feindschaft, Bitterkeit und Kälte selbst bei den größten Kränkungen nichts zu erkennen war, so konnte davon auf seinem Krankenlager nicht die Rede sein. Vor Allem gedachte er in Liebe seines Volkes. Mein Volk, ach mein Volk, rief er oft mit Inbrunst aus. Es war ihm eine Erquickung, wenn er hörte, daß sein Volk für ihn bete.

Er bewies seine Liebe oft auf die rührendste Weise gegen den engeren Kreis seiner Angehörigen. Gegen die jüngeren Glieder seines Hauses war er besonders zärtlich und herzlich. Auch seiner Dienerschaft, die ihm in wahr-

haftiger Treue ergeben war, machte seine unverkennbare Liebe den oft schweren Dienst leichter.

Das Verhältniß des Königs zur Königin, welches von jeher die allgemeinste Verehrung eingelöst hatte, zeigte sich während der Leidenszeit vollends in seiner tiefen Innigkeit. Wenn der König traurig war in seiner Krankheit, die Königin wußte ihn am gewissensten aufzuheitern. Wenn die Königin noch ferne war und Niemand ihre Nähe erkannte, hatte das Ohr des Königs sie schon erkannt und vernahm schon im dritten Zimmer das Rauschen ihres Kleides und horchte, bis sie kam. Wenn Einer ein Wort aus seinem Munde hervorlocken konnte, so war sie es. In der letzten Zeit, als die Zunge des Königs schon wie gebunden war, vor einer seiner letzten Ausfahrten hatte er mehrere Stunden theilnahmlos dageessen, und die Königin war im Begriff, vorauszufahren. Noch einmal ging sie zum Könige, um von ihm Abschied zu nehmen. „Hast Du denn kein Wort, kein Zeichen für mich?“ fragte sie ihn bewegt. Er antwortete nicht, wiewohl er eben so bewegt schien. Auf wiederholte Fragen keine Antwort. Schon will die Königin betrübt sich wegwenden. Da war es, als ob er alle seine Kräfte noch einmal zusammen nähme, die Muskeln seines Gesichtes bewegten sich, er erhob sich vom Stuhle und laut und voll und deutlich rief er: „Meine theure, heißgeliebte Frau!“ Es war fast sein letztes deutlich und voll ausgesprochenes Wort.

**Des Königs Tod (2. Januar 1861).** Drei Jahre hatte der König den Einbrüchen des mit wiederholten kleinen Schlaganfällen verbundenen Gehirnleidens widerstanden: in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen waren Gehirnreizungen eingetreten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten der zerstörenden Krankheit anzeigten und jedesmal eine neue bleibende Störung der Empfindung, Bewegung und des Gedächtnisses zurückließen.

Im Dezember 1860 trat eine noch größere Abspannung und Schwäche hervor und der König nahm auffallend weniger Antheil an der Umgebung. Am heiligen Abende des Weihnachtsfestes stellte sich Erbrechen ein, das sich in der Nacht und am folgenden Tage wiederholte; dann folgte ein schlummerfüchtiger Zustand, aus welchem der König nicht wieder erwachen sollte. Am Schwesterabende gesellten sich die Zeichen beginnender Lungenlähmung hinzu.

Am 2. Januar 1861 früh um 12 Uhr 40 Minuten entschlief Friedrich Wilhelm IV. sanft und still in völliger Bewußtlosigkeit und ohne Todeskampf, umgeben von der Königin, die seit drei Tagen von seinem Sterbebette nicht gewichen war und unter heißen Thränen den Schweiß von seinem Angesichte wischte, von den Gliedern der königlichen Familie, die den Sterbenden in Schmerz und Liebe umstanden, und von seinen weinenden Dienern. Als der Augenblick des Todes herannahte, fielen Alle auf die Kniee und beteten das Sterbelied: „Wenn ich denn nun soll scheiden.“ Als der König den letzten Athemzug that, war es, als wenn sein Angesicht sich verklärte.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte schon mehrere Jahre zuvor folgende Anordnungen im Hinblick auf seinen Tod eigenhändig niedergeschrieben:

„Wie ich bestattet sein will.“

† † †

„Wenn Gott der Herr es gibt, daß ich meine irdische Laufbahn ruhig in der Heimath endige und wenn, um was ich Ihn auf Knieen und mit Inbrunst

anslehe, die Königin meine heiß und ewig geliebte Elise mich überlebt, so soll ihr dies Blatt gleich nach meinem Ableben übergeben werden. Was sie irgend daran ändert, soll befolgt werden, als stände es hier geschrieben. Ihr Befehl soll mein Befehl sein. Doch will ich einst an ihrer Seite ruhen im selben Grabe so nahe als möglich. — Sobald mein Tod durch die Aerzte bescheinigt ist, will ich, daß man meinen Leib wasche und öffne. Mein Herz soll in ein verhältnißmäßig großes Herz aus märkischem Granite gelegt und im Eingange der Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg (folglichs zu den Füßen meiner königlichen Eltern) in den Fußboden eingemauert und von ihm bedeckt werden. Meine Ruhestätte soll die Friedenskirche sein und zwar vor den Stufen, die zum heiligen Tische führen, zwischen dem Marmorpulte und dem Anfange der Sitzplätze, zur Linken (vom Altare zur Rechten) der Mittellinie des Kirchschiffes, so daß einst die Königin zu meiner Rechten ruht. Der bezeichnete Raum in ganzer Breite von unserem Kirchstuhle bis zum gegenüber gelegenen, so wie der Streifen von da an, zwischen den Sitzplätzen der Gemeinde bis an die Säulen des Orgelchors, soll (aus meinen hinterlassenen Mitteln) einfach aber harmonirend mit dem Boden um den heiligen Tisch — in Marmor — neu gepflastert werden. Grade über meiner Ruhestätte, flach ohne Erhöhung über das Pflaster der Kirche, soll ein Oblongum in weißem Marmor (ähnlich den beiden Platten im Mausoleum zu Charlottenburg) angebracht werden, auf welchem in Metall oben das Monogramm Christi *A X Ω* — dann die Inschrift stehen soll:

Hier ruhet in Gott seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichtes, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi unseres Allerheiligsten Erlösers und Einigen Lebens: weiland — — —

Bei meiner Bestattung soll es gerade gehalten werden wie bei der des hochseligen Königs, meines unvergesslichen Vaters; und zwar im Dome zu Berlin, wenn ich in der Berliner Gegend sterbe, aber wenn ich in der Potsdamer Gegend sterbe: in der Friedenskirche unter Sanssouci. — Sobald mein Lebensende ärztlich constatirt sein wird, sollen 150 Thlr. Gold an die Armen des Domes gesendet werden, wie ich solches nach meiner jedesmaligen Theilnahme am hochheiligen Sacramente des Nachmahles pflege. Eine gleiche Summe wird sodann an die anderen Kirchen (für ihre Armen) übermacht, wo ich communicirt habe, nämlich an die Friedenskirche, an die Erdmannsdorfer Kirche, an die Stadtkirche zu Spandau, an die ev. Dorfkirche zu Fischbach und an die Armen der Kirche de Poration zu Paris.“

Die feierliche Ausstellung der sterblichen Hülle des Königs fand am 5. Januar im Schlosse Sanssouci, die Beisetzung am 7. Januar statt. Der Trauerzug bewegte sich von Sanssouci nach Potsdam. Hinter dem Reichspanier, das dem königlichen Leichenwagen folgte, schritt tief bewegt der Bruder und Nachfolger des Königs, nach ihm die übrigen Mitglieder der königlichen Familie.

In der Friedenskirche wurde der Sarg nach der Bestimmung des Königs beigesetzt.

Der Trauergottesdienst für den hochseligen Fürsten fand im ganzen Lande am 17. Februar statt; die Gedächtnißrede wurde über den Text

Matth. 10, 32 gehalten: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“

Friedrich Wilhelm IV. hatte, wie eine treffliche Charakteristik desselben sagt, von seinem Vater den Ernst, die hohenzollernsche Pflichtstrenge und das königliche Bewußtsein, von seiner Mutter den erhabenen begeisterten Aufschwung der Seele. Reinheit, Hoheit und ein Zug nach dem Idealen, das war der Stempel seiner Natur. Ein selten ausgedehntes Wissen, eine Bildung in Politik, Geschichte, Philosophie, Theologie und Kunst, mit der er auf der Höhe der Zeit stand, waren bei ihm getragen von dem Vorne der Ursprünglichkeit und Genialität. Dabei hatte er ein Herz voll Wohlwollen und Milde gegen die Menschen, einen tiefen Sinn für Gerechtigkeit, eine Duldung und Werthschätzung für abweichende Ansicht, selbst für Widersezung gegen seine Lieblingspläne, wenn sie nur aus sittlichem Grunde kam. Dazu ein fürstlicher Anstand verbunden mit Leutseligkeit und einer beschämenden Bescheidenheit, ein treffender Humor, ein reges Allem offenes Interesse, eine tiefe Freude an dem sittlich geistigen Genusse des Lebens. Das Innerste seiner Seele aber war sein Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes und Heiland der Welt, und das war in ihm, bei aller Fülle des Geistes und der Bildung, ein einfacher, kindlicher, demüthiger Glaube. Diesen Glauben hat er bewahrt und bekannt in dem Kämmerlein und auf dem Throne, in guten und in den schlimmsten Tagen, auch durch seine letzte schwere Trübsal. Dieser Glaube erhöhte und verklärte seine natürliche Innigkeit und Treue in dem Bande zur königlichen Gemahlin und zum königlichen Hause, in dem Bande zu Volk und Vaterland, — von diesem Glauben empfing er auch Ziel und Aufgabe für seinen königlichen Beruf.

Von der Höhe seines Thrones herab hat er vor seinem Volke und vor allen Völkern der Erde bezeugt: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Er hat eine Kaiserkrone ausgeschlagen, weil Recht und Gerechtigkeit ihm höher stand als Glanz und Hoheit. Er hat das Recht seiner deutschen Mitfürsten geschützt und der Undank und die Verkennung, die er darüber erfuhr, hat ihm wohl wehe gethan, aber ihn nicht erbittert. Nicht leicht ist ein Fürst durch so viel herzerreißende Erfahrungen, durch so viel niederbeugende Schickungen gegangen; aber unter allen persönlichen Schmerzen, unter allen bitteren Erfahrungen, die gerade seinem Herzen voll Liebe am wehesten thun mußten, ließ er keinen Haß, keinen Argwohn, kein Mißtrauen in sich aufkommen, keine Entfremdung, in der er sich von seinem Volke zurückgezogen hätte. Sein Volk, das von Gott ihm anvertraute Volk blieb seine Sorge, der Gegenstand seiner Gedanken und Gebete. Die Wunden, die seinem Herzen geschlagen, er hatte sie bald vergeben, und wenn er ihrer gedachte, geschah es ohne Bitterkeit. Er hatte das Leid im Glauben siegreich überwunden: gedemüthigt unter Gottes Hand, aber nicht entmüthigt, widmete er sich unausgesetzt mit ernster und freudiger Hingebung den Arbeiten seines hohen Berufs, und nach und nach wurden seine hohen Gedanken, seine edeln Absichten und Gesinnungen immer allgemeiner anerkannt, sein Glaube, seine Treue, seine Liebe in immer weiteren Kreisen verstanden und geehrt.

Sein Nachfolger König Wilhelm sagte von ihm in einem bei seiner Thronbesteigung veröffentlichten Erlaß:

„Niemand hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Der Geist, in welchem Unseres Hochseligen Vaters Majestät nach den Jahren des Unheils sein Volk wieder aufrichtete und zu den Kämpfen stählte, an welchen Mein verkürter Bruder hochherzig Theil nahm, war König Friedrich Wilhelm dem Vierten ein heiliges Erbtheil, welches Er treu zu pflegen wußte. Ueberall gewährte Er edeln Kräften Anregung und förderte deren Entfaltung. Mit freier königlicher Hand gab er dem Lande Institutionen, in deren Ausbau sich die Hoffnungen desselben erfüllen sollten. Mit treuem Eifer war Er bemüht, dem gesammten deutschen Vaterlande höhere Ehre und festere Einigung zu gewinnen. Als eine unheilvolle Bewegung der Geister alle Grundlagen des Rechts erschüttert hatte, wußte Meines in Gott ruhenden Bruders Majestät die Verwirrung zu enden, durch eine neue politische Schöpfung die unterbrochene Entwicklung herzustellen und ihrem Fortgange feste Bahnen anzuweisen.“

„Dem Könige, der so Großes zu begründen wußte, dessen unvergeßliches Wort: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen“ auch Meine Seele erfüllt, gebührt ein hervorragender Platz in der Reihe der Monarchen, welchen Preußen seine Größe verdankt, welche es zum Träger des deutschen Geistes machten.“

## Wilhelm I.

Regent 1858—1861, König seit 1861.

### 56. Bis zur Uebernahme der Regentschaft.

**Die Jugendzeit.** Wilhelm, der Nachfolger seines kinderlosen Bruders Friedrich Wilhelm IV., ist am 22. März 1797 im damaligen Kronprinzlichen Palais zu Berlin (im jetzigen Palais seines Sohnes, des Kronprinzen) geboren, der zweite Sohn Friedrich Wilhelm's III., welcher wenige Monate darauf den Thron bestieg. In der Taufe (am 3. April) erhielt er die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig, nach dem zweiten dieser Namen wurde er bis zum Jahre 1840 stets Prinz Wilhelm genannt („der junge Prinz Wilhelm“ zum Unterschied vom „alten Prinz Wilhelm,“ dem Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.). In Gemeinschaft mit dem nur anderthalb Jahre älteren Kronprinzen verlebte er seine Jugendzeit unter der liebevollen Pflege und Obhut der Königin Luise: seine schwächliche Körperbeschaffenheit flößte derselben manche schwere Besorgniß ein, erst im Jünglingsalter entwickelte er sich zu größerer Kraft, die dann zu überraschender Rüstigkeit fortschritt. Wie der Kronprinz, so wuchs auch Prinz Wilhelm unter dem segensreichen Einfluß jener edelsten Fürstin auf, welche auch in ihm die Keime schlichter Frömmigkeit, sittlicher Tüchtigkeit, ächten Wohlwollens und herzlicher Menschenliebe zu wecken und zu pflegen suchte. Mit richtigem klaren Blick erkannte die Fürstin schon früh das Wesen des Prinzen, von dem sie in jenem mehrfach erwähnten herrlichen Briefe an ihren Vater schrieb: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig.“ Selten hat sich eine Charakteristik aus erster Jugendzeit so bewährt, wie diese.

Der Erzieher des Kronprinzen, Delbrück, leitete zuerst auch die Ausbildung des Prinzen Wilhelm, nach demselben seit 1809 ein Professor Reimann. Während des Aufenthalts in Königsberg wurde der Major von Pirch zum militärischen Gouverneur der beiden ältesten Prinzen ernannt, seit 1810 aber erhielt Prinz Wilhelm den Unterricht des damaligen Cadetenlehrers (späteren Generals) von Reiche, welcher ihm schnelles Auffassen und einen praktischen Verstand, große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und einen für sein Alter ernstern und gesetzten Charakter nachrühmte. „Es lag in ihm,“ schrieb Reiche später, „der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch im vollen Maße geworden ist.“ Es wird ferner berichtet, daß der Prinz sich vielfach mit den Schriften Friedrich's des Großen,

namentlich der „Geschichte meiner Zeit“ und der „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ beschäftigt habe.

Die Eindrücke der schweren, trüben Zeit, deren Bedeutung für des Kronprinzen geistige Entwicklung oben angedeutet worden ist, wirkten unzweifelhaft nicht minder ernst und tief auf Prinz Wilhelm. Als die große Wendung der vaterländischen Geschichte nach der russischen Katastrophe von 1812 eintrat, soll der Prinz zuerst in sehr gedrückter Stimmung gewesen sein, der Major von Pirch aber belebte seine Hoffnungen, und bald theilte er die Begeisterung, von welcher das ganze preußische Volk ergriffen war. Im Januar 1813 folgte er dem Könige nach Breslau, wo die kräftigsten und thätigsten Beförderer der nationalen Wiederbelebung vereinigt waren.

Als dann gegen Ende März 1813 die kriegerische Bewegung begann, wäre Prinz Wilhelm gern mit dem Kronprinzen zur Armee abgegangen. Seine militärische Laufbahn hatte hergebrachter Maßen früh begonnen: schon am Neujahrstage 1807 hatte ihn der König zum Offizier ernannt und ihm eine Uniform gegeben, den ersten Dienst hatte er am 3. October 1807 zugleich mit dem Kronprinzen in Memel bei der neu formirten Garde zu Fuß gethan, bei deren Leibcompagnie er am 24. December 1807 Secondelieutenant wurde. Nach der Rückkehr des Hofes nach Berlin stand er bei dem in dieser Hauptstadt verbleibenden Bataillon seines Regiments. Als nun dasselbe ins Feld zog, wünschte der Prinz lebhaft, sofort an der Campagne Theil zu nehmen, sein königlicher Vater aber versagte es ihm, weil sein Körperzustand nach der Meinung aller Nahestehenden den Anstrengungen eines Feldzugs noch nicht gewachsen war. Erst nach der Schlacht bei Leipzig erfreute ihn der König bei einem Besuche in Breslau mit der Nachricht, daß er ihn mit in's Feld nehmen wolle, indem er ihm zugleich das Patent als Capitän überbrachte.

Im November 1813 ging denn der Prinz mit dem Könige zur Armee; bald darauf finden wir ihn im York'schen Corps vor Mainz, am 1. Januar 1814 ging er mit dem Könige bei Mannheim über den Rhein, und begleitete denselben ununterbrochen bis zum Einzug in Paris und bis zur Rückkehr nach Berlin. Der damalige Oberst, spätere General von Nazmer gab ihm über alle Operationen näheren Aufschluß. Der Prinz wohnte mit dem Könige der siegreichen Schlacht bei La Rothière bei. Die ersten rühmlichen Erinnerungen für seine Person knüpfen sich an die Schlacht bei Bar sur Aube (27. Febr.), während welcher er mitten in heftigem Gewehrfeuer die Aufträge seines Vaters mit großer Unererschrockenheit ausführte, wofür ihm das eiserne Kreuz und der russische St. Georgenorden verliehen wurden. Auch der Schlacht vor Paris wohnte der Prinz bei, und am 31. März 1814 war er beim Einzug in Paris an des Königs Seite. Nachdem er diesen sodann auch bei dem Besuche in London und auf einer Reise nach Neuschâtel begleitet hatte, kehrte er nach Berlin zurück. Hier nahm er unter der Leitung des Obersten von Brause die unterbrochenen Studien wieder auf und bereitete sich bei dem Oberhofprediger Ehrenberg zu der wegen des Feldzugs aufgeschobenen Confirmation vor.

Am 8. Juni 1815 fand die Einsegnung in der Kapelle in Charlottenburg in feierlicher Weise statt; das von dem jungen Prinzen damals abgelegte „Glaubensbekenntniß“ athmet den Geist ernster, demüthiger Gottes-

furcht, sowie eines klaren und tiefen Bewußtseins der fürstlichen Stellung und ihrer Pflichten. „Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat,“ heißt es darin, „daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demuth, und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor Andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höheren Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern. — Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist, und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für Andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die Andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden. Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten, und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen. — Bei allem Guten, welches mir zu Theil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige. Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm Alles anheim stellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag.“ —

Inzwischen war in Folge der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba der Krieg von Neuem ausgebrochen, und Prinz Wilhelm ging bald nach seiner Einsegnung wieder zur Armee. Schon unterwegs erhielt er die Nachricht von dem Siege bei Belle-Alliance; er begleitete dann die Armee auf dem weiteren Zuge nach Paris, wo er am 13. Juli 1815 eintraf. Nach dreimonatlichem Aufenthalte daselbst kehrte er im October nach Potsdam und Berlin zurück.

**Prinz Wilhelm in der Friedenszeit bis 1840.** Während des letzten Aufenthaltes in Paris war Prinz Wilhelm von einer Brustfellentzündung heimgesucht worden, die jedoch einen raschen und glücklichen Verlauf hatte: es war dies der letzte Anfall seiner vormaligen Kränklichkeit, seitdem erfreute er sich der kräftigsten Rüstigkeit und konnte sich allen Anstrengungen des militärischen Lebens hingeben. In der Pflege der militärischen Trabitionen des preussischen Staats und in deren Fortentwicklung fand er seitdem vorzugsweise seinen prinziplichen Beruf, sein ganzes Sein wurzelte in der lebendigen Theilnahme an Allem, was die Kriegstüchtigkeit Preussens und dadurch seine Stellung unter den Großmächten fördern konnte; sowohl unter der Regierung

seines Vaters, wie nachher unter der seines Bruders galt er mit Recht als die Seele des preussischen Militärwesens. Unter fortwährender thätiger Betheiligung an allen Zweigen des Dienstes stieg er rasch zu den höchsten Commandos auf. Ueberall griff er selbstthätig ein, und die Armee blickte mit freudigem Stolz auf ihn als ein Muster militärischer Tüchtigkeit. Auch König Friedrich Wilhelm III. erkannte die Leistungen des Prinzen gern an: als er selbst mit dem Kronprinzen im Jahre 1818 eine Reise nach Rußland machte, übertrug er vertrauensvoll dem Prinzen Wilhelm die obere Leitung aller militärischen Angelegenheiten des Staats. Im folgenden Jahre gab er ihm Sitz und Stimme im Kriegsministerium und hierdurch Gelegenheit, sich auch in den militärischen Verwaltungs- und Organisations-Angelegenheiten eben so gründliche Erfahrungen zu sammeln, wie er sie im praktischen Dienst bereits erworben hatte. Seitdem fanden alle wichtigeren militärischen Beratungen unter seiner Betheiligung und bald auch unter seiner Leitung statt. Außerdem erhielt er durch besondere Commandos und Inspectionsaufträge neue Gelegenheit, die gesammten Armeeverhältnisse nach allen Seiten aus persönlicher Anschauung genau kennen zu lernen.

Durch die enge Familienverbindung, welche die Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Sohne Kaiser Alexanders von Rußland, mit dem Großfürsten, späteren Kaiser Nicolaus, zwischen dem preussischen und dem russischen Hofe herbeigeführt hatte, wurde namentlich Prinz Wilhelm in den regsten Verkehr mit Petersburg und mit den russischen Militärverhältnissen gezogen. Ihm war schon bei der Vermählung der Auftrag geworden, die erlauchte Schwester nach Petersburg zu geleiten und das preussische Königshaus bei den dortigen Feierlichkeiten zu vertreten: mit großen Ehren dort aufgenommen, benutzte er die Gelegenheit, in Petersburg, wie in Moskau, wo eine große Truppenzusammenziehung stattfand, das russische Militärwesen näher kennen zu lernen. Seine persönlichen Beziehungen zum russischen Hofe wurden seitdem sehr rege und innig und veranlaßten in den nächsten Jahren öfter erneuerte Besuche in Rußland; wiederholt nahm er auch an größeren russischen Truppenübungen Theil.

Außer den mehrfachen Besuchen des Prinzen in Rußland ist die Reise zu erwähnen, welche er in Begleitung des Königs und seines Bruders Karl im Jahre 1822 in Italien machte und welche ihn über Rom bis Neapel, Pompeji u. s. w. führte.

**Des Prinzen Gemahlin und Kinder.** Die Vermählung des Prinzen Karl von Preußen mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar führte auch den älteren Bruder Prinz Wilhelm im Jahre 1827 an den weimarschen Hof, wo alsbald die Schwester der Braut, die Prinzessin Augusta, seine Blicke fesselte. Ein bekannter Staatsmann schrieb damals an den Freiherrn von Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen; dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Auguste schien ihn sehr anzuziehen und die Berliner träumen schon von einer zweiten Verbindung.“ Von dieser Fürstin sagt Wilhelm von Humboldt in einem gleichzeitigen Brief, nachdem er die Vorzüge der Prinzessin Marie geschildert: „Die Schwester, die Prinzessin Auguste, soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit ent-

gangenen Jugend noch einen festeren und selbstständigeren Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre ganze Gestalt wird sich gewiß in einigen Jahren noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln."

Die „Träume“ der Berliner „von einer zweiten Verbindung“ sollten in Erfüllung gehen. Nachdem im Mai 1827 die Vermählung der Prinzessin Marie mit Prinz Karl von Preußen stattgefunden hatte, wurde im October 1828 die Verlobung der damals siebzehnjährigen Prinzessin Marie Luise Augusta Katharina von Sachsen-Weimar mit dem Prinzen Wilhelm gefeiert. Im Juni 1829 holte derselbe seine Braut von Weimar ein; am 10. Juni hielt sie von Charlottenburg aus ihren feierlichen Einzug in Berlin, am 11. Juni fand in Gegenwart des russischen Kaiserpaares die Vermählung statt, welcher eine Reihe großer Festlichkeiten folgte.

Am 18. October 1831 wurde dem Prinzen Wilhelm ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl erhielt; am 3. December 1838 eine Tochter, Luise.

**Der Prinz von Preußen bis 1848.** Als Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 den Thron bestiegen hatte, erließ er, da er selbst keine Kinder hatte, die Bestimmung, daß sein Bruder Prinz Wilhelm, als muthmaßlicher Thronerbe, den Titel Prinz von Preußen führen solle. Ferner übertrug er demselben die bisher von ihm selbst, als Kronprinzen, innegehabte Statthalterschaft von Pommern.

Der Prinz von Preußen widmete sich auch unter der Regierung seines Bruders mit unermüdlichem Eifer allen Zweigen des militärischen Lebens: Friedrich Wilhelm IV. räumte ihm willig einen großen Einfluß auf alle Berathungen und Entscheidungen über Armeeangelegenheiten ein und fast noch allseitiger, als vorher, sehen wir ihn fortwährend in allen Landestheilen bei Truppenübungen, militärischen Versuchen und dergleichen thätig.

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 zur Taufe des Prinzen von Wales nach England reiste, übertrug er dem Prinzen von Preußen die Leitung aller Regierungsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit. Im Jahre 1844 begab sich auch der Prinz zu einem Besuche an den Hof der Königin Victoria, mit welchem er später in enge verwandtschaftliche Beziehungen treten sollte. Auch mit dem russischen Hofe blieb er in der früheren nahen Verbindung.

Als Friedrich Wilhelm IV. im Frühjahr 1847 den „Vereinigten Landtag“ um seinen Thron versammelte, trat der Prinz von Preußen als erster Prinz des königlichen Hauses in die „Herren-Kurie“ ein und wohnte den Sitzungen derselben eifrig bei. Hier und da nahm er auch persönlich an den Verhandlungen Theil: seine Aeußerungen zeigten durchweg von einem schlichten, graden Sinn, von ernster, edler Denkungsart, von Festigkeit und Offenheit. Er trat in den Kämpfen, welche in Bezug auf die Verfassungsentwicklung damals entbrannten, mit Entschiedenheit für das königliche Patent in die Schranken. Es war dem Werke des Königs der Vorwurf gemacht worden, daß dasselbe auf Mißtrauen gegen das Volk beruhe. Dagegen erhob sich der Prinz in einer Sitzung der vereinigten Kurie: „Vermöge meiner Geburt,“ sagte er, „bin ich der erste Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens

des Königs sein erster Rathgeber. Als solcher gebe ich die heilige Versicherung in meinem und der übrigen Rathgeber Namen, daß kein Mißtrauen einen von uns beschlichen hat, als diese Verordnungen berathen worden sind. Aber eine Vorausssicht haben wir gehabt, daß die Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten. Das ist der Grundsatz, nach welchem ich an diesem Werke Theil genommen habe.“ —

Als im Frühjahr 1848 die europäischen Verhältnisse durch die Revolution in Frankreich erschüttert wurden, glaubte König Friedrich Wilhelm IV. seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, die wichtige Stellung als Wächter des Rheins übertragen zu müssen und ernannte ihn am 10. März zum General-Gouverneur der Rheinprovinz und Westphalens. Bevor er jedoch nach dem Rhein abgehen konnte, traten die Scenen des Aufbruchs und des Kampfes vom 18. zum 19. März ein. Während derselben befand sich der Prinz, wie seine Stellung es mit sich brachte, in der unmittelbaren Nähe des Königs und nahm als erstes Mitglied des Staatsministeriums an allen Berathungen Theil, wogegen er ein militärisches Commando nicht führte.

**Die Märzereignisse und des Prinzen von Preußen Aufenthalt in England.** Als am 19. März durch die Entfernung der Truppen die Volksherrschaft für eine Zeit lang freien Spielraum gewann und die demokratischen Führer den Unwillen des bethörten großen Haufens namentlich gegen die Armee, die feste und treue Stütze des Thrones, zu richten suchten, gelang es ihnen auch, den Prinzen von Preußen, der mit Recht als eifriger Freund und Beförderer militärischen Wesens allgemein bekannt war, bei den aufgeregten Massen zu verdächtigen. Die freventlichen Absichten Einzelner irrten sich so weit, daß des Prinzen Palais in Brand gesteckt werden sollte; doch wußten patriotische Männer die verführten Volkshaufen im entscheidenden Augenblick noch zu beschwichtigen.

Der Prinz hatte am 19. März Berlin verlassen. Da in den folgenden Tagen die Hauptstadt durch Gerüchte über die Rückkehr desselben an der Spitze einer großen Heeresabtheilung aufs Neue erregt wurde, beschloß der König, auf den Antrag seiner Minister, zur Beseitigung solcher Vorspiegelungen, seinen Bruder auf kurze Zeit eine Reise ins Ausland antreten zu lassen und sandte ihn mit Aufträgen an die Königin von England. Am 27. März traf derselbe in London ein und wurde am englischen Hofe mit hoher Auszeichnung empfangen: die berühmtesten Männer des Landes, der Herzog von Wellington u. A., brachten ihm ihre Huldigungen dar. Zwei Monate lebte er in England und suchte sich in dieser Zeit mit den dortigen Einrichtungen, unter Anderem auch mit den Verhältnissen der Marine genau bekannt zu machen.

Bald nach der Entfernung des Prinzen aus dem preussischen Vaterlande war inzwischen manche Stimme treuer Patrioten laut geworden, welche den Wunsch nach seiner Rückkehr aussprach.

Als sodann die preussische Nationalversammlung zusammentreten sollte, um eine Verfassung mit dem Könige zu vereinbaren, hielt auch die Regierung es für unerlässlich, daß der Nächste zum Throne, der Prinz von Preußen, im Vaterlande anwesend sei, und der König berief deshalb im Mai 1848 seinen

Bruder von England zurück. Der Prinz reiste Ende Mai von London ab. In Wesel betrat er zuerst wieder den preussischen Boden und wurde daselbst festlich empfangen. In der Ansprache an die Behörden sagte er: „Es hat sich Vieles in unserm Vaterlande geändert. Der König hat es gewollt, des Königs Wille ist mir heilig; ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf.“

Am Todestage des hochseligen Königs, seines Vaters, am 7. Juni traf der Prinz von Preußen wieder in Potsdam ein und begab sich alsbald mit der königlichen Familie zur Trauerfeier im Mausoleum zu Charlottenburg.

Der Prinz war im Wirsitzer Wahlkreise als Abgeordneter zur Nationalversammlung erwählt worden; er begab sich am 8. Juni in die Sitzung derselben, um auch da seine Uebereinstimmung mit dem vom Könige betretenen Wege auszusprechen. Er mahnte die Versammlung an ihren hohen Beruf und fügte hinzu: „Se heiliger dieser Beruf ist, desto heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Berathungen leiten. Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen liegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor Allem also die meinige, als des ersten Unterthanen des Königs.“ — —

Nur dieses eine Mal erschien der Prinz in der Volksvertretung, gleich darauf legte er sein Mandat nieder.

**Der Feldzug in Baden (1849).** Die ersten Zeiten nach seiner Rückkehr brachte der Prinz von Preußen auf seinem Schlosse Babelsberg ohne hervortretende Bethheiligung an den öffentlichen Vorgängen zu; doch folgte er mit ernster, lebendiger Aufmerksamkeit der Entwicklung der vaterländischen Verhältnisse.

Durch die Ereignisse des Jahres 1849 wurde der Prinz von Neuem in volle, thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hineingezogen. Gegenüber den revolutionären Bewegungen, welche das Scheitern der Bestrebungen für eine deutsche Reichsverfassung in Süddeutschland hervorrief, sollte der Prinz sich zum ersten Male als Feldherr bewähren, indem der König ihm den Oberbefehl über sämtliche zur Dämpfung des Aufruhrs entsandten preussischen Truppen übertrug. Im Juni begab er sich zunächst nach Mainz und von da zu den nach der bairischen Pfalz marschirenden Truppen, die ihn mit Jubel empfingen. Begleitet von seinem Nessen, dem kühnen Prinzen Friedrich Karl, leitete er mit raschem Erfolg alle Operationen zur Befreiung der Pfalz und rückte sodann bei Germersheim über den Rhein, um auch das Großherzogthum Baden der Gewalt des Aufruhrs zu entreißen. In einer Reihe von Gefechten bei Ubstadt, Durlach u. s. w. gab der prinzhliche Oberfeldherr im heftigen Feuer durch freudigen Muth ein anfeuerndes Beispiel für seine ihm begeistert folgenden Truppen. Am 25. Juni zog der Prinz bereits in die badensche Hauptstadt Karlsruhe ein und wurde von den Bewohnern freudig aufgenommen, während die Führer der Ausständischen

sich in die Festung Kastadt begaben, wohin nach weiteren für sie unglücklichen Gesechten sich auch ein großer Theil des Insurgentenheeres zurückzog. Die nunmehr erfolgende Belagerung von Kastadt wurde theilweise vom Prinzen selbst geleitet: am 23. Juli ergab sich die Festung auf Gnade und Ungnade, und noch an demselben Tage rückten die Preußen in dieselbe ein.

Am 18. August kehrte der Großherzog von Baden in seine Hauptstadt zurück, geleitet von dem Prinzen von Preußen, dem er als dem Wiederhersteller und Begründer der Ordnung und des Gesetzes in Baden öffentlich Dank sagte.

Der Prinz behielt den Oberbefehl über die preussische Occupationsarmee in Baden; außerdem wurde ihm jetzt aufs Neue die Stellung eines Militärgouverneurs von Rheinland und Westphalen übertragen. Zunächst aber kehrte er nach Berlin und Potsdam zurück, wo er von seinem königlichen Bruder, wie von der Bevölkerung und namentlich von der Armee begeistert empfangen wurde.

Der König ehrte auf mannichfache Weise die kriegerischen Verdienste des Prinzen von Preußen; zur steten Erinnerung an den Feldzug in Pfalz und Baden ließ er im Park des Prinzen zu Babelsberg ein Monument aufstellen.

**Des Prinzen von Preußen Thätigkeit bis zur stellvertretenden Regierung.** In den Jahren seit 1850 hatte der Prinz von Preußen als Gouverneur von Westphalen und Rheinlanden seinen dauernden Aufenthalt größtentheils in Coblenz. Auch die Prinzessin, seine Gemahlin, folgte ihm dahin, und Coblenz wurde der Mittelpunkt eines lebendigen geistigen Verkehrs, durch welchen der prinzliche Hof daselbst wesentlich dazu beitrug, das patriotische Bewußtsein der verhältnißmäßig erst kurze Zeit zu Preußen gehörigen Rheinlande und deren Anhänglichkeit an das hohenzollernsche Fürstenhaus zu stärken und zu beleben.

Der Prinz selbst wurde freilich durch die Pflichten seiner Stellung und durch besondere Aufträge, die ihm zu Theil wurden, öfter von Coblenz abberufen. Namentlich waren es auch in dieser späteren Lebenszeit die militärischen Angelegenheiten, die seine Theilnahme in Berlin und anderwärts in Anspruch nahmen: im Auftrage des Königs hatte er wiederholt großen russischen Truppenübungen in Warschau beizuwohnen, im Jahre 1853 rief ihn die Inspection der österreichischen Bundesstruppen nach Wien, außerdem wurde ihm der Vorsitz in mehrfachen Commissionen zur Verathung von Heeresreformen übertragen. Im Jahre 1854 ernannte ihn der König in Anerkennung seiner militärischen Verdienste zum General-Obrist der gesammten Infanterie. Das am Neujahrstage 1857 gefeierte funfzigjährige militärische Dienstjubiläum des Prinzen wurde die Veranlassung zu den ehrenfsten Huldigungen, die ihm von der gesammten Armee und nicht minder aus allen sonstigen Schichten des Volkes dargebracht wurden.

Die letzten Jahre vor der Uebnahme der Regentschaft seitens des Prinzen von Preußen waren durch mehrere freudige Ereignisse für sein Haus bezeichnet, die zugleich allseitige Genugthuung im preussischen Volk erregten, vornehmlich die Vermählung seiner Kinder, der Prinzessin Luise und des Prinzen Friedrich Wilhelm. Von jeher war es bekannt, welche Sorgfalt

namentlich die hochbegabte Prinzessin von Preußen auf die Erziehung und Heranbildung ihrer Kinder verwandt hatte und wie diese Bemühungen durch treffliches Gedeihen derselben an edler Sinnes- und Gemüthsart, an ächter fürstlicher Würde und wahrhafter Liebenswürdigkeit belohnt worden waren. Desto herzlicher war die Theilnahme der ganzen Bevölkerung an den hoffnungsreichen Geschicken derselben. Die Prinzessin Luise vermählte sich in ihrem achtzehnten Lebensjahre (am 20. September 1856) mit dem Großherzog Friedrich von Baden.

Prinz Friedrich Wilhelm verlobte sich im Sommer 1857 mit der ältesten Tochter der Königin von England, mit Victoria, Prinzessin royal von England (geboren am 21. November 1840). Im Sommer 1856 hatte ein wiederholter Besuch des Prinzen und der Prinzessin von Preußen und ihrer beiden Kinder in London stattgefunden, und schon damals verlautete das Gerücht über die bevorstehende Verbindung des jungen prinzlichen Paares. Allgemeine freudige Zustimmung begrüßte die im nächsten Jahre stattfindende Verlobung, welcher am 25. Januar 1858 die Vermählung in London folgte. In England, wie in Preußen erregte das Ereigniß die herzlichste Theilnahme und Freude der Bevölkerung sowohl wegen der persönlichen Eigenschaften des jungen fürstlichen Paares, wie auch als ein Unterpfand inniger Beziehungen zwischen den beiden größten protestantischen Staaten. (Am 27. Januar 1859 ist dem jungen fürstlichen Paare, auf welchem Preußens Hoffnungen ruhen, ein Prinz geboren worden, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Victor Albert erhielt; sodann am 24. Juli 1860 eine Prinzessin Victoria Elisabeth Auguste Charlotte, am 14. August 1862 wieder ein Prinz Albert Wilhelm Heinrich, am 12. April 1866 eine Prinzessin Friederike Wilhelmine Amalie Victoria.)

### 57. Die Regentschaft 1858—1861\*.)

**Die ersten Schritte des Regenten.** Durch die Einsetzung der Regentschaft (im October 1858) war der Prinz von Preußen zum selbstständigen Leiter der Landesregierung berufen worden. Während er die vorhergehende „Stellvertretung“ ausdrücklich nur nach den ihm bekannten Intentionen des Königs geführt hatte, war ihm jetzt nach dessen eigenen Worten und nach dem Sinne der Verfassung die königliche Gewalt „in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott nach bestem Wissen und Gewissen“ übertragen. Der Prinz war mit dem Gange der Regierung in den letzten Jahren nicht in allen Beziehungen einverstanden gewesen: namentlich hatte er die Bestrebungen auf Wiederherstellung der alten ständischen Einrichtungen, sowie andererseits die strenge Handhabung der Regierungsgewalt, wie sie zunächst nach den revolutionären Bewegungen von 1848 allerdings nothwendig gewesen war, in der Art ihrer Ausführung nicht durchweg gebilligt. Als er nun die selbstständige Führung der Regierung antrat, berief er alsbald ein neues Ministerium, von dessen Mitgliedern er eine volle Uebereinstimmung mit seinen eigenen An-

\*) Die stellvertretende Regierung und die Einsetzung der Regentschaft s. oben S. 478—480.

sichten über die Bedürfnisse des Landes voraussetzte. Der frühere Minister des Innern von Westphalen war bereits wegen Meinungsverschiedenheit über die Einsetzung der Regentschaft aus dem Amte geschieden, der Minister-Präsident von Mantuffel und die meisten übrigen Minister wurden bald darauf in Gnaden entlassen. An die Spitze des neuen Ministeriums berief der Regent (5. Novbr. 1858) den Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, welcher seit seiner freiwilligen Abtretung der Sigmaringenschen Lande im preussischen Militärdienste, zuletzt als General in Düsseldorf gelebt und zum Prinzen von Preußen schon lange in engen freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte.

Als der Regent das neue Ministerium zum ersten Male um sich versammelte, bezeichnete er in einer bedeutsamen Ansprache die Gesammt-richtung seiner Regierungsabsichten. Die Entlassung des vorigen Ministeriums und die Berufung von Männern, welche theilweise zu den entchiedenen Gegnern desselben gehört hatten, war vielfach als ein Anzeichen einer völlig veränderten Richtung der Regierung aufgefaßt worden, und es knüpften sich daran hier und da übertriebene Erwartungen in Bezug auf eine bevorstehende Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Dem Regenten war daran gelegen, dem gegenüber seine wirklichen Absichten klar anzudeuten und jenen unberechtigten Auffassungen von vorn herein entgegenzutreten. Dies geschah namentlich durch jene Ansprache an das Staatsministerium. Er hob zuvörderst hervor, daß er die Schwere des Augenblickes, in welchem er die ersten Räte der Krone zum ersten Male um sich versammelte, um so tiefer empfinde, weil ein unglückliches Verhängniß ihn in seine Stellung berufen habe. Die Pietät gegen seinen schwer heimgesuchten König und Herrn habe ihn lange schwanken lassen, wie Manches, das er unter dessen Regierung wahrgenommen, in eine bessere Bahn wieder überzuleiten sei, ohne seinen brüderlichen Gefühlen und der Liebe, Sorgfalt und Treue, mit welcher sein allergnädigster Herr die Regierung geführt, zu nahe zu treten.

Wenn er sich jetzt habe entschließen können, einen Wechsel in den Räten der Krone eintreten zu lassen, so sei es geschehen, weil er bei allen von ihm erwählten Ministern dieselbe Ansicht getroffen, welche die seinige sei: daß nämlich von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein solle. Es solle nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeige. Von allen Berufenen werde anerkannt, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich sei, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, conservativen Grundlagen beruhe. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das sei das Geheimniß der Staatsweisheit, wobei man sich von allen Extremen fern halten müsse. Die Aufgabe werde in dieser Beziehung keine leichte sein, denn im öffentlichen Leben zeige sich seit Kurzem eine Bewegung, die, wenn sie theilweise erklärlich sei, doch andererseits bereits Spuren von absichtlich überspannten Ideen kund gäbe, denen durch ein eben so besonnenes, als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegen getreten werden müsse. Versprochenes müsse man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht Versprochenes müsse man nöthigen Falls muthig verhindern. Vor Allem sei vor der stereotypen

Phrasen zu warnen, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierin müsse sich die Staatsweisheit zeigen. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesezlichkeit und Consequenz ausspreche, so sei ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen habe, und mit diesem habe man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen.

An diese allgemeineren Grundsätze knüpfte der Regent kurze Andeutungen über die Richtung der Verwaltung im Einzelnen. In den inneren Verhältnissen sei man seit 1848 von einem Extreme zum anderen geworfen worden: von einer Gemeinordnung, die ganz unvorbereitet Selbstverwaltung einführen sollte, sei man zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden. Daran müsse die bessernde Hand angelegt werden, aber vorerst müsse man bestehen lassen, was eben erst wieder hergestellt sei, um nicht neue Unsicherheit und Unruhe zu erzeugen. Als eine der schwierigsten und zugleich zartesten Aufgaben der Regierung bezeichnete der Regent die kirchliche. Zunächst müsse zwischen beiden christlichen Confessionen eine vollständige Parität herrschen. In der evangelischen Kirche kündigte er die Aufrechthaltung und Weiterbeförderung der Union unter aller billigen Berücksichtigung des confessionellen Standpunktes als seinen festen Willen und Entschluß an. In der Beurtheilung alles Kirchenwesens sei ins Auge zu fassen, daß die wahre Religiosität sich im ganzen Verhalten des Menschen zeige; von den höheren Ständen sei das Beispiel kirchlichen Sinnes zu geben. Der katholischen Kirche seien ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt, Uebergrieffe über diese hinaus seien nicht zu dulden. Die Armee habe Preußens Größe geschaffen und dessen Wachsthum erkämpft; ihre Vernachlässigung habe eine Katastrophe über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden sei durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Aber eine vierzigjährige Erfahrung habe auch jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß Manches, was sich nicht bewährt habe, geändert werden müsse. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es würde ein schwer sich bestrafender politischer Fehler sein, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können. Endlich in Bezug auf die Stellung nach außen müsse Preußen mit allen Großmächten im freundschaftlichen Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Tractate zu binden. In Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungs-Elementen, wie der Zollverein es sei, der jedoch einer Reform bedürfe. Die Welt müsse wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit sei. Ein festes consequentes und wenn es sein müsse, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, müsse Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein zu erreichen nicht im Stande sei.

Dies sind im Wesentlichen die Grundsätze, nach welchen der Prinz-

Regent die Regierung zu führen entschlossen war. Das Land kam ihm dabei vertrauensvoll entgegen. Die bald nach Einsetzung der Regentschaft ein tretenden Neuwahlen zum Abgeordnetenhaufe waren als ein Ausdruck dieses Vertrauens anzusehen.

Als der Regent im Januar 1859 die beiden Häuser des Landtags zum ersten Male wieder um sich versammelte, begann er seine Thronrede mit folgenden Worten:

„Die Stunde, in welcher ich Sie um den Thron vereinigt sehe und mit herzlichem Gruß willkommen heiße, erfüllt mich mit tiefem Ernste. Die Ausübung dieses königlichen Rechtes ruft noch lebhafter als sonst die schmerzvolle Erinnerung in mir wach an das schwere Leiden, von welchem nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse unser allergnädigster König und Herr noch fort dauernd heimgesucht ist. Mit mir sendet sein treues Volk innige Gebete zu dem Allmächtigen, daß Er in Seiner Gnade unsern König unter einem milderen Himmel stärken und genesen lassen möge.“

„Meine Herren! In voller Anerkennung der hohen Bedeutung Ihres Berufes fordere ich Sie auf, durch ihre Einsicht und Hingebung meine Regierung auf dem Wege zu unterstützen, welchen ich im Hinblick auf Preußens Aufgabe, seine glorreiche Geschichte und die vaterländischen Traditionen betreten habe, und den ich unter Gottes Beistand mit Festigkeit in den von mir unverrückbar gezogenen Grenzen zu verfolgen entschlossen bin. Hierbei dem Könige die Rechte seiner Krone ungeschwächt zu erhalten, ist eine der Hauptaufgaben meiner Regentschaft.“ . . . .

Am Schlusse seiner Rede sagte der Regent:

„Als ich vor wenigen Monaten von dieser Stelle zum ersten Male als Regent zu den Vertretern des Vaterlandes sprach, forderte ich dieselben auf, mit mir die Fahne Preußens hoch zu tragen. Auf dieser Fahne steht:

„Königthum von Gottes Gnaden, Festhaltung an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht.“

Wohlan! Meine Herren! Helfen Sie mir diese Fahne hochtragen. Wer ihr folgt, der folgt mir. Dann werden wir auf Preußens Gegenwart mit demselben Stolz, wie auf seine glorreiche Vergangenheit blicken können, und auf spätere Geschlechter den altpreußischen Geist vererben, welcher in dem, wenn auch mit Wehmuth gemischten, dennoch begeisterten einmüthigen Rufe seinen Ausdruck findet: Seine Majestät der König lebe hoch!“

**Der Krieg in Italien.** Die erste Zeit der Regentschaft war durch wichtige europäische Ereignisse bewegt. In Italien entbrannte ein heftiger Kampf, indem der König von Sardinien Victor Emmanuel im heimlichen Einverständniß mit dem Kaiser der Franzosen Napoleon III. es unternahm, die Lombardei der österreichischen Herrschaft zu entreißen und zugleich die Bevölkerung der übrigen italienischen Staaten zum Aufstand gegen ihre Fürsten zu treiben, um ein einziges Italien unter seiner Herrschaft herzustellen. Der Prinz-Regent von Preußen war schon beim Beginn der Verwicklung bereit, Oesterreich seine Unterstützung zu gewähren, besonders um den dro-

henden Ausbruch des Krieges zu verhüten, aber seine Absichten wurden dadurch vereitelt, daß Oesterreich selbst unerwartet zum Angriff schritt. Als jedoch Frankreich mit großer Truppenmacht dem König von Sardinien zu Hülfe geeilt war und Oesterreich nach schweren Niederlagen bereits aus der Lombardei verdrängt und bedroht war, da traf der Prinz-Regent Anstalten, um dem weiteren Vorgehen Frankreichs Einhalt zu gebieten. Die preussische Armee wurde in kriegsbereiten Zustand gesetzt und ein größerer Theil derselben am Rhein zusammengezogen. Der Regent verkündigte, daß er entschlossen sei, die Grundlagen des europäischen Rechtszustandes, das Gleichgewicht Europa's zu wahren, und für die Sicherheit, den Schutz und das nationale Interesse Deutschlands im Verein mit den Truppen der übrigen deutschen Bundesgenossen einzustehen.

Diese drohende Stellung Deutschlands trug dazu bei, den Fortgang des italienischen Krieges zu hemmen; Napoleon III. schloß mit dem Kaiser von Oesterreich zu Villafranca Friedenspräliminarien, welchen bald darauf ein Friedensschluß zu Zürich folgte.

Das Auftreten des Prinz-Regenten während der italienischen Wirren gab seiner Stellung unter den Fürsten Deutschlands und Europa's ein erhöhtes Gewicht. Dies zeigte sich in seinen mehrfachen Zusammenkünften mit den Regenten der großen Staaten im Jahre 1860. Kaiser Napoleon III. kam im Juni nach Baden-Baden zu einer Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten, welcher ihn inmitten einer großen Zahl der deutschen Fürsten empfing. Bald darauf trat der Regent in Töplitz mit dem Kaiser von Oesterreich und (im October) in Warschau mit diesem und zugleich mit dem Kaiser von Rußland zu wichtigen Besprechungen zusammen.

## 58. König Wilhelm's Thronbesteigung und erste Regierungszeit.

Die Thronbesteigung (2. Januar 1861). Als König Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 gestorben war, verkündete der bisherige Prinz-Regent den Antritt seines eigenen Regiments als König Wilhelm in der Proclamation „An Mein Volk.“ Seine Absichten in der Regierung des Landes bezeichnete er dabei mit folgenden Worten:

„Das hohe Vermächtniß meiner Ahnen, welches sie in unablässiger Sorge, mit ihrer besten Kraft, mit Einsetzung ihres Lebens gegründet und gemehrt haben, will Ich getreulich wahren. Mit Stolz sehe Ich Mich von einem so treuen und tapferen Volke, von einem so ruhmreichen Heere umgeben. Meine Hand soll das Wohl und das Recht Aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben wallten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuße der erworbenen Güter zu leben. In der Ausspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernste und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europa's zu behaupten.

Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den

vaterländischen Geist meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreiches schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen!

Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeres-Organisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß.

Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener gottvertrauende Muth, welcher Preußen in seinen großen Zeiten besetzte, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche Sein Rathschluß Mir übergeben hat!"

Das preußische Volk, welches König Wilhelm's ernstern, festen und gerechten Sinn schon während der drei Jahre der Regentschaft kennen und verehren gelernt hatte, sah seiner weiteren Regierung mit freudigem Vertrauen entgegen.

Die Theilnahme und Verehrung für den König zeigte sich auf das Lebhafteste, als im Juli 1861 die Nachricht von einem Mordversuche gegen denselben aus Baden-Baden eintraf. Ein Student aus Leipzig, Oskar Becker, Russe von Geburt, von dem revolutionären Geiste der Zeit ergriffen, sah in dem König von Preußen ein Hinderniß für die Pläne der deutschen Revolutionspartei und beschloß, ihm nach dem Leben zu trachten. Er wollte dazu einen kurzen Sommeraufenthalt des Königs in Baden-Baden benutzen. Bei einem Spaziergange desselben in der Lichtenthaler Allee schoß Becker mit einer Pistole von hinten auf den König, Gott aber schützte dessen Leben, indem die Kugel nur den Hals streifte, ohne eine größere Verwundung zu verursachen. Der Verbrecher wurde von dem Begleiter des Königs, dem Gesandten Graf Flemming, sofort festgenommen, dann verhaftet und dem Gerichte überliefert. Der König hatte nach dem Schusse mit gewohnter Festigkeit seinen Weg ruhig fortgesetzt, um seiner Gemahlin, welche vorausgegangen war, mit der ersten Nachricht über den Mordversuch, zugleich die Gewißheit von dem Mißlingen desselben zu geben. In Preußen nicht blos, sondern in ganz Deutschland rief der traurige Vorfall allgemeine Entrüstung und Zeichen der herzlichsten Verehrung für den König hervor. Für alle jene Kundgebungen der Liebe und des Vertrauens dankte der König, indem er sagte: Es sei ihm somit die Frevelthat, die sein Leben bedroht, zu reichem Gewinne geworden und er erkenne darin eine erneuerte Aufforderung zum Danke gegen den Herrn über Leben und Tod, dessen schirmende Hand die mörderische Kugel von ihrem Ziele abgelenkt hatte.

**Die Krönungsfeier (18. October 1861).** Die Vorfahren des Königs hatten bei ihrem Regierungsantritte die Erbhuldigung des Landes entgegengenommen. Wilhelm I. beschloß, statt dieser Erbhuldigung mit Rücksicht auf die Veränderungen, welche in der Staatsverfassung eingetreten waren, die feierliche Krönung zu erneuern, durch welche von König Friedrich I. die erbliche Königswürde begründet worden.

Bei Ankündigung dieses Beschlusses sagte der König über die Bedeutung der Krönung: „Indem Wir Uns im Angesichte Gottes in Demuth beugen und den Segen des Allmächtigen für Uns und Unser geliebtes Vaterland erflehen, wollen Wir durch die Feier der Krönung in Gegenwart der Mitglieder der beiden Häuser des Landtages und der sonst von Uns zu entbietenden Zeugen aus allen Provinzen Unseres Königreiches von dem geheiligten und in allen Zeiten unvergänglichen Rechte der Krone, zu der Wir durch Gottes Gnade berufen worden, Zeugniß ablegen und von Neuem das durch eine glorreiche Geschichte geknüpfte Band zwischen Unserem Hause und dem Volke Preußens befestigen.“

Als der Tag der Feier, welche wie die erste Krönung in Königsberg stattfinden sollte, wurde der 18. October bestimmt, ein Tag von doppelt freudiger Bedeutung, als Gedenktag der Schlacht bei Leipzig und als Geburtstag des Kronprinzen.

Am 14. October hielt der König mit seiner Gemahlin, umgeben von allen Prinzen des königlichen Hauses und anderen deutschen Fürsten, seinen feierlichen Einzug in Königsberg, wo der gesammte Hof, alle hohen Staatsbeamten, die Landtagsmitglieder, Deputationen des Heeres und der Stände aller Provinzen, wie auch die besonders entsandten Krönungsbotschafter aller deutschen und europäischen Fürsten schon vorher eingetroffen waren.

Nach mehrtägigen großartigen Festlichkeiten fand am 18. October die Krönung in feierlichster und erhebendster Weise in der Schloßkirche zu Königsberg statt.

Nach der Krönungspredigt trat der König im purpurfarbenen Königsmantel zum Altar hinauf. Nachdem er sein Angesicht zum Bilde des Gekreuzigten erhoben, neigte er sein Haupt auf den Altar und betete. Darauf ergriff er die goldene Krone auf dem Altare und setzte sie sich auf das Haupt. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken rief der celebrirende Geistliche mit erhobener Stimme:

„Gott, der Allmächtige, der Herr des Himmels und der Erde, bestärke Euch in allen christlichen Tugenden, auf daß das Land durch Euer gutes und glückliches Regiment aufblühe und daß der Tag des ewigen Reiches wahrhaftig werde.“

Indem der König dann das Scepter ergriff, rief der Geistliche:

„Gott, der Allmächtige, welcher Euch zum Herrscher über Sein Volk gesetzt und befohlen hat, daß Ihr mit Gerechtigkeit das Volk regieren sollt, verleihe Euch Seine Gnade, daß Ihr alle Zeit ein Scepter führet in Gerechtigkeit und Liebe gegen Unsern Herrn Jesum Christum!“

Der König nahm dann den Reichsapfel, und der Geistliche sprach:

„Gott, der Allmächtige, verleihe Euch Seine Gnade, daß Ihr das Reich in Macht und Wohlstand erhalten möget, Ihm zum Preise und zur

Ehre, Euch zum Ruhme und dem Lande zum Nutzen, zur Freude und Einigkeit."

Nachdem der König dann nochmals zum Crucifix emporgeblickt, wandte er sich zur Gemeinde, das Scepter in der ausgestreckten Rechten. Dann wandte er sich wieder zum Altare, legte den Apfel nieder und nahm das Schwert, der Geistliche aber rief:

"Gott, der Euch das Schwert anvertraut hat zum Schutze der Frommen und Rechtschaffenen, zur Strafe der Ungerechten und Derer, die das Land in Verderben bringen wollen, gebe Euch Seine heilige Gnade, daß Ihr alle Zeit getrost und männlich seid und Euren Auftrag zur Ehre Gottes, zum Frieden Eures Gewissens und zur Wohlfahrt Eurer Unterthanen ausrichten möget durch Jesum Christum!"

Hierauf bestieg der König den Thron, das Scepter in seiner Rechten.

Die Königin kniete indessen in stiller Andacht am Altare. Vom Throne wieder herabsteigend nähete ihr der König, nahm die Krone der Königin von dem Altare und setzte sie ihr auf ihr Haupt. Der Geistliche sprach dabei:

"Der allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erde, stärke Euch in allen Pflichten und königlichen Tugenden in Jesu Christo!"

Der König und die Königin knieten darauf gemeinsam vor dem Altare nieder und der Geistliche sprach den Segen über sie und das ganze Volk.

Bald nach der Krönung empfing der König die beiden Häuser des Landtages und die Vertreter der Stände aller Provinzen. Nachdem er von ihnen die Versicherungen der Treue Namens des Landes entgegengenommen, rebete er sie mit folgenden Worten an:

"Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem der Thron durch zeitgemäße Einrichtungen umgeben worden ist, besteige ich als erster König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß ich sie in Demuth aus seinen Händen empfangen habe. Die Gebete meines Volkes, ich weiß es, haben mich bei diesem feierlichen Akte umgeben, damit der Segen des Allmächtigen auf meiner Regierung ruhe. Gottes Vorsehung wolle die Segnungen des Friedens dem theueren Vaterlande lange erhalten. Vor äußeren Gefahren wird mein tapferes Heer dasselbe schützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen bewahrt bleiben, denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt. So werden wir auf dem Wege beschworenen Rechtes den Gefahren einer bewegten Zeit, allen drohenden Stürmen widerstehen können. Das walte Gott!"

Zum Andenken der feierlichen Krönung stiftete der König einen neuen Orden, den Kronenorden.

Am 22. October hielt der König seinen feierlichen Wiedereinzug in Berlin.

**Heeresreform und Verfassungsstreit.** Schon in seiner Ansprache an das Staats-Ministerium beim Beginn der Regentschaft hatte König Wilhelm das Bedürfnis einer Armee-Reform als einen der Hauptgegenstände seiner Fürsorge bezeichnet und auf die große Gefahr hingewiesen, mit einer wohl-

feilen Heeresverfassung zu prangen, die im Augenblicke der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwer wiegendes Gewicht in die Waagschale werfen zu können.

Im Vergleiche mit der Entwicklung, welche die Heere anderer Staaten, besonders Frankreichs in den letzten fünfzig Jahren erhalten hatten, reichte das stehende Heer Preußens nicht hin, um in Augenblicken einer drohenden Gefahr sofort mit einer achtungsgebietenden Macht auftreten zu können, und die Erfahrungen der letzten drei Jahre hatten mannichfach gezeigt, daß die Regierung in Zeiten der Krisis, um ihren Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten zu wahren, immer gleich dazu schreiten mußte, die Landwehr einzuberufen, welche nach der ursprünglichen Einrichtung nur im wirklichen Kriegsfall zur Vertheidigung des Landes bestimmt war. Jede Mobilmachung, durch welche die Landwehrmänner zur Fahne einberufen wurden, hatte dadurch die größte Störung aller bürgerlichen Verhältnisse, vielfache Noth und Bebrängniß der Familien der Wehrleute, sowie eine große Belastung der Gemeinden und der Kreise zur Folge gehabt. Eben darum aber hatte die Regierung mit einer so tief eingreifenden Maßregel immer so lange als möglich gezögert, was wiederum zur Folge hatte, daß ihr rechtzeitiges Auftreten in entscheidenden Augenblicken gelähmt war.

Der Prinz-Regent hielt deshalb eine Vermehrung des stehenden Heeres und eine entsprechende Erleichterung der Landwehr für dringend nothwendig und benutzte die erwähnte Mobilmachung während des italienischen Krieges dazu, das Heer durch Bildung einer Anzahl neuer Regimenter alsbald so einzurichten, wie dasselbe nach seinem lang vorbereiteten Plane auch für die Zukunft bleiben sollte.

Der Prinz-Regent und sein Ministerium traten mit dieser Absicht schon beim Beginn der Landtags-Session von 1860 hervor.

In der Thronrede vom 12. Januar 1860 kündigte der Regent die Durchführung der Reorganisation des Heeres mit folgenden Worten an:

„Im Drange einer schweren Zeit wurde unsere Heeresverfassung geschaffen. Der damaligen Volkszahl und Finanzkraft des Staates entsprechend, ist sie im Gefühl ruhmvoller Erfolge festgehalten worden. Die Erfahrungen der letzten zehn Jahre, in denen die Wehrkraft des Volkes mehrfach aufgeboten werden mußte, haben jedoch verschiedenartige, tief empfundene Uebelstände immer klarer herausgestellt. Die Beseitigung derselben ist Meine Pflicht und Mein Recht, und Ich nehme Ihre verfassungsmäßige Mitwirkung für Maßregeln in Anspruch, welche die Wehrkraft steigern, der Zunahme der Bevölkerung entsprechen und der Entwicklung unserer industriellen und wirtschaftlichen Verhältnisse gerecht werden.“

Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen. Die Preussische Armee wird auch in Zukunft das Preussische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung noch nicht vorgelegt worden.“

Die Landesvertretung war sich der Größe der Aufgabe auch an ihrem

Theile bewußt. Der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses gab die Versicherung, daß das Haus „sich der unbedingten rückhaltlosen Hingebung unseres Volkes an seinen weltgeschichtlichen Beruf erinnern werde, vermöge deren unser Volk nie gescheut habe, selbst das Leben muthig einzusetzen, damit ihm das Leben gewonnen werde.“

Die Vorschläge, welche die Regierung machte, um Preußens Wehrkraft zu erhöhen, fanden in der Hauptsache die Billigung des damaligen Abgeordnetenhauses. Da jedoch die Verhandlungen über einzelne Punkte der Heeres-einrichtung, besonders über die Dauer der Dienstzeit und über die künftige Stellung der Landwehr nicht alsbald zum Ziele führten, so bewilligte die Landesvertretung in den Jahren 1860 und 1861 wenigstens vorläufig die Mittel zur Aufrechthaltung und Vervollständigung der neuen Einrichtungen.

Ehe jedoch eine weitere volle Verständigung erreicht war, wurde durch neue Wahlen die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses bedeutend verändert: während bis dahin die Mehrheit des Hauses mit dem Ministerium des Fürsten Hohenzollern Hand in Hand zu gehen bereit war, gewann bei jenen Wahlen die sogenannte Fortschrittspartei die Oberhand, welche sich an den freisinnigen Bestrebungen des Ministeriums nicht genügen ließ, sondern umfassendere und raschere Umgestaltungen der Staatseinrichtungen herbeiführen wollte. Darüber gerieth das Abgeordnetenhaus bald mit der Regierung in Streit. Das Ministerium löste im März 1862 das Abgeordnetenhaus auf. Gleich darauf aber trat ein Wechsel im Ministerium selbst ein, zu dessen Vorsitzenden der König den Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen berief.

Durch einen Erlaß an das Staats-Ministerium sprach sich der König (am 19. März 1862) über seine Absichten unter den damaligen Verhältnissen aus.

„Ich halte,“ sagte er, „unabänderlich fest an den Grundsätzen, welche Ich am 8. November 1858 dem Staats-Ministerium eröffnet und seitdem wiederholt vor dem Lande kund gegeben habe; sie werden, richtig aufgefaßt, auch ferner die Richtschnur Meiner Regierung bleiben. Aber die daran geknüpften irrthümlichen Auslegungen haben Verwickelungen erzeugt, deren glückliche Lösung die nächste Aufgabe Meiner gegenwärtigen Regierung ist. In weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung soll die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen. Es kann aber ein heilbringender Fortschritt nur gedacht werden, wenn man, nach besonnener und ruhiger Prüfung der Zeitlage, die wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen, und die lebensfähigen Elemente in den bestehenden Einrichtungen zu benutzen weiß.“

Es ist Meine Pflicht und Mein ernster Wille, der von Mir beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern, in gleichem Maße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmäleren Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufes nothwendig ist und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde.“

Des Königs Absichten wurden jedoch fürerst in weiten Kreisen verkannt. Die Fortschrittspartei gewann durch die neuen Wahlen im Mai 1862 ein

noch entschiedeneres Uebergewicht im Abgeordnetenhaufe und begegnete dem neuen Ministerium von vorn herein mit offen ausgesprochenem Mißtrauen.

Die Spannung zwischen der Regierung und der Landesvertretung wurde besonders unheilvoll für die weiteren Verhandlungen über die Reorganisation des Heeres. Das neue Abgeordnetenhaus trat in entschiedenem Gegensatz gegen die bisherige Durchführung der neuen Heereseinrichtungen überhaupt, und verweigerte (im September 1862) alle Ausgaben für dieselben. Das Herrenhaus aber versagte dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses und demgemäß dem ganzen Staatshaushaltsgesetze, wie das Abgeordnetenhaus dasselbe verändert hatte, seine Zustimmung, und es kam daher ein solches Gesetz für das Jahr 1862 gar nicht zu Stande.

Aus der Militärfrage entstand nunmehr ein Verfassungsstreit, indem der Forderung der Verfassung, daß der Staatshaushalt für jedes Jahr durch ein Gesetz (d. h. durch Uebereinstimmung des Königs und beider Häuser des Landtags) festgestellt werden solle, nicht genügt war und zunächst nicht genügt werden konnte.

**Ministerium Bismarck.** König Wilhelm hatte inzwischen, da der Prinz Hohenzollern sich wegen Krankheit zurückziehen wünschte, den bisherigen Gesandten in Paris v. Bismarck, einen Mann von seltener Geistes- und Thatkraft, an die Spitze seines Ministeriums berufen. Derselbe erklärte beim Schlusse der Landtags-Session, die Regierung könne den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses nicht beitreten. Sie würde sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie die auf Grund der früheren Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeres-Verfassung, mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens, rückgängig machen wollte. — Die Regierung befinde sich in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie sei sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerthen Zustande erwache; sie sei aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und finde darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlthat nothwendig seien, indem sie die Zuversicht hege, daß dieselben seiner Zeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden. Der Minister fügte den Ausdruck der Zuversicht hinzu, daß auf dem Grunde der gemeinsamen Hingebung für die Macht und Würde der Krone und für das Wohl des Vaterlandes auch die jetzt hervorgetretenen Gegensätze ihre Ausgleichung finden werden.

Die „budgetlose Regierung,“ zu welcher die Regierung sich genöthigt sah, wurde jedoch von dem Abgeordnetenhaufe als ein willkürliches Abgehen von der Verfassung und als eine Verletzung der Rechte der Landesvertretung aufgefaßt. Der Gegensatz gegen das Ministerium kam in der Landtags-Session von 1863 so weit, daß das Abgeordnetenhaus in einer Adresse an den König erklärte: das Haus lehne jede Mitwirkung zur Politik der Regierung nach innen und nach außen ab.

Die Verhandlungen über die endliche Regelung der Heeresreform blie-

ben auch damals fruchtlos. Bald aber sollten die neuen Einrichtungen der Armee sich in einer Kriegsprüfung glänzend bewähren.

**Die auswärtige Politik.** Die Heeresreform war nach des Königs klar ausgesprochener Absicht dazu bestimmt, Preußen in den Stand zu setzen, wenn es gelte, ein schwer wiegendes Gewicht in die Waagschale der Entscheidungen zu werfen. Dieses Zweckes blieb sich die Regierung stets bewußt; namentlich war der Minister von Bismarck in voller Uebereinstimmung mit dem Könige mit dem festen Entschlusse ins Amt getreten, das Ansehen der preussischen Krone auch nach außen zu dem alten Glanze zu erheben. Vom ersten Augenblicke ließ er erkennen, daß es ihm Ernst damit war, den naturgemäßen Einfluß Preußens überall mit erhöhter Kraft zur Geltung zu bringen und in Deutschland wie in Europa das Bewußtsein zu erwecken, daß Preußen in den deutschen, wie in den europäischen Dingen die ihm gebührende Machtstellung im vollsten Maße wieder in Anspruch nehme.

Ein Vorspiel gewissermaßen zu der einflußreichen Wirksamkeit des Ministeriums Bismarck war die eben so rasche, wie wirksame Erledigung des alten Verfassungstreites in Kurhessen. Preußens Rathschläge zur Beilegung der immer wiederkehrenden Wirren zwischen dem Kurfürsten von Hessen und seinem Volke waren von Ersterem bis dahin stets zurückgewiesen oder wenigstens nicht befolgt worden. Da schickte Herr von Bismarck bald nach seinem Eintritte ins Ministerium statt eines Gesandten einen einfachen Feldjäger nach Kassel, um in einer Depesche Preußens Forderungen zur Beilegung des Streites kurz und bündig kund zu thun. Gleichzeitig wurden die militärischen Anordnungen getroffen, um nöthigen Falls Kurhessen von preussischen Truppen besetzen zu lassen. Aber schon drei Tage nach Ankunft des Feldjägers in Kassel waren Preußens Forderungen erfüllt und damit dem langjährigen Streite in Kurhessen ein befriedigendes Ende gemacht.

Bald darauf gab ein Aufstand in Polen der preussischen Regierung Gelegenheit, ihre Selbstständigkeit und Entschlossenheit auch den größeren Mächten gegenüber zu bewähren. Als der Aufstand entbrannte (1863), schloß Preußen alsbald ein Abkommen mit Rußland, welches vorzugsweise darauf berechnet war, die preussisch-polnischen Grenzlande, Westpreußen, Posen und Oberschlesien vor jeder Hineinziehung in die Wirren der Revolution zu wahren. Die militärischen Anordnungen, welche dazu mit Rußland vereinbart wurden, fanden heftigen Widerspruch im preussischen Abgeordnetenhause; namentlich wurde die Beforgniß erregt, daß Preußen durch seine Haltung sich die Feindschaft aller übrigen Mächte zuziehen werde. England, Frankreich und Oesterreich hatten sich allerdings vereinigt, um gemeinschaftlich für die Sache Polens zu wirken. Die preussische Regierung aber behauptete ihre Stellung mit voller Festigkeit, — und der Verlauf der Dinge rechtfertigte ihr Vorhaben. Während es ihr gelang, den Aufstand von den preussischen Provinzen abzuhalten, blieben dagegen alle Bestrebungen der übrigen Mächte zu Gunsten der Polen erfolglos und dienten nur dazu, dieselben durch trügerische Hoffnungen immer tiefer ins Verderben zu stürzen.

In den deutschen Angelegenheiten erwies sich kurz darauf die Festigkeit und das Selbstbewußtsein der preussischen Politik mit ebenso gutem Erfolge. Der Kaiser von Oesterreich trat im Sommer 1863 völlig uner-

wartet und ohne vorherige Verständigung mit dem König Wilhelm, obwohl dieser gerade damals in den österreichischen Staaten verweilte, mit einem Plane zur Reform des deutschen Bundes hervor, zu dessen Verathung er die Fürsten Deutschlands zu einem Fürstentage nach Frankfurt (am Main) berief. König Wilhelm erklärte auf die auch an ihn ergangene Einladung, daß es ihm zur Genugthuung gereiche, den Kaiser von Oesterreich mit sich in Uebereinstimmung zu wissen in Betreff des Bedürfnisses einer zeitgemäßen Umgestaltung der Bundesverfassung, welche ihm selbst jeder Zeit am Herzen gelegen habe; aber er lehnte die Mitwirkung zu den Plänen des Kaisers ab, weil er in denselben den Weg zur Erfüllung jenes Bedürfnisses nicht finden konnte. Der Minister von Bismarck sprach sich dahin aus, es sei der Würde des Königs von Preußen nicht entsprechend, sich nach Frankfurt zur Entgegennahme von Vorschlägen in Bundesangelegenheiten zu begeben, über welche der Rath Preußens nicht vorher gehört sei. Ueber die Sache selbst aber erklärte der preußische Minister schon damals, daß Preußen die Bürgschaften für eine Befriedigung der wahren Interessen und Bedürfnisse der deutschen Nation nur in einer wahren, aus directer Betheiligung der ganzen Nation hervorgehenden National-Vertretung finden könne. An Preußens festem und ruhigem Widerstande scheiterte das übereilte Unternehmen Oesterreichs. Unter den in Frankfurt versammelten deutschen Fürsten wurde bald das Bewußtsein lebendig, daß all ihr Rathen und Thun vergeblich sein müsse, wenn sie nicht Preußens Regierung für ihren Plan gewinnen könnten; sie entsandten deshalb den König von Sachsen an König Wilhelm, um diesen wo möglich noch zur Theilnahme am Fürstentage zu bewegen. Die preußische Regierung blieb jedoch dabei stehen, daß die Pläne Oesterreichs unvereinbar seien mit der berechtigten Stellung Preußens, wie mit den wirklichen Interessen und Wünschen des deutschen Volkes, und verharrete bei ihrer Weigerung. Die Folge war, daß das mit blendendem Glanze und großen Hoffnungen unternommene Werk erfolglos in sich selbst zerfiel. Es trat für Jedermann klar hervor, daß ohne Preußen und vollends gegen Preußen Nichts für Deutschland durchgeführt werden könne.

Bald kam die Zeit, wo die preußische Politik sich auch in eigenen, folgenreichen Thaten bewähren sollte.

## 59. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg (1864).

**Die Schleswig-Holsteinsche Frage.** Durch den am 15. November 1863 erfolgten Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark kam die Angelegenheit der Herzogthümer Schleswig und Holstein, welcher Preußen und ganz Deutschland seit langer Zeit ein lebhaftes Interesse gewidmet hatten, in eine neue Lage. In Folge der früheren Verwickelungen in Bezug auf das Erbrecht in den Herzogthümern war im Jahre 1852 von den europäischen Mächten durch das „Londoner Protokoll“ eine Vereinbarung dahin getroffen worden, daß für den Fall des kinderlosen Ablebens des Königs von Dänemark der damalige Prinz Christian von Glücksburg Thronfolger im ganzen dänischen Reiche (mit Einschluß von Schleswig-Holstein und Lauen-

burg) sein solle. Der Herzog von Augustenburg, welcher aus altem Erb-  
 rechte gleichfalls Ansprüche auf die Herzogthümer erhob, verzichtete gegen eine  
 Geldsumme ausdrücklich auf seine vermeintlichen Rechte. Preußen und Oester-  
 reich hatten das Londoner Uebereinkommen gleichfalls unterzeichnet; — wo-  
 gegen Dänemark sich den deutschen Mächten gegenüber auf das Bestimmteste ver-  
 pflichtet hatte, die politischen Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein zu  
 achten, namentlich eine Verfassung einzuführen, durch welche die Selbstständigkeit  
 und Gleichberechtigung der einzelnen Länder der dänischen Monarchie in der  
 Art sicher gestellt wurde, daß kein Theil dem andern untergeordnet sei, daß  
 keine Einverleibung Schleswigs in Dänemark eintrete, daß eine gleiche Be-  
 rechtigung der deutschen und der dänischen Nationalität in Schleswig zur  
 Geltung gelange, die Regierung Holsteins nach den rechtlich bestehenden, nur  
 auf verfassungsmäßigem Wege abzuändernden Gesetze erfolge. Diese Zusagen  
 wurden jedoch von der dänischen Regierung sehr bald verletzt; dieselbe erließ  
 im Jahre 1855 eine Gesamtverfassung für die dänische Monarchie, welche  
 mit den erwähnten Bedingungen in geradem Widerspruche stand. Der deut-  
 sche Bund erklärte deshalb, daß diese Verfassung für die zum Bunde ge-  
 hörenden Herzogthümer Holstein und Lauenburg nicht zu Recht bestehe, und  
 drohete, da die dänische Regierung sich diesem Ausspruche nicht fügen wollte,  
 im Jahre 1858 mit Bundes-Execution (gewaltsamer Vollstreckung der Bun-  
 desbeschlüsse). Da bequeme sich Dänemark zur Erfüllung eines Theils der  
 gestellten Forderungen; andere blieben noch unerfüllt, aber die Bundes-Exe-  
 cution wurde einstweilen gehemmt und gerieth in Folge des im Jahre 1859  
 ausbrechenden Krieges in Italien vollends ins Stocken.

Als jedoch die dänische Regierung im Jahre 1863 mit der Einführung  
 der erwähnten Gesamtverfassung weiter vorzugehen versuchte, erließ die  
 preussische Regierung alsbald eine bestimmte Erklärung, daß weder der deutsche  
 Bund, noch Preußen als europäische Großmacht das einseitige Zurücktreten  
 Dänemarks von den übernommenen Verpflichtungen dulden könnten. Der  
 Bund beschloß das Executionsverfahren gegen Dänemark wieder aufzunehmen.  
 Die österreichische, die preussische, die sächsische und die hannoversche Regie-  
 rung wurden mit der Vollstreckung beauftragt.

Nachdem die Bundes-Execution bereits eingeleitet war, starb plötzlich  
 der König Friedrich VII. von Dänemark, und Prinz Christian von Glücks-  
 burg folgte ihm als Christian IX. auf Grund des im Jahre 1853 zu  
 Stande gekommenen dänischen Thronfolge-Gesetzes.

König Wilhelm und der Minister von Bismarck waren, als der  
 Tod des vorigen Königs von Dänemark eintrat, von vorn herein entschlossen,  
 die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit nummehr zu Gunsten der Herzog-  
 thümer und Deutschlands zu einer dauernden Entscheidung zu bringen, und  
 Alles daran zu setzen, um die Lösung der alten Streitfrage im Sinne deutscher  
 Ehre und deutscher Macht herbeizuführen. Ueber den Weg aber, welcher  
 hierzu einzuschlagen sei, traten die lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten  
 zwischen der preussischen Regierung und einem Theile des deutschen Volkes,  
 sowie des preussischen Abgeordnetenhauses hervor. In ganz Deutschland ent-  
 stand nämlich eine lebhafte Parteeibewegung, welche die Regierungen dazu zu  
 drängen versuchte, daß sie sich von dem Londoner Protokolle und den damit

zusammenhängenden Vereinbarungen lossagen, den König Christian IX. gar nicht als Herrscher von Schleswig und Holstein anerkannten, vielmehr den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg mit Waffengewalt als Herzog von Schleswig-Holstein einsetzen möchten. Ein großer Theil der deutschen Regierungen ließ sich durch diese Bewegung hinreißen. Das preussische Abgeordnetenhaus unterlag gleichfalls jener augenblicklichen Strömung und erklärte: die Ehre Deutschlands erfordere es, daß sämtliche Regierungen den Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkannten und ihn in der Geltendmachung seiner Rechte unterstützten.

Die preussische Regierung aber war überzeugt, daß auf diesem Wege die Ehre und die Interessen Deutschlands gerade den größten Gefahren ausgesetzt würden, indem ein solches Vorgehen den Widerspruch aller Großmächte, selbst Oesterreichs, hervorrufen und dadurch die ganze Schleswig-Holsteinsche Sache in eine schlimme Lage bringen mußte. Das ganze Bestreben der preussischen Regierung war darauf gerichtet, zur Wahrung der deutschen Interessen einen Weg zu gehen, auf welchem Oesterreich seine Mitwirkung nicht versagen könnte, um vermittelst dieser Gemeinschaft der beiden deutschen Großmächte eine Einmischung der übrigen europäischen Staaten fern zu halten. Eines konnte und mußte von Dänemark unbedingt und sofort gefordert werden, nämlich die Wahrung der Rechte und der selbstständigen Verfassung der Herzogthümer, — der Geltendmachung dieser Forderung konnte sich auch Oesterreich nach Allem, was vorhergegangen war, nicht entziehen. Dagegen stand es mit der anderen Frage, wer der berechnigte Erbe in Schleswig-Holstein sei, keineswegs so einfach und klar, und Oesterreich wäre, selbst wenn Preußen sich vom Londoner Protokoll hätte lossagen wollen, gewiß nicht leicht zu bewegen gewesen, einen gleichen Schritt zu thun. Preußen drang daher, um zunächst die Rechte Holsteins zu wahren, beim deutschen Bundestage darauf, daß die schon früher verfügte Bundesexecution gegen die dänische Regierung nunmehr rasch und kräftig vor sich gehe. Oesterreich schloß sich dieser Forderung an, und dem Einfluß der beiden Mächte gelang es, beim deutschen Bunde durchzusetzen, daß zunächst auf dem Wege der Bundesexecution gegen Dänemark vorgegangen und dadurch den fremden Mächten jeder Grund zur Einmischung genommen würde. Hannover und Sachsen wurden beauftragt, ihre Truppen zuerst in Holstein einrücken zu lassen; als Reserve sollten 25,000 Preußen und 15,000 Oesterreicher an der Elbe nachrücken.

Indem die preussische Regierung das Vorgehen gegen Dänemark auf so vorsichtige Weise in die Wege leitete, gab sie doch auf jede Weise zu verstehen, daß Deutschland sich diesmal keinesfalls wieder durch bloße Versprechungen Dänemarks abfinden lassen dürfe, sondern die militärischen Zwangsmittel so weit ausdehnen und so lange fortsetzen müsse, bis alle Rechtsforderungen Deutschlands von Dänemark vollständig erfüllt und zugleich für den dauernden Bestand dieses Rechtes die nöthigen Bürgschaften gewonnen seien.

Zur Durchführung seiner Absichten und zunächst zur Ausführung der unmittelbar erforderlichen Rüstungen beantragte die Regierung eine Anleihe beim Landtage, das Abgeordnetenhaus aber ging darauf zunächst nicht ein, richtete vielmehr eine Adresse an den König, durch welche es seine Mitwirkung an die

Bedingung knüpfte, daß die Regierung sich bereit erkläre, den Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig und Holstein einzusetzen. Der König wies diese Forderung zurück. Der Ministerpräsident von Bismarck versicherte im Abgeordnetenhaufe: die Politik der Regierung beruhe auf dem Grundsätze, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren, und ebenso, daß kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden solle: vor Allem aber komme es darauf an, das Bundesrecht zu schützen und auf weiter mögliche Ereignisse sich in Zeiten zu rüsten. Das Abgeordnetenhaus verweigerte, obwohl inzwischen die militärischen Maßregeln gegen Dänemark bereits begonnen hatten, dennoch die zu denselben erbetenen Mittel. Die Regierung mußte daher selbstständig und auf eigene Verantwortung weiter vorgehen.

Die Bundesexekution durch sächsische und hannoversche Truppen fand in der Weihnachtswoche 1863 statt: die dänischen Truppen zogen sich ohne Widerstand zurück, und in wenigen Tagen befand sich das ganze Herzogthum Holstein in den Händen der deutschen Bundestruppen.

Nachdem dies erreicht war, ohne daß eine der fremden Mächte gegenüber dem klaren und unbestreitbaren Rechte des deutschen Bundes eine Einmischung versuchte, ging die preussische Regierung einen zweiten wichtigen Schritt weiter vor: sie beantragte beim deutschen Bunde in Gemeinschaft mit Oesterreich auch die Besetzung Schleswigs, Falls Dänemark nicht unverzüglich das verfassungsmäßige Recht dort anerkenne und die widerrechtliche Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie wieder aufhebe. Die Mehrheit der kleineren Bundesregierungen aber wollte vor Allem den Prinzen von Augustenburg erst in Holstein eingesetzt wissen und bis dahin Schleswig unberücksichtigt lassen und lehnte den Antrag Preußens und Oesterreichs ab. Da beschloßen diese beiden Mächte, die Sache nicht mehr blos Namens des Bundes, sondern selbstständig als deutsche Großmächte in die Hand zu nehmen. Sie beauftragten ihre Gesandten in Kopenhagen am 14. Januar, den König von Dänemark aufzufordern, daß er binnen 48 Stunden die in Schleswig widerrechtlich eingeführte Verfassung zurücknehme.

**Ausbruch des Krieges. Räumung des Danewerkes.** Da Dänemark in der Zuversicht auf den Schutz der fremden Mächte, besonders Englands, dieser Aufforderung nicht nachkam, so erhielten die preussischen und österreichischen Truppen den Befehl, in Schleswig einzurücken. Der Oberbefehl war dem greisen Feldmarschall von Wrangel übertragen, der schon früher im Kampfe gegen Dänemark Lorbeeren errungen hatte: unter ihm befehligte der Neffe des Königs, Prinz Friedrich Karl die preussischen Truppen, der Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz die durch Schlesien und die Mark Brandenburg herbeigerückten Oesterreicher.

Am 1. Februar 1864 gab der alte Wrangel den Befehl, „in Gottes Namen drauf zu gehn,“ und alsbald überschritten die verbündeten deutschen Truppen die Eider, den Grenzfluß Schleswigs. Die Oesterreicher rückten auf einer westlichen Linie, die Preußen östlich, zunächst nach der Hafenstadt Eckernförde vor. Hier fand schon am 1. Februar das erste Gefecht zwischen Preußen und Dänen statt, ein Kampf preussischer Artillerie gegen zwei im Hafen liegende Kriegsschiffe, darunter ein Panzerschiff. Dieselben sollten vom Hafen aus durch ihre Batterien das Vorrücken der Preußen hindern.

Nachdem jedoch die Schiffe eine Anzahl Schüsse erhalten hatten, zogen sie sich eilig zurück. Die Preußen besetzten nach kurzem Kampfe die Stadt und die nahe liegenden Höhen.

Die erste Aufgabe der Verbündeten war die Eroberung des Danewerk, einer Reihe von festen Werken und Wällen, welche sich hinter der Schlei quer über einen großen Theil von Schleswig erstreckten, überall geschützt durch Sümpfe, Flüsse und Wasserflächen. Die östliche Ecke des gewaltigen Festungswerks war von der Schlei umflossen, die sich von der Stadt Schleswig bis zum Meere wie ein breiter See ausdehnt und durch ihre Wasserfläche eine natürliche Schutzwehr für das Danewerk bildete. Der schmale Punkt bei Missunde war, um den Uebergang zu verhindern, durch sieben Schanzen und durch einen starken Brückenkopf befestigt.

Am 2. Februar gingen die Preußen gegen Missunde vor. Da die Dänen bis dahin sich überall vor den anrückenden Feinden zurückgezogen hatten, so kam es darauf an, hier zu erproben, ob sie überhaupt zur Vertheidigung des Danewerks entschlossen seien. Prinz Friedrich Karl ließ deshalb am 2. Februar Nachmittags einen Theil seiner Truppen gegen den Brückenkopf vorrücken. Die Infanterie nahm die Verschanzungen bei der Ornumer Mühle mit Sturm und trieb die Dänen in den Brückenkopf zurück; die Artillerie eröffnete ein lebhaftes Feuer gegen die Schanzen, welches von den Dänen kräftig erwidert wurde. Ein dichter Nebel, welcher sich auf die Erde lagerte, erschwerte das Zielen. Es war ein ungleicher Kampf, da sich die Dänen in gedeckten Stellungen befanden und das Terrain genau kannten, die preussische Artillerie dagegen ungedeckt stand und ohne sicheres Anzeichen in den Nebel hineinfuerte. Die Infanterie ging indessen todesmüthig vor, um durch einen raschen Stoß die Schanzen in ihre Gewalt zu bringen; aber überall gerieth sie unter das Kreuzfeuer der Schanzen. Der eigentliche Zweck des Vorgehens war jedoch erreicht, man hatte die Stärke der Stellung erprobt und wußte, daß der Feind sich zu vertheidigen entschlossen sei. Der Kampf konnte daher abgebrochen werden, aber der Tag von Missunde, an welchem die preussischen Truppen sich in heldenmüthiger Tapferkeit bewährt hatten, trug dazu bei, die Zuversicht auf das weitere Gelingen zu erhöhen. — Inzwischen waren die Oesterreicher von der westlichen Seite her gegen das Danewerk vorgerückt und hatten die Dänen durch ein glänzendes Gefecht bei Ober-Selt aus ihren Stellungen vertrieben und in das eigentliche Danewerk zurückgeworfen. Während jetzt der dänische General de Meza einen Angriff auf die festen Werke erwartete und sich bei Schleswig sowohl, wie bei Missunde zur kräftigen Gegenwehr rüstete, hatten die Preußen einen Plan ins Auge gefaßt, um das Danewerk ohne die schweren Opfer eines Sturms in die Gewalt zu bekommen: durch einen kühnen Uebergang über die untere Schlei sollte das Festungswerk umgangen und die dänische Armee im Rücken angegriffen werden.

**Uebergang über die Schlei.** Am 5. Februar in aller Frühe brach Prinz Friedrich Karl mit dem größten Theil seiner Truppen aus der Stellung bei Missunde auf, um drei Meilen weiter östlich über die Schlei zu gehen. Vor Missunde wurden nur soviel Truppen zurückgelassen, als nöthig waren, um durch fortwährendes Artilleriefeuer den Feind zu täuschen und zu beschäftigen. Nach einem beschwerlichen Marsch im heftigsten Schneegestöber trafen

die Truppen am Nachmittage gegenüber Arnis und Kappeln ein, wo der Uebergang unternommen werden sollte. Die Fähre bei Arnis war von den Dänen abgebrochen und das jenseitige Ufer durch zwei mit Kanonen stark besetzte Schanzen vertheidigt. Die Preußen schickten sich an, die Feinde aus Arnis und Kappeln zu vertreiben; die Schlei entlang wurden die preussischen Batterien aufgestellt. Die Dänen aber nahmen den Kampf nicht auf; sie räumten zuerst die Stellung bei Kappeln. Eine preussische Truppenabtheilung setzte bei Nacht auf Rähnen unbehelligt über den Fluß und stellte sich längs des jenseitigen Ufers auf, um den Hauptübergang der übrigen Armee bei Arnis zu decken. Mitten in der Nacht ging die Nachricht ein, daß die Dänen auch Arnis geräumt hatten. Alsbald setzte die Vorhut der Preußen auch dort über den Fluß, um die Verfolgung des Feindes zu beginnen. Die übrige Armee bivouakirte am Ufer bei heftigem Schneegestöber, aber froh und voll Begeisterung. Mit dem ersten Grauen des Morgens begann der Bau einer Brücke über die Schlei. Nach wenigen Stunden war das schwierige Werk fertig, und nun erfolgte der Uebergang. Am jenseitigen Ufer wurde der Feldherr von den Bewohnern mit Freude begrüßt. Gleichzeitig traf auch schon die Nachricht ein, daß die Dänen das ganze Danewerk aufgegeben hatten.

Sobald die Dänen in und vor der Stadt Schleswig während der Nacht durch die aufgestellten Feuerzeichen von dem Uebergange der ersten Preußen Kunde erhalten hatten, räumten sie in größter Hast die Stadt und das gesammte Danewerk, und flohen nach Flensburg zu, mit ihnen auch König Christian, welcher kurz vorher dort eingetroffen war, um Kriegsrath zu halten und seine Truppen anzufeuern. Die Dänen hatten zu dem eiligen Rückzuge allen Grund; denn während sie für den nächsten Morgen einen Hauptangriff von den Desterreichern und der preussischen Garde zu erwarten hatten, droheten die Preußen unter Prinz Friedrich Karl ihnen nunmehr von Norden her in den Rücken zu fallen. Da war keine Zeit zu verlieren, und der Ausbruch erfolgte mitten in der Nacht.

Als der Feldmarschall von Wrangel am Morgen den Abzug der Dänen erfuhr, ordnete er sofort die schleunigste Verfolgung derselben in der Richtung auf Flensburg an. Am Morgen schon rückten Desterreicher in die Stadt Schleswig ein und wurden dort mit Jubel empfangen. Sie setzten alsbald die Verfolgung fort; obgleich die Dänen einen Vorsprung von mehreren Stunden hatten und der Marsch auf der beeisten spiegelglatten Chaussee mit der größten Schwierigkeit verknüpft war, holten die Desterreicher den Feind doch vor Abend bei Deversee (2 Meilen diesseits Flensburg) ein. Ungestim warfen sich die österreichischen Husaren und die sogenannte „eiserne Brigade“ auf die Dänen; es entspann sich ein hartnäckiges, blutiges Gefecht, in welchem die Desterreicher Sieger blieben. Doch waren sie zu erschöpft, um den weitem Rückzug der Dänen nach Flensburg zu hindern. — Während die Desterreicher und die preussische Garde auf dem linken Flügel die Dänen vor sich her trieben, rückte Prinz Friedrich Karl auf dem rechten Flügel längs der Küste mit der größten Beschleunigung vor, um, wenn es möglich wäre, noch vor den Dänen Flensburg zu erreichen. Der Prinz hatte, sobald ihm die Räumung der Danewerke bekannt geworden war, seiner ganzen Cavallerie den Befehl ertheilt, den Feinden so rasch nachzueilen, als es die Kräfte von

Mann und Roß erlaubten. Die eingeschnittenen Wege aber waren schwer zu passiren; als Nachmittags vollends Glatteis eintrat, wurde das Fortkommen immer beschwerlicher. Nach und nach wurde der Weg zu einer spiegelglatten Fläche: die Pferde glitten rechts und links in die Gräben und konnten kaum wieder herausgeschafft werden. Die Reiter mußten absteigen und ihre Pferde am Zügel führen. So konnte die Reiterei nicht viel rascher vorwärts kommen, als das Fußvolk. Nach kurzer Nachtruhe wurde die Verfolgung am frühen Morgen fortgesetzt, und früh vor 8 Uhr rückten die ersten preussischen Ulanen in Flensburg ein, bewunderungswürdig früh mit Rücksicht auf die überwundenen Schwierigkeiten, aber doch zu spät, um den Dänen den Rückzug abzuschneiden, da diese schon einige Stunden zuvor von Flensburg weiter geeilt waren. Noch an demselben Tage rückte die gesammte verbündete Armee von beiden Seiten nach.

Die erste Woche des Krieges vom 1. bis zum 7. Februar hatte die überraschendsten Ergebnisse gehabt: die Eider war überschritten, das Danewerk, die elf Meilen lange Vertheidigungslinie, welche für uneinnehmbar gegolten hatte, ohne ernstliche Vertheidigung aufgegeben: 119 schwere Festungsgeschütze, 20 Stück Feldgeschütze und große Vorräthe waren erbeutet. Aber wichtig vor Allem war das Bewußtsein des großen, rasch errungenen Erfolges.

Das flüchtige dänische Heer hatte sich von Flensburg aus theils nördlich nach Jütland, theils nordöstlich nach der festen Stellung von Düppel und der Insel Alsen zurückgezogen. Die verbündete Armee folgte nach beiden Seiten hin. Der linke Flügel der Oesterreicher und die preussische Garde unter Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz rückte nach der Grenze Jütlands, die preussische Hauptarmee unter Prinz Friedrich Karl nach der Stellung von Düppel. Schon am 18. Februar ging die Vorhut des verbündeten Heeres über die Grenze von Jütland, und die preussische Garde besetzte Kolding, die erste Stadt auf jütischem Boden.

Es war zuerst noch zweifelhaft, ob der Krieg auch auf Jütland ausgedehnt würde. Oesterreich widerstrebte einem solchen weiteren Vorgehen, weil es schien, als müsse durch einen Angriff auf diese durchaus dänische Provinz die Einmischung der fremden Mächte herbeigeführt werden. Bereits drang England auf Bewilligung eines Waffenstillstandes und auf Einleitung von Friedensverhandlungen und mahnte in Wien, wie in Berlin von weiterem Vorrücken ab. Preußen wußte jedoch die Bedenken der österreichischen Regierung zu beschwichtigen: die gemeinsame Fortführung des Kampfes auch in Jütland wurde beschlossen, den Mächten aber die Erklärung gegeben, die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes nach Jütland sei nothwendig, um die verbündete Armee in Schleswig vor Ueberfällen von Jütland her sicher zu stellen. Vom 7. März an rückte ein Theil der verbündeten Armee in Jütland weiter vor, die preussischen Garden unter dem Kronprinzen geradezu auf die Festung Fredericia, in welche sich ein Theil der dänischen Armee zurückgezogen hatte und zu deren Belagerung alle Vorbereitungen unverweilt getroffen wurden.

**Die Eroberung der Düppeler Schanzen. Seegefecht bei Arcona.** Die Preußen unter Prinz Friedrich Karl hatten die schwerste Aufgabe zu erfüllen, welche nach der Eroberung des Danewerkes überhaupt noch übrig

blieb. Außer dem Danewerke gab es in Schleswig noch ein zweites starkes Kriegsbollwerk: die Düppeler Stellung. Diese bestand aus den Düppeler Schanzen und der Insel Alsen. Zwischen zwei Meerbusen (dem von Apenrade nördlich und dem Flensburger südlich) liegt die Halbinsel Sundewitt, ihr gegenüber die Insel Alsen, beide getrennt durch den nur 700 bis 1200 Fuß breiten Alsenfund. Eine fortlaufende Hügelkette säumt auf der Landseite die Halbinsel Sundewitt ein und bildet die eigentliche Düppelstellung. Sieben selbstständige starke Festungswerke auf der Krone des Höhenzuges, dahinter noch drei in zweiter Linie (denen später noch zwei andere hinzugefügt wurden), bildeten eine starke Wehr gegen Westen und lehnten sich zu beiden Seiten an das Meer, welches dort so tief ist, daß Kriegsschiffe dicht herankommen und zur Vertheidigung mitwirken können. Die Werke waren mit mehr als 100 Geschützen der schwersten Gattung bewehrt. Der Raum hinter diesen Schanzen bis zum Alsenfunde hin war zu einem Waffenplatz für eine große Armee eingerichtet. Die Verbindung mit der gegenüber liegenden Insel Alsen war durch zwei Brücken mit stark befestigten Brückenköpfen gesichert. Auf der hohen Küste der Insel selbst waren gleichfalls starke Batterien angelegt. — Nach dieser Düppelstellung hatte sich der Haupttheil der dänischen Armee von den Danewerken aus zurückgezogen, und die dänische Regierung zeigte sich entschlossen, Düppel und Alsen auf das Aeußerste zu vertheidigen. Prinz Friedrich Karl erhielt die Aufgabe, diese feste Stellung zu erobern, um die Dänen ganz aus Schleswig zu vertreiben. Er nahm sein Hauptquartier unmittelbar am Flensburger Busen in Gravenstein. Von da aus führen zwei Wege auf die Halbinsel Sundewitt und nach Düppel, der eine nördlich über Nübel, der andere südlich über den schmalen Eckenfund. Auf beiden Wegen gingen die Preußen entschlossen vor. Nach Besetzung des Fährhauses bei Eckenfund wurde eine Pontonbrücke über den Sund geschlagen, auf welcher die Truppen (am 17. Februar) hinübrückten und die kleine Halbinsel Broaker besetzten. Zwar erschien Tags darauf das große dänische Panzerschiff „Rolf-Krake“ am nahen Ufer, um mit starkem Geschützfeuer die Brücke zu zerstören, aber die Preußen erwiderten das Feuer aus zwei am Ufer eiligst angelegten Batterien mit so wohlgezielten und so wirksamen Schüssen, daß das gefürchtete Kriegsschiff nach anderthalbstündigem Geschützkampfe sich eiligst in die See zurückzog. Inzwischen waren die Preußen auch auf dem nördlichen Wege vorgeedrungen und hatten Nübel besetzt. Zunächst kam es nun darauf an, sich von dem Zustande der Schanzen und der Vertheidigung derselben Kenntniß zu verschaffen: ob dieselben ohne Weiteres durch einen kräftigen Sturmanlauf oder erst nach einer regelrechten Belagerung würden erobert werden können. Um sich dessen zu vergewissern, waren vor Allem mannichfache umfassende Reconnoissirungen erforderlich. Bei einem ersten solchen Vorrücken wurde die Büffelkoppel, eine bewaldete Anhöhe, mit Sturm genommen und die Dänen in die Schanzen zurückgeworfen, — aber Sturm und Schneegestöber hinderten zunächst die genaue Besichtigung der Festungswerke. Wiederholte Reconnoissirungen ließen indeß immer klarer die bedeutende Stärke der Düppelstellung erkennen. Von den 10 Schanzen waren 6 geschlossene feste Werke. Links wurde jeder Angriff durch die im Wenningbund liegenden Kriegsschiffe, rechts durch die Kanonenboote und

Schiffe im Alsenner Sunde, sowie durch die Küstenbatterien auf der Insel Alsen erschwert. Die gut angelegten Schanzen selbst beherrschten aber vollständig das Gebiet auf 3000 Schritt Entfernung. Das Terrain stieg von dieser Ausdehnung nach den Schanzen hinauf völlig festungsartig an, und die Dänen hatten nicht versäumt, alle Gehölze, unter deren Schutz der Feind sich etwa hätte nähern können, abzuhaufen; auch alle Gehöfte wurden abgebrannt, damit das Geschützfeuer von den Schanzen nach allen Linien hin ungehindert gerichtet werden könnte. Zur Verstärkung der Schanzen war Alles aufgewendet, Pallisaden, Sturmpfähle, unterirdische Minen u. s. w. Die Angreifer überzeugten sich bald, daß sie es nicht mit einfachen Feldschanzen, sondern mit einem starken Festungswerke zu thun hatten, gegen welches eine förmliche Belagerung nöthig war.

Während man sich vor Düppel noch zu dem entscheidenden Schlage rüstete, führten die Preußen an der Küste von Holstein einen kühnen und glücklichen Handstreich aus. Die zu Schleswig gehörende Insel Fehmarn an der Ostküste von Holstein befand sich noch in der Gewalt der Dänen, welche von da aus Holstein fortwährend mit feindlicher Landung bedroheten. Die in Holstein stehenden preussischen Truppen erhielten deshalb den Befehl, die Insel Fehmarn in ihre Gewalt zu bringen. Am 15. März Abends wurden alle irgend aufzutreibenden Boote heimlich nach einem der Insel gegenüberliegenden Fährhause gebracht und kurz nach Mitternacht schifften sich auf denselben 3 Compagnien vom (brandenburgischen) 48. Regiment ein, um über die eine Viertelmeile breite Meerenge überzusetzen. Schwarze Nacht lag auf dem Meere, der Sturm rasste und wuchs mit jeder Minute. Die Boote waren zum Einsteigen nicht ans Ufer zu bringen; durch Wagen, die mit Brettern belegt wurden, machten sich die Soldaten eine Brücke zu den Booten. Mit großer Gefahr brachten holsteinsche Schiffer die Boote glücklich hinüber: dort mußten die Truppen, ehe sie den Strand erreichen konnten, bis an die Hüfte durchs Wasser gehen. Zwei dänische Kanonenboote, die im Fehmarnsunde lagen, suchten den Uebergang zu hindern, ihre Schüsse aber gingen fehl und vermochten die Preußen nicht aufzuhalten. Die ersten Truppen, die hinüberkamen, überfielen die dänische Uferwache und machten sie gefangen. Sobald die Uebrigen nachkommen konnten, rückten die Truppen eilig auf das Städtchen Burg, überraschten dort die Besatzung, die größtentheils noch in den Betten lag, und machten Alles zu Gefangenen. Die Bewohner der Insel empfingen die Preußen als Befreier von der dänischen Herrschaft mit großer Freude. Der kühne Handstreich, welcher die Dänen aus der bedrohlichen Stellung in der Flanke von Holstein vertrieb, erregte überall große Bewunderung. Es war ein Vorspiel des späteren wichtigen Uebergangs nach der Insel Alsen.

Seegefecht bei Rügen. Fast gleichzeitig mit diesem Erfolge hatte die junge preussische Kriegsflotte Gelegenheit, sich zum ersten Male mit dem Feinde zu messen. Nachdem die Dänen die Mündungen der Oder und die Häfen von Neuvorpommern in Blockadezustand erklärt hatten, war den preussischen, in Kriegsbereitschaft gesetzten See-Streitkräften der Ostsee der Befehl erteilt worden, der Blockade mit Wahrnehmung jeder günstigen Gelegenheit entgegenzutreten. Demzufolge waren die beiden Schrauben-Korvetten *Arcona* und *Nymphë* unter dem Capitän zur See *Fachmann* von *Swine-*

münde und zwei Abtheilungen Dampfskanonenboote unter Capitän Ruhn aus Stralsund ausgelaufen, zu denen das Dampf- Aviso Loreley von Thieffow her stieß. Am 17. März bekam Capitän Bachmann bei dem Vorgebirge Arcona (auf Rügen) sieben dänische Kriegsschiffe in Sicht (1 Linienschiff, 2 Fregatten, 2 Korvetten, 1 Panzerschooner, sämmtlich Schraubenschiffe). Capitän Bachmann beschloß den Angriff trotz der ihm gegenüberstehenden großen Ueberlegenheit: er wollte den Dänen wenigstens zeigen, daß sie nicht mehr unbestritten Herren der Ostsee seien. Er ließ die Dampfskanonenboote, die nach den Umständen nicht unmittelbar mit zu verwenden waren, unter Land zurückziehen, „Arcona“, „Nympe“ und „Loreley“ aber in einer offenen Ordnung aufstellen. Die dänischen Schiffe hatten sich gleichfalls gesammelt und in zwei Reihen aufgestellt. Um 2 Uhr eröffneten die preussischen Schiffe das Feuer, welches von den Dänen alsbald erwidert wurde. Das Gefecht währte volle drei Stunden. Erfolge konnten die preussischen Schiffe bei der Ueberzahl der dänischen Fahrzeuge und Geschütze (179 dänische Kanonen gegen 56 preussische) nicht erwarten. Nach tapferem, ehrenvollem Gefecht zogen sich die preussischen Schiffe, von der Uebermacht lebhaft verfolgt, nach Swinemünde zurück und erreichten glücklich den Hafen. Der Kampf der jungen Marine, in welchem Offiziere und Mannschaften die größte Kaltblütigkeit, Ruhe und Sicherheit zeigten und die See-Artillerie eine große Tüchtigkeit bewährte, erregte überall eine freudige und lebhafteste Theilnahme. Die Dänen gaben es in Folge dieses Gefechtes auf, die Blockade ernstlich zur Ausführung zu bringen.

Die Beschießung der Düppeler Schanzen. Trotz der Schwierigkeiten, die der Bau der Batterien vor Düppel in dem schweren Boden und bei abwechselndem Schnee- und Regenwetter darbot und trotz der noch größeren Mühen, die gewaltigen Belagerungsgeschütze in den grundlosen Wegen vorwärts zu bringen, war es dennoch bis Mitte März gelungen, die ersten Batterien zu beendigen und zu bewehren. Am 15. März begann (bei Gammelmark) die Beschießung. Trotz des sturmartigen Westwindes bewährte sich von vorn herein die Tüchtigkeit der preussischen Artillerie und ihrer Geschütze. In den Schanzen war die bedeutende Wirkung der Geschosse alsbald zu bemerken: selbst bis Sonderburg auf Alsen, auf eine Entfernung von mehr als einer halben deutschen Meile, trafen die Kugeln mit bewunderungswürdiger Sicherheit. — Um das Fortschreiten der Belagerungsarbeiten zu stören und die Preußen aus ihren Stellungen zu verdrängen, machten die Dänen vielfach Ausfälle aus den Schanzen mit erheblichen Truppenmassen, wobei es zu ersten Gefechten kam. So am 17. März, wo die (westphälische) Brigade Göben im heftigsten Feuer den feindlichen Angriff auf Rackebüll siegreich zurückschlug, während die (brandenburgischen) Brigaden Röder und Canstein das Dorf Düppel in lebhaftem Gefechte nahmen und auch das vorliegende Gebiet behaupteten, so daß die preussischen Vorposten bis auf wenige hundert Schritte von den Schanzen vorrücken konnten. Vergeblich suchten die Dänen vom Alsenhunde her durch eine ganze Flotte von Kanonenbooten und Kriegsschiffen aus weiter Ferne die preussischen Batterien bei Gammelmark zu zerstören; sie mußten sich ohne Erfolg wieder entfernen. Von Seiten der Preußen wurde aber die Beschießung der Schanzen regelmäßig

fortgesetzt und durch dieses Bombardement ein Theil der Schanzen von Tage zu Tage unbrauchbarer und so für den endlichen Sturm zugänglicher gemacht.

Um sich aber den Schanzen unmittelbar nähern zu können, mußten zunächst gedeckte Stellungen durch Anlegung von Laufgräben gewonnen werden. Zu solchem Zwecke erhielt die (brandenburgische) Brigade Raven am Abend des ersten Osterfeiertages den Befehl, die feindlichen Vorposten noch weiter zurückzuwerfen, damit die Erdarbeiten vor Störung gesichert würden. Am andern Morgen (28. März) um 2 Uhr rückten die Truppen in der größten Stille aus. Um ¼4 Uhr trafen sie auf den Feind: ohne einen Schuß zu thun, stürzten sie sich auf denselben, warfen ihn und nahmen von der vorgeschriebenen Stellung Besitz. Kaum hatten sie die Arbeit des Eingrabens begonnen, so kehrte der Feind mit verstärkter Macht zurück. Die Preußen aber drängten ihn wiederum zurück und rückten nunmehr bis dicht an die Schanzen vor. Gegen diese Stellung eröffneten die Dänen aus den Schanzen ein mörderisches Feuer, und nachdem inzwischen der Tag angebrochen war, griff auch „Kolf Krake“ vom Wenningbunde her die preussischen Truppen mit einem Hagel von Kartätschen und Granaten an. Diese gingen nunmehr bis zu der vorher eroberten Stellung, auf die es von vorn herein abgesehen war, zurück und behaupteten dieselbe. Der beabsichtigte Erfolg war vollständig erreicht und schon in der Nacht zum 30. März konnten die Preußen in aller Stille und ohne Störung Seitens des Feindes die erste Parallele zur gedeckten Annäherung an die Schanzen anlegen. In den folgenden Nächten wurde sie erweitert und mit Geschützen versehen, und am 2. April konnte das Bombardement auf die Schanzen aus den Batterien beginnen.

An demselben Tage aber sollte an anderer Stelle ein Unternehmen versucht werden, dessen Gelingen alle weiteren Belagerungsarbeiten und die Erstürmung der Schanzen überflüssig gemacht hätte. Alles war heimlich vorbereitet, um schon damals einen Uebergang nach Alsen zu unternehmen, so den Dänen in den Rücken zu kommen und ihr Heer zu vernichten. Von Ballegaro aus sollte die Hälfte des preussischen Heeres auf 140 Pontons und Rielbooten über die Alsen-Fährde übergesetzt werden. Gleichzeitig sollte die preussische Flotte auslaufen, damit die dänischen Kriegsschiffe von Alsen abgezogen würden und den Uebergang nicht hindern könnten. Um aber die Aufmerksamkeit der Dänen von dem Unternehmen abzulenken, wurde gleichzeitig ein allgemeines Bombardement der Schanzen angeordnet. Der Plan war reiflich überlegt, alle Vorbereitungen glücklich und ungemerkt durchgeführt. In der Nacht zum 2. April wurden die Pontons auf Bauerwagen von allen Seiten heimlich herbeigeschafft. Um 1 Uhr Morgens war Alles zur Stelle. Inzwischen war das bisherige schöne Wetter starkem Wind und Regen gewichen. Um Mitternacht hatte sich Sturm erhoben, der die Wellen mit Macht an das Ufer peitschte. An der Küste entstand eine völlige Brandung. Die Sachverständigen erklärten es für ganz unmöglich, auch nur ein Ponton ins Wasser zu bringen, die Wellen mußten es sofort füllen und zum Sinken bringen. Vollends aber werde man das Land an dem anderen Ufer gar nicht in der Gewalt haben. Der Macht der Elemente gegenüber mußte auf den Versuch verzichtet werden. Die Truppen, die zur Einschiffung bereit

standen, wurden zurückgezogen. Bevor der Tag anbrach, waren sämtliche Fahrzeuge wieder vom Ufer entfernt. So war ein Unternehmen aufgegeben, welches, wenn es gelang, viele Opfer, besonders den Sturm auf Düppel erspart und Alsen schon damals in die Hand der Preußen gebracht hätte. Doch, das völlige Gelingen sollte eben nicht durch einen, sondern durch zwei Ruhmestage erreicht werden, durch den Sturm der Düppeler Schanzen und durch die spätere Eroberung von Alsen. Während das „Project von Vallegaard“ scheiterte, war das zur Verdeckung desselben angeordnete Bombardement der Schanzen mit aller Macht ausgeführt worden, und die Dänen wurden dadurch in der That in die Täuschung versetzt, daß bereits der Sturm auf die Schanzen beabsichtigt sei. Das gewaltige Feuer der preussischen Batterien war nicht bloß auf die Schanzen, sondern auch gegen die Stadt Sonderburg, den dänischen Hauptwaffenplatz auf der Insel Alsen gerichtet, und die Wirkung war eine so mächtige, daß ein großer Theil der Stadt bald in Flammen stand. Da jedoch der Plan von Vallegaard, den das Bombardement unterstützen sollte, aufgegeben war, so kam es nunmehr darauf an, vor dem eigentlichen Sturme erst noch die Annäherungsarbeiten fortzusetzen. Bis zum 14. April wurden noch zwei weitere Parallelen angelegt; König Wilhelm wollte, daß die Arbeiten so dicht wie möglich an die Schanzen hinan fortgeführt würden, damit die Truppen beim eigentlichen Sturme nur eine geringere Strecke zu durchlaufen hätten und daher die Zahl der Opfer geringer wäre.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen war auf den 18. April angesetzt. Schon mehrere Tage zuvor waren die sechs Sturmcolonnen, welche das Unternehmen ausführen sollten (je eine Compagnie von jedem Bataillon Infanterie) ausgelooßt worden. Die Mannschaften, die der gefährvollen Ehre theilhaftig werden sollten, hatten sich dazu durch den gemeinsamen Genuß des heiligen Abendmahls in ernster Weise vorbereitet. Am frühen Morgen rückten sie in die dritte Parallele. Um 4 Uhr früh begann ein neues Bombardement aus allen preussischen Batterien; um 10 Uhr sollte der Sturm beginnen. Zehn Minuten vorher trat ein Feldgeistlicher an die Sturmcolonnen und hielt an dieselben eine einfache, aber ergreifende Ansprache, der alle mit entblößtem Haupte und Thränen in den Augen zuhörten. Darauf beteten die Truppen ein stilles Gebet und dann segnete sie der Prediger und rief: „Gehet mit Gott.“

In demselben Augenblicke schwieg das Feuer der Geschütze. Es war 10 Uhr. Eine lautlose kurze Pause folgte, dann schlugen die Tambours den Sturmmarsch, drei Musikhöre spielten: „Ich bin ein Preuße,“ und mit tausendstimmigem Hurrah ging es auf die Schanzen los. Der Feind begrüßte die Angreifer mit dem heftigsten Infanterie- und Kartätschfeuer, aber dasselbe vermochte den Ungestim der vorwärts stürmenden Truppen nicht aufzuhalten. Ohne einen Schuß zu thun, eilten sie vorwärts, unaufhaltsam ging jede Colonne auf die ihr bezeichnete Schanze los. Die Kartätschen fielen wie dichter Hagel ein; aber mit der klingenden Musik hinten, die Pioniere voran, stürmten die Truppen auf die Schanzen los, warfen über die davorliegende doppelte Eggenreihe Sandsäcke, schnitten und zerhieben die Drahtgitter und erstiegen in beständig wechselndem Zickzacklaufe die Schanzen. An einer Stelle standen die Stürmenden vor Pallisaden, eine Oeffnung war nirgends vor-

handen. Da trat, wie erzählt wird, ein einfacher Pionier (Klinke) vor und sagte zum Offizier: „ich werde Lust schaffen, besser einer als zehn.“ Damit warf er einen Pulversack unter die Pallisaden und stieß die Lunte hinein. Halb verbrannt flog er selbst nach der einen, die Pallisaden nach der anderen Seite und durch die gewonnene Oeffnung ging die Colonne zum Siege vor.

Nach zehn Minuten schon wehte die erste preußische Fahne von der sechsten Schanze, dem riesigsten der Werke, kurz darauf von der ersten, dritten und fünften, dann nach heftigem Kampfe auch von der vierten und zweiten. Am wildesten wogte der Kampf um die Schanzen 8, 9 und 7; doch auch diese Werke fielen den ungestümen Angreifern bald in die Hände. Die Dänen leisteten tapfere Gegenwehr, besonders die Kanoniere, welche zum Theil bis auf den letzten Mann bei den Geschützen blieben. Der größte Theil der in den Schanzen selbst kämpfenden Dänen wurde gefangen; die weiterhin stehenden dänischen Truppen wandten sich alsbald zum Rückzuge über die beiden großen Brücken nach Alsen. Die Preußen aber hatten kaum die Schanzen in ihrer Gewalt, als auch die hinter den Sturmcolonnen im zweiten Treffen stehenden Truppen schon nachstürmten. Aufgelöst in eine lange Kette, trieben sie die Dänen vor sich her und gestatteten ihnen keinen Aufenthalt. Vergebens war das heftige Kartätsch- und Granatfeuer von den Batterien der Insel Alsen, von den Wällen der Brückenköpfe und von dem in der Bucht herandampfenden Panzerschiff *Nolf Krake*; unaufhaltsam drangen die preußischen Truppen vor und eroberten die beiden Brückenköpfe. Die Flucht der Dänen nach Alsen hatten sie jedoch nicht mehr zu hindern vermocht. — Um 2 Uhr war kein Feind mehr diesseits des Alsenjundes. Die zehn Schanzen, das dahinter liegende feste Lager, die beiden Brückenköpfe waren genommen, die Düppelstellung war in den Händen der Preußen. Kein Kampf mehr, nur über den Alsenjund einher donnerte noch das Feuer der Geschütze. Bald schwieg auch dieses.

Ein großer Sieg war in wenig Stunden errungen. Prinz Friedrich Karl, der mit dem Kronprinzen, den übrigen Prinzen und dem greisen Feldmarschall *W r a n g e l* auf einem nahen Hügel hielt, entblöste, als er die glückliche Kunde erhielt, sein Haupt und dankte Gott für den herrlichen Erfolg. Der Sieg hatte manch schweres Opfer gekostet. Etwa 70 Offiziere und nahezu 1200 Mann waren todt oder verwundet, aber so schmerzlich diese Verluste waren, sie standen nicht im Verhältniß zur Größe des Errungenen. Die Dänen hatten ihrerseits weit über 5000 an Todten und Verwundeten. Vom König Wilhelm kam wenige Stunden nach beendigtem Kampfe ein Telegramm in folgenden Worten an Prinz Friedrich Karl: „Nächst dem Herrn der Heerschaaren verdanke ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung aus und Meinen königlichen Dank für ihre Leistungen.“ Der König wollte es sich aber nicht versagen, seine tapferen Truppen selber zu sehen. Er begab sich alsbald nach den Herzogthümern, wo er von der Bevölkerung, sowie von dem Heere mit Begeisterung empfangen wurde. Bei Gravenstein hielt er eine Besichtigung der Sturmcolonnen ab und richtete an dieselben erhebende Worte des Dankes. Dann besuchte er die Verwundeten in den Lazarethen und sprach jedem Einzelnen Trostesworte zu. Der Bevöl-

ferung der Herzogthümer aber gab der König die Versicherung, daß er ihre Sache zu einem guten Ende führen werde, und durch ganz Deutschland ging jetzt die Zuversicht, daß die Befreiung der deutschen Brüder in Schleswig und Holstein von der dänischen Herrschaft wahrhaftig und vollständig erreicht werden müsse. Die Tapfersten der Düppelkämpfer wurden ausgewählt, um die eroberten Geschütze (mehr als 100 an der Zahl) nach Berlin zu geleiten, wo am 4. Mai der feierliche Einzug unter dem Jubel der Bevölkerung stattfand.

Bald nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen rückte der größere Theil der preussischen Truppen mit dem Belagerungsgeschütz aus dem Sundewitt ab, um an dem weiteren Vorgehen in Jütland Theil zu nehmen. Zunächst sollte die Festung Fridericia belagert werden. Dort stand der General von Sablenz mit dem österreichischen Armeecorps. Der größere Theil der preussischen Garden war in der letzten Zeit nach Düppel gezogen worden und hatte sich am dortigen Siege betheiliget. Jetzt kehrten dieselben vor Fridericia zurück. Die Vorbereitungen zur Belagerung der Festung wurden mit Eifer getroffen. Die Dänen aber warteten dieselbe nicht ab. Vermuthlich verzweifelten sie, daß die Festung, zumal gegen die preussische Artillerie, sich würde halten können, und um ihre Besatzungsarmee zu retten, zogen sie vom 27. bis 29. April mit Zurücklassung von 197 Geschützen heimlich nach der Insel Fühnen ab. Am 29. April konnten die Oesterreicher und Preußen ohne Schwertstreich in Fridericia einziehen.

Unterdeß waren die preussischen Truppen auf dem linken Flügel weiter nach dem Norden von Jütland vorgerückt. Dabei gab es vielfach kleinere Vorpostengefechte, stets siegreich für Preußen, — die Dänen aber zogen sich immer weiter zurück und nach wenigen Tagen schon war ganz Jütland bis zum Lymfjord, einer Meerenge, welche die nördlichste Spitze der Halbinsel abschneidet, von den Preußen besetzt.

Zu derselben Zeit hatte bei Helgoland das kurz vorher in der Nordsee vereinigte österreichisch-preussische Geschwader (zwei österreichische Fregatten und drei preussische Kanonenboote) ein Seegefecht gegen drei dänische Fregatten zu bestehen. Nach einem zweistündigen Kampfe, in welchem die preussischen kleinen Schiffe sich durch die Schnelligkeit ihrer Manöver und durch die Vortrefflichkeit ihrer Geschütze auszeichneten, zogen sich die Dänen nordwärts zurück, die preussischen und österreichischen Schiffe nach Cuxhafen.

**Die Londoner Conferenzen.** Unterdeß war es den eifrigen Bemühungen Englands, welches der Sache Dänemarks eine große Theilnahme widmete, gelungen, die übrigen Mächte, welche das frühere Londoner Protocol unterzeichnet hatten, zu gemeinsamen Conferenzen Behufs Beilegung des dänischen Streites zu bestimmen. Preußen hatte sich zur Theilnahme an solchen Berathungen nur unter der Bedingung bereit erklärt, daß nicht mehr die früheren Abmachungen mit Dänemark, die sich thatsächlich als ungenügend erwiesen hatten, um das deutsche Recht in den Herzogthümern zu schützen, als Grundlage der Conferenzen betrachtet würden. Ferner verlangten Preußen und Oesterreich, daß auch der deutsche Bund zu den Verhandlungen zugezogen würde. Beides wurde zugestanden, und so kamen denn die Conferenzen im April zu Stande. Dieselben vermittelten zunächst einen Waffen-

stillstand. Bei den weiteren Verhandlungen erklärte der preussische Minister von Bismarck im Einverständniß mit Oesterreich, daß Preußen sich von allen Verpflichtungen gegen den König von Dänemark frei fühle und in Gemeinschaft mit den übrigen Großmächten eine anderweitige Regelung der Herrschaft über Schleswig-Holstein anbahnen wolle. Bei dieser Regelung müßten neben der gewissenhaften Prüfung der Erbansprüche vorzugsweise die Interessen und Wünsche der Herzogthümer selbst, ferner die Interessen Deutschlands ins Gewicht fallen. Diese bestimmte Erklärung Preußens hatte sofort zur Folge, daß fast alle Mächte, mit Ausnahme Dänemarks, die Londoner Uebereinkunft von 1852 fallen ließen. Dänemark aber widerstrebte auch bei den weiteren Verhandlungen jeder Anerkennung der staatlichen Selbstständigkeit der Herzogthümer; um so entschiedener verlangte Preußen die Trennung derselben von Dänemark, die Herstellung eines besonderen Schleswig-Holsteinschen Staatswesens in inniger Verbindung mit Deutschland. Die anderen Mächte zeigten sich geneigt, auf eine solche Lösung einzugehen. Um die Gunst dieser Stimmung zu benutzen und eine rasche Erledigung herbeizuführen, einigte sich die preussische Regierung mit der österreichischen dahin, die Verbindung von Schleswig und Holstein zu einem eigenen Staate vorzuschlagen, und zwar unter der Herrschaft des Prinzen von Augustenburg, Falls die Rechte desselben als gültig anerkannt würden. Dabei sollten aber die Herzogthümer jedenfalls in eine enge und gesicherte Verbindung zu Schutz und Trutz mit Deutschland treten.

Ein Theil der anderen Mächte, besonders Frankreich, gingen bereitwillig auf die Gründung eines eigenen Schleswig-Holsteinschen Staates ein; nur über die Ausdehnung, in welcher Schleswig dem neuen Herzogthume zugewiesen werden sollte, herrschten Meinungsverschiedenheiten, indem verlangt wurde, daß der nördliche Theil, dessen Bevölkerung zum Theil dänisch spricht, bei Dänemark verbleibe. Ueber die Grenze aber, bis zu welcher dieser dänische Theil reichen sollte, gingen die Ansichten weit auseinander. Dänemark beharrte jedoch bei der Ablehnung aller gemäßigten Vorschläge, selbst als alle Mächte zur Annahme derselben drängten. Hieran scheiterten alle Versuche zur Verständigung und die Conferenzen gingen bei Ablauf des Waffenstillstandes fruchtlos auseinander. Preußen hielt sich nunmehr, da der Krieg von Neuem beginnen mußte, an keinen der Vorschläge mehr gebunden, die es während der Conferenzen um einer raschen Verständigung willen gemacht hatte.

Es schien einen Augenblick zweifelhaft, ob Oesterreich bereit sein würde, die kriegerische Gemeinschaft mit Preußen weiter fortzusetzen. England zumal setzte Alles daran, Oesterreich jetzt von Preußen zu trennen. Aber eine Zusammentkunft des Königs Wilhelm mit dem Kaiser von Oesterreich und ihrer Minister von Bismarck und Graf Rechberg in Karlsbad diente dazu, das frühere Einverständniß neu zu befestigen und bestimmte Verabredungen über den weiteren Feldzug zu treffen. Vor Allem kam es darauf an, die gänzliche Besitznahme von Schleswig durch die Eroberung der Insel Alsen zu vollenden, ferner ganz Jütland zu besetzen.

**Die Eroberung der Insel Alsen (29. Juni 1864).** Unmittelbar nach Ablauf des Waffenstillstandes ertheilte Prinz Friedrich Karl, welcher inzwischen zum Oberfeldhern ernannt worden war, dem General Her-

warth von Bittenfeldt den Befehl, in den nächsten Tagen vom Sundewitt aus eine Landung an der Insel Alsen zu unternehmen. Der General beschloß, am 29. am frühen Morgen mit seinem ganzen Corps auf bereit gehaltenen Booten und auf Pontonbrücken den Alsenfund zu überschreiten. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens waren sehr bedeutend. Die Kriegsgeschichte kennt nur wenige Beispiele eines Flußüberganges im Angesichte des Feindes; hier aber galt es, einen Meeresarm zu überschreiten, dessen Breite, Tiefe und reißende Strömung das Schlagen einer Brücke nicht möglich machten, dessen feindliches Ufer mit zahlreichen, wohl armirten Batterien und Schanzen dicht besetzt war. Es galt, sich dem fremden Elemente auf einer Anzahl leichter Boote anzuvertrauen, nicht nur von Wetter und Wind, sondern auch von zahlreichen, das Meer beherrschenden feindlichen Kriegsschiffen bedroht, unter denen die gepanzerten Kriegsschiffe besonders schwere Gefahren bringen konnten; und selbst wenn die Landung der ersten Bataillone glückte, so mußte man darauf gefaßt sein, auf einen überlegenen Feind zu stoßen, der, längst auf diesen Angriff vorbereitet, während der Waffenruhe Zeit genug gehabt hatte, seine Truppen neu zu organisiren und alle Vorkehrungen zu treffen, um jeden Landungsversuch energisch zurückzuweisen. Aber der preussische Befehlshaber wußte, daß er das schwierige Unternehmen Truppen von erprobtem Unternehmungsgeiste und von kaltblütiger Unererschrockenheit anvertraute. Das Unternehmen wurde kühn beschlossen, sorgsam vorbereitet und dann mit einer solchen Schnelligkeit und Energie ausgeführt, daß der vollständige und glänzende Sieg mit verhältnißmäßig geringen Opfern errungen wurde. Man hatte von allen Seiten weither 160 flachgehende Rähne auf Wagen herbeigeschafft und vier Pontonnier-Compagnien waren zur Besetzung derselben mit Ruderkräften herbeigezogen. In der Nacht zum 28. Juni wurden die Batterien am Ufer gegenüber Alsen mit schwerem Geschütz verstärkt. In der folgenden Nacht wurden die Boote auf vier verschiedenen Punkten unbemerkt vom Feinde ans Ufer gebracht. Die Truppen sammelten sich mit Einbruch der Finsterniß; um Mitternacht traf General Herwarth mit seinem Stabe ein. Die Leute waren mit Mützen bekleidet, ohne Gepäck. Mit dem Schlage 2 Uhr am Morgen des 29. Juni wurden die Rähne ins Wasser gesetzt und, nachdem sie bis zur Gürteltiefe hineingebracht waren, von den Mannschaften bestiegen. Zuerst sollte die Division des Generals von Manstein übergehen, die jetzt aus der brandenburgischen Brigade Röder und der westphälischen Brigade Göben bestand, — ihr sollte General von Witzingerode mit der westphälischen Brigade Schmid und der brandenburgischen Canstein folgen. Mit den zur Ueberfahrt vorhandenen Mitteln konnten jedes Mal nur 3½ Bataillone gleichzeitig übergehen. Jede Abtheilung stieg an vier verschiedenen Punkten in die Boote und sollte an eben so vielen Stellen auf einer gegenüberliegenden Landspitze aussteigen. Die Brigade Röder und das brandenburgische Jägerbataillon gingen als Avantgarde zuerst über. Die Generale von Manstein und Röder befanden sich in den vordersten Booten. Als die Boote etwa 200 Schritt vom Ufer entfernt waren, knallten ihnen, weithin durch die Dämmerung sichtbar, die ersten Schüsse der feindlichen Postenkette entgegen. Die Mannschaften in den Booten erwiderten das Feuer und beantworteten den ersten Kartätschenhagel mit einem donnernden Hurrah. Sie

näherten sich dem jenseitigen Ufer: aus den Booten springend und am feichten Strande durch das Wasser watend, gewannen sie den feindlichen Boden, erstürmten die Batterien und warfen den Feind, der seine Gräben hartnäckig zu vertheidigen suchte, in das nahe Gehölz Fohlenkoppel zurück. Inzwischen hatten die Dänen auf der ganzen Insel Feuerzeichen ausgesteckt, welche den preussischen Angriff, weithin leuchtend, anzeigten. Die Boote eilten indessen, von den rastlos rudernden Pionieren geführt, nach dem anderen Ufer zurück. Begünstigt von stiller See ging das Uebersetzen in verhältnißmäßig kurzer Zeit glücklich von Statten. Auch die Artillerie, die Cavallerie, die Aerzte mit den Ambulancen wurden auf zwei aneinander befestigten Pontons übergesetzt. Der Feind suchte die Ueberfahrt durch ein heftiges Artilleriefeuer von einer seitwärts liegenden Schanze zu stören. Auch der „Kolf Krake“ kam aus einer Bucht herbei und bestrich den Sund der ganzen Länge nach mit seiner Bombenfeuer. Die trefflich gezielten Schüsse der preussischen Ufer-Batterien nöthigten ihn aber nach kurzer Zeit, das Weite zu suchen. Um  $\frac{1}{4}$  Uhr Morgens waren die 11 Bataillone der Division Manstein am Ufer von Alsen und rückten nach Süden vor. Die Fohlenkoppel wurde alsbald genommen. Beim Dorfe Kjär hatten sich die Dänen gesammelt und Verstärkung herangezogen, und leisteten den zuerst vorgerückten Brandenburgern heftigen Widerstand. Bald aber eilten die inzwischen übergesetzten Abtheilungen der Brigade Göben nach, auch Feldartillerie rückte herbei, und um 6 Uhr war der Kampf bei Kjär zu Gunsten der Preußen entschieden. Um 8 Uhr war die Stadt Sonderburg genommen. Die Dänen steckten sie beim Abziehen in Brand; den preussischen Truppen gelang es, den Brand zu dämpfen. Der Rückzug der Dänen wurde immer eiliger. Noch zweimal kam es zu ernstem Gefechte, aber die Widerstandskraft der Dänen war gebrochen, und mit großem Verluste eilten sie durch die Halbinsel Refenis nach ihren Schiffen. Prinz Friedrich Karl hatte sich inzwischen auch nach Sonderburg übersetzen lassen und war von dort den verfolgenden Truppen nachgeeilte, überall mit lebhaftem Jubel begrüßt. Die Verluste der Dänen waren sehr bedeutend; sie ließen weit über 2000 Gefangene in den Händen der Preußen, nahezu 1000 Mann mochten todt oder verwundet sein. Den Preußen kostete der glorreiche Tag nur 373 Mann an Todten und Verwundeten. Prinz Friedrich Karl konnte von demselben in einem Armeebefehle an die verbündete Armee sagen: „Es war ein in der Kriegsgeschichte einzig dastehender Uebergang über einen Meeresarm, ein Sturm zu Wasser gegen gut vertheidigte Schanzen.“ In allen Ländern wurde der klug ersonnenen, rasch und kräftig ausgeführten Eroberung der stark befestigten Insel laute Bewunderung gezollt.

Der Tag von Alsen hatte alsbald auch die wichtigsten Folgen für die Stimmung in Dänemark. Durch den betäubenden Schlag, den die Preußen unerwartet geführt, sank der zum Kriege drängenden Partei in Kopenhagen der Muth. Man traute den Preußen nummehr Alles zu, man sah sie im Geiste bereits auch nach der Insel Fühnen übersetzen und von da nach Seeland und Kopenhagen ziehen. So wurde denn der prahlerische Ton dort mit einem Male sehr kleinlaut, und der König von Dänemark selbst machte sich von dem Rathe der Kriegspartei los und berief neue Minister, welche die

Aufgabe erhielten, durch ein Einlenken auf der Bahn des Friedens Dänemark vor weiteren Verlusten zu bewahren. Vor Allem sollte ein Waffenstillstand erstrebt werden.

**Die letzten Kriegsthaten; der Friede zu Wien.** Bevor es aber zum Waffenstillstand kam, setzten die verbündeten Mächte Alles daran, wo möglich noch ganz Jütland in ihre Gewalt zu bekommen. Gleich nach der Eroberung Alsens stieß ein großer Theil der bisher im Sundewitt stehenden Preußen zu der Armee in Jütland. Der General Vogel von Falckenstein ging am 9. u. 10. Juli mit seinem Corps auf 100 Rähnen über die vom Sturm heftig bewegte Meerenge Lympfjord, ohne daß die Dänen einen Versuch machten, ihn daran zu hindern. Dieselben suchten sich vielmehr nur aufs Schnelligste nach der Insel Fühnen zu retten. Die preussischen Truppen gingen ungehindert weiter gegen Norden, während General von Sablesz die westlichen schmälern Uebergänge des Lympfjords, den Otte-Sund überschritt. Schon am 14. Juli wurden in Stagen auf der nordöstlichsten Spitze Jütlands die Fahnen der beiden deutschen verbündeten Mächte aufgepflanzt. Wenige Tage darauf wurden auch die Inseln Sylt und Föhr an der westlichen Küste von Schleswig durch einen kühnen Handstreich von den Oesterreichern besetzt. Der dänische Schiffscapitän Hammer, welcher auf den Inseln eine schwere Gewaltherrschaft geübt hatte, suchte auf seinem Schiffe zu entkommen, wurde aber von preussischen Kanonenbooten ereilt und gefangen genommen.

Dänemark aber hatte unmittelbar nach der Eroberung von Alsen um Bewilligung eines Waffenstillstandes Behufs Friedensunterhandlungen gebeten. Am 20. Juli wurde von den verbündeten Mächten eine vorläufige Waffenruhe bewilligt, jedoch nur bis zum 31. Juli, um sich zunächst überzeugen zu können, ob es Dänemark diesmal mit den Friedensgedanken Ernst sei. Die Verhandlungen wurden alsbald in Wien begonnen, wohin sich der preussische Minister von Bismarck von Gastein, wo er mit dem Könige verweilte, selbst begab. Bei diesen Verhandlungen verlangte Preußen alsbald, daß von den Bedingungen, welche die verbündeten Mächte noch in London zugestehen wollten, die aber von Dänemark dort zurückgewiesen waren, nicht mehr die Rede sein, vielmehr nur die gänzliche Abtretung der drei Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg Seitens der Krone Dänemark die Grundlage des Friedens sein dürfe. Preußen war entschlossen, die Waffenruhe nicht über den 31. Juli hinaus zu verlängern, Falls bis dahin nicht seine Grundlage Seitens Dänemarks angenommen wäre. Außerdem verlangte die preussische Regierung, daß der Friede ohne jede fremde Einmischung zu Stande käme, und daß die Herzogthümer lediglich zu Händen Preußens und Oesterreichs abgetreten würden, vorbehaltlich der weiteren rechtlichen und politischen Entscheidung über die Zukunft der Herzogthümer. Oesterreich schloß sich diesen bestimmten Absichten Preußens an. Am 30. Oktober kam der endgültige Friede zu Wien zu Stande, in welchem der König von Dänemark alle seine Rechte auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtrat und sich zugleich verpflichtete

alle Anordnungen, welche die beiden Fürsten in Bezug auf diese Herzogthümer treffen würden, anzuerkennen.

Durch diesen Friedensschluß, durch die gänzliche Befreiung der drei Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg von jeder Verbindung mit Dänemark war einer der sehnlichsten Wünsche des deutschen Volkes, ein Wunsch, der seit langen Jahren die Herzen aller Patrioten bewegt hatte, weit über die kühnsten Erwartungen hinaus erfüllt; für Deutschland war ein Zuwachs an Land, an Macht und Einfluß gewonnen, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall gewesen war.

Preußen und Oesterreich nahmen die Länder, welche Dänemark an sie abgetreten hatte, zuvörderst in gemeinsame Verwaltung, indem sie sich vorbehielten, die weiteren Verhältnisse derselben einer gemeinsamen Entscheidung entgegenzuführen.

Die preussische Regierung verlangte, daß die sächsischen und hannöverschen Truppen, welche Namens des deutschen Bundes noch Holstein besetzt hielten, nunmehr von dort zurückgezogen würden, da der Zweck ihrer Sendung inzwischen durch Preußen und Oesterreich erfüllt und der Besitz von Holstein auf die deutschen Großmächte übergegangen war. Dieselben deutschen Staaten aber, welche der preussischen Politik von vorn herein widerstrebt hatten, versuchten auch jetzt das Verbleiben der Bundestruppen in Holstein durchzusetzen, um dadurch den Ansprüchen des Prinzen von Augustenburg auf die Herrschaft in Holstein eine Stütze zu gewähren. Die preussische Regierung dagegen zeigte sich entschlossen, dies nicht zu dulden und forderte den deutschen Bund zur Abberufung der Bundestruppen auf. Oesterreich schloß sich nach einigem Schwanken diesem Verlangen an, und die Mehrheit der Bundesregierungen sah sich zum Nachgeben genöthigt.

In Folge des bei dieser Gelegenheit hervorgetretenen Versuchs, die Befugnisse der Bundesversammlung willkürlich und zum Schaden Preußens auszudehnen, erklärte die preussische Regierung ausdrücklich: das Bestehen des deutschen Bundes beruhe darauf, daß alle Bundesglieder die Grenzen der Befugnisse desselben gewissenhaft beachten. Eine Herrschaft der Mehrheit des Bundes, welche ihr eigenes Belieben an die Stelle der Bundesverträge setzen wollte, würde Preußen nicht dulden. Preußen sei nur ein Glied desjenigen Bundes, dessen Gesetze in den Verträgen niedergelegt seien. Wenn die deutschen Regierungen auf die Vortheile, die ihnen der Bund gewähre, Werth legten, so müßten sie sich sorgfältig hüten, durch willkürliche Ueberschreitungen das gemeinsame Band zu zerreißen.

**Das Heer und der innere Zwiespalt.** Die Rückkehr der siegreichen preussischen Truppen, soweit sie nicht als Besatzung in den Herzogthümern blieben, fand im November und December, der feierliche Einzug derselben in Berlin am 7. und 17. Decbr. unter freudiger Begeisterung der gesammten Bevölkerung Statt. Am 18. Decbr. wurde auf Anordnung des Königs in allen Kirchen des Landes ein Friedens- und Dankfest gefeiert, um „dem allmächtigen Gott, welcher Unseren Waffen Seinen gnadenreichen Beistand geliehen, dafür öffentlich zu danken und dem Herrn die Ehre, die Ihm allein gebührt, zu geben.“ — In jenen Tagen, wo ein patriotisches Hochgefühl über die Leistungen des preussischen Heeres die gesammte Bevölkerung durch-

drang, durfte man hoffen, daß der frühere Zwiespalt über die neuen Heeres-  
einrichtungen durch eine bereitwillige Verständigung beseitigt würde. Das  
Heer, wie es durch den König neu gestaltet worden, war jetzt der Stolz des  
ganzen Volkes geworden. Daraus gründete sich die Hoffnung, daß auch eine  
Einigung mit der Landesvertretung über die ruhmvoll erprobten Einrichtungen  
erfolgen werde. König Wilhelm sprach diese Hoffnung gleich bei der Eröff-  
nung des Landtags zuversichtlich aus. „Nach einer halbhundertjährigen, nur  
durch ehrenvolle Kriegszüge von kürzerer Dauer unterbrochenen Friedens-  
periode,“ sagte er, „haben sich die Ausbildung und Mannszucht Meines Heeres,  
die Zweckmäßigkeit seiner Verfassung und seiner Ausrüstung in dem durch  
Ungunst der Witterung und durch den tapferen Widerstand des Feindes denkwürdigen  
Kriege glänzend bewährt. Es ist der jetzigen Organisation des Heeres  
zu verdanken, daß der Krieg geführt werden konnte, ohne die Erwerbs- und Fami-  
lienverhältnisse der Bevölkerung durch Aufbietung der Landwehr zu beeinträch-  
tigen. Nach solchen Erfahrungen ist es um so mehr Meine landesherrliche  
Pflicht, die bestehenden Einrichtungen aufrecht zu erhalten und zu höherer  
Vollkommenheit auszubilden. Es ist Mein dringender Wunsch,“ fügte der  
König dann hinzu, „daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen  
Meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine  
Ausgleichung finde. Die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangen-  
heit werden dazu beigetragen haben, die Meinungen über das Bedürfnis der  
verbesserten Organisation des Heeres aufzuklären. Die Rechte, welche der  
Landesvertretung durch die Verfassungs-Urkunde eingeräumt worden sind, bin  
Ich auch ferner zu achten und zu wahren entschlossen. Soll aber Preußen  
seine Selbstständigkeit und die ihm unter den europäischen Staaten gebüh-  
rende Machtstellung behaupten, so muß seine Regierung eine feste und starke  
sein, und kann sie das Einverständniß mit der Landesvertretung nicht anders  
als unter Aufrechterhaltung der Heereseinrichtungen erstreben, welche die  
Wehrhaftigkeit und damit die Sicherheit des Vaterlandes verbürgen. Der  
Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist Mein ganzes Streben, Mein Leben  
gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen werden Sie, wie Ich, nicht  
zweifeln, den Weg zur vollen Verständigung mit Meiner Regierung zu finden  
wissen und werden Ihre Arbeiten dem Vaterlande zum Segen gereichen.“

Die Hoffnung des Königs sollte jedoch noch nicht in Erfüllung gehen; es  
zeigte sich bald, daß die Zeit zur Verständigung mit dem Abgeordnetenhause  
noch nicht gekommen war. Das Mißtrauen des Hauses gegen die Regierung  
ließ fürs Erste eine Versöhnung nicht zu; vielmehr dehnte sich der Wider-  
spruch mehr und mehr auf die gesammte Thätigkeit der Regierung aus. Die  
sogenannte Fortschrittspartei, welche das Uebergewicht im Abgeordnetenhause  
hatte, machte den Versuch, durch Verweigerung aller Mittel zu neuen Aus-  
gaben die Regierung zur Nachgiebigkeit in der Militärfrage zu zwingen. Alle  
neuen Bewilligungen sollten so lange versagt bleiben, bis die Regierung das  
Budgetrecht der Landesvertretung unbedingt anerkannt habe. Auch die nach-  
trägliche Genehmigung der Kosten des ruhmvoll geführten Krieges wurde  
verweigert. Die Verathungen des Landtags schlossen abermals statt mit der  
ersehnten Verständigung unter noch größerer Entfremdung der Regierung  
und der Landesvertretung. Beim Schlusse der Sitzungen sprach jedoch der

Minister-Präsident von Bismarck von Neuem die Zuversicht der Regierung aus, daß den Bestrebungen derselben die endliche Anerkennung nicht fehlen werde. „Er. Majestät Regierung,“ sagte er, „hat nur ein Ziel im Auge: die Wahrung der Rechte und der Ehre des Königs und des Landes, so wie sie verbrieft sind, so wie sie neben einander bestehen können und müssen. — Sie lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher inne gehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation auch durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde.“

Die Hoffnung der Regierung ging in Erfüllung, aber erst nachdem das preussische Heer in einem neuen Feldzuge unverwundliche Lorbeeren und die preussische Politik neue, noch größere Erfolge errungen hatten.

**Die Gasteiner Uebereinkunft (1865).** Die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit, deren Lösung Dänemark gegenüber durch die Einigkeit der deutschen Großmächte erreicht war, führte in ihrer weiteren Entwicklung dazu, daß der alte Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich von Neuem zum Ausbruch und zur Entscheidung gelangte. Oesterreich schlug im November 1864 vor, die von Preußen und Oesterreich erworbenen Rechte an den Erbprinzen von Augustenburg abzutreten, vorbehaltlich der nachträglichen Prüfung anderweitiger Erbansprüche. Preußen dagegen verlangte vor jeder weiteren Entscheidung zunächst die sorgfältige Prüfung aller Erbansprüche; vornehmlich aber sollten gewisse Forderungen, welche Preußen unter allen Umständen an einen künftigen Schleswig-Holsteinschen Staat stellen müßte, im Voraus gesichert werden. Der Minister von Bismarck erklärte (im Februar 1865): Die Herzogthümer würden bei ihrer geographischen Lage einen sehr ausgesetzten Angriffs- und Vertheidigungspunkt für Norddeutschland und für Preußen bilden, und in einer gesonderten militärischen Stellung nicht im Stande sein, sich selbst zu schützen. Preußen würde unter allen Umständen ihren Schutz und ihre Vertheidigung übernehmen müssen, deshalb müsse es auch die Mittel erhalten, diese Vertheidigung in wirksamer Weise jederzeit erfüllen zu können. Dazu gehöre vor Allem, daß die in Schleswig-Holstein vorhandenen Streitkräfte und militärischen Einrichtungen in den engsten Zusammenhang mit den preussischen treten und daß die Herzogthümer in jeder Beziehung einen Theil des preussischen Vertheidigungssystems bilden. Die Bedingungen, unter denen dies geschehen müsse, wurden von Preußen genau vorgelegt.

Diese sogenannten Februar-Bedingungen wurden jedoch von Oesterreich nicht angenommen. Auch der Prinz von Augustenburg ließ sich durch die Zuversicht auf Oesterreich und die kleineren deutschen Staaten dazu verleiten, die Forderungen, unter welchen Preußen in seine Einsetzung gewilligt hätte, von der Hand zu weisen. So kam denn die Angelegenheit fürs Erste zu keiner weiteren Entscheidung: einstweilen mußte die gemeinsame Verwaltung Preußens und Oesterreichs fortbestehen. Die preussische Regierung zeigte jedoch durch einen wichtigen Schritt, daß sie diejenigen Einrichtungen, welche sie zum dauernden Schutze der Herzogthümer, sowie im Interesse Preußens und Deutschlands für nothwendig erachtete, unter allen Umständen

durchzuführen entschlossen sei. Eine der wichtigsten Forderungen Preußens war die Einrichtung und Befestigung des Hafens von Kiel für die preußische Marine. Um zu zeigen, daß Preußen auf den Besitz dieses Hafens nicht wieder verzichten wolle, befahl König Wilhelm im Frühjahr 1865 die sofortige Verlegung der Hauptstation der preußischen Marine von Danzig nach Kiel. Zwar erhob Oesterreich lebhaften Widerspruch dagegen; doch wurde die Maßregel aufrecht erhalten und rasch durchgeführt.

Inzwischen traten die Anhänger des Prinzen von Augustenburg immer dreister in Schleswig-Holstein auf, indem sie das vermeintliche Erbrecht desselben als die einzig zulässige Grundlage der Entscheidung darstellten, den Absichten Preußens aber in jeder Beziehung Hindernisse zu bereiten suchten. Der österreichische Civil-Commissarius nahm das ungebührliche Treiben in seinen Schutz. Hierüber kam es zu ernstern Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich, welche im Sommer 1865 fast zum offenen Bruch geführt hätten. König Wilhelm verweilte damals gerade zur Kur in Karlsbad und begab sich von da nach dem Badeorte Gastein (gleichfalls in Oesterreich). Die dort gepflogenen Verhandlungen führten am 14. August 1865 zu der Uebereinkunft von Gastein, durch welche die Schwierigkeiten der gemeinsamen Verwaltung von Schleswig-Holstein beseitigt werden sollten, während zugleich einige der wichtigsten Forderungen Preußens in Betreff der künftigen Gestaltung der Dinge in den Herzogthümern anerkannt wurden. Die Ausübung der Rechte auf die Herzogthümer wurde derart getheilt, daß Preußen allein die Verwaltung von Schleswig, Oesterreich allein die Verwaltung in Holstein führen sollte. An allen Punkten von militärischer Wichtigkeit aber sollte schon jetzt Preußens bevorzugte Stellung zur Geltung kommen, ferner die Herzogthümer dem Zollverein beitreten, und Preußen berechtigt sein, einen anzulegenden Nord-*Osisee*-Canal durch Holstein zu führen. Das Herzogthum Lauenburg wurde schon jetzt gegen eine Abfindung von 2½ Millionen Thalern gänzlich an den König von Preußen überlassen. Die Stände von Lauenburg hatten schon bald nach Beendigung des dänischen Krieges den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ihr Ländchen mit der Krone Preußen vereinigt werde. Am 15. Septbr. 1865 fand die Besitzergreifung Namens des Königs und am 26. Septbr. die feierliche Erbhuldigung vor dem Könige selbst in der St. Petrikirche zu Rageburg unter der freudigsten Stimmung der Bevölkerung Statt. Durch die Uebereinkunft von Gastein hatte die Politik Preußens wieder einen bedeutamen Schritt vorwärts gethan; dieselbe war ein neuer wichtiger Erfolg der energischen und umsichtigen Thätigkeit des Ministers von Bismarck. König Wilhelm erkannte die Verdienste desselben an, indem er ihn in den Grafenstand erhob.

**Zwiespalt mit Oesterreich.** Die preußische Regierung hatte, um sich ein klares Urtheil über die Erbansprüche des Prinzen von Augustenburg auf Schleswig-Holstein zu bilden, das Kronsyndikat mit einer rechtlichen Untersuchung derselben beauftragt. Die Kronjuristen sprachen nach sorgfältiger Prüfung der Rechtsfrage die Ueberzeugung aus, daß der König Christian IX. von Dänemark sich in Folge des Abkommens von 1852 und 1853 in vollem rechtl. Besitze der Herzogthümer befunden habe und daß die von ihm durch den Wiener Frieden an den König von Preußen und den Kaiser von

Oesterreich abgetretenen Rechte als die einzige Grundlage aller weiteren Entscheidungen zu betrachten seien, daß mithin die beiden verbündeten Mächte bei der Verfügung über die Herzogthümer nicht verpflichtet seien, andere Erbansprüche anzuerkennen, — daß aber insbesondere die Augustenburgischen Ansprüche gar keine rechtliche Geltung mehr haben, da der Vater des Prinzen Friedrich von Augustenburg durch einen im Jahre 1852 für sich und seine Erben geschlossenen Vertrag mit Dänemark gegen eine Geldabfindung auf alle Erbrechte verzichtet und alle Anordnungen des Königs von Dänemark unbedingt anerkannt habe. — Dieses Rechtsgutachten des Kronsyndikats blieb fortan die feste Grundlage für die weiteren Entschlüsse der preussischen Regierung.

Auf Grund der Uebereinkunft von Gastein war in Schleswig ein preussisches Gouvernement unter dem General von Manteuffel, in Holstein eine österreichische Statthalterschaft unter dem General von Gablenz eingesetzt worden. Die Augustenburgische Partei konnte es jetzt in Schleswig nicht mehr wagen, ihre Umtriebe gegen Preußen fortzusetzen; desto eifriger aber suchte sie die öffentliche Meinung in Holstein zu Gunsten der Hoffnungen des Prinzen von Augustenburg zu erregen. Sie hielt große Massenversammlungen ab, wo unter den Augen des österreichischen Statthalters der Prinz von Augustenburg als „Herzog und als rechtmäßiger Landesherr“ gefeiert und die Regierung Preußens gröblich geschmäht wurde. Die österreichische Verwaltung ließ dieses Treiben ungestraft gewähren und verletzte hierdurch die Rücksichten, die sie Preußen, als dem Mitbesitzer des Landes schuldig war. Die preussische Regierung erhob in Wien Beschwerden über dieses Verhalten und forderte die österreichische Regierung auf, dem verhängnißvollen Gegensatz in Holstein, der mit dem Geiste der Uebereinkunft von Gastein im Widerspruche stehe, ein Ziel zu setzen. Dabei wurde in dringendster Weise nochmals der Wunsch der preussischen Regierung ausgesprochen, auf der Grundlage des bisherigen Einverständnisses zwischen den beiden Monarchen und deren Regierungen auch ferner mit Oesterreich Hand in Hand zu gehen. Für den Fall aber, daß Oesterreich auf diese fernere Gemeinschaft nicht einen gleichen Werth legen sollte, behielt sich Preußen die völlige Freiheit seiner Entschlüsse und engeren Verbindungen nach anderen Seiten vor. Die Anträge und Wünsche Preußens fanden in Wien nicht die gewünschte günstige Aufnahme; Oesterreich wies die dargebotenen Grundlagen einer engeren Gemeinschaft zurück. Die preussische Regierung mußte demzufolge auf weitere Verhandlungen mit Oesterreich verzichten; doch enthielt sie sich jedes Schrittes, der als Vorbereitung von Feindseligkeiten gegen Oesterreich geachtet werden konnte. Da traten im März 1866 plötzlich mannichfache Anzeichen erheblicher österreichischer Rüstungen hervor, die nur gegen Preußen gerichtet sein konnten, und gleichzeitig erhielt die preussische Regierung Nachricht davon, daß Oesterreich heimlich bei den deutschen Regierungen angefragt habe, ob es im Falle eines Krieges mit Preußen auf ihren Beistand rechnen könne. Im Königreich Sachsen, dessen Regierung während des ganzen Verlaufes der Schleswig-Holsteinschen Sache am entschiedensten gegen Preußen aufgetreten war, wurde gleichfalls mit großer Anstrengung gerüstet. Nach kurzer Zeit waren in Oesterreich nach der preussischen Grenze hin erhebliche

Heeresmassen versammelt, und in der ganzen österreichischen Monarchie wurden die Truppenmärsche mit Eifer betrieben. König Wilhelm wollte zuerst an eine ernstliche Bedrohung von Seiten seines bisherigen Bundesgenossen nicht glauben, und entschloß sich nur zögernd zu einigen unumgänglichen Vorsichtsmaßregeln. Oesterreich gab auch fürs Erste beschwichtigende Erklärungen, setzte aber seine Rüstungen unablässig fort und suchte dennoch im Widerspruche mit den offenkundigen Thatsachen die Schuld der Friedensstörungen auf Preußen zu wälzen. Der Minister-Präsident Graf von Bismarck erließ dagegen (Ende März) eine Erklärung an alle deutschen Regierungen, in welcher er die aus den Rüstungen Oesterreichs entstandene Nothwendigkeit zu Vertheidigungsmaßregeln darlegte, zugleich aber ausführte, wie Preußen gegen die Gefahren, welche die Unzuverlässigkeit des österreichischen Bündnisses mit sich führe, Bürgschaften in einer engeren Verbindung mit den deutschen Staaten und in der festen Gestaltung der deutschen Bundesverhältnisse, zumal des Bundes-Militärwesens suchen müsse. Die einzelnen Regierungen wurden zu einer Aeußerung darüber aufgefordert, ob und in welchem Maße Preußen auf ihren guten Willen und auf ihre Unterstützung zu rechnen habe, Falls es von Oesterreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werde. Der preussische Minister kündigte an, daß im Falle einer unbefriedigenden Auskunft auf diese Fragen Preußen um so mehr genöthigt sein werde, auf eine Reform des deutschen Bundes zu dringen, nicht bloß im preussischen, sondern auch im deutschen Interesse. „Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind,“ sagte er, „ist unsere Stellung wegen unserer geographischen Lage gefährdeter, als die der meisten anderen europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Völker nur noch leidend theilhaftig sein würde. Dies zu verhüten sollten alle deutschen Regierungen als heilige Pflicht ansehen, und dazu mit Preußen zusammenstehen. Wenn der deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen dem großen Ziele der Entscheidung, das aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick über Europa kommen kann, entgegengehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksale Polens nicht schützen werde.“

Die preussische Regierung sprach es somit von vorn herein klar aus, daß Falls es in Folge der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit zum Kriege kommen sollte, dieser Krieg eine entscheidende Bedeutung zugleich für die gesammten deutschen Angelegenheiten haben müsse. Die meisten Regierungen aber antworteten ausweichend. Sie wiesen wiederum bloß auf die Entscheidung des deutschen Bundes hin, obwohl Preußen gerade in den Einrichtungen dieses Bundes die Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands vermißte. Die Haltung der deutschen Regierungen konnte daher Preußen nur in der Absicht bestärken, eine den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende Reform des deutschen Bundes ungesäumt ins Auge zu fassen.

**Antrag auf eine Reform des deutschen Bundes.** In der That stellte die preussische Regierung unmittelbar darauf (April 1866) am deutschen Bundestage den Antrag, daß eine aus directen Wahlen und aus all-

gemeinem Stimmrechte der ganzen Nation hervorgehende Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag einberufen werde, um Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der deutschen Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu berathen; in der Zwischenzeit aber bis zum Zusammentritte derselben sollten diese Vorlagen durch Verständigung der Regierungen unter einander festgestellt werden. Zur Begründung dieses Antrages wies Preußen darauf hin, daß eine Aenderung der deutschen Bundesverfassung schon seit langer Zeit und schon vor den Ereignissen des Jahres 1848 als ein unabweisliches Bedürfniß erkannt worden sei. In dieser Ueberzeugung stimme die preußische Regierung mit der ganzen deutschen Nation und nicht minder mit den von den übrigen deutschen Regierungen mehrfach bethätigten Ansichten überein. Auch Oesterreich habe bei der Berufung des Fürsientages im Jahre 1863 die Besorgniß ausgesprochen, daß die morschen Wände des Bundes den nächsten Sturm nicht aushalten möchten. Seitdem seien die Schäden der Bundesverfassung, vornehmlich während des dänischen Krieges, in ein noch helleres Licht gestellt worden. Die gegenwärtige politische Verwickelung aber lasse vollends die schweren Gefahren erkennen, welche aus einer längeren Fortdauer des unhaltbaren Zustandes für die Wohlfahrt und den Frieden des Vaterlandes erwachsen müßten. Noch bedenklicher würde es bei einer Bedrohung Deutschlands durch eine auswärtige Macht stehen. Bei der jetzigen Einrichtung der Militärmacht in allen großen Staaten entwickeln sich Kriege rascher, als der deutsche Bund bisher seine Beschlüsse fasse. Die Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse sei daher nicht weiter hinauszuschieben, aber nur ein Zusammenwirken der Regierungen und einer deutschen Volksvertretung werde dazu führen, daß auf dem Grunde des alten Bundes eine neue lebensfähige Schöpfung erstehe.

Während jedoch die Bundesversammlung die Berathung des von Preußen gestellten Antrages hinauschoß, steigerten sich die Zerrwürfnisse zwischen Preußen und Oesterreich. Zwar hatte die österreichische Regierung sich (Mitte April) bereit erklärt, zum Beweise ihrer Friedensliebe die für Preußen bedrohlichen Truppenbewegungen in Böhmen rückgängig zu machen, Falls Preußen sich verpflichte, gleichzeitig alle ergriffenen militärischen Maßregeln zurückzunehmen. Die preußische Regierung ließ sich hierzu bereit finden. In demselben Augenblicke aber, wo die Zurücknahme der österreichischen Rüstungen in Böhmen in Aussicht gestellt war, wurden in anderen Theilen des Kaiserstaates noch viel erheblichere und umfassendere Rüstungen vorgenommen, angeblich weil Oesterreich von Italien bedroht sei, wo jedoch bis dahin Rüstungen noch nicht im Geringsten stattgefunden hatten. Während Preußen zur Entwaffnung aufgefordert wurde, setzte sich Oesterreich vollständig auf den Kriegsfuß; nach vollendeter Kriegsbereitschaft hätte dann die österreichische Armee durch eine plötzliche Wendung eine drohende Stellung gegen Preußen einnehmen können. Unter solchen Umständen konnte Preußen an Abrüstung nicht denken. Es kam dazu, daß Sachsen, über dessen Einverständnis mit Oesterreich kein Zweifel bestand, seine Rüstungen gleichfalls eifrig betrieb, und daß Oesterreich im Widerspruche mit dem Vertrage von Gasten die Mitwirkung des deutschen Bundes zur Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage, und zwar zur Einsetzung des Prinzen von Augustenburg als Herzog

von Schleswig-Holstein gegen den Willen Preußens in Anspruch nehmen wollte. Gegenüber den immer bestimmter hervortretenden Anzeichen der feindlichen Absichten Oesterreichs mußte Preußen sich zu umfassenden Maßregeln der Gegenwehr entschließen. Anfangs Mai wurde die Mobilmachung der gesammten Armee befohlen. Der König hatte sich dazu nur ungern und erst im letzten Augenblicke entschlossen. „Mit schwerem Herzen,“ sagte er, „aber mit ruhigem Gewissen und festem Vertrauen auf Gott habe ich, von den Umständen gebrängt, Befehle zur Kriegsbereitschaft ertheilt. Ich wünsche den Krieg nicht und habe Alles gethan, um die Gefahren und Uebel eines solchen von meinem Volke abzuwenden und den Frieden zu erhalten, soweit es sich mit dem guten Rechte und der Ehre des Landes verträgt. Ohne meine Schuld ist es leider dahin gekommen, daß der Verbündete, der vor zwei Jahren mit uns für die Ehre Deutschlands eingetreten ist und gemeinschaftliche Siege mit uns errungen hat, als Feind mir und dem Lande gegenübersteht. — Mein Ziel ist lebiglich das Wohl des Landes, das der befreiten Herzogthümer und der Ehre Deutschlands. Ich bin mir vor Gott der schweren Verantwortung bewußt, die auf mir lastet; — ich stehe täglich mit meinem Gewissen vor meinem Herrn, — ich habe redlich geprüft und gesucht und glaube: wer in seinem Gewissen Gottes Stimme hören und Seinen Willen thun will, der darf auch freudig und getrost den Weg gehen, den Er führt.“

**Friedensbemühungen; Bündniß Preußens mit Italien.** Als die Gefahr des Krieges näher rückte, wurden von verschiedenen Seiten Versuche zu einer friedlichen Beilegung gemacht: die Bundesversammlung erbat Erklärungen von den theilhaftigen Mächten, unter welchen Bedingungen sie zur Abrüstung bereit wären, und gleichzeitig forderten die europäischen Mächte, Rußland, Frankreich, England zu Conferenzen in Paris Behufs Ausgleichung der schwebenden Streitfrage auf. Preußen erklärte nach beiden Seiten hin seine Bereitwilligkeit zu Verhandlungen, Oesterreich aber that gerade damals Schritte, welche den Gegensatz gegen Preußen nur noch verschärfen konnten. Im Widerspruche mit dem ausdrücklichen Abkommen, wonach die schließliche Entscheidung über Schleswig-Holstein nur durch das Einverständniß zwischen Preußen und Oesterreich getroffen werden sollte, rief Oesterreich jetzt geradezu den deutschen Bund zur Entscheidung auf und schickte sich an, ohne Zustimmung Preußens die Stände Schleswig-Holsteins einzuberufen, um mit deren Hülfe den Prinzen von Augustenburg als Herzog einzusetzen. Die Aufforderung der Mächte zu den Conferenzen aber beantwortete Oesterreich mit einer Erklärung, welche einer Ablehnung gleich kam und in Folge deren die Friedensverhandlungen von England, Frankreich und Rußland aufgegeben wurden. Dieselben gaben der preussischen Regierung für ihr bereitwilliges Eingehen auf die Friedensversuche ausdrücklich ihren Dank zu erkennen.

Von dem Augenblicke an, wo Preußen auf freundschaftliche Beziehungen mit Oesterreich verzichten mußte, hatte es, wie vorher ausdrücklich angekündigt war, darauf Bedacht nehmen müssen, die sich ihm darbietenden anderweitigen Verbindungen in Europa fester zu knüpfen. Namentlich zeigte sich Italien von vorn herein bereit, für den Fall eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich in ein festes Bündniß mit Preußen zu treten. Je klarer seit

Mitte März die feindseligen Absichten Oesterreichs hervortraten, desto weniger konnte Preußen zögern, das Bündniß Italiens anzunehmen. Als vollends die Rüstungen Oesterreichs Preußen und Italien zugleich bedrohten, schlossen diese beiden Staaten ein Schutz- und Trutzbündniß ab, durch welches sich Italien verpflichtete, im Fall des Ausbruchs des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich auch seinerseits Oesterreich den Krieg zu erklären; keiner von beiden Verbündeten sollte dann die Waffen niederlegen, bis auch der andere Theil befriedigt sei.

**Entscheidung in Holstein.** Nachdem durch das Scheitern der Conferenzen die letzte Hoffnung auf eine friedliche Beilegung geschwunden war, kam es zuerst in Holstein zu einer thatsächlichen Entscheidung. Am 1. Juni hatte die österreichische Regierung den deutschen Bund als Richter über Schleswig-Holstein angerufen und gleichzeitig die Berufung der Holsteinschen Stände angekündigt. Preußen erließ sofort eine feierliche Verwahrung gegen ein solches Vorgehen Oesterreichs und erklärte dasselbe als eine ausdrückliche Lossagung von dem Gasteiner Vertrage: es sei demzufolge der Zustand, wie er vor der Uebereinkunft von Gastein obgewaltet habe, wieder zur Geltung gelangt, wonach Preußen gemeinschaftlich mit Oesterreich die Hoheitsrechte in Holstein, ebenso wie in Schleswig, auszuüben habe; der König von Preußen werde demzufolge den General von Manteuffel mit der Wahrung seiner Souveränitätsrechte auch in Holstein beauftragen. In der That erhielt der General sofort den Befehl, in Holstein einzurücken, um die Rechte Preußens wahrzunehmen; er kündigte dies dem österreichischen General von Gablenz mit dem Bemerkten an, daß er nur in solche Orte einrücken werde, wo keine Oesterreicher ständen.

Am 7. Juni überschritten die Preußen von Schleswig her die Eider und rückten in Holstein vor. Die Oesterreicher zogen sich alsbald in südlicher Richtung zurück und der General von Gablenz selbst verlegte den Sitz der Statthaltertschaft von Kiel nach Altona. Schon vor ihm hatte der Prinz von Augustenburg in höchster Eile Kiel verlassen. Der General von Manteuffel richtete an den österreichischen Statthalter die Aufforderung, wieder eine gemeinsame Regierung für Schleswig-Holstein einzurichten, die einseitige Berufung der Holsteinschen Stände aber zurückzunehmen. Da der General von Gablenz Beides ablehnte, so verkündete der preussische Gouverneur, daß er zur Wahrung der bedrohten Rechte des Königs von Preußen die oberste Regierungsgewalt auch im Herzogthume Holstein in die Hand nehme. Die von Oesterreich eingesetzte Landesregierung in Kiel wurde aufgelöst und der in Holstein angesehene Baron von Scheel-Plessen als Ober-Präsident für beide Herzogthümer eingesetzt. Am 11. Juni sollte die von Oesterreich einberufene Ständeversammlung in Itzehoe zusammentreten; die vom General von Manteuffel getroffenen Anordnungen reichten jedoch hin, um jeden Versuch der Art von vorn herein zu vereiteln.

Die österreichischen Truppen hatten sich inzwischen aus ganz Holstein nach Altona hin zurückgezogen; aber auch hier verweilten sie nicht, sondern gingen schon in der Nacht vom 11. zum 12. Juni über Hamburg nach Harburg und auf der Eisenbahn weiter durch Hannover in der Richtung auf Cassel. Der Prinz von Augustenburg war den abziehenden Oesterreichern wiederum

vorausgeeilt. Preußen befand sich nunmehr thatsächlich in dem vollen Besitze der Regierungsgewalt von Schleswig-Holstein.

**Der deutsche Bund gegen Preußen; Auflösung des Bundes.**  
 Oesterreich hätte sich ungeachtet der überlegenen Truppenmacht Preußens schwerlich so ohne Weiteres zur Räumung Holsteins entschlossen, wenn es nicht die Hoffnung gehegt hätte, den deutschen Bund zu bestimmen, daß er nunmehr seinerseits die Sache Schleswig-Holsteins gegen Preußen in die Hand nehme und sich zu solchem Zwecke eng an Oesterreich anschließe. An demselben Tage, wo die Oesterreicher sich anschickten, Holstein zu verlassen, am 11. Juni, berief Oesterreich als Präsidialmacht des Bundes eine außerordentliche Sitzung der Bundesversammlung und stellte den Antrag, Behufs Einschreitens gegen die von Preußen in Schleswig-Holstein geübte „gewaltsame Selbsthülfe“ und Behufs Wiederherstellung des Bundesfriedens die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der zur preußischen Armee gehörigen Corps anzuordnen. Gleichzeitig berief Oesterreich zum Zeichen des eingetretenen Bruches auch seinen Gesandten von Berlin ab, worauf der preußische Gesandte ebenfalls Wien verließ.

Am 14. Juni kam der Antrag Oesterreichs am Bunde zur Verhandlung. Derselbe stand in offenkundigem Widerspruche mit den Bundesgesetzen; denn, wenn selbst der Fall gewaltsamer Selbsthülfe vorgelegen hätte, verlangte die Bundesverfassung zunächst eine Untersuchung, eine rechtliche Entscheidung und äußersten Falls eine Bundesexecution nach ganz bestimmten Vorschriften. Dagegen durfte eine Mobilmachung des Bundesheeres, wie sie Oesterreich beantragt hatte, nach den Bundesgesetzen nur dann stattfinden, wenn der Bundestag einen Krieg beschlossen hätte (was gegen ein Bundesglied nicht geschehen konnte) oder wenn das Bundesgebiet von einer auswärtigen Macht feindlich überfallen worden wäre. Keiner dieser Fälle lag jetzt vor. Die preußische Regierung ließ in ihren Erklärungen an die Genossen des deutschen Bundes keinen Zweifel über die gewichtigen Folgen, welche die Annahme des Antrags nach sich ziehen mußte. In einem Rundschreiben an sämtliche Regierungen sagte Preußen: „Dem Antrage fehlt jede bundesrechtliche Grundlage. Durch Annahme desselben lösen die Betheiligten das Bundesverhältniß und treten in den bundeslosen Zustand mit einem Akte der Feindseligkeit gegen Preußen. In dem alsdann ausbrechenden Kriege wird Preußen sich nur durch das eigene Interesse und dasjenige der zu ihm stehenden Staaten leiten lassen.“ Das Rundschreiben stellte ferner fest, daß die Zustimmung der einzelnen Regierungen zu dem Mobilmachungs-Antrage als gleichbedeutend gelten müsse mit dem militärischen Bündnisse derselben mit Oesterreich. Die Zustimmung werde daher von Preußen einer Kriegserklärung jener Regierungen gleich geachtet werden. — Beim Beginn der Bundestags-Sitzung am 14. Juni legte der preußische Bundestags-Gesandte zunächst gegen die Verhandlung des nach Inhalt und Form bundeswidrigen Antrages nochmals ausdrücklich Verwahrung ein. Bei der darauf folgenden Abstimmung aber wurden die österreichischen Anträge mit unwesentlichen Abänderungen mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen. Gegen Preußen stimmten: Oesterreich, Baiern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Nassau und einige kleinere Staaten, — gegen die österreichischen

Anträge: Weimar und die thüringischen Staaten (außer Meiningen), Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg, beide Mecklenburg, die freien Städte (außer Frankfurt), Baden, Luxemburg. Unmittelbar nach der Abstimmung erklärte der preussische Gesandte: durch die in dieser Abstimmung ausgesprochene Kriegserklärung sehe die preussische Regierung den Bundesbruch als vollzogen an. Im Namen des Königs von Preußen habe er daher zu erklären, daß Preußen den Bundesvertrag als gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansehe, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln werde. Indessen wolle der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund aufgebaut gewesen, als zerstört betrachten. Preußen halte vielmehr an diesen Grundlagen und an der Einheit der deutschen Nation fest und sehe es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für die letztere den angemessenen Ausdruck zu finden. Die Regierung erkläre sich bereit, auf veränderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollten. Hiermit erklärte der Gesandte seine Thätigkeit für beendet.

Die preussische Regierung eröffnete unverweilt auch den europäischen Mächten, daß **der bisherige deutsche Bund am 14. Juni aufgehört habe zu bestehen.**

**Grundlagen eines neuen Bundes.** Der bisherige deutsche Bund war durch das Beginnen Oesterreichs, ihn gegen ein Bundesglied in die Waffen zu rufen, zertrümmert. In demselben Augenblicke aber, wo Preußen gegen solche Bedrohung zu den Waffen griff, hatte es verkündet, daß es auf den Trümmern des alten Bundes einen neuen kräftigen Bau für Deutschlands Ehre, Macht und Größe errichten wolle. Die Schritte, welche die preussische Regierung schon im April zu einer Bundesreform gethan hatte, waren in der Bundesversammlung erfolglos geblieben, obwohl Preußen wiederholt darauf hingewiesen hatte, daß durch Ausführung der Reform möglicher Weise der Frieden in Deutschland erhalten werden könne. Oesterreich und seine offenen und heimlichen Verbündeten vereitelten jedes ernste Eingehen der Bundesversammlung auf den preussischen Antrag. Demzufolge hatte sich Preußen (am 10. Juni) unmittelbar an die einzelnen deutschen Regierungen gewandt und ihnen die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung vorgelegt. In dem neuen Bunde sollte Oesterreich nicht zur engeren Vereinigung deutscher Staaten gehören, jedoch durch besondere Verträge eine enge Verbindung mit Oesterreich hergestellt werden. Statt des alten machtlosen Bundes sollte eine neue Verbindung deutscher Fürsten und Völker auf den Grundlagen wahrer Macht und Freiheit mit einer National-Vertretung aus allgemeinen Volkswahlen errichtet werden. Preußen sollte in diesem Bunde die Stellung einnehmen, welche ihm nach seiner wirklichen Bedeutung und nach seinen Leistungen für Deutschland gebührt. Die Kriegsmacht des Bundes sollte aus einer Nordarmee und einer Südarmee bestehen, jene unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, diese unter dem Könige von Baiern.

Indem Preußen den einzelnen Regierungen diese Grundzüge einer neuen Bundesverfassung zur sorgfältigen Erwägung vorlegte, forderte es dieselben zugleich auf, sich zu entschließen, ob sie, wenn in der Zwischenzeit bei

der drohenden Kriegsgefahr die alten Verhältnisse sich lösen sollten, einem auf solcher Grundlage neu zu errichtenden Bunde beitreten wollten. — Mit der Auflösung des Bundes am 14. Juni trat an die einzelnen deutschen Staaten die Nothwendigkeit zu solcher Entschlie-  
fung unmittelbar heran.

**Preußens Mahnungen an die Nachbarstaaten.** Unter den Staaten, welche sich bei dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni gegen Preußen erklärt hatten, befanden sich auch die nächsten Nachbarn, — Sachsen, welches von vorn herein feindselig gegen Preußen aufgetreten war, ferner Hannover und Kurhessen, die beiden Staaten, welche zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens mitten inne lagen. Angesichts der drohenden Gefahren konnte die preußische Regierung eine offene oder versteckte Feindschaft in jenen Nachbarstaaten nicht dulden, wenn Preußen nicht, während es sich gegen Oesterreich zur Wehr setzte, einem Angriffe im Rücken ausgesetzt sein sollte. Schon seit dem Monat März hatte Oesterreich besonders Hannover und Kurhessen für den Fall des Bruches mit Preußen zur Parteinahme gegen dasselbe zu bewegen gesucht. Die preußische Regierung hatte ihrerseits nur eine entschiedene Neutralität von ihren Nachbarn verlangt, und eine Zeit lang schien es, als werde sie darauf rechnen können. Aber je mehr Preußen mit der Absicht hervortrat, eine durchgreifende Reform der deutschen Bundesverhältnisse herbeizuführen, desto mehr wurde bei dem König Georg V., welcher von der Stellung und dem Verufe seines Fürstenhauses und des hannoverschen Staates einen übermäßigen Begriff hatte, die Besorgniß lebendig, daß die vermeintliche Selbstständigkeit Hannovers durch die preußische Politik beeinträchtigt werden könne. Während er angeblich noch an der Politik der Neutralität festhielt, gewannen doch die Freunde Oesterreichs an seinem Hofe die Oberhand und bewogen ihn, die hannoverschen Truppen allmählig auf den Kriegsfuß zu setzen, um sodann im entscheidenden Augenblicke zu Oesterreich zu stehen. In Wien aber wurde der Plan entworfen, die österreichischen Truppen, die damals noch in Holstein standen, beim Ausbruche des Krieges mit den Hannoveranern und mit einem holsteinischen Bundescorps zu vereinigen, ein festes Lager in Stade zu errichten, die Besatzung von Mainz mit heranzuziehen und so eine Armee von 40 bis 50,000 Mann im Rücken Preußens zu bilden. Die Erklärungen der hannoverschen Regierung wurden immer unklarer; soviel aber ging aus Allem hervor, daß Hannover gerüstet sein wollte, um eintretenden Falls den Beschlüssen des Bundes Folge zu geben. Wiederholt wies Preußen darauf hin, daß eine bewaffnete Neutralität bei der geographischen Lage Hannovers eine Bedrohung für Preußen sei. Wenn Preußen auch bei denjenigen Regierungen, welche seine natürlichen Bundesgenossen sein mußten, einer feindseligen Richtung begegne, so müsse jede andere Rücksicht dem Bedürfnisse der Selbsterhaltung weichen; der König werde alsdann nur noch Pflichten gegen sein Land anerkennen und selbst die Rücksicht auf einen ihm so nahe stehenden Fürsten, wie der König von Hannover, werde dagegen zurücktreten. Nochmals wurde der Abschluß eines Vertrages über Bewahrung der Neutralität dringend beantragt. Zuerst schien es, als sollten jetzt die gemäßigten Staatsmänner von Hannover die Oberhand gewinnen, — König Georg erklärte sich

zu Verhandlungen über einen Neutralitätsvertrag bereit. Als aber dieselben begonnen waren, wich er allen Forderungen, die Preußen in Bezug auf die Aufhebung der Rüstungen an Hannover stellte, aus, während thatsächlich die Kriegsvorbereitungen lebhaften Fortgang erhielten. Gegen Ende Mai erschien ein vertrauter Abgesandter aus Wien in Hannover, um den König für den festen Anschluß an Oesterreich zu gewinnen. Dort, wie an anderen deutschen Höfen, wurde der Glaube bestärkt, daß Preußen in dem drohenden Kampfe unbedingt unterliegen müsse, daß Oesterreich allein ohne seine süddeutschen Bundesgenossen 800,000 Mann guter Truppen ins Feld stellen werde; Preußens Niederlage und Zertrümmerung sei gewiß, Schlesien müsse wieder an Oesterreich, die Provinz Sachsen an das Königreich Sachsen fallen, auch Hannover werde, wenn es fest zu Oesterreich stehe, nicht bloß die Sicherheit seines Bestandes, sondern auch eine Vergrößerung auf Kosten Preußens gewinnen. Unter dem Eindrucke solcher Auffassungen kamen die Verhandlungen mit Preußen völlig zum Stillstande. Hannover wich jeder bestimmten Erklärung aus, während es am Bunde immer offener auf die Seite Oesterreichs trat. Als Preußen dann seine Pläne in Bezug auf die Reform der deutschen Bundesverfassung klarer dargelegt hatte, äußerte sich am Hofe des Königs Georg vollends der entschiedenste Widerwillen gegen den Gedanken einer militärischen Führung Norddeutschlands durch Preußen.

Nachdem am 14. Juni der verhängnißvolle Beschluß in Frankfurt gefaßt war, ließ der König von Preußen noch in der Nacht vom 14. zum 15. Juni den Befehl an seine Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel ergehen, den betreffenden Monarchen unverweilt eine letzte Aufforderung (Sommatation) zu überreichen, eine bestimmte Erklärung darüber abzugeben, ob sie bereit seien, ein Bündniß mit Preußen unter folgenden Bedingungen einzugehen: 1) Zurückführung ihrer Truppen auf den Friedensstand vom 1. März, — 2) Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlamentes und Ausschreibung der Wahlen, sobald dies von Preußen geschehen, — wogegen 3) Preußen ihnen ihre Besitzungen und Souveränitätsrechte auf Grund seiner Reformvorschläge gewährleisten wolle. Sollte wider Erwarten eine ablehnende oder ausweichende Antwort erfolgen, so würde der König sich zu seinem lebhaften Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt finden, den betreffenden Staat als im Kriegszustande gegen Preußen befindlich zu betrachten. Der preussische Gesandte in Hannover erklärte bei Ueberreichung der Sommatation noch ausdrücklich, daß im Falle der Ablehnung das Einrücken preussischer Truppen, um sich zu Herren des Landes zu machen, unabweisliches Gebot sei. Das Schicksal des Königreichs Hannover werde alsdann nur noch von dem Erfolge der Waffen abhängen.

In demselben Augenblicke, wo dieser Auftrag an die preussischen Gesandten erging, erhielten die militärischen Befehlshaber der nächsten Nachbarschaft von Sachsen, Hannover und Kurhessen die Anweisung, im Falle der Ablehnung jener Anträge sich auf die Benachrichtigung Seitens der Gesandten sofort nach den Gebieten jener Staaten in Marsch zu setzen. Da jener Fall wirklich eintrat, so begannen unmittelbar darauf die kriegerischen Operationen in Norddeutschland.

## 60. Der deutsche Krieg.

Die Heeresrüstungen waren auf Seiten der beiden Großmächte im Wesentlichen beendigt. Seit Anfang Mai, wo die Mobilmachung der Armee in Preußen befohlen war, hatten die Rüstungen in rascher Folge nach allen Seiten ihre Vervollständigung gefunden. Nicht nur das gesammte stehende Heer war in volle Kriegsbereitschaft gesetzt, um seiner Bestimmung gemäß ohne Weiteres gegen den Feind zu ziehen, sondern durch Einziehung der Landwehr ersten Aufgebots und eines Theils des zweiten Aufgebots waren auch die erforderlichen Ersatztruppen und Festungsbesatzungen gebildet. Schon bei den Vorbereitungen bewährten sich die neuen Heereseinrichtungen in vollem Maße. Vom ersten Rufe des Königs zur vorläufigen Kriegsbereitschaft bis zur Aufstellung der gesammten mobilen Armee an der feindlichen Grenze war Alles in dem umfangreichen Räderwerke so einfach, so glatt, so pünktlich und genau vor sich gegangen, daß alle militärischen Anordnungen und demgemäß auch alle davon abhängigen politischen Schritte stets auf Tag und Stunde vorher berechnet werden konnten.

Anfang Juni verfügte Preußen an Linie und Landwehr über eine Heeresmacht von beinahe 500,000 Mann, wovon nach Abzug der Besatzungen und Ersatztruppen etwa 330,000 Mann für die Feldarmee disponibel waren. Oesterreich hatte seinerseits im Ganzen 600,000 Mann, für die Feldarmee 400,000 Mann. Davon mußten etwa 150,000 gegen Italien verwandt werden, so daß 250,000 für den Krieg gegen Preußen blieben. Von den deutschen Bundesgenossen Oesterreichs aber sollten Baiern 65,000 Mann (nach Erreichung der vollen Stärke seines Corps über 100,000 Mann), Hannover etwa 26,000 Mann, Hessen-Kassel 15,000, Hessen-Darmstadt über 10,000 Mann stellen. Von vorn herein hoffte Oesterreich über 140,000 Mann Bundesstruppen mit seinem Heere vereinigt zu sehen und somit Preußen um etwa 60,000 Mann überlegen zu sein. Damit vermeinte man Preußen um so mehr erdrücken zu können, als die Verbindung der östlichen und westlichen Provinzen durch Hannover und Kurhessen geradezu unterbrochen werden konnte. Preußen aber zerstörte alle solche Berechnungen, indem es seine Hauptkräfte auf den wichtigsten Punkten sammelte und durch rasches Handeln den Feinden zuvorkam.

Die preußische Kriegsmacht war in drei Hauptarmeen vertheilt: Die erste Armee unter dem Oberbefehle des Prinzen Friedrich Karl mit dem General von Voigts-Rhetz als Chef des Generalstabes, bestehend aus drei Armeecorps, dem 2. (pommerschen) unter General von Schmidt, dem 3. (brandenburgischen) und dem 4. (sächsischen), und einem Kavalleriecorps unter dem Prinzen Albrecht (Vater), im Ganzen 100,000 Mann; — die zweite (schlesische) Armee unter dem Oberbefehle des Kronprinzen mit dem General von Blumenthal als Chef des Generalstabes, und bestehend aus vier Armeecorps, dem 1. (preußischen), unter dem General von Bonin, dem 5. (posenschen) unter General von Steinmetz, dem 6. (schlesischen) unter dem General von Mutius, dem Gardecorps unter dem Prinzen August von Württemberg und einer Reserve-Kavallerie-Division unter General von Hartmann, in Allem 116,000 Mann; — die dritte Armee (Elb-Armee) unter dem Oberbefehle des

Generals Herwarth von Bittenfeld und bestehend aus einer Division des 7. (westphälischen) Armeecorps, aus dem 8. (rheinischen) Armeecorps und aus Reserve-Kavallerie, — zusammen 40,000 Mann, — Alles in Allem 256,000 Mann, die nach Sachsen und Böhmen hin versammelt waren. Ein Reservecorps (mit 24,000 Mann) für diese Armeen bildete sich in Berlin unter General von der Müllbe. Außerdem standen noch drei Divisionen (aus welchen nachher die *Main-Armee* gebildet wurde) vorläufig weit auseinander, die Division Göben in und bei Minden, die Division Manteuffel in Holstein, endlich die Division Beyer bei Weßlar, aus den Besatzungen der bisherigen Bundesfestungen zusammengezogen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, unter dem Oberbefehle des Generals Vogel von Falckenstein. — Den Gesamtbefehl über die preussische Heeresmacht führte König Wilhelm in Person, ihm zur Seite der General von Moltke als Chef des gesammten Generalstabes und der Kriegs-Minister von Roon in der Leitung der allseitigen militärischen Anordnungen.

**Die Unterwerfung von Norddeutschland.** Mit einer Schnelligkeit, wie sie Niemand zu ahnen vermocht hätte, entwickelten sich die Ereignisse zunächst in Norddeutschland. Am 14. Juni hatte der Bund den feindlichen Beschluß gegen Preußen gefaßt; am 15. richtet Preußen eine Mahnung an Sachsen, Hannover, Kurhessen und fordert sie zur Annahme eines Bündnisses auf. Am 16. erfolgt auf Grund der Ablehnung dieses Antrages der Einmarsch der preussischen Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen. Nach kaum drei Tagen befinden sich die drei Länder in Preußens Macht.

In Hannover ertheilte die Regierung in der Nacht zum 16. ihre ablehnende Antwort auf die preussischen Anträge. Am 16. früh rückten die Preußen unter dem General Vogel von Falckenstein von Minden her und gleichzeitig unter dem General von Manteuffel von Holstein her über die Elbe vor. Manteuffel hatte nach dem Abzuge der Oesterreicher am 13. Juni Altona besetzt, am 15. standen bereits 6000 Mann zur Einschiffung nach Hannover bereit, am folgenden Tage die übrigen 10,000 Mann. Mit musterhafter Ordnung und im sichersten Sineinandergreifen aller Anordnungen ging in kürzester Zeit das ganze Corps mit Kavallerie und Artillerie auf Pontons, Dampfbooten und Fahren über die Elbe und besetzte Harburg, ehe dort hannoversche Truppen eintrafen. Um weiter nach Hannover vorzurücken, mußte die zerstörte Eisenbahn erst wieder hergestellt werden. Inzwischen wurde die kleine Festung Stade von den Preußen überrumpelt. Zuerst wurde eine Strand-Batterie bei Brunshausen, nicht weit von Stade, von der auf Booten herbeigekommenen Mannschaft der preussischen Kriegsschiffe „Arminius“ und „Cyclop“ unter Kapitän Werner bei Nacht überfallen und vernagelt. In der folgenden Nacht (zum 18. Juni) wurde Stade von einem Füßlierbataillon des 25. Regiments unter dem Oberst-Lieutenant von Cranach genommen. Dreißig Matrosen von der „Coreley“ und dem „Cyclop“ gingen an der Spitze der Sturmcolonne und sprengten die Thore der Festung; die Stürmenden drangen sodann in die Stadt, ehe die Garnison Zeit hatte, sich zu sammeln. Der Kommandant capitulirte. Durch die Einnahme von Stade fiel das ganze dort angesammelte sehr bedeutende Kriegsmaterial den Preußen in die Hände. General von Manteuffel war inzwischen mit

Zurücklassung einer geringen Truppenzahl über Lüneburg nach Hannover vorgedrückt, wo er am 18. eintraf. Dort war inzwischen am 17. Abends General von Falckenstein von Minden her mit der Göttinger Division eingerückt. König Georg hatte bereits am 16. mit dem Kronprinzen und mit seinen Truppen die Hauptstadt verlassen. Der Ausmarsch erfolgte in der höchsten Ueberstürzung und Verwirrung. General von Falckenstein traf alsbald Anordnungen für die einstweilige Regierung des Landes. Die preussischen Truppen aber folgten den Hannoveranern über Hildesheim nach Göttingen, wohin sich König Georg zunächst zurückgezogen hatte, und wo seine ganze Armee sich sammeln sollte. In der That eilten die Truppen von allen Seiten mit großem Eifer und mit Pflichttreue herbei. Wäre König Georg von dort unverweilt weiter südblich gezogen, so hätte er sich mit hessischen und bayerischen Truppen vereinigen und sodann ernstlichen Widerstand leisten können. Aber er blieb drei Tage in Göttingen in der trügerischen Hoffnung, daß bayerische Truppen von Süden her zu ihm stoßen würden. Als diese Hoffnung schwand, inzwischen aber die preussische Division Beyer sich von Kassel her in Bewegung setzte, wandte sich der König am 21. Juni von Göttingen östlich, um sich mit seiner ganzen Armee durch die preussische Provinz Sachsen und durch Thüringen nach Baiern durchzuschlagen. Ueber Heiligenstadt und Mühlhausen ging der Zug auf Gotha zu. Die Hannoverische Armee unter dem Oberbefehle des Generals von Arntschild bestand aus mehr als 18,000 Mann mit 52 Geschützen, tüchtige Truppen mit guter Uebung und Disciplin, namentlich eine trefflich berittene Kavallerie. Um denselben den Abzug durch Thüringen zu verlegen, besetzten die Preußen und die mit ihnen vereinigten koburg-gothaischen Truppen den Werraübergang, sowie Eisenach und Gotha. Mit großer Beschleunigung wurden Besatzungstruppen aus Magdeburg, Aschersleben, Torgau, Naumburg herangezogen, um die Hannoveraner, die sich bei Langensalza vereinigten, von allen Seiten zu umstellen. König Georg schickte am 23. einen seiner Adjutanten nach Gotha, um über ein ehrenvolles Abkommen mit Preußen zu verhandeln. König Wilhelm von Preußen, welcher ein Blutvergießen zwischen seinen und den Hannoverischen Truppen verhindern wollte, schickte zum Zwecke der Verhandlungen gleichfalls einen seiner Adjutanten nach Gotha; als derselbe jedoch dort ankam, hatte der König Georg seinerseits die Verhandlungen wieder abgebrochen. Von preussischer Seite wurde noch eine Bedenkzeit und Waffenruhe bis zum 26. Mittags angeboten: König Georg sollte sich entscheiden, ob er für sich und den Kronprinzen, sowie für sämtliche Offiziere mit Waffen und Pferden freien Abzug, für die Soldaten dagegen Entlassung in die Heimath annehmen wolle. Er verlangte jedoch freien Durchzug für sich und sein ganzes Heer nach Süddeutschland, um mit Oesterreich gegen Italien zu kämpfen. Dies mußte von Preußen zurückgewiesen werden. Inzwischen näherte sich ein bayerisches Corps über Hessen, und es entstand für Preußen die Gefahr, daß dasselbe sich mit den Hannoveranern vereinige. Jede Verzögerung der Entscheidung konnte bedenklich werden; am 26. Vormittags wurde deshalb dem König Georg nochmals ein Bündniß mit Preußen unter Sicherung des hannoverschen Besitzstandes und unter Annahme der preussischen Vorschläge für eine neue Bundesreform angetragen. Aber der in verhängnißvollen Täuschungen be-

sangene Fürst lehnte es wiederum ab, und so mußten denn die Waffen entscheiden. König Georg hatte in das Hauptquartier des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt und in das bairische Hauptquartier zu Bamberg geschickt, um von da Hülfe zu erbitten. Der bairische Befehlshaber erkundigte sich nach der Stärke der Hannoveraner und da er hörte, daß dieselbe bis an 19,000 Mann betrage, sagte er: „Nun mit 19,000 Mann schlägt man sich durch. — Uebrigens werde ich thun, was in meinen Kräften steht.“ Aber erst am 30., als es zu spät war, setzten sich die Baiern ernstlich in Bewegung.

Langensalza. Die Hannoveraner hatten östlich von Langensalza an den Wiesen der Unstrut und auf den dort ansteigenden Höhen eine vortheilhafte feste Stellung. Der General von Flies, welcher mit der Avantgarde des Manteuffelschen Corps zwei Meilen von Langensalza stand, erhielt den Befehl, den Feind, welcher bis dahin einem Kampfe immer ausgewichen war, kräftig anzugreifen und zum Stehen zu bringen. Die Zahl der preussischen Truppen betrug dort nur etwa 9000 Mann, darunter nur 340 Kavalleristen und 23 Geschütze. Nach der ursprünglichen Absicht sollte General von Goben von Eisenach her und General von Manteuffel von Norden her den General von Flies unterstützen; aber Ersterer mußte in Eisenach verbleiben, um den drohenden Anmarsch der Baiern zu hindern, Manteuffel dagegen war noch zu weit entfernt. Dennoch griff General von Flies am 29. Morgens mit seinem kleinen Corps, welches noch dazu aus sehr verschiedenen, eben erst vereinigten Truppentheilen bestand, die doppelt so starke hannoversche Armee, deren zahlreiche Artillerie auf den Höhen trefflich aufgestellt war, entschlossen an. Die hannoversche Avantgarde wich vor preussischer und gothaischer Infanterie zuerst nach Langensalza zurück, die Preußen nahmen die Stadt, von Haus zu Haus vordringend. Die Hannoveraner hatten sich inzwischen an den Höhen festgesetzt. Die preussischen Linien- und Landwehrebataillone drangen mit Ungestüm bis zur Unstrutbrücke bei Merzleben vor; aber die Artillerie der Hannoveraner benutzte die günstige Stellung auf dem Kirchberge von Merzleben und überschüttete sie mit einem dichten Kugelhagel. Unerbrochen entfalteten die Preußen unter Hurrahruf ihre Fahnen und rückten fest an, wie auf dem Exercierplatz. Die Hannoveraner aber schlugen sich gleichfalls mit großer Tapferkeit. Sie entwickelten jetzt ihre bedeutende Uebermacht: 14 bis 15,000 Mann von ihnen nahmen am Kampfe Theil. Ihre Stärke wurde durch die gute Stellung, in der sie sich befanden, noch erhöht; besonders wußten sie außer der Artillerie auch ihre treffliche Kavallerie, sechs schöne Regimenter, denen nur zwei Schwadronen preussische Husaren gegenüberstanden, zu benutzen. Von früh 10 Uhr bis Nachmittags um 1/2 Uhr währte der Kampf. Die preussischen Landwehren schlugen mehrere Kavallerieangriffe aufs Tapferste zurück, auf die Forderung, sich zu ergeben, antworteten sie kurz und bündig: „Landwehr ergiebt sich nicht.“ General von Flies überzeugte sich indeß, daß sein Corps nicht stark genug sei, es mit der ganzen hannoverschen Armee aufzunehmen und brach das Gefecht ab, nachdem er wenigstens den Zweck erreicht hatte, den Gegner zum Stehen zu bringen. Die Preußen gingen in ihre vorherige Stellung zurück, die Hannoveraner behaupteten das Schlachtfeld. Die Verluste waren auf beiden Seiten groß. Die Hannoveraner hatten an Todten und Verwundeten

125 Offiziere und 1300 Mann, die Preußen 38 Offiziere und 700 Mann, die Coburg-Gothaer über 80 Todte und Verwundete. Auf beiden Seiten war mit großem Heldenmuth gefochten worden. Die Hannoveraner aber waren auch ihrerseits nicht im Stande, die Vortheile des Gefechtes weiter zu verfolgen. Sie sahen sich von allen Seiten eingeschlossen und an ein Entkommen war nicht mehr zu denken; wenn die preussischen Heeresabtheilungen das Netz enger zusammenzogen, so war das hannoversche Heer der Vernichtung ausgesetzt. Am 29. schon konnte der verhängnißvolle Angriff stattfinden. Aber am 28. Abends ließ König Wilhelm, dessen Herz durch den Kampf gegen das hannoversche Heer schmerzlich berührt war, durch den General von Manteuffel dem König Georg nochmals eine ehrenvolle Capitulation anbieten. Jetzt konnte der unglückliche Fürst nicht mehr schwanken, dieselbe anzunehmen. Folgendes waren die Bedingungen, welche ausdrücklich mit Rücksicht auf die tapfere Haltung der hannoverschen Truppen gestellt wurden: 1) der König und der Kronprinz von Hannover nehmen ihren Aufenthalt außerhalb des hannoverschen Landes nach freier Wahl; 2) Offiziere und Beamte der hannoverschen Armee versprechen auf Ehrenwort, gegen Preußen nicht zu dienen, behalten Waffen, Gepäck und Pferde, sowie demnächst Gehalt und Kompetenzen, und treten der preussischen Verwaltung gegenüber in dieselben Rechte und Ansprüche, welche ihnen bisher der Hannoverischen Regierung gegenüber zugestanden; — 3) Unteroffiziere und Gemeine liefern Waffen, Pferde und Munition ab und begeben sich in ihre Heimath mit dem Versprechen, gegen Preußen nicht zu dienen. Auf Grund dieser Capitulation von Langensalza erfolgte noch am 28. die Uebergabe der Hannoverischen Armee. Der König begab sich über Altenburg nach Wien. Die Truppen wurden auf der Eisenbahn nach ihrer Heimath befördert und dort entlassen. Das Geschick der braven hannoverschen Armee, deren ruhmreiche Vergangenheit eng verwoben ist mit den schönsten Kriegsthaten des preussischen Heeres, erregte in Preußen selbst die aufrichtigste Theilnahme. Die Hingebung und Selbstverleugnung, mit welcher die hannoverschen Truppen, treu dem geleisteten Eide, ihr schweres Loos getragen hatten, sicherte ihnen die Achtung der preussischen Armee, mit welcher sie nachher in unmittelbare Waffenbrüderschaft treten sollten.

Kurhessen war inzwischen gleichfalls von den Preußen in Besitz genommen worden. Der Kurfürst von Hessen hatte der am 15. Juni auch an ihn gerichteten Aufforderung gegenüber eine zweifelhafte Stellung angenommen und die Entscheidung hinauszuschieben versucht. Als nun die von Preußen gestellte Frist abgelaufen war, rückte das bei Weiklar stehende Corps des Generals von Beyer alsbald über Gießen nach Kurhessen vor und besetzte noch am 16. Marburg, am 19. Kassel. Auch dort wurden alle Behörden für Preußen in Pflicht genommen. Die Bevölkerung, welche unter der Willkür und Gewaltthätigkeit der kurfürstlichen Regierung schwer gelitten hatte, kam der preussischen Regierung größtentheils mit Vertrauen entgegen. Dem Kurfürsten wurde bald darauf ein Aufenthalt in Stettin angewiesen.

Die Besetzung Sachsens war gleichzeitig und ebenso rasch, wie die von Hannover und Kurhessen vollzogen worden. König Johann, von vornherein zum Kampfe gegen Preußen mit Oesterreich eng verbunden, lehnte die Vorschläge der preussischen Regierung am 15. Juni ohne Weiteres ab,

und traf alsbald auch Vorkehrungen, um dem erwarteten Einmarsche der Preußen Hindernisse in den Weg zu legen. Die Eisenbahnen nach Preußen wurden zerstört, die Elbbrücke bei Riesa in Brand gesteckt. General Herwarth von Bittensfeld, der mit der Elbarmee bei Torgau stand, rückte auf die Nachricht von der sächsischen Ablehnung in der Nacht zum 16. in drei Kolonnen über die sächsische Grenze. Die abgebrannte Brücke bei Riesa wurde zuerst durch Pontonbrücken ersetzt, dann durch die preussische Feld-Eisenbahn-Abtheilung, die sich im ganzen Feldzuge trefflich bewährte, alsbald wieder hergestellt. Am 17. erreichten die Preußen Meissen, am 18. bereits Dresden. König Johann von Sachsen und der Minister von Beust, welcher vornehmlich die Feindschaft gegen Preußen geschürt hatte, sowie die sächsische Armee hatten schon am 16. Dresden und demnächst das Land verlassen und sich nach Böhmen begeben, um sich dort mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Während General Herwarth vom Norden her in Sachsen vorrückte, hatte auch die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl am 16. von der Lausitz aus die sächsische Grenze überschritten und besetzte Bautzen, Pirna u. s. w. Nach wenigen Tagen befand sich das ganze Königreich bis auf die Festung Königstein in den Händen der Preußen.

Die deutschen Regierungen, insoweit sie noch an der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt Theil nahmen, vereinigten sich jetzt zu neuen feindlichen Beschlüssen gegen Preußen. Oesterreich und Baiern wurden mit den kriegerischen Maßregeln beauftragt. Der König von Baiern hatte schon am 14. Juni eine militärische Uebereinkunft für Krieg und Frieden mit Oesterreich geschlossen und einen Aufruf an sein Volk gerichtet. Auch der König von Württemberg verkündete seinem Heere, daß er zu Oesterreich stehen wolle. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt und der Herzog von Nassau gehörten von vorn herein zu den entschiedensten Gegnern Preußens. In Baden setzte die österreichische Partei durch, daß der Großherzog, dessen Neigungen und Familienbände ihn mehr zu Preußen zogen, am Kampfe gegen dasselbe Theil nehmen mußte. Unter den kleineren norddeutschen Staaten hatten dagegen die meisten das preussische Bündniß angenommen. Die Truppen des Herzogs von Koburg, welcher persönlich mit großem Eifer bei der Sache Preußens war, und des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen waren bereits mit ausgezogen und hatten mit Ehren an dem Kampfe zu Langensalza Theil genommen. Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Anhalt und die Hansestädte, bald auch Altenburg, rüsteten, um ihre Militärkräfte mit denen Preußens zu vereinigen. Die Truppenzahl der deutschen Bundesgenossen aber, welche Preußen zur Seite standen, war bei Weitem geringer, als die Zahl der deutschen Gegner, welche sich auf Oesterreichs Seite stellten.

Dagegen war Italien auf Grund des zwischen König Victor Emmanuel und König Wilhelm abgeschlossenen Bündnißvertrages bereit, den Kampf gegen Oesterreich in demselben Augenblicke zu eröffnen, wo es zwischen Preußen und Oesterreich zum Kriege käme.

**Aufruf des Königs Wilhelm an das preussische Volk.** Seit dem jüngsten Auftreten Oesterreichs am deutschen Bunde war der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich unvermeidlich. Der Kaiser von

Oesterreich hatte auch bereits am 17. Juni ein Kriegsmanifest an seine Völker veröffentlicht. Am Tage darauf, am 18. Juni, erließ auch König Wilhelm einen Ausruf: „An Mein Volk.“ Derselbe lautete:

„In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

„Das Vaterland ist in Gefahr!“ Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen. Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. — Die alte unselbige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. — Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfesgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!“

Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preussischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes, fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. — —

Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. — Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.

Fleh'n wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne!

Verleihe uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen.

Gott mit uns!“

Gleichzeitig ordnete der König auf den 27. Juni einen allgemeinen Bettag an. „Ohne des Herrn Hülfe,“ sagte er, „vermögen wir nichts. Vor Ihm und Seinen heiligen Gerichten wollen wir uns in Demuth beugen, uns der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst neu getrösten und von Ihm Sieg und Heil erleben. So gereinigt und gestärkt können wir getrost dem Kampfe entgegengehen. In diesem Gefühle Mich Eins zu finden

mit Meinem ganzen Volke, ist Mein festes Vertrauen.“ Während des Krieges sollte im öffentlichen Gottesdienste dafür besonders gebetet werden, „daß Gott unsere Waffen zur Ueberwindung unserer Feinde segne, uns Gnade gebe, auch im Kriege uns als Christen gegen sie zu verhalten, durch Seines Geistes Kraft sie zur Veröhnung mit uns neige und durch Seinen allmächtigen Beistand uns bald wiederum zu einem redlichen, gesegneten und dauernnden Frieden für uns und das ganze deutsche Vaterland verhelfe.“

Der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, Feldzeugmeister von **Venedek**, hatte sein Hauptquartier in Olmütz. Die österreichische Armee glaubte sich eines leichten vollständigen Sieges gewiß. In einem damals veröffentlichten Armeebefehle, der zwar hinterher verleugnet wurde, der aber jedenfalls die übermüthige Stimmung und Zuversicht der Oesterreicher richtig bezeichnete, hieß es: „Es gilt, einen übermüthigen und gewissenlosen Feind auf das Nachrücklichste zu züchtigen. — Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist: Linie und Landwehr. Die Linie bilden lauter junge Leute, die, weder an Strapazen noch Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Die Landwehr besteht aus höchst unzuverlässigen, mißvergnügten Leuten, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten. Die Preußen haben in Folge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte, sich auf dem Schlachtfelde heranzubilden. — — — Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnelleren Kleingewehrfeuer; aber Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen; wir werden ihm dazu keine Zeit lassen, sondern ungefümt ihm mit Bajonnet und Kolben auf den Leib gehen. Sobald mit Gottes Hülfe der Gegner geschlagen und zum Rückzuge gezwungen sein wird, werden wir ihn auf dem Fuße verfolgen, und Ihr werdet in Feindesland Euch ausrasten, und diejenigen Erholungen in reichlichstem Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche, heldenmüthige Armee mit vollem Rechte verdient haben wird.“ — So lautete angeblich Venedek's Armeebefehl, — jedenfalls prahlten so die Oesterreicher. In den österreichischen Zeitungen war von nichts Anderem die Rede, als von einer unverzüglichen Wiedereroberung Schlesiens und von einem raschen Siegeszuge nach Berlin, um dort einen Frieden zu dictiren, durch welchen Preußen wieder auf das Maß eines deutschen Mittelstaates zurückgeführt werden sollte. In Gottes Rathschluß aber war es anders bestimmt: dem Uebermuth Oesterreichs sollte die Demüthigung auf dem Fuße folgen.

Die Aufstellung der preussischen Armee schien zuerst nur auf die Vertheidigung berechnet: von zwei Seiten drohte Gefahr, eines theils war Schlesien dem feindlichen Angriffe unmittelbar ausgesetzt, andererseits glaubte man, die Oesterreicher würden versuchen, in Gemeinschaft mit den Sachsen durch die Lausitz nach der Mark Brandenburg und geradezu auf Berlin durchzubrechen. Diesen beiden Gefahren zu begegnen, war von vorn herein die erste Armee unter Prinz **Friedrich Karl** in der Lausitz, die zweite unter dem Kronprinzen in Schlesien aufgestellt. Die Hauptmasse der österreichischen Armee hatte Anfang Juni noch in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien gestanden und bedrohte von da zunächst Oberschlesien. Sie konnte aber auch leicht nach Böhmen hinübergezogen werden und entweder durch die Gebirgspässe der

Grasschaft Glatz in Schlesien oder durch den Norden Böhmens nach der Lausitz vorzudringen versuchen. Um für alle jene Fälle leicht verwendbar zu sein, hatte die Armee des Kronprinzen eine Aufstellung bei der Festung Neiße genommen, von wo sie das Hervorbrechen der Oesterreicher aus den Gebirgspässen hindern und ebenso, Falls der Feind seine Massen nach Oberschlesien führen sollte, einen kräftigen Stoß dorthin führen konnte. Das rasche und glückliche Vordringen Preußens in Sachsen änderte jedoch sehr bald die ganze militärische Lage und ließ das preußische Heer von der Vertheidigung unverweilt zum Angriffe übergehen. Die Besetzung Sachsens war von größter Bedeutung für den ganzen Verlauf des Krieges. Die Oesterreicher hatten ein so schnelles und kräftiges Vorgehen Preußens nicht erwartet. Es war schon überraschend für sie, daß Preußen überhaupt fast seine ganze Heeresmacht an den Grenzen Sachsens und Böhmens hatte versammeln können: bis zum letzten Augenblicke hatten sie gehofft, daß der Kaiser der Franzosen eine zweifelhafte Stellung gegen Preußen einnehmen und daselbe nöthigen würde, eine starke Armee am Rheine zu lassen. Der Politik des Grafen Bismarck war es indeß gelungen, sich volle Zuversicht darüber zu verschaffen, daß Preußen einem Angriffe von Frankreich her nicht ausgesetzt sein würde. So konnten denn auch die Truppen vom Rheine größtentheils zum Kampfe gegen Oesterreich herbeigezogen werden. Preußens rasches und siegreiches Vorgehen in ganz Norddeutschland hatte Oesterreichs Pläne vollends durchkreuzt. Man hatte dort sicher darauf gerechnet, daß Hannover und Kurhessen in demselben Augenblicke Preußen im Rücken ernstlich bedrohen würden, wo die Oesterreicher und Sachsen in das Herz der Monarchie vordringen, und die süddeutschen Staaten in die Rheinprovinz einfallen sollten. Alles war dazu vorbereitet, Preußen durch allseitige Bedrohung zu nöthigen, seine Kräfte zu zersplittern und dadurch Oesterreich einen leichten Sieg zu bereiten. Aber die rasche Entschlossenheit der preussischen Regierung und die hohe Leistungsfähigkeit der Armee hatten einen Strich durch alle jene Berechnungen gemacht. Als plötzlich außer der Armee des Prinzen Friedrich Karl auch noch die Elb-Armee an der Grenze Sachsens aufgestellt war, als vollends ganz Sachsen bis zu den Pässen nach Böhmen, ebenso wie Hannover und Hessen, in wenigen Tagen von den Preußen besetzt wurde, da waren die Oesterreicher erstaunt über solche „affenartige Geschwindigkeit,“ wie sie es mit erkünsteltem Spotte nannten: ihre hochfahrenden Angriffspläne aber mußten sie vorläufig aufgeben. Die preussische Armee dagegen konnte jetzt mit Zuversicht den Plan aufnehmen, den Krieg alsbald in Feindes Land hineinzugetragen.

Die drei preussischen Hauptarmeen standen freilich zuerst weit auseinander: die Elb-Armee bei Dresden, Prinz Friedrich Karl 15 Meilen davon bei Görlitz, die Armee des Kronprinzen wieder 25 Meilen östlich bei Neiße. Gleich nach der Besetzung Sachsens aber erging aus dem königlichen Hauptquartiere der Befehl an sämtliche Armeen, in Böhmen einzurücken und sich dort zu vereinigen. Die beiden prinziplichen Oberbefehlshaber erließen im Anschlusse an den Aufruf des Königs Armeebefehle an ihre Truppen. Der Kronprinz sagte (am 20. Juni) den „Soldaten der zweiten Armee“: „Durch die Gnade und das Vertrauen meines königlichen Vaters

an Eure Spitze gestellt, bin ich stolz darauf, als der erste Diener unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter unseres Vaterlandes. Soldaten! Zum ersten Male seit über 50 Jahren steht unserem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kräfte, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen, und denkt, es gilt denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preussischen Losung: Mit Gott für König und Vaterland.“ — Prinz Friedrich Karl erließ (am 22. Juni) eine Ansprache an die erste Armee, in der es hieß: „Unser Anfang sei mit Gott! Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: „Laßt Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind.“ In diesem Kriege handelt es sich — Ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres theueren Preußens. Der Feind will es zerstückeln und erniedrigen. — — Wir wollen Preußen erhalten, wie es ist und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig sei und Preußens Waffen segnen wolle!“ —

**Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl.** Liebenau; Pobol; Münchengrätz; Gitschin. Die drei Armeen hatten den Befehl, aus ihren Standorten nach Böhmen einzurücken und bei Gitschin ihre Vereinigung zu bewerkstelligen, um mit gemeinsamer Kraft in der Richtung auf Pardubitz vorzugehen und dort die österreichische Nord-Armee aufzusuchen. Die erste und die Elb-Armee hatten einen Marsch von einigen Tagen mehr zu machen, um mit der schlesischen Armee, Falls deren Eindringen in Böhmen glückte, bei Gitschin zusammenzutreffen. Deshalb sollte Prinz Friedrich Karl schon am 23. Juni, der Kronprinz erst einige Tage später den Einmarsch nach Böhmen beginnen. Am 22. brach die erste Armee aus ihren Quartieren in der Lausitz auf; am 23. wurde die böhmische Grenze überschritten. Jedes Bataillon begrüßte die Grenzpfähle mit lautem Hurrah. In schönster Ordnung und mit größter Schonung für die gesegneten Felder ging der Zug unter dem Gefange von Kriegsliebern durch die böhmischen Pässe hindurch. Vom Feinde waren nur einzelne Kavallerie-Patrouillen zu sehen. Der österreichische General Graf Lam-Gallas, welcher mit seinem Corps den Norden Böhmens zu decken hatte, zog daselbe beim Anmarsche des Feindes hinter der Iser zusammen. Am 26. kam es zu einem ersten Kampfe bei Liebenau. Die 8. Division unter General von Horn, welcher die Vorhut bildete, rückte am Morgen auf das von den Desterreichern besetzte Dorf Liebenau vor. Die Desterreicher zogen sich auf eine Höhe jenseits des Dorfes zurück, wo sie unter dem Schutze von vier Kavallerie-Regimentern starke Batterien aufstellten, welche das von den Preußen in Besitz genommene Dorf beherrschten. General Horn ließ sofort die Infanterie gegen die Höhe anrücken; die Kavallerie rückte nach und Artillerie besetzte die Höhen auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes. Es entwickelte sich nun auf 600 Schritt Entfernung ein heftiger Artilleriekampf, während die preussische Infanterie unerschrocken die Höhen hinanstieg. Die Dester-

reicher mußten nach längerem Kampfe ihre Stellung aufgeben und zogen sich zum Hauptcorps hinter die Iser zurück. Die Preußen folgten ihnen bis zur Stadt Turnau, die sie besetzten. — Die Oesterreicher waren auf Münchengrätz zurückgegangen. Um sie von dort zu vertreiben, ließ Prinz Friedrich Karl noch am 26. Abends die Division Horn auf das halbwegs nach Münchengrätz gelegene Dorf **Podol** vorrücken, um die dortige Brücke über die Iser zu besetzen. In Podol stießen die zwei ersten preussischen Bataillone, als sie Abends nach 8 Uhr einrückten, auf sieben Bataillone der aus Schleswig her berühmten „eisernen Brigade“ unter General Poschacher, welche entschlossen waren, den Flußübergang zu vertheidigen. Dieselben hielten alle Häuser des Dorfes besetzt und empfingen die vorangehenden Magdeburgischen Jäger mit verheerendem Feuer. Diese lösten sich zuerst rasch nach allen Seiten auf, sammelten sich aber sofort wieder und erwiderten mit ihren Zündnadelbüchsen die feindliche Salve dreimal, ehe die Oesterreicher wieder zum Schießen kamen. — Mit Hurrah ging es vorwärts: die österreichische Infanterie wurde auf den ersten Anlauf aus dem Dorfe vertrieben. Aber stärkere feindliche Massen drangen von Neuem vor, und aus Fenstern und Lufen wurde auf die Preußen geschossen. Schon war es völlig dunkel und der Feind kaum zu erkennen. Da gingen die Jäger mit der nachgerückten Infanterie zum Sturme vor und drängten die Oesterreicher in hartem Kampfe von Haus zu Haus. Gegen Mitternacht kam der Mond hervor und zeigte den Preußen, daß sie der Brücke nahe gekommen waren. Die Oesterreicher versuchten es noch mit einem Bajonnetangriffe, aber die Preußen thaten ein Gleiches und behielten auch damit die Oberhand. Endlich zog sich der Feind über die Brücke zurück. Die Preußen blieben Herren des Kampfplatzes; sie hatten 500 Gefangene gemacht. — Inzwischen war auch die Elb-Armee weiter westlich in Böhmen eingerückt und ohne Hinderniß bis **Sünerwasser** gelangt. Hier kam die Vorhut mehrerer österreichischen Bataillone von Münchengrätz her entgegen. Dieselben stürmten mit dem Bajonnet muthig heran; aber das Schnellfeuer der Preußen ließ sie nach kurzem mit Verlust wieder zurückgehen. General von Herwarth rückte von dort auch seinerseits nach **Münchengrätz** vor. Hier kam es am 28. zum vereinigten Angriffe der ersten und der Elb-Armee gegen die Oesterreicher und Sachsen, welche von den dortigen Höhen, besonders dem steilen Muskyberge, den Lauf der Iser beherrschten und das Vorrücken der Preußen zu hindern suchten. Prinz Friedrich Karl ließ jedoch, indem er mit dem größten Theile der Armee geradezu auf den Feind losging, die Division des General von **Fransecky** auf einem steilen Felspfade den Muskyberg umgehen und den Oesterreichern in den Rücken fallen. Diese wichen nach kurzem, aber scharfem Gefechte mit großem Verluste zurück. Sie ließen allein 1500 Gefangene in den Händen der Preußen.

Prinz Friedrich Karl folgte nunmehr, während die Elb-Armee wiederum auf der rechten Flanke vorrückte, mit der ersten Armee dem österreichischen Corps auf **Gitschin**. Hier hatte Graf **Clam-Gallas** seine gesammten Streitkräfte und die sächsische Armee vereinigt, um das Vorrücken der preussischen ersten Armee zu hindern, bis Benedel Zeit gewonnen hätte, die Armee des Kronprinzen anzugreifen und zu schlagen. Aber Prinz Friedrich

Karl griff ihn am 29. Juni mit Ungestüm an und errang einen vollständigen und glänzenden Sieg. Die Oesterreicher hatten ihre Stellung nördlich und nordwestlich von Gitschin genommen, dort eine Brigade auf der Straße nach Münchengrätz, hier vier Brigaden und eine sächsische Division auf der Straße nach Turnau. Gegen die erste Stellung ging die 3. preußische Division (des Generals von Werder) vor. Die Oesterreicher standen hinter einer Schlucht an einem Gehölz in geschützter Stellung und empfingen die anrückende Vorhut der Preußen mit heftigem Geschütz- und Gewehrfeuer. Diese überschütteten ihrerseits den Feind mit ihrem Schnellfeuer, konnten ihm aber wegen seiner guten Deckung zuerst Nichts anhaben. Da gingen sie mit einem stürmischen Bajonnetangriffe gegen das Gehölz und trieben die Oesterreicher von Baum zu Baum bis zum Saume des Waldes. Dann in freiem Felde benutzten die Preußen wieder das Uebergewicht ihres Zündnadelgewehres. Noch einmal setzten sich die Oesterreicher in zwei Dörfern fest. Lange wogte der erbitterte Kampf mit großen Verlusten auf beiden Seiten, bis die tapferen Pommern in erneutem Bajonnetangriffe die Reihen der Oesterreicher durchbrachen und sie zum Rückzuge nach Gitschin zwangen. Inzwischen war General von Tümppling mit der 5. (brandenburgischen) Division gegen den anderen Theil des österreichischen Corps vorgegangen, welcher mit den Sachsen mehrere Dörfer auf einer steilen Höhe vor Gitschin besetzt hielt. Die preussische Division bestand größtentheils aus Truppen, die schon den Sturm gegen Düppel mitgemacht hatten. Mit unwiderstehlichem Ungestüme stürzten sich die braven Truppen gegen die schwierigen Positionen und nahmen die Dörfer. Vergeblich versuchte der berühmte österreichische Kavalleriegeneral von Edelsheim (der sich vor dem Kriege gerühmt haben soll, einen Ritt gleich bis Berlin zu machen), mit seinem bewährten Regimente die feindliche Infanterie zu werfen. Ohne auch nur Quarré zu bilden, setzten sich die siegesgewissen Brandenburger, gegen den Anprall der Kavallerie in Linie gereiht, zur Wehr und brachte dieselben durch ihr gut gezieltes Gewehrfeuer in vollständige Unordnung und Flucht. Einzelne der österreichischen Bataillone geriethen bei dem Rückzuge in sumpfigen Boden und wurden größtentheils zu Gefangenen gemacht. Mit etwa 16,000 Mann und wenig Artillerie siegten die Preußen hier über 30,000 Oesterreicher und Sachsen. Diese verloren an Todten und Verwundeten gegen 3000, an Gefangenen 2000, die Preußen über 2000 an Todten und Verwundeten. Gegen Mitternacht rückten die preussischen Truppen in Gitschin ein, welches die Oesterreicher nach geringer Gegenwehr aufgaben. Graf Lam-Gallas führte sein gänzlich entmuthigtes, fast aufgelöstes Corps weiter südöstlich auf die Hauptarmee Benedek's zurück. Prinz Friedrich Karl ließ am 30. Juni seine ganze Armee durch Gitschin weiter vorrücken und schob seine Vorposten bis Horstz. Die Verbindung mit dem Kronprinzen, der sich von der anderen Seite gleichfalls Gitschin bereits genähert hatte, konnte eröffnet werden. Die selbstständige Aufgabe der ersten und der Elb-Armee war somit erfüllt.

**Der Feldzug des Kronprinzen.** Die zweite Armee, die unter dem Oberbefehle des Kronprinzen in Schlesien stand, hatte mit dem Uebergange über die Gebirgspässe nach Böhmen eine sehr schwierige Aufgabe zu erfüllen. Den vier Armeecorps des Prinzen standen, wie man genau wußte, jenseits

nahe der Grenze vier österreichische, an Infanterie überlegene Corps gegenüber. Das Ueberschreiten der schwierigen Gebirgspässe aber erforderte tagelange Märsche in den eingeschnittenen Thälern und das Erklimmen hoher Bergrücken in drückender Junihitze. In den engen Pässen konnten geringe Haufen tapferer Feinde den Marsch ganzer Corps unausführbar machen oder wenigstens so lange aufhalten, bis die nahen österreichischen Colonnen sich vereinigten, um mit Uebermacht über die Spitzen der einzeln hervorbrechenden preussischen Truppen herzufallen. Die Nähe der beiden österreichischen Festungen Josephstadt und Königgrätz gewährte den Oesterreichern noch erhebliche Vortheile, namentlich für die Verpflegung, während der Unterhalt der preussischen Armee in diesen Gebirgswegen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden in rühmlichster und denkwürdiger Weise überwunden. Am 25. stand die gesammte Armee in einer Stärke von 125,000 Mann dicht an den Gebirgspässen zum Einrücken nach Böhmen bereit. Der Uebergang sollte westlich von der Grafschaft Glatz stattfinden. Um aber den Feind über diese Absicht zu täuschen, mußte unmittelbar zuvor das 6. Armeecorps zum Scheine einen Vorstoß östlich von der Grafschaft machen. Die Täuschung gelang in der That. Während die Oesterreicher glaubten, daß die Masse der preussischen Armee dorthin folgen werde, setzte sich dieselbe unerwartet durch die westlichen Pässe in Marsch: das 1. (preussische) Armeecorps mit der Kavallerie-Division am weitesten rechts über den Paß von Trautenau, das 5. (posensche) Corps auf dem linken Flügel von Reinerz nach Nachod, das Gardecorps in der Mitte durch kleinere Nebenspässe, um je nach Bedürfniß nach der einen oder der andern Seite zur Hand zu sein. Das 6. (schlesische) Corps aber sollte nach der Ausführung jener Scheinbewegung sofort dem 5. folgen. Der Schutz Schlesiens wurde den meist aus Landwehr gebildeten fliegenden Corps der Generale Graf Stolberg-Wernigerode und von Knobelsdorff anvertraut. — Am 26. erfolgte auf allen Punkten der Uebergang, — bewunderungswürdig rasch und über jedes Erwarten glücklich. Das Gardecorps, das nach beiden Seiten Unterstützung gewähren sollte, überschritt zuerst die Grenze, unter den Augen des Kronprinzen und unter dem Jubel der Truppen. Dasselbe stieß zunächst nur auf kleine Kavallerie-Abtheilungen. Garde-Mann hatten ein erstes siegreiches Gefecht gegen Windischgrätz-Drägoner.

Trautenau (27. und 28. Juni). Das erste Armeecorps unter General von Bonin, welches am weitesten westlich den rechten Flügel der Kronprinzlichen Armee bildete, ließ seine Avantgarde am 27. Juni auf der großen Straße von Liebau bis gegen Trautenau vorgehen, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, und empfing am Eingange von Trautenau die Zusicherung, daß keine feindlichen Truppen darin seien. Kaum aber waren die Preußen bis zum Markte vorgedrungen, so wurden sie von allen Seiten aus den Häusern, von versteckten österreichischen Soldaten und von Bürgern, mit Gewehrfeuer begrüßt. Wuthentbrannt stürzten sie in die Häuser, aus denen das Feuer kam und nahmen deren Bewohner gefangen. Die ersten durch die Stadt hindurchziehenden Bataillone fanden jenseits derselben alsbald den Feind in größeren Massen vor sich. Benedek hatte den Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz, der in Schleswig an der Seite der Preußen gefochten,

mit seinem (10.) Armeecorps vorangeschickt, um das Vorrücken aus dem Passe bei Trautenau zu hindern. Derselbe hatte die Höhen vor dieser Stadt besetzt. Mit großer Bravour ging die preussische Avantgarde gegen dieselben vor, konnte aber bei ihrer geringen Zahl keinen Vortheil erringen. Die Oesterreicher wollten ihre Ueberlegenheit benutzen, um die Preußen in den Paß zurückzuwerfen und so deren weitere Entwicklung zu hindern; sie griffen stürmisch an, wurden aber durch das Feuer der preussischen Infanterie blutig zurückgewiesen. General von Bonin brachte nach und nach einen großen Theil seines Corps ins Feuer, aber zu vereinzelt, um den vereinigten 28 Bataillonen des Gablenz'schen Corps und der gesammten Artillerie desselben von 80 gezogenen Geschützen gewachsen zu sein. Ein Theil des preussischen Corps aber blieb zu weit hinter Trautenau stehen, um in das Gefecht eingreifen zu können. Die Infanterie war seit früh 2 Uhr in Bewegung und es war Abends 6 Uhr geworden, ohne daß ein Augenblick Ruhe eingetreten wäre. Die Bataillone gingen an, sich vor dem immer mehr anstürmenden Feinde zurückzuziehen, aber in voller Ordnung und indem sie durch ihr Feuer jedes Eindringen des Gegners hinderten. Abends gegen 8 Uhr traten die letzten Bataillone den Rückzug an, ohne daß der Feind folgte. Die Truppen gingen auf die Stellung zurück, die sie am Morgen inne gehabt hatten. Obwohl der Kampf dieses ersten Tages kein erfolgreicher für Preußen war, so war er doch für die theilgenommenen Truppen durchaus ehrenvoll. Funfzehn Bataillone mit vier Batterien hatten dem ganzen fast doppelt so starken österreichischen Corps so tapfer widerstanden, daß dasselbe nicht ein einziges Siegeszeichen davontrug und auf jede Verfolgung verzichtete. Während aber die Preußen nur 63 Offiziere und 1360 Mann an Todten und Verwundeten verloren, zählten die Oesterreicher deren 196 an Offizieren und 5136 Mann. Der Kronprinz hatte dem General von Bonin während des Kampfes eine Division der Garde, welche durch die mittleren Pässe bereits in Böhmen eingerückt war, zur Unterstützung angeboten, Bonin aber hatte die Hülfe zurückgewiesen, weil er mit seinem Corps allein zu siegen meinte. Dies wäre vermuthlich auch der Fall gewesen, wenn alle Bataillone rechtzeitig zum Schlagen gekommen wären. Das 1. Corps selbst hat sich bei Trautenau so tapfer geschlagen, daß General Gablenz an eine Verfolgung nicht denken konnte, vielmehr der Ruhe bedurfte, um sein arg mitgenommenes Corps wieder zusammenzufassen.

Am folgenden Tage aber, am zweiten Tage von Trautenau (28. Juni) machte das preussische Gardecorps wieder gut, was am ersten Tage verfehlt war. Das Corps war auf dem ihm vorgeschriebenen Wege nach Eypel, anderthalb Meilen von Trautenau vorgegangen, ohne zu ahnen, daß das 1. Corps hatte zurückgehen müssen. Benedek aber hatte dem General Gablenz zu seinem Corps noch eine Brigade des 4. Corps (Festetics) als Verstärkung zugesandt; diese hatte bei Burgersdorf, eine halbe Meile südlich von Trautenau, ein Bivouak bezogen. Als der General des Gardecorps, Prinz von Württemberg, dies am Morgen des 28. erfuhr, ging er sofort gegen Burgersdorf vor und überraschte jene Brigade vollständig. Dieselbe wurde im ersten Anlaufe zersprengt. Bald aber trafen von drei Seiten die Brigaden des Gablenz'schen Corps ein; die Bataillone des Gardecorps wurden

denselben unverweilt entgegengeworfen, sowie sie herankamen. Es entstand ein allseitiges, weit zerstreutes Gefecht. Burgersdorf und die davor liegenden Gehölze wurden genommen, der Feind nach einigen Stunden harten Kampfes überall zur Flucht genöthigt. Den schwersten Stand unter den vielen vereinzelt kämpfenden Abtheilungen hatten zwei Bataillone des Kaiser Franz-Regimentes. Dieselben waren nach der rechten Flanke entsandt, weil man dort Colonnen von Trautenau heranziehen sah. Als dieselben näher herankamen, stellte sich heraus, daß es eine ganze feindliche Brigade war, welche den rechten Flügel der Preußen angreifen sollte, wodurch alle Vortheile derselben vernichtet worden wären. Das 2. Bataillon des Kaiser Franz-Regimentes stand dieser Truppenmasse zuerst allein gegenüber. In voller Erkenntniß der Wichtigkeit seiner Aufgabe nahm das Bataillon den Kampf mit dem siebenfach stärkeren Feinde auf. In einem blutigen und heldenmüthigen Widerstande, bei welchem der größte Theil der Offiziere und über ein Drittel der Mannschaften fiel oder verwundet wurde, gelang es dem Bataillon sich zu behaupten, bis das 1. Bataillon herankam und siegreich vorrückte. Nach kurzem blutigen Kampfe war die feindliche Brigade zer Sprengt und auf der Flucht. Inzwischen war die ganze 2. Garde-Division nach derselben Richtung entsandt, nahm Trautenau und die benachbarten Höhen. Der Kampf war auf allen Seiten siegreich beendet. Die Preußen verloren in diesem Gefechte 25 Offiziere und 809 Mann, die Oesterreicher über 4000 Gefangene und fast das Doppelte an Todten und Verwundeten. Die Flucht derselben erfolgte in völliger Auflösung. Der Erfolg dieses Tages überragte bei Weitem das Mißlingen des vorhergehenden: obgleich die Preußen sich aus schwierigen Engwegen erst im Angesichte des Feindes entwickeln mußten, war doch von 11 Bataillonen mit nur 12 Geschützen der Rückzug von 21 österreichischen Bataillonen mit 64 Geschützen errungen worden. Der Kampf der Grenadiere vom Kaiser-Franz-Regiment aber ist eine der glänzendsten Waffenthaten. Da die Verfolgung bis Soor gegangen war, so wurde dem Gefechte dieser Name gegeben (hier und da auch Gefecht von Burgersdorf oder „der zweite Tag von Trautenau“).

Inzwischen waren auf dem linken Flügel der zweiten Armee gleichfalls Erfolge von der höchsten Wichtigkeit errungen worden.

Nachod und Skalitz. Das 5. Corps unter General von Steinmetz war auf dem schwierigen Pässe über Levin gegen Nachod vorgerückt. Die Straße ist bis Nachod von hohen, steilen Bergwänden eingeengt, und bildet auch noch eine Stunde über Nachod hinaus einen beschwerlichen Engpaß. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten des Vorrückens auf solchem Wege erreichte die Vorhut am Abende des 26. die Grenze, und da sie die ersten Uebergänge und das hochgelegene Schloß Nachod nicht besetzt fand, ging sie noch in der Dunkelheit bis zum Ende des PASSES vor. Am andern Morgen (27.) folgte das gesammte Corps. Um das Hervortreten der Hauptmasse aus dem engen Pässe zu schützen, hatte der General von Löwenfeld in aller Frühe die steilen Höhen auf beiden Seiten der Straße besetzen lassen. Bald zeigten sich bedeutende feindliche Truppenmassen; das österreichische Corps des tapferen Generals von Ramming sollte das Vordringen der Preußen aus dem Pässe hindern und marschirte in voller Stärke heran. Ramming wollte die wenigen bereits herausgetretenen Bataillone mit aller Kraft angreifen und

sie auf die nachrückenden Colonnen zurückwerfen. Es gelang ihm, die vorbersten vereinzelt Abtheilungen zu überrennen, aber sowie er auf ganze Bataillone stieß, wurde seinem Fortschreiten Einhalt gethan. Auch hier zeigte sich von vorn herein, was das Zündnadelgewehr in der Hand ruhiger Leute vermag. Die österreichischen Bataillone wichen vor dem verheerenden Feuer überall zurück. General Ramming zog jedoch nach Kurzem, unter dem Schutze der Kavallerie-Division des Prinzen von Holstein, seine ganze Uebermacht heran. Da warf sich die preußische Kavallerie-Brigade Wnucc mit Macht gegen die österreichischen Kürassiere, das 1. (westpreußische) Ulanen-Regiment in der Front, das 8. Dragoner-Regiment in der Flanke. Der Anprall war furchtbar; zum ersten Male seit 100 Jahren standen preußische Reiter der berühmten österreichischen Kavallerie gegenüber. Der Erfolg war ein glänzender, jedes der beiden preußischen Regimenter warf den Feind und nahm ihm seine Standarten. Mit Jubel wurden diese von der nunmehr von beiden Seiten vorrückenden Infanterie empfangen. Unter den Augen des Kronprinzen, der während des Kampfes herbeigekommen war, ließ General Steinmetz, der sich selbst immer befand, wo die höchste Gefahr war, die 9. Division (Kirchbach) auf der rechten Seite vorgehen. Der Hauptkampf entwickelte sich um das Dorf Wysokowo, und wurde sehr heftig. Die Oesterreicher suchten immer von Neuem den rechten Flügel zu umfassen und führten stets neue Bataillone heran; aber die preußischen Reihen standen fest und schmetterten die Gegner in großen Massen nieder. Auch die Artillerie war endlich aus dem Pässe hervor und brachte die feindlichen Batterien zum Schweigen. Allmählig warfen die Preußen den Feind aus allen Stellungen. Noch einmal suchten neue Kavallerie-Regimenter vorzugehen, aber wiederum wurden sie geworfen. Die Infanterie ging dann mit dem Bajonnete vor und vollendete den Sieg. Zwischen 2 und 3 Uhr war der Feind, verfolgt von Kavallerie und Artillerie, überall auf dem Rückzuge. Die preußischen Truppen hatten einen glänzenden Sieg errungen, wenn auch mit großen Opfern. Der Tag von Nachod kostete 59 Offiziere und 1132 Mann an Verwundeten und Todten; die Oesterreicher aber verloren drei Fahnen, sechs Geschütze, 2500 Gefangene und mindestens 6000 Todte und Verwundete. General von Ramming berichtete dem Oberbefehlshaber, daß er nicht mehr im Stande sei, Widerstand zu leisten, und hat noch am Abend zu seiner Deckung um zwei Brigaden. General Steinmetz hatte mit 22 Bataillonen und 3 Kavallerie-Regimentern gegen 28 Bataillone und 4 Kavallerie-Regimenter das Vorrücken aus dem Gebirge erzwungen. Als der Kronprinz das Schlachtfeld beritt und den Truppen für ihre Tapferkeit im Namen des Königs dankte, wurde er mit endlosem Jubel begrüßt. Für den kommenden Tag gab er die Parole „Nachod“, als Feldgeschrei „Steinmetz“. In dem Berichte an den König sagte der Kronprinz: „Der Kampf des heutigen Tages gereicht dem General von Steinmetz und dem 5. Armeecorps zur Ehre. Ich kann nicht genug des Lobes über die außergewöhnliche Ruhe der jungen Truppen sagen. Alle Waffen haben in Erfüllung ihrer Schuldigkeit rühmlichst gewetteifert. Das Zündnadelgewehr hat bedeutende Verheerungen angerichtet, und alle feindlichen Angriffe, die mit großer Bravour unternommen wurden, scheitern lassen. Die Artillerie hat in dem Anfangs bedeutend überlegenen

feindlichen Geschützfeuer eine seltene Ausdauer bewiesen und die Kavallerie hat sich der so gerühmten österreichischen Reiterei überlegen gezeigt."

General von Steinmetz, im Heere fortan „der Löwe von Nachod“ genannt, sollte am folgenden Tage mit seinem Corps und mit einer bereits nachgerückten Division des 6. Corps weiter rechts nach Gradlit; aufbrechen; am Morgen bemerkte er vor sich die Desterreicher zu neuem Angriffe bereit. General Benedek hatte auf die Nachricht von der Niederlage des Ramming'schen Corps dem Erzherzog Leopold, der so eben mit dem 8. Corps in der Nähe eingetroffen war, den Befehl gegeben, mit diesem und dem Ramming'schen Corps die Preußen von Neuem anzugreifen. Derselbe rückte dem General von Steinmetz nach Skalit; entgegen, besetzte diese Stadt und erwartete da den Feind. General Steinmetz suchte zunächst die das Flachland beherrschenden Kuppen, Waldstellen und Gehöfte zu gewinnen, was im ersten Anlaufe gelang; dann ging er mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele in ganzer Linie, wie auf dem Exercierplatze, gegen den Feind, der in fester Stellung vor ihm stand. Es gab einen heftigen Kampf, bei welchem einzelne preussische Bataillone bis zum dritten Theile ihre Leute verloren, aber sie blieben überall im Vortheile. General von Kirchbach stürmte endlich den Eingang des verbarrikadirten Städtchens. Der Feind vertheidigte sich noch heftig in den Häusern, so daß jedes einzeln genommen werden mußte. Während des Kampfes war auf Befehl des Kronprinzen die schwere Garde-Kavallerie-Brigade unter Prinz Albrecht Sohn auf dem Schlachtfelde eingetroffen und hatte schon durch ihr Erscheinen zur Erschütterung der Gegner beigetragen. Gegen 4 Uhr Nachmittags war der Kampf entschieden. Die Desterreicher traten den Rückzug auf Josephstadt an, verfolgt vom Feuer der preussischen Batterien. Hier, wie bei Nachod, war es vor Allem der eiserne Wille eines tüchtigen Generals, die scharfe Disciplin und eine kernbrave Truppe, welche den übermüthigen Feind schlugen. Steinmetz schloß die telegraphische Nachricht, die er über Nacht dem Könige schickte, mit den Worten: „Meine Truppen sind nach zwei Schlachten noch voller Muth und Freudigkeit. Sie brechen in lauten Jubel aus.“ Die Desterreicher hatten 5 Geschütze und 2500 Gefangene in den Händen der Preußen gelassen; der Verlust der letztern bestand in 59 Offizieren und 1352 Mann an Todten und Verwundeten, bei den Desterreichern mehr als das Doppelte.

Nachdem nunmehr die zweite Armee auf allen drei Linien den Feind vor sich her vertrieben hatte, und nachdem auch das 1. Armeecorps in durchaus befriedigendem Zustande über Trautenau wieder vorgerückt war, wurde am 29. Juni die Vereinigung der bisher durch die Gebirgspässe getrennten einzelnen Abtheilungen bei Königinhof und Gradlit; hergestellt. Das Gardecorps rückte nach Königinhof, wo es noch zu einem lebhaften Gefechte kam, durch welches die Desterreicher über die Elbe gedrängt wurden. Auch General von Steinmetz mußte den Vormarsch nach Gradlit; (nahe bei Königinhof) erst noch durch ein siegreiches Gefecht bei Schweinschädel erkämpfen. Am 30. bezog er ein Bivouac an der Elbe. Auf den jenseitigen Uferhöhen stand der Feind in fester Stellung und suchte durch Feuer aus weiter Entfernung die Ruhe des ermüdeten Corps zu stören. Steinmetz achtete aber nicht darauf und blieb ruhig

liegen. Das feindliche Feuer richtete wenig Schaden an; die zähe Ruhe der Preußen aber wurde den Oesterreichern unheimlich, am folgenden Tage räumten sie die Höhen jenseits der Elbe. Während nun das 5. Corps bei Gradlitz, das 6. dicht daneben auf Josephstadt zu an der Elbe, das Garde-corps neben dem 5. bei Königinhof stand, rückte das 1. Corps als rechter Flügel der Kronprinzlichen Armee am 30. Juni westlich von Königinhof bis Miletin jenseits der Elbe vor in unmittelbarer Nähe des linken Flügels der I. Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Horitz. So stand die Armee des Kronprinzen nach einer Reihe schwerer aber glänzender Gefechte auf beiden Ufern der Elbe bereit, nunmehr im Verein mit der ersten Armee weiter in Böhmen einzudringen. Der vom General von Moltke entworfene Plan, einer der kühnsten Pläne der Feldherrnkunst, war durch diese Vereinigung der von zwei entgegengesetzten Seiten siegreich vorgedrungenen Armeen gelungen.

### Der Feldzug des Königs. Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866).

Mit der Vereinigung der drei Armeen war der Augenblick gekommen, wo der König den Oberbefehl und die Leitung der Operationen an Ort und Stelle übernehmen sollte. Am 30. Juni verließ der König Berlin. Am Abend vor der Abreise wurden ihm vor seinem Palais noch von der versammelten Menge begeisterte Huldigungen dargebracht. Der König richtete an die Abgesandten des Volkes erhebende Worte und ermahnte, nicht von dem ersten glücklichen Erfolge sich allzusehr hinreißen zu lassen, — schwere Opfer ständen noch bevor, ein vielleicht langer und blutiger Krieg. Aber mit Gottes Hülfe, mit der so tapfer bewährten Armee und mit der Treue des Volkes werde Preußen hoffentlich seine Feinde besiegen. — Sein heldenmüthiges Heer begrüßte der König vor seiner Abreise durch folgenden Armeebefehl: „Soldaten Meiner Truppen, und biete Euch Meinen königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erschoffen worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf sämtliche Abtheilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indeß auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen, Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preussischen Fahnen zu neuen Siegen führen.“ Mit dem Könige begaben sich der Minister-Präsident Graf Bismarck, der Kriegs-Minister von Roon und der Chef des gesammten Generalstabes General von Moltke zur Armee. Am 2. Juli traf der König in Gitschin ein, und wurde dort von Prinz Friedrich Karl und den siegreichen Truppen freudig begrüßt. Rascher als irgend Jemand es ahnen konnte, am folgenden Tage schon wurde unter des Königs Leitung einer der schönsten und glänzendsten Siege erstritten, welche die Kriegsgeschichte kennt.

Der 3. Juli war für die preussischen Truppen nach den vorhergehenden anstrengenden Märschen und Kämpfen zu einem Ruhetage bestimmt; der König selbst wollte an diesem Tage eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen in Königinhof haben. Aber am Abend des 2. traf die Nachricht ein, daß die österreichische Armee sich vor Königgrätz in bedeutender Stärke zusammen-

gezogen habe und sich zu einem gewaltigen Angriffe anschickte. Prinz Friedrich Karl hatte durch Reconoscirungen festgestellt, daß sich starke feindliche Massen vor der Front seiner Armee ansammelten; er sandte den Chef seines Generalstabes General von Voigts-Rheß in das Hauptquartier des Königs mit dieser Meldung und mit der Bitte, am folgenden Tage den Desterreichern mit einem Angriffe zuvorkommen zu dürfen. Es war Nachts 11 Uhr, als die Meldung beim Könige einging. Als bald wurde Kriegsrath gehalten. Um Mitternacht ergingen an sämtliche drei Armeen die Befehle zum gemeinsamen Vorrücken am folgenden Morgen. Das Hauptquartier des Kronprinzen war 5 Meilen, das des Generals Herwarth 3 Meilen von Gitschin entfernt. Morgens um 4 Uhr hatten Beide den Befehl des Königs in Händen und eine Stunde darauf war die gesammte Armee im Vorrücken.

Benedek hatte eine Stellung vor der Festung Königgrätz auf dem rechten Ufer der Elbe hinter der Bisritz, einem sumpfigen kleinen Flusse, genommen und seine ganze Armee dort zur Entscheidungsschlacht versammelt. Das Schlachtfeld war gut ausgewählt; denn die vom Bisritzthal aufsteigenden Erhöhungen boten treffliche Positionen, namentlich für die Artillerie dar und gestatteten zugleich, die Infanteriemassen in den Tiefen vollkommen gedeckt aufzustellen. In der Mitte des Schlachtfeldes bei Chlum, nahe an dem Wege über Sadowa nach Königgrätz, erreichen die Berge den höchsten Punkt; von da aus war das ganze vorliegende Gebiet zu übersehen, während den Preußen aus der Tiefe jeglicher Einblick in die Aufstellung der Desterreicher auf und hinter den Höhen entzogen war. Mit großer Umsicht waren die Stellungen für mehr als 500 Geschütze auf mehreren über einander liegenden Abstufungen ausgesucht und Alles vorbereitet, um ein überwältigendes Feuer nach den wichtigsten Punkten des feindlichen Anmarsches zu sichern. Auch für die Vertheidigung der Infanterie war durch Verhaue und Verbarrikadirungen gesorgt. Am 1. und 2. Juli hatte Benedek die gesammte (noch etwa 170,000 bis 180,000 Mann starke) Armee dort zusammengezogen und alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Ungeachtet der überaus vortheilhaften Stellung der Desterreicher hatte aber das preussische Oberkommando in raschem und kühnem Entschlusse sich dafür entschieden, dem feindlichen Angriffe zuvorkommen. Prinz Friedrich Karl sollte in der Front angreifen, während die entfernter stehenden Armeen des Generals von Herwarth und des Kronprinzen herbeieilen sollten, um dem Feinde von rechts und von links in die Flanken zu fallen. Es war auf einen entscheidenden Schlag abgesehen und die einzige Besorgniß im preussischen Hauptquartiere war, daß Benedek sich noch bei Zeiten der Schlacht entziehen könnte. Prinz Friedrich Karl, der Nächste am Feinde, zog seine drei Armeecorps gleich nach Mitternacht zusammen und rückte gegen Morgen auf der Königgräzer Straße bis Dub, eine halbe Meile vor der vermutheten Stellung des Feindes vor. Nebel und Regen hinderten jede Fernsicht; der Weg war aufgeweicht und alle Bewegungen erschwert. Die vorausgesandte Kavallerie brachte die Meldung, Sadowa, der Uebergang der Straße über die Bisritz, und die dahinter liegenden Höhen seien vom Feinde besetzt. Es war 8 Uhr Morgens. Der König war so eben bei der Armee des Prinzen eingetroffen und übernahm den Oberbefehl an Ort und Stelle. Die Schlacht begann.

Benedek hatte seine Vortruppen an den Ufern der Bisritz in einem großen Halbkreise von Nechanitz bis Venatek aufgestellt, dahinter auf den bis 2000 Fuß aufsteigenden Höhen die Artillerie, hinter dieser wiederum in einer Senkung die große Masse der Infanterie. Er selbst hielt auf der Höhe von Ehlum, von wo ein Berg Rücken weit vor nach Venatek reicht. Sadowa liegt ungefähr in der Mitte jenes Halbkreises. Prinz Friedrich Karl ließ die 8. Division (Horn) auf Sadowa, die 3. und 4. Division (das pommerische Armeecorps) auf dem rechten Flügel, die 7. Division (Frasseck) links auf Venatek losgehen. Die Division Horn bemächtigte sich des Ueberganges über die Bisritz bei Sadowa und rückte weiter vor; ebenso drangen die anderen Divisionen entschlossen vor, stießen aber alsbald auf überlegene Kräfte und kamen in ein so vernichtendes Granatfeuer von allen umliegenden Höhen, daß sie sich begnügen mußten, das gewonnene Terrain nur zu behaupten. Es brachen schwere Stunden über diese Truppen herein; denn sie mußten standhaft ausharren, wo sie standen, nur zum Theil gedeckt und von feindlichen Geschossen überschüttet. Vorwärts konnten sie nicht, zurück durften und wollten sie nicht; mit Todesverachtung harrten sie auf dem gefährlichen Ehrenposten aus. Namentlich hatte die Division Frasseck einen sehr schweren Stand. Im Plane der preussischen Führung lag es, daß die Entscheidung von den beiden Flügeln kommen sollte, die Armee des Prinzen Friedrich Karl mußte bis dahin mit ihren drei Corps gegen fünf österreichische Corps und gegen die gesammte so günstig postirte Artillerie den ungleichen Kampf hinhalten. — Auf dem rechten Flügel ging die Elb-Armee gegen den linken österreichischen Flügel und gegen die sächsische Armee vor, welche mit großer Tapferkeit die Stellung bei Probus vertheidigte. Erst gegen 1 Uhr gelang es den Divisionen Münster und Canstein dort siegreich vorzubringen. — Aber die Hauptentscheidung mußte auf dem preussischen linken Flügel durch die Armee des Kronprinzen kommen. Der Anmarsch derselben wurde sehnlichst erwartet, ganz wie Blücher's rettendes Erscheinen in der Schlacht bei Belle-Alliance. Der Berg Rücken von Ehlum nach Venatek aber verdeckte die Anmarschlinie der Kronprinzlichen Armee. Bis zu ihrer Ankunft hatte die Armee des Prinzen Friedrich Karl fort und fort den schwersten Stand. Schritt vor Schritt erneuerte sich der Kampf um die im Bisritzthale gelegenen Dörfer und Waldstrecken und durch das Granatfeuer von den dahinter liegenden Höhen wuchs von Stunde zu Stunde die Gefahr der Aufreibung für die heldenmüthig kämpfenden Truppen. Gegen Mittag zog Prinz Friedrich Karl seine letzte Infanterie-Reserve, das 3. Armeecorps nach Sadowa heran. Unter Hurruf und den Klängen von „Heil Dir im Siegerkranz“ ging das Brandenburgische Corps vor Sr. Majestät dem Könige vorbei zum Kampfe vor. Noch wußte man nicht, daß inzwischen der Kronprinz bereits hinter den Höhen von Ehlum eingetroffen war. Der Division Frasseck, die zunächst diesen Höhen kämpfte, kam die heiß ersehnte Hülfe, als es gerade die höchste Zeit war. Die Division hatte der auf sie einstürmenden feindlichen Uebermacht wieder bis Venatek weichen müssen; dort sprach Frasseck die heldenmüthigen Worte: „Nicht weiter zurück, hier sterben wir.“ Offiziere und Soldaten wurden zum letzten todesmüthigen Ausharren begeistert. Aber schon rückten die vordersten Truppen des Kronprinzen, die 1. Garde-Division über die Höhe von Ehlum den Oesterreichern

in die Flanke. Die ersten Kanonenschüsse auf jener Seite gaben der hart bedrängten ersten Armee die Zuversicht zu neuem siegreichem Vordringen.

Der Kronprinz war, als er um 4 Uhr Morgens den Befehl erhalten, mit allen seinen Kräften dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, sofort mit dem Gardecorps und dem 6. (schlesischen) Armeecorps aufgebrochen; das 1. und 5. Armeecorps folgten dicht dahinter, aber der strömende Regen und der durchweichte Boden erschwerten das Vorrücken auf der steilen von Höhe zu Höhe aufsteigenden Straße. Nach fünfstündigem Marsche gegen 10 Uhr gewahrte der Kronprinz an dem aufsteigenden Geschüßdampfe und an dem Rauche brennender Gehöfte, daß die erste Armee schon im Kampfe stehen mußte. Aber der Wind stand abseits und man konnte die Hefigkeit der Kanonade nicht beurtheilen. Erst eine Stunde später konnte der Prinz von einem Höhenrücken aus an den dichten Rauchlinien die Stellung der beiden kämpfenden Armeen erkennen, aber weitere waldige Berghänge verdeckten eine bestimmtere Aussicht. Nach einiger Zeit ging jedoch von der zunächst kämpfenden Division Fransecky eine Meldung ein, daß sie der Hülfe dringend bedürfe. Als bald erkannte der Kronprinz, daß es vor Allem gelte, sich eines Höhenzuges bei Horenowes, gegenüber Ehlum, zu bemächtigen, um von da den Desterreichern in den Rücken zu kommen. Sämmtlichen anrückenden Corps der Kronprinzlichen Armee wurden zwei dicht zusammenstehende Bäume auf dem höchsten Punkte bei Horenowes als Richtung ihres Weitermarsches angewiesen. Die Garde und das 6. Armeecorps rückten neben einander vor. Letzteres stieß auf das österreichische zweite Corps (Thun) und warf es nach hartem Kampfe zurück. Die Garde ging grade auf Horenowes los. Bei ihrer Annäherung wurde sie mit heftigem Granatfeuer von der Höhe empfangen, aber die Desterreicher mußten dem Anbringen von beiden Seiten weichen. Die Garde drängte die weichenden Abtheilungen vor sich her und schlug nunmehr die Richtung gradezu auf den höchsten Punkt bei Ehlum ein. Es galt die Hauptposition der Desterreicher bei Ehlum und Rosberitz zu vernichten und ihnen gegen die erste Armee kämpfenden Schaaren in den Rücken zu kommen, um so ihren Rückzug zu erzwingen. Die Garde hatte noch keine Artillerie bei sich, die so rasch nicht hatte folgen können. Aber General Hiller von Gärtringen erkannte die Wichtigkeit des Augenblicks und vertrauend auf die Bravour seiner Truppen, führte er sie kühn und keck mitten durch das mörderische Feuer gegen die Höhe von Ehlum vor. Er selbst starb, von einer Kugel in die Brust getroffen, den Heldentod; aber seine tapfern Bataillone nahmen im ersten Anlaufe Ehlum und sogar Rosberitz, wo sie sich aber plötzlich der ganzen österreichischen Reserve gegenüber sahen. Benedek war herbeigeeilt und nahm rasch alle in der Nähe befindlichen Truppen zusammen, um sie gegen den Stoß der Garde zu wenden. Rosberitz ging den Preußen wieder verloren, aber Ehlum wurde trotz der heftigsten Stürme der Desterreicher behauptet, zumal auch das 1. (preussische) Corps inzwischen neben Ehlum vorgedrungen war. Bald wurde auch Rosberitz wieder genommen. So stand die Armee des Kronprinzen bereits im Rücken der gegen Prinz Friedrich Karl kämpfenden Desterreicher, während zur selben Stunde auch General Herwarth auf der entgegengesetzten Flanke siegreich vorgedrungen war. Durch das Eingreifen der Kronprinzlichen Armee hatte auch die Armee

des Prinzen Friedrich Karl wieder Luft bekommen, und sobald das furchtbare Feuer im Centrum etwas nachgelassen, kam es auch da nach den Stunden härtester Prüfung und heldenmüthigen Ausharrens wieder zum Vorrücken. Der Befehl des Königs zu erneutem Vorgehen wurde mit dem größten Jubel begrüßt. Es gelang endlich, die Artillerie bei Sabowa in eine Stellung zu bringen, von wo die feindliche Hauptstellung bei Chlum wirksam beschossen werden konnte. Auch die Division Franzseck war, sobald die Garde die Wucht der Uebermacht von ihr abgewendet hatte, wieder vorgebrungen. Die gesammte erste Armee drängte bereits überall den Feind zurück. Die Oesterreicher erkannten, daß die Schlacht für sie verloren war, ihr Artilleriefener wurde immer schwächer, die Infanterie trat den Rückzug an; zuerst in guter Ordnung, bald aber sollte sich das Bild ändern. Die ganze preussische Linie stürmte vorwärts, von jedem eilig erklommenen Höhenrücken wurden aus Geschütz und Zündnadelgewehr Tod und Verderben in die abziehenden Kolonnen geschleudert, und nach Kurzem löste sich die feste Ordnung in immer mehr beschleunigten Schritt auf bis zur vollständigen Flucht. Um 1/4 Uhr setzte sich der König selbst an die Spitze der gesammten Reserve-Kavallerie der ersten Armee, um den Feind zu verfolgen und jeden etwa noch versuchten Widerstand niederzuschmettern. Hinter Chlum kam es zu einem furchtbaren Zusammenstoß mit der gesammten österreichischen Reserve-Kavallerie, die sich hier aufopferte, um den Abzug der Infanterie und Artillerie zu decken. Die schöne tapfere kaiserliche Reiterei, der Stolz der österreichischen Armee erlag, und mit ihr war auch der letzte Widerstand auf dem Schlachtfelde gebrochen. Ueber die Verfolgung unter des Königs Führung schrieb ein Augenzeuge: „Wie mit Sturmesgewalt ergreift es die Massen der siegenden Verfolger und reißt sie unaufhaltfam weiter, als der König in tausendem Galopp angesprengt kommt und selbst seine Reiter vorführt zu Vernichtung der Feinde! Keiner, der das Glück gehabt hat, an diesem Tage mit über das Feld von Sabowa zu gehen, um die geschlagenen Oesterreicher vor uns herzujaßen, wird es je vergessen, wie er den greisen Heldenkönig gesehen hat, seine Truppen anfeuern, ihnen dankend mit Hand und Wort — wie ein tausend- und tausendstimmiges Hurrah! Hurrah! Hurrah! aus den langen Reihen erdonnerte, lauter, kräftiger, als selbst die Stimmen der krachenden Geschütze — wie die Reiter die Säbel schwangen und die Infanterie ihre leichten Mützen, wie die Offiziere sich um den König drängten, um ihm die Hand zu küssen, die er jedem Einzelnen hätte hinstrecken mögen: — das Alles in schnellster, unaufhaltfamer Bewegung über die Trümmer des fliehenden Feindes hinweg vorwärts, vorwärts, dahin, wo die österreichischen Massen sich zurückwälzen, und wo die Bahn frei wird für den preussischen Kar!“ Die Verfolgung wurde fortgesetzt, bis der sinkende Abend derselben ein Ziel setzte. Immer weiter verschwanden die österreichischen Massen, und im Hintergrunde blickten die Thürme von Königgrätz über den Dampf der Geschütze und über die brennenden Dörfer hervor. Das Bewußtsein, einen Sieg von großer, weltgeschichtlicher Bedeutung errungen zu haben, durchdrang jeden Einzelnen. Die beiden prinziplichen Heerführer umarmten sich auf der Höhe von Chlum Angesichts Ihrer jubelnden Armeen. Dann suchte der Kronprinz seinen königlichen Vater auf; er fand ihn erst um 8 Uhr Abends. Welch ein Wiedersehen!

Was lag zwischen dem Abschiede von Berlin und diesem gewaltigen Tage! Es machte einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden, als der königliche Heldengreis und sein ruhmgekrönter Sohn sich mit Thränen in den Augen umarmten und der Kronprinz sich über die Hand niederbeugte, die ihm Preussens höchsten Kriegsorden überreichte. Die Truppen bivouakirten auf dem Schlachtfelde und bald erleuchteten zahllose Bivouakfeuer die Wahlstatt. Dieselbe bot ein trauriges Bild der Zerstörung. Der herrliche Sieg war theuer erkauft; er kostete dem preussischen Heere 10,000 Tode und Verwundete, darunter den jungen Prinzen Anton von Hohenzollern, welcher, seinen Garde-Füsilieren bei Rosberitz als leuchtendes Beispiel vorangehend, tödtliche Wunden erhielt. Der Gesamtverlust der österreichischen Armee wird auf 40,000 Mann berechnet, darunter 18,000 Gefangene; ferner waren 174 Geschütze und 11 Fahnen von den Preußen erobert.

Am einem einzigen Sommertage war die Hauptwiderstandskraft einer der größten Monarchien gebrochen. Auf die kurze Zeitspanne von noch nicht 24 Stunden zusammengebrängt, fällt für das preussische Heer der erste unerwartete Entschluß zur Schlacht, die Anordnungen für dieselbe, meilenweiter Marsch zur Vereinigung der Kräfte auf dem Schlachtfelde, endlich die gewaltige Schlacht selbst bis zur vollständigen Niederwerfung und Vernichtung eines tapferen und starken Gegners. Der König sprach seinen Truppen in einem Armeebefehle seinen Dank aus. „Der Tag von Königgrätz,“ sagte er, „hat schwere Opfer gekostet, aber er ist ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt.“ Seinen eigenen schönsten Lohn fand der König, wie er selbst aussprach, in den Augen seiner Soldaten, welche, als sie ihn auf dem Schlachtfelde sahen, überall in endlosen Jubel ausbrachen, daß er sie zur Schlacht, zum Siege geführt. — Der Sieg wurde in der preussischen Armee der Sieg von Königgrätz genannt (wie es unter den Truppen hieß: „Dem König geräth's“), — die Österreicher und das Ausland nennen die Schlacht meistens nach dem Orte Sadowa. Die erste Nachricht von dem Siege sandte der König Nachts 11 Uhr telegraphisch an seine Gemahlin, mit den Worten: „Einen vollständigen Sieg über die österreichische Armee, nahe an Königgrätz, zwischen der Elbe und Bistritz, haben wir heute in einer achtstündigen Schlacht erfochten. Verlust des Feindes und Trophäen noch nicht gezählt, aber bedeutend. Alle 8 Corps haben gefochten, aber große, schmerzliche Verluste. Ich preise Gott für Seine Gnade. Wir sind alle wohl. Der Gouverneur soll Victoria schießen.“ Der König ordnete ferner an, daß der Sieg im ganzen Lande durch einen Dankgottesdienst gefeiert wurde.

Die österreichische Armee war in voller Auflösung zunächst nach Königgrätz geilt. Ein österreichischer Berichterstatter schrieb: „Die Flucht war zügellos: neun volle Stunden dauerte sie, Kavallerie, Artillerie, Infanterie durch einander. Als man an die Elbe kam, war die Verwirrung grenzenlos. Die Brücken reichten nicht hin und wurden größtentheils von der Kavallerie und Artillerie benutzt. Da warfen sich Tausende in die Elbe; wer schwimmen konnte, rettete sich. Wie viele da untergegangen, hat Niemand gezählt. An den Thoren von Königgrätz entstand gleichfalls die graufigste Verwirrung,

indem Alles zugleich hineinstürmen wollte. Die Festungsgräben wurden von zahllosen Opfern angefüllt.

Vericht des Königs über die Schlacht bei Königgrätz. König Wilhelm richtete am Tage nach der Schlacht folgendes denkwürdige Schreiben an die Königin Augusta: „Horitz, 4. Juli. Am 2. verließ mich Fritz Karl (Prinz Friedrich Karl) um 3 Uhr Nachmittags nach einem Kriegsrathe, in welchem beschlossen wurde, den durch Märsche und Kämpfe erschöpften Mannschaften ein bis zwei Ruhetage zu gönnen. Um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr Abends traf jedoch General Voigts-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeute der Recognoscirungen des Tages zu melden, die dahin ging, daß bedeutende feindliche Massen von Josephstadt nach Königgrätz diesseits der Elbe sich von 8—3 Uhr bewegt hätten, Gefangene aussagten, die Armee concentrirte sich zwischen Elbe und Bisritz und Königgrätz; es wurde mir daher vorgeschlagen, den günstigen Umstand, daß die feindliche Armee sich diesseits der Elbe schlagen zu wollen scheinete, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten. Zu dem Ende sollte sich die erste Armee mit dem 2., 3., 4. Corps im Centrum, Sadowa vor sich habend, aufstellen, General Herwarth mit seinen  $1\frac{1}{2}$  Corps über Nechanitz in die linke Flanke, Fritz mit der zweiten Armee, Garde, 1., 5., 6. Corps von Königshof, seinen linken Flügel längs der Elbe, in die rechte Flanke des Feindes vorgehen. Erst um Mitternacht hatte ich mit General Moltke Alles festgestellt: bestimmte meinen Aufbruch auf 5 Uhr früh, da die Armee sofort Nachts 2 Uhr den Marsch anzutreten hatte. Ich hatte fast 4 Meilen zu fahren und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind diesseits der Elbe stehen könne. Aber nur zu bald sollte sich die Richtigkeit herausstellen. Als ich in einem kleinen Dorfe, Dub, zu Pferde stieg, regnete es und dauerte derselbe mit langen Unterbrechungen den Tag über an. Schon bei den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denselben mit Hurrah begrüßt. Das Gefecht fing so eben 8 Uhr mit Artilleriefeuer des 2. Corps an, als ich in Sadowa ankam und auf einer Höhe Posto faßte; dies Corps stand rechts von hier. Die Division Horn (8. Division) ging bei Sadowa über die Bisritz und griff vorliegende waldige Höhen an, gewann bei der Hestigkeit der Vertheidigung wenig Terrain, die 7. Division (Fransecky) entwickelte sich mehr links, mit gleich schwankendem Erfolge, Herwarth griff schon nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden, von Nechanitz kommend, ins Gefecht ein, welches von nun an fast während 5 Stunden hauptsächlich in Artilleriegefecht bestand, untermischt mit Infanteriegefecht in waldigen Bergen. Mit Sehnsucht sahen wir dem Eintreffen der zweiten Armee entgegen, denn bei diesem langen Artilleriekampfe mußte dieselbe mehrere Male bereits ihre Reserve-Munition verausgaben. Das Infanteriegefecht schwankte hin und her. Endlich entdeckten wir die ersten Spuren der Annäherung des Garde-Corps, aber das Gefecht konnte man nicht sehen, indem es jenseits einer Höhe vor sich ging und man nur dasselbe aus der feindlichen Flankenstellung annehmen konnte. Trotz dieser Umgehung und trotz des allmäligen, sehr langsamen Vordringens Herwarth's hielt der Feind in dem Centrum immer noch festen Stand. Jetzt wurde die 5. Brigade (Schimmelmann), Leib-, 48. Regiment zur Unterstützung des Angriffes auf das Centrum vorgenommen. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten (während

Pfeile im Marsche „Heil Dir im Siegerkranz &c.“ blies, ein ergreifender Moment). Plötzlich wurde das Artillerief Feuer im Centrum schwächer und wurde Kavallerie verlangt, ein Zeichen, daß der Feind anfangs zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfangs, sich durch den Flankenangriff der zweiten Armee zu entscheiden, und ritt mit der Kavallerie vor.

Hier stieß ich zuerst auf die im vollen Avanciren begriffene (Tambour battant) 2. Garde-Division und Theile des Garde-Füsilier-Regiments in Mitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben, die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur anderen und überall das nicht enden wollende Hurrahrufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen! So traf ich auch noch die Truppen des 1., 6. und 5. Armee-Corps, auch mein Infanterie-Regiment; vom 8. Corps nur das 8. Jäger- und vom 7. nur das 17. Regiment, die übrigen waren zu weit schon entfernt in Verfolgung des Feindes. Jetzt brachen unsere Kavallerie-Regimenter vor, es kam zu einem Kavalleriegefecht vor meinen Augen, Wilhelm an der Spitze seiner Brigade, 1. Garde-Dräger-, Zithen-Husaren-, 11. Ulanen- (Hohenlohesches) Regiment gegen österreichische Kürassiere, Ulanen, die total culbutiert wurden und das Gefechtsfeld, das ich gleich darauf beschritt, sah fürchterlich aus, von zerhaue- nen Oesterreichern todt: lebend! So avancirte dann wieder die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe, wo jenseits dieses Flusses noch sehr heftiges Granatfeuer erfolgte, in das ich auch gerieth, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte. Ich ritt aber nun noch immer umher, um noch ungesehne Truppen zu begrüßen, wo ich Mutius, Württemberg und Bonin auch antraf. Alle diese Wiedersehen waren unbeschreiblich!! Steinmetz, Herwarth fand ich nicht. Wie sah das Schlachtfeld aus! Wir zählten 35 Kanonen, es scheinen über 50 genommen zu sein, mehrere Fahnen, Alles lag voller Gewehre, Tornister, Patronentaschen, wir rechnen bis heute 12,000 Gefangene; hier befinden sich 50 gefangene Offiziere. — Aber nun den Revers der Medaille. Unser Verlust ist noch nicht ermittelt, er wird hoch sein. Daß General Hiller von der Garde geblieben ist, wirst Du schon wissen, ein großer Verlust! Anton Hohenzollern hat vier Gewehrkugeln im Bein! ich weiß nicht, wie es ihm heute geht! er soll enorm brav gewesen sein. Erckert ist schwer blessirt, eben so Oberst Obernitz am Kopfe. Das 1. Garde-Regiment hat solche Verluste, daß aus zwei Bataillonen eins formirt ist!! In welcher Aufregung ich war, kannst Du denken! Und zwar der gemischtesten Art!! Freude und Wehmuth, Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz (dem Kronprinzen) mit seinem Stabe! Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten! Also völlige Ueberraschung! — Einstens Alles mündlich. Erst um 11 Uhr war ich hier, ohne Alles, so daß ich auf einem Sopha kampirte.“

**Waffenstillstandsanträge; Abtretung Venetiens.** Die Niederlage bei Königgrätz und die dadurch entstandene Zerrüttung der österreichischen Armee waren so groß, daß Oesterreich sofort die größten Anstrengungen

machte, um einem weiteren Vordringen der Preußen durch Verhandlungen Einhalt zu thun. Gleich am Tage nach der Schlacht erschien der General von Gahlenz im preussischen Hauptquartiere, um Namens des Oberfeldherrn Benedek einen Waffenstillstand zu erbitten. Da es jedoch hierbei nur darauf abgesehen sein konnte, dem österreichischen Heere Zeit zu verschaffen, seine zerstreuten und erschütterten Kräfte wieder zu sammeln, so wurde der Antrag abgelehnt. Inzwischen hatte die österreichische Regierung bereits einen Schritt gethan, welcher ebenso sehr die verzweifelte Lage des Kaiserstaates, wie den hartnäckigen Widerwillen gegen eine Verständigung mit Preußen bekundete. Um die Truppen, welche bisher in Venetien zur Vertheidigung gegen Italien standen, dort herausziehen und gegen Preußen verwenden zu können, entschloß sich der Kaiser, Venetien preiszugeben. Wenige Monate zuvor hatte Oesterreich auf die von den europäischen Mächten beabsichtigten Verhandlungen über Venetien nicht eingehen wollen, weil, wie damals gesagt wurde, die Abtretung dieser Provinz einem Selbstmorde gleich käme. Lieber hatte sich die österreichische Regierung entschlossen, den Kampf gleichzeitig gegen Preußen und Italien aufzunehmen. Inzwischen war der Krieg Oesterreichs gegen Italien mit viel glücklicherem Erfolge geführt worden, als der gegen Preußen. Der Erzherzog Albrecht hatte den Italienern bei Custoza am 22. Juni eine erhebliche Niederlage beigebracht, und die italienische Armee war außer Stande, die Operationen gegen Oesterreich fortzusetzen. Nichtsdestoweniger entschloß sich der Kaiser in der Nacht unmittelbar nach der Niederlage von Königgrätz, auf Venetien zu verzichten, zwar nicht unmittelbar zu Gunsten Italiens, aber zu Händen des Kaisers der Franzosen, welcher dafür den Frieden zwischen Oesterreich und Italien vermitteln sollte. Diese Abtretung bewies, in welche trostlose Lage der Kaiser sich durch die Siege Preußens versetzt sah. Er bedurfte der in Italien stehenden Truppen, um seine Nordarmee wieder zu kräftigen und um Wien vor dem Anmarsche der Preußen zu schützen; er hoffte ferner, durch jenes Anerbieten die Verbindung zwischen Preußen und Italien zu zerreißen, vor Allem aber war es darauf abgesehen, den Kaiser Napoleon, der sich bisher neutral gehalten hatte, in das Interesse Oesterreichs zu ziehen. Aber alle diese Berechnungen verzweifelter List scheiterten an der Mäßigung Napoleons, an der Bundestreue des Königs von Italien und an der Festigkeit des Königs von Preußen. Der Kaiser Napoleon nahm zwar die Abtretung Venetiens an, aber mit dem Vorbehalte, nicht nur den Frieden zwischen Italien und Oesterreich, sondern auch den mit Preußen zu vermitteln. Der König Victor Emmanuel von Italien, welcher durch den Vertrag mit Preußen verhindert war, einseitig Frieden mit Oesterreich zu schließen, und welcher ebenso wie das italienische Volk erkannte, daß die Abtretung Venetiens nur Preußen zu danken sei, wies eine Zumuthung zum Treubruche entschieden zurück, und kündigte seinen Entschluß an, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis auch Preußen volle Befriedigung zu Theil geworden sei. Der König von Preußen endlich erklärte sich Frankreich gegenüber bereit, eine Friedensvermittlung anzunehmen, aber vom Waffenstillstande dürfe nicht eher die Rede sein, bis Oesterreich Sicherheit gegeben, daß ein Friede auf annehmbaren Grundlagen zu Stande kommen könne. Bis dahin könne Preußen sich in seinem Vorgehen nicht aufhalten lassen. Napoleon

erkannte die Berechtigung dieses Verlangens und richtete sein Bemühen nur dahin, möglichst bald eine Vereinbarung über die vorläufigen Grundzüge der Friedensverhandlungen zwischen den kriegführenden Staaten zu Stande zu bringen.

**Weiterer Siegeszug durch Böhmen und Mähren.** Die preussische Regierung war entschlossen, die Zeit bis zum Eintritte ernstlicher Friedensverhandlungen durch weiteres thatkräftiges Vorgehen möglichst auszunutzen. Während die österreichische Nordarmee in Auflösung begriffen war, sah die preussische Feldarmee ihre Truppenzahl während des Krieges fort und fort noch anwachsen. Durch Landwehrbataillone und neu gebildete vierte Bataillone bei allen Infanterie-Regimentern war der Armee in wenigen Wochen ein Zuwachs von 65,000 Mann vollständig ausgerüsteter und geübter Truppen zugeführt worden. Preußen hatte im damaligen Augenblicke ein so zahlreiches, so wohl gerüstetes und ausgebildetes Heer im Felde stehen, wie es noch niemals besessen hatte; es bewahrheitete sich, daß Preußen ein Volk in Waffen sei und die Kriegsverwaltung leistete Großartiges in der raschen Ausstattung jener Massen. Während sonst die Armeen im Kriege zusammenschmelzen, wuchs die militärische Kraft Preußens mit jedem Tage, und mit größter Zuversicht konnte man allen Ereignissen entgegensehen.

Nach der Schlacht bei Königgrätz war der preussischen Armee nur eine zweitägige Rast in der wohlhabenden Gegend an den Ufern der Elbe bei Pardubitz gegönnt; am 6. Juli aber wurde die Verfolgung des Feindes wieder aufgenommen. Der österreichische Oberfeldherr Benedek, der am Abende von Königgrätz in die Klage ausgebrochen sein soll: „er habe Alles verloren, leider nur sein Leben nicht,“ — konnte bei dem Zustande seiner Armee nicht daran denken, die Preußen noch an der Elbe aufzuhalten. Er beeilte sich, die Trümmer der Armee nach Olmütz zu führen, um in den weiten Werken der Festung Schutz zu finden, das Heer wieder zu sammeln und aufzurichten. Nur das Gablenz'sche Corps und ein Theil der Kavallerie wurde gleich nach Wien vorgeschoben. Die Volksstimme in Oesterreich, welche vor dem Kriege Benedek in den Himmel erhoben und auf seinen geheimnißvollen Feldzugsplan die verwegensten Hoffnungen gebaut hatte, ließ jetzt in raschem Umschlage alle Schuld auf sein Haupt fallen, und der Kaiser ordnete eine Untersuchung wegen der fürchterlichen Niederlage an. — Die erste weitere Folge der Schlacht bei Königgrätz war die Einnahme von Prag. Eine aus Sachsen nach Böhmen herbeigerückte Division des neugebildeten ersten Reserve-Corps (Garde-Landwehr) wurde gleich nach der Schlacht nach Prag entsandt, die Oesterreicher hatten die Stadt schon vorher geräumt und so fiel denn dieser wichtige Punkt, dessen Besitz unter Friedrich dem Großen ganze Feldzüge gekostet hatte, unvertheidigt durch friedlichen Einmarsch (am 6. Juli) in die Hände Preußens. — Inzwischen war die preussische Hauptarmee von Pardubitz gegen Süden aufgebrochen. Gegen die beiden Festungen Königgrätz und Josephstadt blieb nur eine Division des 6. Armeekorps zurück; Ausfälle wurden Seitens der entmuthigten Oesterreicher nicht versucht. Im preussischen Hauptquartiere war man erst zweifelhaft, ob Benedek sich gleich nach Wien oder erst nach Olmütz gewendet hätte. Durch Aufhebung einer österreichischen Feldpost mit wichtigen Papieren überzeugte man sich bald, daß die

Hauptmacht der Oesterreicher nach Olmütz gegangen war. Der weitere preussische Plan wurde nun so entworfen, daß nur die Armee des Kronprinzen, die man für stark genug hielt, der zerrütteten österreichischen Nordarmee die Spitze zu bieten, nach Olmütz folgen, die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee inzwischen über Brünn und Iglau gradezu auf Wien losgehen sollten. Schon am 10. Juli war das preussische Hauptquartier in Zwittau in Mähren. Dort erschien General *Sablenz* nochmals mit Waffenstillstandsvorschlägen. Auf preussischer Seite aber war man überzeugt, daß es Oesterreich auch jetzt nur darum zu thun sei, Zeit zu gewinnen, um die Armee aus Italien heranzuziehen; die Anträge wurden daher wiederum abgewiesen. Die Thatfachen zeigten hinterher, wie richtig man im preussischen Hauptquartiere geurtheilt hatte; denn grade in jenen Tagen begann der Abzug der österreichischen Armee aus Italien, die sich mit dem Reste der Nordarmee zum Kampfe gegen Preußen vereinigen sollte. Der Oberbefehl über die Gesamtarmee wurde dem Erzherzog *Albrecht* übertragen. Sämmtliche preussische Armeen aber blieben unterdeß in unausgesetztem Vorrücken: am 13. Juli wurde das Hauptquartier nach *Brünn* verlegt, während die Armee des Prinzen Friedrich Karl schon weiter hinaus auf Wien zu vorging, General *Herwarth* bereits *Znaim* besetzte und seine Vortruppen die Grenze von Niederösterreich überschritten. Dieses rasche Vorrücken der preussischen Armee ließ die Oesterreicher besorgen, daß ihre bei Olmütz stehenden Truppen bald völlig abgeschnitten und umgangen werden möchten; Erzherzog *Albrecht* beschloß, die Nordarmee aus dieser gefährlichen Lage nach der Donau zurückzuziehen. Die Beförderung der Truppen auf der Bahn von Olmütz nach Wien wurde jedoch sehr bald unterbrochen, da die Vortruppen des Kronprinzen die Eisenbahn südlich von Olmütz bedrohten, die Avantgarde des Prinzen Friedrich Karl aber weiter südlich *Lundenburg*, einen wichtigen Knotenpunkt der Bahn, besetzte. Auf Seiten der Oesterreicher wurde daher beschlossen, den größeren Theil der Nordarmee, etwa 75,000 Mann, die noch bei Olmütz standen, auf dem Umwege über Ungarn an die Donau zurückzuziehen.

Gefecht bei *Tobitschau*. Am 14. Juli erhielt der Kronprinz Meldungen von dem Abmarsche der Oesterreicher nach dem Süden. Als bald schickte er die Reserve-Kavallerie unter General von *Hartmann* und die Avantgarde des 1. Armee-Corps, die Brigade *Malotki* voraus, um die Eisenbahnstation *Prerau*, einige Meilen südlich von Olmütz, zu besetzen und die Eisenbahn dort unfahrbar zu machen. Die Brigade *Malotki* sollte zunächst am 15. die langen Pässe bei *Tobitschau* auf beiden Ufern des *Marchflusses* besetzen, damit die Kavallerie gesichert gegen das noch eine Meile östlich gelegene *Prerau* vordringen könnte. General von *Malotki* stieß bei *Tobitschau* auf die abziehenden feindlichen Kolonnen. Er säumte nicht, die ihm entgegentretende österreichische Brigade *Rothkirch* anzugreifen. Obwohl diese an Mannschaften stärker war, wurde sie doch nach heftigem Kampfe aus *Tobitschau* und weit über die *Chaussée* hinaus geworfen; auch die weit überlegene österreichische Artillerie vermochte das Vordringen der Brigade *Malotki* nicht aufzuhalten. Gleichzeitig drang die Kavallerie-Division *Hartmann* auf dem linken Flügel kühn vor. Eine österreichische auf der *Chaussée* abziehende Batterie machte gegen die vorrückende Kavallerie Halt und ließ

20 Geschütze gegen dieselbe auffahren. Drei Schwadronen des 5. Kürassier-Regiments aber machten sofort eine glänzende Attaque gegen den Feind, der ihnen ein heftiges Granat- und Kartätschfeuer entgegen sandte; im Nu waren die Kürassiere zwischen den Geschützen, Alles niederreitend und niederstößend, was sich noch zur Wehr setzte, 18 Geschütze wurden von der kühnen Schar erobert. Immer rückten österreichische Infanterie- und Kavallerie-Abtheilungen vor, um die Batterien wieder zu nehmen, aber sie wurden nach kurzem Kampfe theils zurückgeworfen, theils gefangen. Nachmittags rückte von Olmütz her eine frische Infanterie-Brigade vor, um die Brigade Malotki von der Verbindungsstraße zu verdrängen, wurde jedoch durch das sichere Artilleriefener der letzteren alsbald wieder zurückgetrieben. Ein Theil der Brigade Malotki war inzwischen über Tobitschau weiter vorgeedrungen und hatte Traubeck schnell besetzt, ohne daß die in der Nähe stehenden österreichischen Abtheilungen es hindern konnten. Jetzt konnte auch der Vorstoß der Kavallerie gegen Prerau ausgeführt werden. Es ergab sich, daß dort starke Abtheilungen Infanterie und Artillerie standen. Doch gelang es nahe bei Prerau eine Strecke der Eisenbahn zu zerstören. Die Gefechte bei Tobitschau und Prerau brachten außer den erwähnten 18 Geschützen noch an 1000 Gefangene ein; der Verlust der Preußen belief sich nur auf 170 Mann. Der Angriff hatte übrigens nur die letzten Kolonnen der abmarschirenden Oesterreicher getroffen; diese gingen nunmehr in beschwerlichen Märschen durch die kleinen Karpathen nach Ungarn, wo sie erschöpft ankamen. In Olmütz blieben nur etwa 20,000 Oesterreicher, gegen welche von Schlesien her das dort zur Landesvertheidigung gebliebene Corps vorrückte, wogegen die gesammte kronprinzliche Armee nunmehr gleichfalls gegen Wien marschirte.

Gefecht bei Blumenau. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl war, nachdem sie Lundenburg genommen hatte, ohne daß eine dort aufgestellte österreichische Brigade Widerstand versuchte, unaufhaltsam auf Wien und Preßburg vorgeedrungen; gleichzeitig hatte der Prinz bereits ein Armeecorps auf das linke Marchufer hinübergehen lassen, welches auf ungarischem Gebiete gegen Preßburg vorrückte. Noch weiter war die Elb-Armee über Znaim vorgeedrungen; dieselbe stand nur noch wenige Meilen von Wien. Das Hauptquartier des Königs wurde am 18. Juli nach Nicolsburg, 10 Meilen von Wien, verlegt. So stand die preußische Armee 15 Tage nach der Schlacht bei Königgrätz mit ihren Hauptkräften dicht vor dem Marschfelde, einen Tagemarsch von Wien entfernt. Sie hatte ganz Böhmen und Mähren, sowie einen Theil des Erzherzogthums Nieder-Oesterreich besetzt, und ihre Wachtfeuer leuchteten bis in die feindliche Hauptstadt hinein. Zum Schutze Wiens waren in Florisdorf an der Donau starke Verschanzungen angelegt, die jedoch noch nicht durchaus vollendet waren. Nur hier und bei Preßburg war das Ufer der Donau vertheidigt, im Uebrigen war die gesammte österreichische Heeresmacht, bestehend aus den Resten der Benedek'schen Armee und den aus Italien herbeigeleiteten Truppen, hinter der Donau von Krems bis Preßburg auf einer Strecke von etwa 20 Meilen aufgestellt. Es mochten noch nahezu 200,000 Mann sein, denen auf Preußens Seite, wie beim Beginn des Feldzuges, beinahe 250,000 Mann gegenüberstanden, gehoben und gekräftigt vom Siegesgefühl und Zuversicht. Aber es sollte zu einer neuen Hauptentscheidung

an der Donau nicht mehr kommen. Die Friedensverhandlungen waren so weit gebiehn, daß König Wilhelm dem weiteren Siegeslaufe seiner Armee Halt gebot. Am 20. waren die Vorbedingungen des Friedens so weit gesichert, daß der König in eine fünftägige vorläufige Waffenruhe willigte. Dieselbe sollte jedoch erst am 22. Juli Mittags beginnen, und so konnte es geschehn, daß noch einmal und bis zur Stunde des Eintrittes der Waffenruhe durch ein Gefecht bei Blumenau (vor Preßburg) die Ueberlegenheit der preussischen Kriegskunst sich bekundete. Prinz Friedrich Karl hatte zum 22. Juli dem 4. (sächsischen) Armeecorps einen Vormarsch gegen Preßburg befohlen, zunächst um Kenntniß von der Stellung und Stärke des Feindes zu erhalten, Falls aber die Verhältnisse dazu angethan schienen, einen Vorstoß auf Preßburg selbst zu versuchen. Bei Preßburg stand das österreichische 2. Armeecorps (Graf Thun). Ein Theil desselben hatte die Uebergänge über die kleinen Karpathen besetzt, ein anderer Theil stand in der Ebene. Die Preußen rückten in einem langen Defilé am westlichen Abfalle der Karpathen vor, welches durch einen Höhenzug bei Blumenau geschlossen wird. Auf diesem Höhenzuge hatten die Oesterreicher eine günstige und starke Stellung genommen. General von Fransecky, welcher das preussische Corps commandirte, faßte den Entschluß, mit dem größeren Theile desselben den Feind in dieser starken Position anzugreifen und festzuhalten, während eine seiner Brigaden unter General v. Bose unvermerkt links über die Karpathen marschiren, den Feind umgehen und ihm dann von der Preßburger Ebene in den Rücken fallen sollte. So geschah es. General Fransecky drang mit zwei Brigaden langsam, aber erfolgreich vor, und drängte den Feind aus seinen ersten Stellungen zurück. General von Bose war unterdeß auf steilen und engen Gebirgspfaden glücklich durch die Karpathen gegangen und nach langem und beschwerlichem Marsche in die Ebene von Preßburg herabgestiegen. Hier trat ihm die berühmte „schwarz-gelbe“ Brigade entgegen, wurde aber von den Preußen trotz der vorhergegangenen Anstrengungen in siegreichem Anlaufe zurückgeworfen. General von Bose drang bis eine Viertelmeile vor Preßburg und schnitt den im Karpathenpasse kämpfenden, aber gleichfalls schon zurückweichenden Oesterreichern ihre Rückzugslinie ab, so daß ihre Vernichtung unabwendbar schien. Aber inzwischen war die Mittagsstunde des 22. herbeigekommen und Parlamentäre verkündeten die mit dieser Stunde eingetretene Waffenruhe. Die Preußen mußten von der Verfolgung ihres Sieges ablassen; die Oesterreicher aber mußten dicht bei der Brigade Bose vorbei nach Preßburg marschiren und konnten so die Gefahr, die ihnen vom Rücken her gedroht hatte, klar erkennen. So endete der Krieg noch mit einer glänzenden Waffenthat, wenn dieselbe auch wegen der unerwarteten Unterbrechung nicht zum vollen Erfolge gedieh.

**Der Feldzug der Main-Armee.** Während die preussische Hauptarmee einen großartigen Siegeszug über die Schlachtfelder Böhmens bis vor die Thore Wiens hielt, war im Herzen Deutschlands ein eben so glänzender Feldzug von dem dort unter dem Oberbefehle des Generals Vogel von Falckenstein vereinigten Heere ausgeführt worden. Demselben war nach der Eroberung Hannovers und Hessens der Kampf gegen die gesammten Gegner Preußens aus den süd- und westdeutschen Staaten zugefallen. Die

Armee des Generals von Falkenstein, welche von jetzt ab den Namen „Main-Armee“ führte, bestand aus drei Divisionen, der 13. (westphälischen) Division des Generals von Göben, der aus den früheren Garnisonen der Bundesfestungen gebildeten Division des Generals von Beyer und der aus Schleswig-Holstein herbeigekommenen Division des Generals von Mantuffel, — im Ganzen jetzt 53,400 Mann mit 96 Geschützen. Ihr standen die bayerische Armee unter dem greisen Feldherrn Prinz Karl von Baiern und das 8. deutsche Bundescorps unter dem Befehle des Prinzen Alexander von Hessen gegenüber. Die bayerische Armee soll auf dem Kriegsfuße 86,000 Mann, mit Reservern und Landwehr bis 150,000 Mann betragen, doch mochte die wirkliche Feldarmee etwa 50,000 Mann mit 136 Geschützen zählen. Das 8. Bundescorps sollte eigentlich nur die Truppen von Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt vereinigen, doch waren demselben auch die nassauischen und die kurhessischen Truppen, sowie eine österreichische Division (aus den Bundesfestungen) zugetheilt. Die Regierung von Baden ging jedoch nur nothgedrungen gegen Preußen und beeilte die Rüstungen nicht sehr, die kurhessischen Truppen hielten sich vom eigentlichen Kampfe fern und blieben in Mainz. Immerhin betrug aber das Corps des Prinzen Alexander gleichfalls gegen 50,000 Mann mit über 140 Geschützen. Es standen also einer preussischen Armee von 53,000 Mann zwei Armeen, jede einzeln von fast gleicher Stärke, und mit einer dreifach so starken Artillerie entgegen. Dennoch schwankte General von Falkenstein keinen Augenblick, kühn zum Angriffe vorzugehen: er konnte auf Sieg am sichersten rechnen, wenn er die beiden feindlichen Heere getrennt erhielt und jedes einzeln schlug. Die Art und Weise, wie er das durchführte, hat ihm unsterblichen Ruhm gesichert. Am Tage nach der Capitulation von Langensalza ließ er seine Truppen nach Eisenach abrücken; am 1. Juli standen sie dort zum Vorgehen bereit. Die Baiern hatten sich endlich, nachdem die Hannoveraner vergeblich auf ihren Beistand gehofft, längs der Werra langsam in Bewegung gesetzt, während das Bundescorps bei Frankfurt stand. General Falkenstein setzte sich zunächst auf der großen Straße von Eisenach nach Frankfurt in Bewegung, ließ aber am 4. Juli die Division Göben zu einem Vorstoße gegen die Baiern abrücken, um dieselben zu hindern, durch das Fuldathal die Verbindung mit dem Bundescorps zu suchen. General Göben stieß bei Dermbach und Rosßdorf auf zwei Divisionen der Baiern, die in guten Positionen standen, aber nach blutigem Gefechte zurückgeworfen wurden. Da die Preußen nur einen Vorstoß machen sollten, so verfolgten sie die Baiern nicht; diese hierdurch getäuscht und ermuthigt drangen nochmals vor, wurden aber wiederum blutig abgewiesen. Sie rückten nun nach Süden ab, um fünf Meilen weiterhin die Verbindung mit dem Bundescorps zu bewerkstelligen. Ihre nach Hünfeld vorgesandte Kavallerie war unterdeß dort auf die Division Beyer gestoßen. Ein von den preussischen Vortruppen abgegebener Kanonenschuß schlug in das vorderste bayerische Kürassierregiment ein und traf 28 Mann, worauf zunächst dieses Regiment, dann die ganze Kavallerie kehrt machte. Von wildem Schrecken ergriffen, jagte sie unaufhaltsam zurück. Ein Theil sammelte sich nach fünf Meilen wieder, ein anderer Theil erst viel später. — Nachdem die Baiern fürs Erste abgethan waren, wandte sich General

Falkenstein gegen das Bundescorps. Prinz Alexander von Hessen aber hielt bei der Nachricht von dem Anrücken der Preußen für gut, statt die Verbindung mit den Baiern zu erkämpfen, sich lieber wieder nach Frankfurt zurückzuziehen und besetzte den Paß von Gelnhausen auf der Frankfurter Straße, wo er sich zunächst für gesichert hielt. General Falkenstein zog am 7. Juli ungehindert in Fulda ein. Von da wandte er sich nunmehr wieder gegen die Baiern, welche ihm immer auf 4—5 Meilen links gefolgt waren und deren Nähe er los sein wollte. Sie hatten die fränkische Saale bei Kissingen und Hammelburg in einer Länge von drei Meilen in trefflicher Stellung besetzt. General Falkenstein ließ am 10. Juli die Division G ö b e n gegen Kissingen, die Division B e y e r gegen Hammelburg vorgehen. Erstere hatte die schwierigste Aufgabe, da das Defilé von Kissingen ein für den Feind sehr günstiges ist und das linke höhere Ufer der fränkischen Saale stark besetzt und alle Uebergänge abgebrochen waren. Nach mehrstündigem Kampfe gelang es der preußischen Artillerie, die bairischen Geschütze zum Schweigen zu bringen, und alsbald schritt die Infanterie zum Angriffe, stellte unter dem heftigsten Gewehrfeuer eine abgebrochene Brücke wieder her, ging zum Theil auf Balken über die Saale und drang in das stark verbarrikadirte Kissingen stürmend ein. Es galt einen harten Kampf um einzelne Häuser und Straßen, aber um 4 Uhr waren die Preußen im Besitze von Kissingen und trieben die Feinde mit dem Bajonnet auch von den nahe liegenden Höhen. Die Baiern zogen sich überall zurück. Als aber die Preußen Abends das Bivouak beziehen wollten, kamen neun frische bairische Bataillone heran. General von W r a n g e l zieht vor dem ersten Anpralle seine Vortruppen auf eine Anhöhe zurück, sammelt da seine Brigade und stürzt sich dann auf den Feind, den er nach starkem Kampfe wieder vertreibt. — Gleichzeitig hatte General von M a n t e u f f e l weiter nördlich bei Waldbach den Uebergang über die Saale erstritten, General von B e y e r aber die Stadt H a m m e l b u r g nach einstündigem Kampfe erstürmt und den dortigen Flußübergang mit dem Bajonnete erkämpft. So befand sich am Abend die ganze frühere Position der Baiern in den Händen der Preußen. Prinz Karl von Baiern zog sich mit allen seinen Truppen nach Schweinfurt hinter den Main zurück. General Falkenstein ließ zur Verfolgung desselben nur die Division Manteuffel auf kurze Zeit zurück. Er selbst jetzt das Bundescorps des Prinzen Alexander schlagen. Er ließ die Division Beyer auf Gelnhausen in der Front des Feindes losgehen, gleichzeitig aber die Division G ö b e n, welche der Division Manteuffel folgen sollte, unverhofft den Speßart überschreiten, um bei Aschaffenburg dem Bundescorps in die rechte Flanke zu kommen. Prinz Alexander entsandte von Frankfurt mittelst der Eisenbahn Alles, was er an Truppen entbehren konnte, die Hessen-Darmstädter, die Oesterreicher u. s. w., Alles unter dem Befehle des österreichischen Grafen R e i p e r g, um den wichtigen Main-Uebergang bei Aschaffenburg zu decken. Die Hessen-Darmstädter wurden vorausgeschickt, um der Division G ö b e n den Austritt aus dem Speßart zu wehren. Bei P a u f a c h kam es (am 13. Juli) zum Kampfe; die Brigade Wrangel wurde heftig angegriffen, nahm aber Kaufach und behauptete ihre Stellung gegen wiederholten blutigen Angriff der Hessen, welche durch das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre sehr erhebliche Verluste erlitten. Am 14. Juli

traf die Division Göben die gesammte hessische und österreichische Division vor Aschaffenburg in gut gewählter Stellung, griff sofort an und warf die Ueberzahl derselben siegreich zurück. In der Stadt selbst entspann sich nunmehr ein blutiger Häuser- und Straßenkampf; die Preußen bemächtigten sich jedoch bald der Mainbrücke, verschlossen dem Feinde hierdurch den Rückzug und machten in Folge dessen gegen 2000 Gefangene. Prinz Alexander von Hessen stand unterdeß mit der Hauptarmee nur zwei Meilen davon, machte aber keinen Versuch, die Preußen wieder aus Aschaffenburg zu verdrängen. Er gab vielmehr alle seine Stellungen in und bei Frankfurt, bei Gelnhausen und Hanau auf und zog sich mit seiner ganzen Armee südlich nach dem Odenwalde zurück. General Falkenstein konnte nunmehr ungehindert nach Frankfurt rücken. Er ließ General Manteuffel Aschaffenburg, General Beher Gelnhausen besetzen; er selbst zog am 16. Juli an der Spitze der Division Göben in die alte Reichs- und Bundesstadt Frankfurt ein, von welcher er, ebenso wie von Nassau und Oberhessen, im Namen des Königs von Preußen Besitz nahm. Die Main-Armee hatte in 14 Tagen durch ebenso gewandte, wie kühne Operationen eine große Aufgabe gelöst. Das Verdienst des merkwürdigen Feldzuges, welcher eine bedeutende Stelle in der Kriegsgeschichte einnehmen wird, gebührt ebenso sehr dem trefflichen Führer, wie der Opferfähigkeit, Ausdauer und Bravour der Truppen.

**Der weitere Feldzug in Süddeutschland.** General von Falkenstein wurde, nachdem die Hauptaufgabe der Main-Armee gelöst war, von dort abberufen, um die Stellung eines General-Gouverneurs von Böhmen zu übernehmen. Das Commando der Main-Armee erhielt General von Manteuffel. Inzwischen waren die meisten der norddeutschen Staaten, welche das preussische Bündniß angenommen und sich zum Anschluß ihrer Truppen an die preussische Armee bereit erklärt hatten, mit ihren Rüstungen fertig geworden und rückten zur Verstärkung der gegen Süddeutschland aufgestellten Streitkräfte herbei. Nur die Truppen von Coburg-Gotha und von Lippe waren schon früher mit der Main-Armee vereinigt; jetzt kamen die Truppen von Mecklenburg-Schwerin, Altenburg, Anhalt, Oldenburg, Waldeck und den Hansestädten, mit zusammen 18,000 Mann hinzu. Außerdem konnten von preussischen neugebildeten Bataillonen 19,000 Mann nachrücken, so daß die Verstärkung im Ganzen 37,000 Mann betrug. Ein Theil derselben wurde unter dem Befehle des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin als zweites Reserve-Corps bei Leipzig versammelt, um über Hof gegen Baiern zu gehen, während die bisherige Main-Armee von Frankfurt aus gegen Süden vorrücken sollte.

Die Main-Armee, welche jetzt auf mehr als 60,000 Mann gebracht war, brach am 21. Juli von Frankfurt auf, um das 8. Bundes-Corps zu verfolgen. Dieses hatte sich durch den Odenwald südlich hinter die Tauber in eine gut gewählte Stellung zurückgezogen, in welcher die Verbindung mit den Baiern gesichert schien. General von Manteuffel beschloß, sich am 24. Juli der Tauberübergänge zu bemächtigen: General von Flies (der jetzt die bisherige Manteuffelsche Division führte) ging auf dem linken Flügel gegen Wertheim, das von den Hessen-Darmstädtern besetzt war, General Göben auf die Würtemberger bei Tauber-Bischofsheim, die oldenburgische

Brigade gegen die Badenser bei Werbach vor. Ueberall wurden die süddeutschen Truppen über die Tauber zurückgeworfen. Bei Tauber-Bischofsheim rückte der württembergische General von Hardegg noch fünf Mal gegen die Gübensche Avantgarde vor, wurde aber nach dreistündigem heftigem Kampfe zum endlichen Rückzuge genöthigt. Nachdem das Bundes-Corps somit die Tauberlinie verloren hatte, zog es sich in der Richtung auf Würzburg näher zur bairischen Armee und nahm mit allen seinen vier Divisionen Stellung auf einer hochgelegenen bewaldeten Ebene bei Herchshheim, die Baiern eine Meile nordwestlich davon bei Helmstadt. General Manteuffel rückte von der Tauber her zum Angriffe beider Armeen, die an Zahl der seinigen weit überlegen waren. Am 25. Juli griff die Division Gübén das Bundes-Corps bei Herchshheim, die Division Beyer bei Helmstadt die bairische Armee an und warfen dieselbe auf Würzburg zurück. Am 26. Juli ging Prinz Karl von Baiern von Neuem zum Angriffe vor, wurde aber von den Divisionen Beyer und Fließ nach einem hartnäckigen Kampfe bei Noßbrunn nochmals geworfen und zog sich nun in der Nacht über den Main zurück. Würzburg aber, durch die Feste Marienberg geschützt, blieb stark besetzt. Am 27. Juli rückte die Main-Armee gegen Würzburg vor und begann ein heftiges Feuer gegen die Feste. Schon knüpften die Baiern Verhandlungen wegen der Uebergabe derselben an, da traf aus Nicolsburg die Nachricht ein, daß auch zwischen Preußen und Baiern ein Waffenstillstand eintreten solle. Fürs Erste wurde auch vor Würzburg Waffenruhe geschlossen.

Das zweite Reserve-Corps unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin, das aus den eigenen Truppen desselben und einer preussischen Division, im Ganzen etwa 22,000 Mann bestand, war unterdeß in Eilmärschen über Hof vorgedrückt, ohne Seitens der zum Schutze jener Gegend bestimmten bairischen Reserve-Brigade auf erheblichen Widerstand zu stoßen. Am 28. Juli rückte die Avantgarde in Bayreuth ein und zersprengte am 29. bei Seybottenreuth ein bairisches Bataillon. Am 31. besetzte das Reserve-Corps Nürnberg, dort, wie überall, von der Bevölkerung sehr freundlich und willig aufgenommen. Der Waffenstillstand setzte weiterem Vorrücken auch hier ein Ziel. General von Manteuffel hatte mit dem Prinzen Karl von Baiern eine Uebereinkunft abgeschlossen, nach welcher die Preußen vorläufig Würzburg besetzten. Baden hatte schon am 30. Juli seine Truppen vom Bundes-Corps abberufen. Württemberg schloß gleichfalls am 2. August Waffenstillstand.

Der ganze Feldzug gegen Süddeutschland hatte von Neuem gezeigt, wie wenig die vereinzeltten Armeen der kleineren Staaten bei aller Tüchtigkeit der Truppen ohne ein festes Band im Stande sind, einem entschlossenen Gegner Widerstand zu leisten, wie sehr daher Preußens Bestreben auf eine enge Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft gerechtfertigt war. Auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen besetzte Preußen Theile von allen süddeutschen Staaten: von Baden Heidelberg und Mannheim, von Württemberg Merzhausen, von Baiern einerseits alles Land bis Nürnberg, andererseits Würzburg, ferner ganz Nassau und Hessen-Darmstadt. Preußen hatte daher, als die Friedensverhandlungen stattfanden, die Hand ganz oder theilweise auf die Gebiete seiner sämmtlichen Gegner in Süddeutschland gelegt. Es benutzte diese Stellung, um sofort eine enge Verbindung mit Süddeutschland zu erneuern.

**Der Friede von Nicolsburg und Prag.** Die Friedensverhandlungen waren von Seiten Oesterreichs und Frankreichs mit großem Eifer betrieben worden. Im Hauptquartiere des Königs zu Nicolsburg fanden die Verhandlungen zwischen dem Grafen Bismarck und den herbeieilenden französischen, österreichischen, italienischen und süddeutschen Gesandten statt. Als wesentlichste Grundlage der Friedensbedingungen forderte Preußen von vorn herein das völlige Ausscheiden Oesterreichs aus dem deutschen Bunde. Schon in dem Plane zur Neugestaltung des deutschen Bundes, den die preussische Regierung vor Ausbruch des Krieges vorgelegt hatte, war der Ausschluß Oesterreichs als ein Hauptpunkt hingestellt worden. Jetzt wollte die Regierung ihre glänzenden Siege vor Allem dazu benutzen, die lange ersehnte Reform des Bundes zum Heile Deutschlands durchzuführen und Preußen die Stellung zu sichern, welche ihm nach dem Verhältnisse seiner Macht und seiner Leistungen für Deutschland gebührte. Der Zerrißtheit und dem Widerstreite der Einflüsse in Deutschland ein Ende zu machen, und die Geschicke Deutschlands unter lebendiger Theilnahme des deutschen Volkes vornehmlich in Preußens Hand zu vereinigen, das erkannte die preussische Regierung als ihre wichtigste Aufgabe beim Friedensschlusse. Der Kaiser von Oesterreich widerstrebte zuerst aufs Lebhafteste dem Ansinnen, seinen gesammten Einfluß in Deutschland aufzugeben; da jedoch der Kaiser Napoleon die von Preußen beantragte Friedensgrundlage dringend unterstützte, und da inzwischen die preussische Armee ihren Siegesmarsch nach der Donau mit ungeahnter Schnelligkeit fortsetzte, so konnte Oesterreich nicht umhin, sich in die harte Nothwendigkeit zu fügen und sich mit den vorläufigen Friedensbedingungen einverstanden zu erklären. Am 26. Juli kam es zu Nicolsburg unter Vermittelung Frankreichs zum Abschlusse von Friedenspräliminarien, welche am 23. August im Frieden zu Prag bestätigt und näher festgestellt wurden. Die Friedensbedingungen waren folgende:

Der Kaiser von Oesterreich erkannte die Auflösung des früheren deutschen Bundes an und gab seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung Oesterreichs; er versprach ferner den engeren Bund anzuerkennen, welchen der König von Preußen nördlich von der Linie des Main begründen würde und erklärte sich damit einverstanden, daß die süddeutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten sein sollte.

Der Kaiser von Oesterreich überließ ferner seine durch den Wiener Frieden erworbenen Rechte an den Herzogthümern Schleswig-Holstein an den König von Preußen (falls die nördlichen Districte Schlesiens durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, sollen dieselben an Dänemark abgetreten werden).

Der Kaiser von Oesterreich versprach, die von dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen und Besitzveränderungen anzuerkennen. Es handelte sich hierbei

um die von Preußen militärisch in Besitz genommenen norddeutschen Länder: Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. und Oberhessen, deren Verbindung mit Preußen, Falls der König sie beschließen sollte, somit von Oesterreich im Voraus anerkannt wurde.

Preußen erklärte sich bereit, den Besitzstand des Königreichs Sachsen in seinem Umfange bestehen zu lassen; die Regelung der Stellung Sachsens im norddeutschen Bunde blieb vorbehalten.

Oesterreich übernahm endlich eine Kriegskostenzahlung von 20 Millionen Thalern.

#### Friedensverträge mit den süddeutschen Staaten und mit Sachsen.

Oesterreichs bisherige Verbündete in Süddeutschland wurden in den Nicolsburger und Prager Friedensschluß nicht mit aufgenommen. Der bairische Minister von der Pfordten war vor dem Abschlusse der Präliminarien im preußischen Hauptquartiere erschienen, um die Betheiligung der süddeutschen Staaten zunächst am Waffenstillstande zu erwirken; Preußen aber hatte dies abgelehnt und die Bewilligung eines Waffenstillstandes an die süddeutschen Staaten von besonderen Verhandlungen abhängig gemacht. Erst nach dem Abschlusse der Präliminarien kam ein Waffenstillstand mit Baiern zu Stande. Vergeblich hatte der bairische Minister beansprucht, gleichsam Namens des früheren deutschen Bundes auch für die übrigen Staaten Süddeutschlands zu verhandeln. Preußen verlangte, daß jeder der feindlichen Staaten in besonderen Verhandlungen den Frieden erbitte. So mußten sich denn auch der König von Württemberg, der Großherzog von Hessen-Darmstadt bequemen, ihre Minister ins preußische Hauptquartier zu entsenden und um Frieden zu bitten. Der Großherzog von Baden, welcher nur mit Widerstreben dem Bunde gegen Preußen beigetreten war, entließ nunmehr sein bisheriges preußenfeindliches Ministerium und berief Männer in seinen Rath, welche entschlossen waren, wieder engere Beziehungen mit Preußen anzuknüpfen. Bei den in Berlin gepflogenen weiteren Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten ging die preußische Regierung von vorn herein nicht von Beweggründen kleinlicher Vergeltung oder bloßer Ländersucht, sondern nur von höheren nationalen Gesichtspunkten aus. In Norddeutschland war die Schöpfung eines kräftigen norddeutschen Bundes um einen starken und fest zusammenhängenden preußischen Kern ihr Ziel: deshalb wurde die Einverleibung der eroberten norddeutschen Länder beschlossen. In Betreff Süddeutschlands dagegen kam es der preußischen Regierung viel weniger auf Länderverwerb, als auf das große nationale Interesse der sofortigen Unbahnung enger Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland an. Während durch den Prager Frieden zunächst eine Trennung zwischen den Staaten nördlich und südlich von der Mainlinie festgesetzt und eine etwaige Verbindung erst der Zukunft vorbehalten schien, während man überall annahm, daß die jüngst vorhergegangenen Kämpfe eine tiefe Scheidung und Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland auf lange Zeit hinaus zurücklassen müßten, und daß die süddeutschen Staaten sich viel eher an Oesterreich oder an einen außerdeutschen Großstaat, als an Preußen anschließen würden, gelang es den hochherzigen Bestrebungen und der diplomatischen Kunst des Grafen Bismarck, die Friedensverhandlungen gleich

dazu zu benutzen, der nationalen Verständigung mit Süddeutschland unverweilt die Wege zu bahnen. In solcher Absicht versagte es sich die preussische Regierung, den süddeutschen Staaten erhebliche Gebietsabtretungen oder sonstige Bedingungen, welche die Wiederanknüpfung eines nationalen Bundes hinterher erschweren könnten, aufzuerlegen: dagegen sollten auch durch diese Friedensverhandlungen neue Grundlagen für eine ersprießliche nationale Entwicklung Gesamtdeutschlands gesichert werden. Gegen Ende August kamen die Friedensschlüsse mit den süddeutschen Staaten zu Stande. Baiern trat an Preußen nur einige Landstriche (Orb und Hersfeld) ab, welche zur Abrundung des südlichen Gebietes des mit Preußen zu vereinigenden Kurfürstenthums Hessen erforderlich waren, Hessen-Darmstadt überließ an Preußen die frühere Landgrafschaft Hessen-Homburg und das ausschließliche Besatzungsrecht der früheren Bundesfestung Mainz, auch sollte die nördlich des Main gelegene hessische Provinz Oberhessen in den Norddeutschen Bund treten. Württemberg und Baden, welche gänzlich im Süden des Main liegen, wurden Gebietsabtretungen gar nicht auferlegt. Sämmtliche Staaten aber übernahmen die Zahlung von mehr oder minder erheblichen Kriegskosten an Preußen. Als diese Friedensbedingungen bekannt wurden, erregte die Mäßigung und Milde derselben vielfach Befremden. Es wurde behauptet, daß die süddeutschen Staaten diese mäßigen Bedingungen nur dem Einflusse fremder Mächte, Rußlands oder Frankreichs zu danken hätten: in Frankreich rühmte später sogar ein Staatsmann, daß Baiern nur durch die Anlehnung an Frankreich so gut weggekommen sei. Fast Niemand aber ahnte damals, daß der wichtigste Theil des Friedensschlusses in geheimen Verträgen bestand. Als dieselben später bekannt wurden, erkannte und verstand Jedermann, warum Preußen so mild verfahren war. „Beseelt von dem Wunsche, das künftige Verhältniß der Fürsten und ihrer Staaten möglichst innig zu gestalten“ (so heißt es in den Verträgen), hatten Preußen und die süddeutschen Regierungen ohne Weiteres Schutz- und Trugbündnisse abgeschlossen. Sie gewährleisteten sich gegenseitig die Unverletzlichkeit des Gebietes ihrer Länder und verpflichteten sich, im Falle eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zu diesem Zwecke einander zur Verfügung zu stellen. Dem Könige von Preußen wurde für solchen Fall der Oberbefehl über sämmtliche Truppen der süddeutschen Staaten übertragen. — So war, noch ehe selbst der Bund norddeutscher Staaten ins Leben getreten war, die enge Verbindung mit Süddeutschland gesichert: die Mainlinie, welche die Grenze des Norddeutschen Bundes bezeichnen sollte, war, Dank der Vorsorge und Thatkraft der preussischen Regierung, von vorn herein keine Grenzscheide für die nationale Einigung; diese sollte vielmehr für ganz Deutschland auf festerem Grunde ruhen, als je zuvor. — Der Friede mit Sachsen kam erst am 21. Oktober zu Stande. Sachsen, welches mehr als irgend ein anderer Staat zum Ausbruche des Krieges beigetragen und sein Heer unverweilt mit der österreichischen Armee zum Kampfe gegen Preußen vereinigt hatte, war durch den Prager Frieden vor dem Schicksale bewahrt worden, welchem Oesterreich alle seine übrigen Bundesgenossen in Norddeutschland überlassen hatte. Indem aber Preußen einwilligte, daß Sachsen in seinem bisherigen Besitzstande und Umfange er-

halten blieb, mußte es andererseits dafür sorgen, daß hierdurch die Abrundung und die Sicherheit des preussischen Machtgebietes in Norddeutschland keine Beeinträchtigung erfahre. Das eigene Bestehen eines Königreichs Sachsen war nur unter der Bedingung zulässig, daß die sächsische Regierung fortan in allen politischen Beziehungen nur die Wege Preußens und des Norddeutschen Bundes gehen kann, und daß alle militärischen Kräfte und wichtigen Punkte Sachsens in jeder Beziehung zur Verfügung des Norddeutschen Bundes stehen. Dies wurde durch den Friedensvertrag erreicht. Durch denselben trat der König von Sachsen für sich und seine Nachfolger dem Bündnisse der Norddeutschen Staaten bei. Auf den Grundlagen der Heeres-einrichtungen des Norddeutschen Bundes sollte eine völlige Neubildung des sächsischen Heeres erfolgen, welches einen untrennbaren Theil des Norddeutschen Bundesheeres unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen bildet. Auf Grund einer besonderen militärischen Vereinbarung wurde die Festung Königstein den Preußen übergeben und die Besatzung des Königreichs Sachsen mit Ausnahme Dresdens (wo eine gemeinschaftliche Garnison unter einem preussischen Gouverneur eingesetzt wurde) einstweilen und bis zur Neubildung der sächsischen Armee preussischen Truppen übertragen. Außerdem zahlte Sachsen 10 Millionen Thaler Kriegskosten. Das Wichtigste an diesem Vertrage war, daß Sachsen durch denselben durchaus auf das baldige Zustandekommen des Norddeutschen Bundes hingewiesen war, da es nicht früher wieder eine eigene Armee erhalten konnte. Die Durchföhrung des Bundes war hierdurch für Sachsen mehr als für jeden anderen Staat ein unabweisliches Bedürfniß geworden. Der bedeutendste der norddeutschen Staaten war in seinem eigenen Interesse unmittelbar auf die Verwirklichung der preussischen Pläne hingewiesen; die preussische Regierung hatte sich an dem früheren eifrigsten Gegner eine sichere Stütze für ihre weiteren Verhandlungen geschaffen. Durch das Verhalten der sächsischen Regierung hat sich diese Zuversicht in vollem Maße bewährt.

**Die Vereinigung der eroberten Länder mit der preussischen Monarchie.** Durch den Prager Frieden war dem Könige von Preußen völlig freie Verfügung über die in Norddeutschland eroberten Landestheile überlassen. Oesterreich hatte alle von Preußen in dieser Beziehung zu treffenden Bestimmungen und Besitzveränderungen im Voraus anerkannt. König Wilhelm beschloß, jene Länder mit der preussischen Monarchie zu vereinigen. In einer Botschaft an die Landesvertretung kündigte er diese Absicht (am 16. August) mit folgenden Worten an:

„Die Regierungen des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen und des Herzogthums Nassau, sowie die freie Stadt Frankfurt haben sich durch ihre Theilnahme an dem feindlichen Verhalten des ehemaligen Bundestages in offenen Kriegszustand mit Preußen versetzt. Sie haben sowohl die Neutralität, als das von Preußen unter dem Versprechen der Gewährleistung ihres Länderbestandes ihnen wiederholt und noch in letzter Stunde angebotene Bündniß abgelehnt, haben an dem Kriege Oesterreichs mit Preußen thätigen Antheil genommen und die Entscheidung des Krieges über sich und ihre Länder angerufen. Diese Entscheidung ist nach Gottes Rathschlusse gegen sie ausgefallen. Die politische Nothwendigkeit zwingt

Uns, ihnen die Regierungsgewalt, deren sie durch das siegreiche Vordringen Unserer Heere entkleidet sind, nicht wieder zu übertragen. Die genannten Länder würden, falls sie ihre Selbstständigkeit bewahrten, vermöge ihrer geographischen Lage bei einer feindseligen oder auch nur zweifelhaften Stellung ihrer Regierungen der preussischen Politik und militärischen Action Schwierigkeiten und Hemmnisse bereiten können, welche weit über das Maß ihrer tatsächlichen Macht und Bedeutung hinausgingen. Nicht in dem Verlangen nach Ländererwerb, sondern in der Pflicht, Unsere ererbten Staaten vor wiederkehrender Gefahr zu schützen, der nationalen Neugestaltung Deutschlands eine breitere und festere Grundlage zu geben, liegt für Uns die Nöthigung, **das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt** auf immer mit unserer Monarchie zu vereinigen. Wohl wissen Wir, daß nur ein Theil der Bevölkerung jener Staaten mit Uns die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit theilt. Wir achten und ehren die Gefühle der Treue und Anhänglichkeit, welche die Bewohner derselben an ihre bisherigen Fürstenhäuser und an ihre selbstständigen politischen Einrichtungen knüpfen. Allein Wir vertrauen, daß die lebendige Betheiligung an der fortschreitenden Entwicklung des nationalen Gemeinwesens in Verbindung mit einer schonenden Behandlung berechtigter Eigenthümlichkeiten den unvermeidlichen Uebergang in die neuere größere Gemeinschaft erleichtern werde.“

Nachdem der Landtag durch ein Gesetz vom 20. September seine Zustimmung zur Vereinigung der genannten Länder mit der preussischen Monarchie gegeben hatte, fand am 6. und 8. October in Hannover, in Kurhessen, in Frankfurt a. M. und in Nassau die feierliche Verkündigung der königlichen Besitzergreifungs-Patente statt. Gleichzeitig ergingen Proclamationen an die Bewohner der neuen Landestheile. In dem Aufrufe für Hannover sagte der König:

„Durch das Patent, welches Ich heute vollzogen habe, vereinige Ich Euch, Einwohner der hannoverschen Lande, mit Meinen Unterthanen, Euren Nachbarn und deutschen Brüdern. Durch die Entscheidung des Krieges und durch die Neugestaltung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes nunmehr von einem Fürstenhause getrennt, dem Ihr mit treuer Ergebenheit angehangen, tretet Ihr jetzt in den Verband des Nachbarlandes, dessen Bevölkerung Euch durch Stammesgemeinschaft, durch Sprache und Sitte verwandt und durch Gemeinsamkeit der Interessen befreundet ist. Wenn Ihr Euch nicht ohne Schmerz von früheren, Euch lieb gewordenen Verhältnissen lossagt, so ehre Ich diesen Schmerz, und würdige denselben als eine Bürgschaft, daß Ihr und Eure Kinder auch Mir und Meinem Hause mit Treue angehören werdet. Ihr werdet die Nothwendigkeit des Geschehenen erkennen. Denn sollen die Früchte des schweren Kampfes und der blutigen Siege für Deutschland nicht verloren sein, so gebietet es ebenso die Pflicht der Selbsterhaltung, als die Sorge für die Förderung der nationalen Interessen, Hannover mit Preußen fest und dauernd zu vereinigen. Und — wie schon Mein in Gott ruhender Herr Vater es ausgesprochen — nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben. Dieses werdet Ihr mit Ernst erwägen, und so vertraue Ich Eurem deutschen und redlichen Sinne, daß Ihr



telbaren Zusammenhang bestanden, mitten dazwischen liegend Hannover, Kurhessen u. s. w. Jetzt hatte Preußen diese Länder, welche den Zusammenhang seiner östlichen und westlichen Provinzen störten, in sich aufgenommen und bildet nunmehr ein bestimmt abgerundetes, fest verbundenes Ländergebiet. Für Preußens Entwicklung zur See ist es ferner von hoher Bedeutung, daß nicht bloß das einst von Friedrich dem Großen gewonnene, später mit Hannover vereinigte schöne Ostfriesland an der Nordseeküste wieder an Preußen gekommen, sondern gleichzeitig fast das ganze norddeutsche Küstenland von Schleswig-Holstein bis nach Holland hin erworben worden ist. Während Preußen seine durch Friedrich den Großen geschaffene Stellung als Großmacht bisher nur durch die äußerste Anspannung aller Volkskräfte hatte aufrecht erhalten können, hat es jetzt durch die Ausfüllung und Abrundung seines Ländergebietes in Nord- und Mitteldeutschland erst die wahrhaft naturgemäße Grundlage einer Großmacht an Land und Leuten gewonnen. So groß aber schon dieser Erfolg ist, so ist doch größer und wichtiger noch die Befestigung und Erhöhung der Machtstellung Preußens in Deutschland und damit zugleich der nationalen Macht des deutschen Vaterlandes. Das Hinderniß, welches alle deutsche Entwicklung gelähmt hatte, Oesterreichs Stellung in Deutschland und sein Widerstreben gegen Preußens Einfluß, war auf den Schlachtfeldern Böhmens endlich überwunden worden. Oesterreich hatte seine hervorragende Stellung im deutschen Bunde gleichsam als die Fortsetzung seiner vormaligen deutschen Kaiserwürde angesehen, und würde dieselbe niemals freiwillig aufgegeben haben. Nur der niederschmetternde Schlag von Königgrätz und die Bedrohung Wiens haben es dazu bewegen können, Preußens aufstrebender Kraft freien Spielraum in Deutschland zu lassen. In der nunmehr gesicherten neuen Gestalt Deutschland ohne Betheiligung Oesterreichs ist daher mit Recht die höchste Errungenschaft, der edelste Siegespreis der preußischen Waffen erkannt worden. Preußen und Deutschland sind durch die großen Ergebnisse des letzten Krieges in eine neue Zeit selbstbewußter Kraft und Entwicklung eingetreten.

**Rückkehr des Königs und der Armee.** Bevor König Wilhelm nach seinen Landen zurückkehrte, wollte er seine tapfere Armee noch einmal auf dem Schauplatze ihrer glorreichen Thaten sehen. Am 30. und 31. hielt er auf dem Marchfelde vor Wien große Heerschau. Ueberall begrüßten die Truppen ihren geliebten Kriegsherrn mit begeistertem Zurufe und empfangen mit Freude und Stolz die Zeichen der Anerkennung und des Dankes, die Se. Majestät ihnen zu Theil werden ließ. — Nach der Heerschau richtete der König an die versammelten Generale folgende Worte: „Es ist Gottes Werk, was wir heute vor uns sehen — Gott allein die Ehre! Wir aber sind Gottes Werkzeuge gewesen. Der unvergleichlichen Bravour Meiner herrlichen Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung verdanke Ich, verdankt das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten, mit so ruhmreichen Ergebnissen gekrönten Feldzug. Noch einmal: Meine vollste Anerkennung und Meinen Königlichen Dank!“

Zuletzt kam der König noch bei einigen Feldpredigern vorüber. Er wendete um und sprach zu ihnen etwa wie folgt: „Meine Herren! Sie haben

einen wichtigen und oft wohl schweren Punkt übernommen. Ich danke Ihnen dafür. Der Feldzug war kurz, aber glorreich, glücklicher als es Jemand von uns zu hoffen gewagt. Aber das war nicht unser Verdienst, sondern Gottes gnädiger Beistand. Ich weiß, es ist viel gebetet worden daheim und im Felde; wir ernten jetzt die Frucht dieser Gebete. Auf den Knien haben wir Gott zu danken dafür. Darum aber auch keine Ueberhebung! jetzt, nicht Uebermuth, sondern Demuth: das, meine Herren, predigen Sie.“

Am 2. August verließ der König für immer das Hauptquartier zu Nicolsburg, in welchem so Großes für Preußen errungen war, und kehrte über Brünn und Prag in seine Monarchie zurück. Auf dem heimathlichen Boden wurde der sieggekürnte Fürst aller Orten von der Bevölkerung auf das Herzlichste begrüßt. Die ganze Reise über Görlitz nach Berlin glich einem Triumphzuge. Am 4. August Abends nach 10 Uhr traf der König in Begleitung des Kronprinzen und des Prinzen Karl, sowie des Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck, des Kriegsministers von Roon und des Chefs des Generalstabes Generals von Moltke in Berlin ein, schon am Bahnhofe, sowie auf dem ganzen Wege zum Palais und bei der Ankunft an demselben von dem stürmischen Jubel der Volksmassen begrüßt. Am andern Morgen empfing der König die städtischen Behörden der Hauptstadt. Auf deren Glückwunsch- und Huldigungsadresse erwiederte der Fürst:

„Mit aufrichtigem Danke nehme ich den Gruß entgegen, den mir meine Residenz bei meiner Rückkehr in das Vaterland darbriagt. Großes ist in überraschender Kürze vollbracht worden; aber selten ist Gottes Segen und Gnade so sichtlich mit einem gewagten Unternehmen gewesen, als in den letzten Wochen. Mein Volk vertraute mit mir auf Gott; er hat uns den Sieg verliehen. Mein Heer, das Volk in Waffen, hat an Heldennuth und Ausdauer sich den glorreichen Thaten seiner Väter ebenbürtig gezeigt und Thaten vollbracht, die die Geschichte unauflöslich verzeichnen wird. Die Gesinnung, welche mein tapferes Heer in Feindesland zeigte, sowie die Besinnung und Opferfreudigkeit, welche alle Klassen der Dabeingeblienen bewiesen, sind die Frucht einer väterlichen Volkserziehung meiner großen Ahnen. Alles deutet auf eine glückliche Zukunft Preußens hin, da wir einem ehrenvollen, dauernden Frieden entgegensehen dürfen. Diese Zukunft zu verdienen, lassen Sie uns gemeinschaftlich thätig sein.“

Die Rückkehr der siegreichen Truppen wurde in allen Theilen der Monarchie auf die herzlichste und erhabenste Weise gefeiert. Zum festlichen Einzuge in Berlin hatte der König das Garde-Corps, sowie Abtheilungen von allen Regimentern der Armee und von Preußens Verblindeten bestimmt. Der Einzug geschah am 20. und 21. September durch das Brandenburger Thor, auf welchem die berühmte „Victoria“ steht; der Weg von da durch die Linden bis zum königlichen Schlosse war in eine reichgeschmückte Siegesstraße umgewandelt. Zu beiden Seiten desselben waren 208 eroberte Geschütze aufgestellt. Der König selbst, umgeben von allen Prinzen, begrüßte die siegreichen Truppen und führte sie im Festzuge in die Stadt ein. Das Erscheinen des ruhmgekrönten Monarchen, der berühmten Feldherren und der herrlichen Truppen wurde von der Bevölkerung mit stürmischer Begeisterung

begrüßt. Nach dem Eintritte in die Stadt wurde der König durch die Vertreter der Stadt in feierlicher Anrede bewillkommt; in seiner Erwiederung sprach er den Wunsch aus, daß der Ehren- und Freudentag nur seinen Truppen gelten möge. Unter den Klängen der Volkshymne und des Preußenliedes, unter endlosen Hurrahs, unter einem dichten Regen von Blumen und Kränzen aus allen Häusern und aus der Volksmenge ging dann der großartige Festzug durch die „Siegesstraße,“ und schloß mit dem Parademarsche vor Sr. Majestät an der Bildsäule des alten Blücher. Am Nachmittage wurden die Truppen theils in öffentlichen Localen, theils in den Häusern der Bürger festlich gespeist. Am Abend war die ganze Stadt glänzend, wie noch nie, erleuchtet. Der König gab in seinem Schlosse ein militärisches Festmahl, bei welchem er einen Trinkspruch in folgenden Worten ausbrachte:

„Mein Trinkspruch gilt dem Vaterlande und dem Heere! Ich sprach das inhaltsschwere Wort: Das Vaterland ist in Gefahr! es zündete in allen preussischen Herzen. Opferwilligkeit in allen Ständen, in allen Geschlechtern war die erhebende Folge. Das kriegsbereite Heer erwartete mit Siegeshoffnung das Wort: Vorwärts! Es erfolgte, und Sieg auf Sieg in nicht geahnter Schnelligkeit mit ihm. Heldenmuth, Hingebung und Ausdauer erkämpften Erfolge ohne Gleichen. Ein ehrenvoller Friede krönte das blutige, aber glorreiche Werk, dem schwere Opfer fielen. Dem Andenken dieser Opfer folgen unsere trauernden Herzen. Möge der Friede dauernd und gleich glücklich für Preußen und Deutschlands Zukunft sein! Ich erhebe Mein Glas zum Danke!

Dank dem treuen Volke, das sich um Mich scharte!

Dank Meiner siegreichen, glorreichen Armee, deren Heldenthaten auf immer in das Buch der Geschichte eingetragen sind!

Es lebe Meine Armee, das Volk in Waffen! Es lebe das Vaterland!“

Der König stiftete am Tage des Einzuges ein Erinnerungskreuz für alle diejenigen, welche den glorreichen Feldzug von 1866 mitgemacht hatten; ein Kreuz von Bronze aus eroberten Geschützen mit einem Lorbeerkränze in der Mitte — auf dem vorderen Mittelschilder der Namenszug des Königs mit der Umschrift: „Preußens siegreichem Heere,“ auf der Rückseite die Krone und die Inschrift: „Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre.“ Der König erließ ferner „aus Anlaß des wiederhergestellten Friedens“ eine Amnestie (Strafaufhebung) für alle politische Vergehen. — Für die Invaliden und die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen wurde durch ein mit der Landesvertretung vereinbartes Gesetz Sorge getragen. Ferner verlich der König ebenso wie es nach den Freiheitskriegen geschehen war, mit Zustimmung der Landesvertretung, dem Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck „in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preussischen Politik“ und denjenigen preussischen Heerführern, „welche zu dem glücklichen Ausgange des Krieges in hervorragender Weise beigetragen hatten,“ den Generalen von Moos, von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz und Vogel von Falckenstein, Dotationen (Schenkungen im Namen des Vaterlandes) aus den eingegangenen Kriegsentzählungen.

Nach dem Friedensschlusse mit Sachsen ordnete der König auf den 11.

December einen Dankgottesdienst für die Wiederherstellung des Friedens für die ganze Monarchie an. In dem betreffenden Erlasse sagte er:

„Durch den Friedensschluß mit dem Königreiche Sachsen hat der in diesem Sommer in Deutschland entbrannte Krieg jetzt sein Ende erreicht und ist der Frieden aller Orten wieder hergestellt. Wie Ich Mich bei dem Beginne des Krieges mit Meinem Volke gemeinsam vor dem Herrn gebeugt und Ihn um Gnade und Beistand angerufen habe, so gebührt uns jetzt gleichermaßen für die Wohlthat des wieder geschenkten Friedens zu danken. Zugleich wollen wir uns aufs Neue bittend zu Gott wenden und Ihn anrufen, daß er die Wunden, welche der Krieg geschlagen hat, heilen, uns helfen wolle, den von ihm geschenkten Segen recht zu gebrauchen und Gnade geben, daß aus der Saat der Thränen eine Ernte erwachse, welche Ihm zum Wohlgefallen, uns und allen deutschen Vänden zum Heile gereiche.“

**Wiederherstellung des inneren Friedens.** Wie durch die Siege des preussischen Heeres ein ehrenvoller Friede nach außen errungen war, so halfen dieselben auch dazu, den inneren Frieden wiederherzustellen. Der Wunsch des Königs, daß die Gegensätze und Kämpfe der letzten Jahre endlich volle Ausgleichung finden möchten, ging früher, als man es jüngst noch ahnen konnte, in Erfüllung.

Die Anerkennung und Bewunderung, welche sich das preussische Heer errungen hatte, beseitigte endlich jeden Widerspruch gegen die Einrichtungen des Heerwesens und damit zugleich den Grund zu dem langjährigen inneren Zwiste. Das preussische Heer hatte sich in dem gewaltigen Kampfe gegen eine der ersten und kriegstüchtigsten Armeen Europa's in allen seinen Theilen und Waffen, in allen seinen Einrichtungen, sowie in seinem Geiste, so herrlich bewährt, daß keine Partei mehr daran denken konnte, dieses Werkzeug preussischen Ruhmes und preussischer Macht anzutasten. Wenn aber der Streit über die Militärfrage schwand, so hatte auch der Streit über das Budgetrecht keinen rechten Grund mehr. Der König hatte lange zuvor verkündet, daß wenn nur die Verständigung über die Militärfrage erreicht sei, dann werde der Friede im Lande neu und dauernd begründet und die Ausführung seiner Absichten für die weitere gedeihliche Entwicklung der Gesetzgebung auf dem Boden der Verfassung gesichert sein. Diese Sicherung des inneren Friedens und seiner Segnungen erschien dem Könige und seiner Regierung jetzt nach der Rückkehr von dem glorreichen Feldzuge als die erste und dringendste Aufgabe. Die Erfüllung derselben wurde dadurch erleichtert, daß das Abgeordnetenhaus, durch den unter dem Eindrucke der ersten Kriegsereignisse stattgefundenen Neuwahlen erheblich verändert war. Die Landesvertretung bestand jetzt in ihrer Mehrheit aus Männern der gemäßigten Parteien, von welchen zu erwarten war, daß sie willig die Hand zur Versöhnung reichen würden.

Am Tage nach der Rückkehr vom Kriegsschauplatz (am 5. August) eröffnete der König die neue Landtags-Session mit einer Thronrede, welche von dem Wunsche und der Zuversicht auf Ausgleichung der inneren Gegensätze eingegeben war. „Indem Ich die Vertretung des Landes um mich versammelt sehe,“ sagte der König, „drängt mich Mein Gefühl vor Allem auch von dieser Stelle Meinen und Meines Volkes Dank für Gottes Gnade auszusprechen,

welche Preußen geholfen hat, unter schweren, aber erfolgreichen Opfern nicht nur die Gefahren feindlicher Angriffe von unseren Grenzen abzuwenden, sondern in raschem Siegeslaufe des vaterländischen Heeres dem ererbten Ruhme neue Lorbeeren hinzuzufügen und der nationalen Entwicklung Deutschlands die Bahn zu ebnen. Unter dem sichtbaren Segen Gottes folgte die waffenfähige Nation mit Begeisterung dem Rufe in den heiligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, und schritt unser heldenmüthiges Heer, unterstützt von wenigen aber treuen Bundesgenossen, von Erfolg zu Erfolg, im Osten wie im Westen. Viel theures Blut ist geflossen, viele Tapfere betrauert das Vaterland, die siegesfroh den Heldentod starben, bis unsere Fahnen sich in einer Linie von den Karpathen zum Rheine entfalteten. In einträchtigem Zusammenwirken werden Regierung und Volksvertretung die Früchte zur Reife zu bringen haben, die aus der blutigen Saat, soll sie nicht umsonst gestreut sein, erwachsen müssen.“

In Betreff der Beseitigung des bisherigen Zwiespaltes sagte der König: „Ueber die Feststellung des Staatshaushalts-Etats hat eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht herbeigeführt werden können. Die Staats-Ausgaben, welche in dieser Zeit geleistet sind, entbehren daher der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie ich wiederholt anerkenne, nur durch das alljährlich zwischen meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtages zu vereinbarende Gesetz erhält. Wenn meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist dies nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Ueberzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung, die Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gläubiger und die Beamten des Staates, die Erhaltung des Heeres und der Staats-Institute, Existenzfragen des Staates waren, und daß daher jenes Verfahren eine der unabwiesbaren Nothwendigkeiten wurde, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung in so weit zu erzielen, daß meiner Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushalts-Gesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig ertheilt, und damit der bisherige Konflikt für alle Zeit um so sicherer zum Abschlusse gebracht werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig werden getragen werden.“

Meine Herren, mit mir fühlen Sie, fühlt das ganze Vaterland die große Wichtigkeit des Augenblickes, der mich in die Heimath zurückführt. Möge die Vorsehung eben so gnadenreich Preußens Zukunft segnen, wie sie sichtlich die jüngste Vergangenheit segnete. Das walte Gott!“

Die Landesvertretung kam dem versöhnlichen Sinne der Regierung bereitwillig entgegen, und erwiederte die Thronrede mit dem Ausdrucke begehrteter Anerkennung und freudigen Dankes für den König und das Heer.

Bei der Verhandlung über die von der Regierung erbetene Indemnität sagte Graf Bismarck: „Wir wünschen den Frieden, nicht weil wir kampfunfähig sind; im Gegentheil, die Fluth ging mehr zu unseren Gunsten, als vor Jahren. Wir wünschen den Frieden, weil das Vaterland ihn bedarf, — weil wir hoffen, ihn jetzt zu finden. Wir suchen den Frieden ehrlich, um die Aufgaben, die uns zu lösen bleiben, mit Ihnen in Gemeinschaft zu lösen. Nur gemeinsam werden wir sie lösen können, indem wir auf beiden Seiten erkennen, daß wir dem Vaterlande mit demselben guten Willen dienen.“ Auch von früheren Gegnern der Regierung wurde jetzt anerkannt, daß das von derselben in den letzten Jahren beobachtete Verfahren zum Heile des Landes gereicht habe, und mit großer Mehrheit wurde deshalb die erbetene Indemnität ertheilt. Damit war der langjährige Verfassungstreit beseitigt und die Hoffnung des Königs auf Wiederherstellung des inneren Friedens erfüllt. Die Landesvertretung bewilligte nunmehr auch die von der Regierung ausdrücklich als Zeichen des Vertrauens zu ihrer Politik erbetenen Mittel für die außerordentlichen Bedürfnisse des Heeres und der Flotte. Graf Bismarck sagte dabei: „Mit dieser Vorlage richtet die Regierung die Frage an Sie, ob Sie Vertrauen zu der bisherigen Führung der auswärtigen Politik haben, ob Sie Zeugniß ablegen wollen für den festen Entschluß des preussischen Volkes, die Errungenschaften des letzten Krieges festzuhalten und zu verteidigen. — In diesem Sinne bitte ich Sie, bethätigen Sie durch Ihre Bewilligung, daß die Versöhnung der Geister, daß die Absicht, gemeinschaftlich das Wohl des Landes, des engeren und des weiteren Vaterlandes zu fördern, eine aufrichtige und tiefgreifende ist.“ — Einer der angesehensten Führer der vormaligen Opposition erwiderte hierauf: „Wir bewilligen die von der Regierung geforderten Mittel als einen Beweis des Vertrauens, welches wir in die Führung der auswärtigen Politik der Regierung setzen, als Beweis der Anerkennung dessen, was bisher geleistet ist, und als die Zusicherung unserer Unterstützung in Verfolgung dieses Weges auch für die Zukunft.“ Er fügte hinzu, daß man sich früher über die Ziele der Regierung geirrt habe. „Jetzt liegen uns diese Ziele klar vor, so daß wir die Regierung mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln kräftigen wollen, damit sie die Einheit Deutschlands und die Machtstellung Preußens in Deutschland befestigen kann.“

Die wiederhergestellte Einigung zwischen der Regierung und der Landesvertretung machte sich in segensreichem Zusammenwirken auf allen Gebieten des Staatslebens geltend, und erhöhte zugleich die Hoffnungen, mit welchen der König und das Volk an die weitere wichtige Aufgabe Preußens, an die Begründung der nationalen Einheit Deutschlands herangingen.

## 61. Die Gründung des Norddeutschen Bundes und die innere Entwicklung bis 1870.

**Der Norddeutsche Bund.** In demselben Augenblicke, wo der alte deutsche Bund zusammenbrach, hatte die preussische Regierung erklärt: Der König von Preußen wolle mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen derselbe aufgebaut gewesen, als zerstört betrachten; Preußen halte an diesen Grundlagen und an der Einheit der deutschen Nation fest und sehe es als eine unabweisliche Pflicht der

deutschen Staaten an, für die letzteren den angemessenen Ausdruck zu finden. In dem Aufrufe an das Volk beim Beginne des Krieges hatte der König sodann verkündet: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen.“

Dieses Gelöbniß zu erfüllen, auf den Trümmern des alten machtlosen Bundes einen neuen kräftigen Bau für Deutschlands Macht und Größe zu errichten, darauf war unmittelbar nach dem glücklichen Ausgange des Krieges das eifrigste Bemühen des Königs und seines Ministers, des Grafen Bismarck, gerichtet. Schon im August 1866 erließ die preussische Regierung eine Aufforderung an sämmtliche Staaten Norddeutschlands, um dieselben zum Abschlusse eines Schutz- und Trutz-Bündnisses zur Erhaltung der Unabhängigkeit, sowie der inneren und äußeren Sicherheit ihrer Staaten zu bestimmen. Die Zwecke des Bündnisses sollten endgültig durch eine Bundesverfassung auf der Grundlage der von Preußen schon früher in der Bundesversammlung gemachten Vorschläge unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments festgestellt werden. Bevollmächtigte aller verbündeten Staaten sollten in Berlin den Entwurf einer Bundesverfassung berathen, welcher dem aus allgemeinen Wahlen zu berufenden Parlamente zur Berathung vorgelegt werden sollte. — Sämmtliche Regierungen Norddeutschlands traten dem Bündnisse bei. Der preussische Minister-Präsident Graf Bismarck widmete fortan seine ganze Kraft der Vollendung des ruhmvoll begonnenen Werkes. Die Berathungen mit den einzelnen Regierungen Behufs Feststellung des Verfassungsentwurfes wurden im December 1866 begonnen; Dank der patriotischen Bereitwilligkeit aller Regierungen führten dieselben rasch zu einer erwünschten Verständigung, so daß schon am 9. Februar der Entwurf von allen 22 verbündeten Regierungen genehmigt wurde. Am 12. Februar fanden sodann die Wahlen zum Reichstage auf Grund des allgemeinen, für alle Stände und Klassen gleichmäßigen Wahlrechtes statt. Das Ergebniß derselben bekundete, daß das preussische Volk die Bedeutung der großen Aufgaben des Norddeutschen Reichstages in vollem Maße erkannt hatte und der Regierung bei der Durchführung derselben mit Vertrauen und mit ganzer Entschiedenheit zur Seite stehen wollte.

Der Reichstag des Norddeutschen Bundes wurde am 24. Februar 1867 im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin vom König Wilhelm eröffnet. Der König war von den Prinzen und den höchsten Würdenträgern des Staates, sowie von den Bevollmächtigten aller verbündeten Regierungen umgeben. Die Reichsinsignien: das entblößte Reichs Schwerdt, der Reichsapfel, das Scepter, die Krone und das Reichspanier wurden ihm vorangetragen. Er begrüßte die Versammlung vom Throne herab mit folgender denkwürdigen Aneide:

„Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem ich in Ihre Mitte trete: mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung,

welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. Im Vertrauen auf diese Führung werden wir jenes Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen, welche uns und unsere Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblicke auf die Geschichte Deutschlands erkennen.

Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichtes im Rathe Europa's, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Wahlstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche er das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab.

Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem Deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen.

Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Werth der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Nothwendigkeit, die Einigung des Deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerthen zu opfern.

Wie die Richtung des deutschen Geistes im Allgemeinen dem Frieden und seinen Arbeiten zugewandt ist, so wird die Bundesgenossenschaft der Deutschen Staaten wesentlich einen defensiven Charakter tragen. Keine feindliche Tendenz gegen unsere Nachbarn, kein Streben nach Eroberung hat die deutsche Bewegung der letzten Jahrzehnte getragen, sondern lediglich das Bedürfniß, den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwicklungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat. Nur zur Abwehr, nicht zum Angriff einigen sich die deutschen Stämme. Von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es in diesem Augenblicke ab, dem gesammten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es, frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Entwicklung und seine Wohlfahrt pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag.

Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden.

Der Segen Gottes aber, an welchem Alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Das Vertrauen des Königs wurde durch die Haltung des Reichstages gerechtfertigt: unter dem Entgegenkommen der Regierungen und der Volksvertretung und Dank dem bedeutenden Einflusse, welchen die Stimme des Grafen Bismarck in fast allen Parteien gewonnen hatte, wurde die Ver-

fassung des Norddeutschen Bundes im Wesentlichen auf den Grundlagen des vorgelegten Entwurfs vereinbart.

Die Grundbestimmungen der Norddeutschen Bundesverfassung waren folgende:

Der König von Preußen, der König von Sachsen u. s. w., (sämmliche Regierungen Norddeutschlands, sowie Hessen-Darmstadt für die Provinz Oberhessen) schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Das Bundesgebiet besteht aus den Staaten Preußen mit Lauenburg, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere und jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg und aus den nördlich vom Main besetzten Theile des Großherzogthums Hessen. Innerhalb dieses Bundesgebietes übt der Bund das Recht der Gesetzgebung; die Bundesgesetze gehen den Landesgesetzen vor. Für den ganzen Umfang des Bundesgebietes besteht ein gemeinsames Heimathsrecht (Indigenat) mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate als Inländer zu behandeln und zum Genusse aller bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen ist. — Der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegen die nachstehenden Angelegenheiten: 1) die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimaths- und Niederlassungs-Verhältnisse und über den Gewerbebetrieb, über das Versicherungswesen, über die Colonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; 2) die Zoll- und Handels-Gesetzgebung; 3) die Ordnung des Maaß-, Münz- und Gewichts-Systems; 4) das Bankwesen; 5) die Erfindungs-Patente; 6) der Schutz des geistigen Eigenthums; 7) Organization eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schifffahrt und ihrer Flagge zur See und Anordnung gemeinsamer konsularischer Vertretung, welche vom Bunde ausgestattet wird; 8) das Eisenbahnwesen und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs; 9) der Schiffahrtsbetrieb auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letzteren, so wie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle; 10) das Post- und Telegraphenwesen; 11) Bestimmungen über die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen und Erledigung von Requisitionen überhaupt; 12) so wie über die Beglaubigung von öffentlichen Urkunden; 13) die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren; 14) das Militärwesen des Bundes und der Kriegsmarine; 15) Maßregeln der Medizinalpolizei.

Die Bundesgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Bundesgesetze erforderlich und ausreichend.

Der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes, unter welchen Preußen 17 Stimmen führt, Sachsen 4, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, jeder der anderen Staaten 1 Stimme.

Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu, welche in Ausübung desselben den Bund völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen berechtigt ist. Das Präsidium ernennt den Bundeskanzler, welcher im Bundesrathe den Vorsitz führt und die Geschäfte leitet.

Dem Präsidium steht es zu, den Bundestag und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen. Die Berufung des Bundesrathes und des Reichstages findet alljährlich statt.

Das Präsidium ernennt die Bundes-Beamten. Wenn Bundesglieder ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, so können sie dazu im Wege der Execution angehalten werden.

Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen hervor.

Der Bund bildet ein Zoll- und Handelsgebiet.

Der Bund ausschließlich hat die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen, über die Besteuerung des Verbrauchs von einheimischem Zucker, Branntwein, Salz, Bier und Tabak.

Der Ertrag der Zölle und der bezeichneten Verbrauchsabgaben fließt in die Bundeskasse.

Eisenbahnen, welche im Interesse der Vertheidigung des Bundesgebietes oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs für nothwendig erachtet werden, können kraft eines Bundesgesetzes für Rechnung des Bundes angelegt werden. — Die Bundesregierungen verpflichten sich, die im Bundesgebiete belegenen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz zu verwalten und zu diesem Behufe auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Vorschriften anlegen und ausrüsten zu lassen.

Das Postwesen und das Telegraphenwesen werden für das gesammte Gebiet des Norddeutschen Bundes als einheitliche Staats-Verkehrsanstalten eingerichtet und verwaltet. — Dem Bundes-Präsidium gehört die obere Leitung der Post- und Telegraphen-Verwaltung an.

Die Kriegsmarine der Nord- und Ostsee ist eine einheitliche unter preussischem Oberbefehl. Die Organisation und Zusammenziehung derselben liegt dem Könige von Preußen ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt und für welchen dieselben nebst den Mannschaften eidlich in Pflicht zu nehmen sind. Der Kieler Hafen und der Jade-Hafen sind Bundes-Kriegshäfen. Die Kauffahrteischiffe aller Bundesstaaten bilden eine einheitliche Handelsmarine. Die Kauffahrteischiffe sämmtlicher Bundesstaaten führen dieselbe Flagge, schwarz-weiß-roth.

Das gesammte Norddeutsche Consulatwesen steht unter der Aufsicht des Bundespräsidiums.

Jeder Norddeutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen. — Die Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens des Bundes sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen, so daß weder Bevorzugungen noch Mehrbelastung einzelner Staaten oder Klassen grundsätzlich zulässig sind. — Jeder wehrfähige Norddeutsche gehört sieben Jahre lang, in der Regel vom vollendeten 20. bis zum beginnenden 28. Lebensjahre, dem stehenden Heere und

die folgenden fünf Lebensjahre hindurch der Landwehr an. — Die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres wird bis zum 31. December 1871 auf I vom Hundert der Bevölkerung von 1867 geregelt. Für die spätere Zeit wird dieselbe im Wege der Bundesgesetzgebung festgestellt. Zur Bestreitung des Aufwandes für das gesammte Bundesheer und die zu demselben gehörigen Einrichtungen sind dem Bundesfeldherrn jährlich so viel mal 225 Thlr., als die Kopfzahl der Friedensstärke des Heeres beträgt, zur Verfügung zu stellen.

Die gesammte Landmacht des Bundes wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn steht.

Alle Bundestruppen sind verpflichtet, den Befehlen des Bundesfeldherrn unbedingte Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Fahnen- eid aufzunehmen.

Alle Einnahmen und Ausgaben des Bundes werden für jedes Jahr veranschlagt und auf dem Bundeshaushalts-Stat gebracht, welcher vor Beginn des Statsjahres durch ein Gesetz festgestellt wird.

Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die aus den Zöllen, den gemeinsamen Steuern und dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insofern dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, so lange Bundessteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen.

Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten werden auf Anrufen des einen Theils von dem Bundesrathe erledigt. Verfassungsstreitigkeiten hat auf Anrufen eines Theiles der Bundesrath gütlich auszugleichen, oder, wenn das nicht gelingt, im Wege der Bundesgesetzgebung zur Erledigung zu bringen.

Die Beziehungen des Bundes zu den süddeutschen Staaten werden sofort nach Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes durch besondere, dem Reichstage zur Genehmigung vorzulegende Verträge geregelt werden.

Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundes-Präsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung.

Nachdem die vorstehende Verfassung am 16. April 1867 durch den Reichstag des Norddeutschen Bundes mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen war, schloß König Wilhelm die Sitzungen des Reichstages mit einer Thronrede, in welcher er sagen konnte:

„Mit dem Gefühle aufrichtiger Genugthuung sehe Ich Sie am Schlusse Ihrer wichtigen Thätigkeit wiederum um mich versammelt. Die Hoffnungen, die Ich jüngst von dieser Stelle zugleich im Namen der verbündeten Regierungen ausgesprochen habe, sind seitdem durch Sie zur Erfüllung gebracht. Mit patriotischem Ernste haben Sie die Größe Ihrer Aufgabe erfaßt, mit freier Selbstbeherrschung die gemeinsamen Ziele im Auge behalten. Darum ist es uns gelungen, auf sicherem Grunde ein Ver-

fassungswerk aufzurichten, dessen weitere Entwicklung wir mit Zuversicht der Zukunft überlassen können.

Die Zeit ist herbeigekommen, wo unser Deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im Stande ist.

So darf denn der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes von seiner Thätigkeit mit dem erhebenden Bewußtsein scheiden, daß der Dank des Vaterlandes ihn begleitet und daß das Werk, welches er ausgerichtet hat, sich unter Gottes Beistand segnenbringend entwickeln wird für uns und für künftige Geschlechter.

Gott aber wolle uns Alle und unser theures Vaterland segnen!"

Die Verkündigung der Bundesverfassung erfolgte, nachdem die Landesvertretung in allen einzelnen Staaten ihre Zustimmung zu derselben gegeben hatte, am 24. Juni 1867.

Der Minister-Präsident Graf von Bismarck wurde vom Könige zum Kanzler des Norddeutschen Bundes ernannt und wandte seine ganze staatsmännische Thatkraft nunmehr der Befestigung und weiteren Ausbildung der neugeschaffenen Einrichtungen zu.

Bereits hatte er sein Streben auch darauf gerichtet, durch die Wiederaufrichtung des Deutschen Zollvereins ein enges wirthschaftliches Band und eine neue Grundlage nationaler Gemeinschaft zwischen dem Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten zu schaffen. Am 8. Juli 1867 wurde ein neuer Vertrag mit Baiern, Württemberg, Baden und Hessen abgeschlossen, durch welchen nicht bloß der frühere Zollvereinigungsvertrag wieder in Kraft gesetzt, sondern auch mit den Bedürfnissen und neuen Einrichtungen Deutschlands in Einklang gebracht wurde, indem die Gesetzgebung in Zollangelegenheiten einer gemeinsamen Vertretung des Deutschen Volkes übertragen wurde. In dem neuen Zollbunde wurde dem Könige von Preußen dieselbe leitende Stellung in Bezug auf die gemeinsamen wirthschaftlichen Angelegenheiten übertragen, wie er sie im Nordbunde auszuüben hatte, das Zollparlament aber wurde durch den Zutritt süddeutscher Abgeordneter zum Norddeutschen Reichstage gebildet.

Vergeblich versuchten die Widersacher Preußens in Süddeutschland die Annahme der mit dem Norddeutschen Bunde geschlossenen Verträge, besonders der Schutz- und Trugbündnisse mit Preußen zu hintertreiben: die feste Haltung der süddeutschen Regierungen und die wachsende Einsicht der süddeutschen Bevölkerung, daß für sie nur in der Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde ein fester Halt zu finden sei, halfen das erste Widerstreben überwinden, und das Jahr 1867 ging nicht zu Ende, ohne daß dem deutschen Volke die Zuversicht gegeben worden, daß eine innige Lebensgemeinschaft zwischen dem Norden und Süden nicht bloß zu Schutz und Trug, sondern auch für die Pflege friedlichen Gedeihens gesichert sei.

Das Zollparlament trat am 27. April 1868 zum ersten Male in Berlin zusammen: eine seiner ersten Arbeiten war die Erneuerung des Zoll- und Handelsvertrags mit Oesterreich. Beim Schlusse der ersten Session durfte König Wilhelm die Ueberzeugung aussprechen, daß dieselbe dazu gedient habe, das gegenseitige Vertrauen der deutschen Stämme

und ihrer Regierungen zu kräftigen und manche Vorurtheile zu zerstören oder doch zu mindern, die der einmüthigen Bethätigung der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande im Wege gestanden haben: „Sie werden Alle,“ so schloß der König, „die Ueberzeugung in die Heimath mitnehmen, daß in der Gesamtheit des deutschen Volkes ein brüderliches Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt, welches von der Form, die ihm zum Ausdrucke dient, nicht abhängig ist, und welches gewiß in stetigem Fortschreiten an Kraft zunehmen wird, wenn wir allseitig bestrebt bleiben, in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was uns trennen könnte.“

In Preußen und in Deutschland entwickelten sich die Verhältnisse in hoffnungsvoller Weise.

In den neuen Provinzen Preußens erfolgte die Ueberleitung zu den Einrichtungen der Preussischen Monarchie, nach der ausdrücklichen Verheißung des Königs „unter Schonung berechtigter Wünsche und Eigenthümlichkeiten,“ ohne jedoch den durch die Einheit des Staates und seiner Interessen bedingten Anforderungen Eintrag zu thun. Schon am 1. Oktober 1867 konnten die neuen Provinzen durch den Zutritt zur Landesvertretung in die volle Theilnahme an dem politischen Leben Preußens aufgenommen werden, und bald zeigte sich, daß das Bewußtsein der neuen Staatsgemeinschaft bereits in weiten Kreisen der Bevölkerung Wurzel geschlagen hatte. Die thörichten Versuche des vormaligen Königs Georg von Hannover, der sich in Hiesing bei Wien niedergelassen hatte, durch die Hoffnung auf Wiederherstellung des Welfenthrons in Hannover eine feindliche Erregung der hannoverschen Bevölkerung gegen die preussische Herrschaft zu nähren, scheiterten an dem gesunden Sinne des Volkes. Nur eine geringe Zahl von Hannoveranern ließ sich zu einer Welfischen Legion anwerben, welche dazu bestimmt war, mit Hülfe des Auslandes, besonders Frankreichs, den König Georg nach Hannover zurückzuführen; nachdem jedoch die Hoffnung auf eine nahe Unterstützung Frankreichs mehr und mehr geschwunden war, wurde die Welfische Legion, obwohl sie heimlich fortbestand, sowie die unpatriotischen und ohnmächtigen Bestrebungen, welche ihre Sonderhoffnungen auf die Stütze des Auslandes gegen Deutschland gerichtet hatten, mehr und mehr nur noch zu einem Gegenstande der Verachtung des ganzen deutschen Volkes.

Die inneren Einrichtungen des Norddeutschen Bundes erhielten eine immer erfreulichere und hoffnungsvollere Entwicklung. Der erste Reichstag löste in den Sessionen von 1867 bis 1870 im Vereine mit der Regierung zum großen Theile die Aufgabe, die wesentlichsten Bestimmungen der Bundesverfassung durch Ausführungsgesetze in dem politischen und bürgerlichen Leben des Volkes zur Geltung zu bringen. Alle wichtigen Folgen des in der Verfassung verkündeten gemeinsamen deutschen Indigenats, die Freiheit der Niederlassung, die gemeinsame Staats- und Bundesangehörigkeit u. s. w. kamen alsbald zur Verwirklichung, durch eine Bundes-Gewerbe-Ordnung wurden der freien Bewegung gewerblicher Thätigkeit neue, dem gesammten Bunde gemeinsame Bahnen eröffnet. Die Führung einer Norddeutschen Bundesflagge, der Schutz der deutschen Schiff-

fahrt durch Gesandtschaften und Konsulate des Bundes wurden durch Gesetze und durch Verträge geregelt. Die Organisation des Bundesheeres auf den alt bewährten Grundlagen der preussischen Heereseinrichtungen wurde allseitig vollendet und die Bundes-Kriegs-Marine kräftig entwickelt, um der nationalen Wehrkraft Deutschlands auch zur See die gebührende Bedeutung zu sichern. Die Vollendung und feierliche Weihe des ersten deutschen Kriegshafens, welcher den Namen Wilhelmshafen erhielt (1869), gab Zeugniß von der Thatkraft, mit welcher jenes Ziel verfolgt wurde und von der lebendigen Theilnahme, welche die Nation dieser Aufgabe widmet. Die Herstellung gemeinsamer Rechteinrichtungen wurde in allen Beziehungen in Angriff genommen, auf wichtigen Gebieten, namentlich durch Vereinbarung eines einheitlichen Strafrechts zur Ausführung gebracht. Ein gemeinsames Handelsgesetzbuch und die Einrichtung eines obersten Bundesgerichtshofes für Handelsachen sicherten die einheitliche Entwicklung des Deutschen Handelsrechts.

Mit gutem Grunde durfte König Wilhelm beim Schlusse des Reichstages im Mai 1870 darauf hinweisen, daß die großen Erfolge, welche im Wege freier Verständigung der Regierungen und der Volksvertreter, unter sich und mit einander, in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewonnen wurden, dem deutschen Volke die Bürgschaft der Erfüllung der Hoffnungen gäben, welche sich an die Schöpfung des Bundes knüpfen, indem sie bewiesen, daß der deutsche Geist, ohne auf die freie Entwicklung zu verzichten, in der seine Kraft beruht, die Einheit in der gemeinsamen Liebe Aller zum Vaterlande zu finden weiß.

Mit höchstherzigem Vertrauen fügte der König hinzu: „Diese Erfolge, gewonnen durch treue und angestrenzte Arbeit auf dem Gebiete der Wohlfahrt und der Bildung, der Freiheit und der Ordnung im eignen Lande, gewähren auch dem Auslande die Gewißheit, daß der Norddeutsche Bund in der Entwicklung seiner innern Einrichtungen und seiner verträgnismäßigen nationalen Verbindung mit Süddeutschland, die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens ausbildet, welcher die Achtung und das Vertrauen der Völker wie der Regierungen des Auslandes zur Seite stehen.“

König Wilhelm durfte in der Reinheit und Redlichkeit seines eigenen fürstlichen Strebens und Bewußtseins so sprechen; aber sein Vertrauen zu dem gleichen Streben anderer Regierungen sollte unmittelbar darauf schwer getäuscht werden.

Die allmähliche und dem endlichen Ziele immer mehr entgegenreisende Einigung und nationale Kräftigung Deutschlands hatte längst die Eifersucht Frankreichs erweckt und sollte nicht zur Erfüllung gelangen, ohne daß zuvor in einem letzten und entscheidenden Kampfe das Widersstreben des alten Erbfeindes der deutschen Nation überwunden war.

## 62. Der Krieg gegen Frankreich.

**Frankreichs Stellung zu Preußen und Deutschland.** Schon seit dem Jahre 1866 hatte Frankreich mit Eifersucht auf die Entwicklung der deutschen Verhältnisse geblickt. Kaiser Napoleon III., welchem es geglückt war, im Verein mit England durch den Krieg in der Krim Rußlands Macht für eine Zeit lang zu lähmen und durch den italienischen Krieg Oesterreichs Einfluß in Italien zu verdrängen, hatte der deutschen Entwicklung nach dem dänischen Kriege mit der stillen Hoffnung zugeesehen, daß Oesterreich und Preußen einander nur gegenseitig schwächen würden, und daß er alsdann der Schiedsrichter zwischen denselben und damit zugleich der Herr über Europa sein würde. Er hatte Oesterreich heimlich zum Kampf gegen Preußen ermuntert und sich einen Antheil am Siegespreise auf Kosten Deutschlands im voraus ausbedungen, während er gleichzeitig auf Seiten Preußens seine Neutralität zur Vergrößerung Frankreichs auf Kosten der Nachbarstaaten zu verwerthen bedacht war. Es gelang ihm freilich nicht, von preußischer Seite irgend ein Zugeständniß in solcher Richtung zu erlangen. Napoleon aber mochte mit Zuversicht darauf rechnen, daß Preußen, Falls es überhaupt als Sieger aus dem Kampfe hervorginge, doch jedenfalls so geschwächt sein würde, daß es nicht umhin könnte, Frankreich nachträglich große Zugeständnisse zu machen. Um so größer war die Bestürzung der französischen Regierung, als Preußen in einem Feldzuge von wenigen Wochen Oesterreich und seine Verbündeten vollständig besiegte und nach dem entscheidenden Siege von Königgrätz noch in voller Kraft, ja mit größerer Heeresmacht, als beim Ausbruch des Krieges, stand. Kaiser Napoleon beeilte sich, auf Oesterreichs Anrufen, den Frieden von Nicolsburg zu vermitteln, nachdem Oesterreich sich zunächst dazu hatte verstehen müssen, Venetien zu Gunsten Italiens an den Kaiser Napoleon abzutreten. Für Frankreich selbst hoffte Napoleon aber einen Lohn aus Preußens Hand zu empfangen, und trat alsbald mit Anträgen wegen einer Landabtretung an Frankreich hervor. Im August 1866 legte der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, einen vom Kaiser Napoleon genehmigten Vertragsentwurf vor, nach welchem die im Jahre 1814 von Frankreich zurückerobernten deutschen Gebietsheile Preußens, Baierns und Hessens auf dem linken Rheinufer wieder mit Frankreich vereinigt werden sollten. Für den Fall der Ablehnung dieser Forderungen wurde eine Kriegsdrohung hinzugefügt.

Die preußische Regierung wies jedoch das dreiste Ansinnen mit Entschiedenheit zurück. König Wilhelm erklärte, daß auch „nicht ein Fuß breit deutscher Erde“ an Frankreich abgetreten werden solle. Der französischen Kriegsdrohung aber begegnete Preußen damit, daß alle Einleitungen getroffen wurden, um nöthigen Falls einen Theil der noch in Böhmen stehenden Armeen sofort an den Rhein werfen zu können. Gegenüber dieser festen Entschlossenheit zog Frankreich seine Anträge fürs Erste zurück, um sie bald darauf in anderer Gestalt, aber mit ebenso geringem Erfolge zu erneuern. Als Kaiser Napoleon sich überzeugt hatte, daß an eine Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Deutschlands mit Preußens Hilfe nicht

zu denken sei, versuchte er wiederum Frankreich durch anderweitige Vergrößerung eine Genugthuung zu verschaffen. Schon in früheren Jahren hatte man von französischer Seite versucht, Preußen für Pläne beiderseitiger Vergrößerung zu gewinnen, wobei für Frankreich (Falls deutsches Gebiet nicht zu erreichen war) bald Luxemburg, bald Belgien ins Auge gefaßt wurde. Die preußische Regierung hatte sich jedoch niemals dazu verstanden, auf derartige Vorschläge und Anträge näher einzugehen.

Nachdem nun auch jetzt wieder die Hoffnung für Frankreich geschwunden war, auf deutscher Seite einen Ausgleich und Ersatz für die durch Preußens Vergrößerung vermeintlich eingetretene Störung des europäischen Gleichgewichts zu finden, gedachte Kaiser Napoleon sich einen solchen Ersatz selbstständig durch die Erwerbung Luxemburgs zu verschaffen.

Das Großherzogthum Luxemburg, welches der König von Holland als einen besonderen Staat beherrschte, hatte bis 1866 zum Deutschen Bunde gehört und in Folge dessen eine preußische Besatzung in der Festung Luxemburg als Bundesfestung gehabt.

Nach der Auflösung des früheren Deutschen Bundes konnte der König von Holland nicht genöthigt werden, für Luxemburg dem neu errichteten Norddeutschen Bunde beizutreten. Preußen stellte eine solche Forderung nicht, weil es, wie Graf Bismarck erklärte, den Souveränen weder Gewalt, noch Zwang anthun, noch auch den Zunder, welcher den europäischen Frieden bedrohte, vermehren wollte. Die preußische Regierung nahm lediglich eine freie Verständigung über die künftige Stellung Luxemburgs, namentlich über die frühere Bundesfestung Luxemburg in Aussicht. Das preußische Besatzungsrecht in derselben beruhte zunächst eben auf dem gelösten Verhältnisse Luxemburgs zum Bunde, die darüber abgeschlossenen Verträge bestimmten jedoch, daß dabei „das Interesse der vereinigten Vertheidigung Preußens und Luxemburgs“ maßgebend sein sollte. Als daher von Seite des Königs von Holland und der Bevölkerung Luxemburgs der Wunsch hervortrat, den bisherigen Vertrag aufzugeben, mußte die preußische Regierung darauf Bedacht nehmen, zur Sicherung der deutschen Grenzen, insoweit dieselbe bis dahin durch die Feste Luxemburg gewährt war, einen entsprechenden Ersatz zu verlangen. Bevor es jedoch zu bestimmten Verhandlungen hierüber gekommen war, gelangte die Angelegenheit durch die Absichten Frankreichs auf Luxemburg in eine veränderte Lage.

Zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige von Holland hatten vertrauliche Verhandlungen über die Abtretung des Großherzogthums Luxemburg an Frankreich gegen eine Geldentschädigung stattgefunden. Die preußische Regierung trat diesem Vorhaben, gestützt auf die einmüthige Stimme Deutschlands, entgegen, entschlossen, unter keinen Umständen zuzugeben, daß die bis dahin zur Vertheidigung Deutschlands eingerichtete Festung künftighin ein Mittel zur Bedrohung Deutschlands werden könnte.

Um die Angelegenheit wo möglich auf friedlichem Wege beizulegen, wandte Preußen sich zunächst an die europäischen Mächte, welche den früheren Vertrag über Luxemburg mit unterzeichnet hatten. Demzufolge kam es zu gemeinsamen Conferenzen in London mit dem ausgesprochenen Zwecke,

zur Beseitigung künftiger Streitigkeiten das Verbleiben Luxemburgs bei der Krone von Holland und die Unverletzlichkeit des luxemburgischen Gebietes unter die Gewähr aller Großmächte zu stellen und damit zugleich Deutschland und Europa einen Ersatz für das frühere Besatzungsrecht Preußens in Luxemburg zu geben.

Gegenüber den bedrohlichen französischen Rüstungen sah sich inzwischen auch die preussische Regierung veranlaßt, zum Schutze Preußens und Deutschlands militärische Vorkehrungen zu treffen. Frankreich fand es jedoch gerathen, sich dem Vorschlage einer europäischen Ausgleichung zu fügen, und nach kurzen Verhandlungen kam zu London ein neuer Vertrag über Luxemburg (vom 11. Mai 1867) mit folgenden Hauptbestimmungen zu Stande: Luxemburg bleibt im Besitze des gegenwärtigen Herrscherhauses, es wird zu einem neutralen Staate erklärt, alle Mächte nehmen die Neutralität Luxemburgs unter ihre gemeinsame Gewähr; die Stadt Luxemburg hört auf Festung zu sein, der König von Preußen zieht seine Truppen von dort zurück, die Festungswerke werden geschleift. Preußen hatte hiernach für die Verzichtleistung auf das Besatzungsrecht Ersatz erhalten durch die Gewährleistung der Neutralität Luxemburgs; die Gefahr einer Abtretung Luxemburgs an Frankreich war beseitigt, dagegen die bisherige Verbindung Luxemburgs mit Deutschland in Bezug auf die Theilnahme am Deutschen Zollverein aufrecht erhalten.

Die französische Regierung gab jedoch die Hoffnung nicht auf, mit Hilfe Preußens eine Vergrößerung zu erreichen, und in demselben Jahre (1867) wurden von Seiten Frankreichs durch den Botschafter Graf Benedetti in Berlin Anerbietungen zu einem Schutz- und Trutzbündniß gemacht, durch welches Frankreich die Anerkennung einer föderativen Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland in Aussicht stellte, Falls Preußen die Eroberung Belgiens durch Frankreich zulassen und nöthigen Falls unterstützen wollte. Aber auch hierbei mußte die französische Regierung schließlich die Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihr Ziel mit Hilfe Preußens nicht erreichen werde. Seitdem reifte bei ihr immer mehr der Entschluß, eine Grenzerweiterung gegen Preußen zu erstreben.

Um die von Preußen angebahnte Entwicklung der deutschen Einheit zu hindern, suchte Napoleon sich zunächst mit Oesterreich in vertrauliche Verbindung zu setzen; diesem Zwecke sollte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Salzburg (1867) dienen, durch welche Napoleon besonders auch einen einschüchternden Einfluß auf die süddeutschen Regierungen zu üben gedachte. Die Zusammenkunft verlief jedoch ohne ein rechtes Ergebnis, und die französische Regierung sah sich zu der Erklärung veranlaßt, daß die inneren Angelegenheiten Deutschlands nicht Gegenstand der Verhandlungen gewesen seien. Graf Bismarck aber sagte in einem Rundschreiben, dies sei um so erfreulicher, als sich bei dieser Gelegenheit von Neuem gezeigt habe, wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken ertrage, die Entwicklung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt, oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen. „Wir haben es uns,“ fügte er hinzu, „von An-

fang an zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwicklung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke. Wir haben Alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen gesucht. Dieses Bestreben wird uns, wie wir hoffen dürfen, gelingen, wenn auch von auswärtigen Mächten mit gleicher Sorgfalt Alles vermieden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, und in Folge dessen eine gerechte Erregung des Gefühls nationaler Würde und Unabhängigkeit hervorrufen könnte."

Da Napoleon einen Verbündeten zur Ausführung seiner Pläne gegen Preußen nicht fand, so mußte er dieselben bis dahin hinausschieben, wo die in Angriff genommene neue Organisation des französischen Heeres durchgeführt sein würde.

Seit dem preussisch-österreichischen Kriege waren in Frankreich im Einverständnis zwischen der Regierung und der Nationalversammlung die größten Anstrengungen gemacht worden, um die Armee auf neuen Grundlagen zu organisiren und zu verstärken. Im Laufe des Jahres 1869 gelangten die Reformen zum Abschlusse und die Kaiserliche Regierung meinte nunmehr vollauf gerüstet zu sein, um Preußen und den Norddeutschen Bund mit Leichtigkeit niederzuwerfen. Je entschiedener aber die Anzeichen wurden, daß die Einigung zwischen Nord- und Süddeutschland sich immer sicherer vollziehe, desto mehr glaubte Kaiser Napoleon sich beeilen zu müssen, um den Krieg gegen Preußen herbeizuführen, ehe das Werk der Einigung vollendet wäre. Jetzt noch wähnte er, Süddeutschland von dem Norden trennen zu können, er ahnte nicht, daß seine frevelhafte Herausforderung gerade dazu dienen würde, die Einigung Deutschlands vollends zur Reife zu bringen.

**Die Hohenzollernsche Thronkandidatur und die Kriegserklärung.** Die Kandidatur eines Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Spaniens sollte den Vorwand zur Herbeiführung des Krieges geben.

Das spanische Volk hatte im Jahre 1868 die Regierung der Königin Isabella von Bourbon gestürzt, ohne zunächst zu einer neuen festen Gestaltung der Staatseinrichtungen gelangen zu können. Die eingesetzte provisorische Regierung war mit der Mehrheit der Cortès (der Volksvertretung) darüber einig, daß Spanien auch in Zukunft eine monarchische Regierung haben solle, aber alle Versuche, sich über die Person des zu berufenden Fürsten zu verständigen, waren gescheitert. Unter den mannichfachen Kandidaturen, die zur Erörterung kamen, wurde schon im Frühjahr 1869 auch der Prinz Leopold von Hohenzollern genannt, ein Sohn des Fürsten Anton von Hohenzollern, welcher sein Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen im Jahre 1849 an die Krone Preußen abgetreten hatte und seitdem mit den Rechten der nachgeborenen Prinzen des preussischen Hauses in Düsseldorf lebte. Diese Kandidatur war der französischen Regierung schon bei der ersten Anregung bekannt geworden und wurde zwischen dem französischen Gesandten in Berlin und dem Grafen Bismarck offen besprochen, ohne daß Frankreich damals zu erkennen gab, daß es entschiedenem Einspruch gegen dieselbe zu erheben gesonnen sei. Die Verhandlungen, welche

Seitens der spanischen Regierung lediglich mit dem Prinzen von Hohenzollern und dessen Vater geführt wurden, zerschlugen sich damals, und wurden erst im Jahre 1870 wieder aufgenommen. Anfang Juli waren dieselben so weit gediehen, daß das spanische Ministerium im Begriff stand, dem Prinzen Leopold durch eine eigene Gesandtschaft die Krone Spaniens anbieten zu lassen.

Da trat Frankreich in überraschender und herausfordernder Weise diesem Vorhaben entgegen. Nachdem auf eine erste Anfrage in Berlin die Antwort erfolgt war, daß diese Angelegenheit die preussische Regierung selbst nicht berühre, erklärte der französische Minister Herzog von Gramont ohne Weiteres in der Nationalversammlung: Frankreich werde „nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, dadurch zu ihren Gunsten das europäische Gleichgewicht störe und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könne.“ Der französische Gesandte am preussischen Hofe Graf Benedetti erhielt den Auftrag, sich nach Ems zu begeben, um den dort zur Kur verweilenden König von Preußen zu veranlassen, dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der Thronkandidatur in Spanien zu untersagen. Der König wies die zubringlichen Anträge Benedetti's in der ruhigsten und würdigsten Weise zurück, indem er darauf hinwies, daß er der freien Entscheidung des Prinzen von Hohenzollern keinen Zwang anthun könne. Inzwischen traten in Frankreich immer bestimmtere Anzeichen hervor, daß man die Hohenzollernsche Kandidatur nur benutzen wolle, um Preußen entweder zu demüthigen oder unvorbereitet mit Krieg zu überziehen. Angesichts dieser drohenden Verwickelungen zog der Prinz von Hohenzollern, um seine persönliche Angelegenheit nicht zum Anlaß eines Krieges werden zu lassen, seine Kandidatur zurück. Jetzt aber trat völlig klar hervor, daß die französische Regierung die Angelegenheit nur als einen erwünschten Vorwand zum Kriege auszubeuten gedachte: die Regierungsblätter kündigten offen an, es gelte jetzt, den Ansprüchen und Anmaßungen Preußens in Deutschland und in Europa ein Ziel zu setzen und das Werk von 1866 rückgängig zu machen. Um den Krieg unvermeidlich zu machen, stellte die Regierung des Kaisers Napoleon durch ihren Botschafter Benedetti ehrverletzende Forderungen an König Wilhelm: derselbe sollte ein Schreiben an Napoleon richten, in welchem er sich wegen der dem Prinzen von Hohenzollern zuerst gegebenen Erlaubniß entschuldigte, sowie sich für alle Zukunft verpflichtete, niemals wieder zu gestatten, daß der Prinz auf die Thronkandidatur von Spanien zurückkomme. Graf Benedetti belästigte den König auf der Brunnenpromenade in Ems mit solchen herausfordernden Zumuthungen; der König wies dieselben entschieden zurück, und da der Botschafter sich dabei nicht beruhigen wollte, sondern wiederholt den König zu sprechen verlangte, ließ ihm dieser (am 13. Juli) durch einen Adjutanten sagen: er habe ihm über diese Sache nichts mehr mitzutheilen. Diese Zurückweisung der dreisten französischen Anforderung fand in ganz Deutschland die lebhafteste Zustimmung. Die französische Regierung aber stellte sich wegen der Abweisung des Gesandten ihrerseits als schwer beleidigt dar und behauptete wahrheitswidrig, daß Preußen bereits zum Kriege rüste, und daß

Frankreich sich bereiten müsse, den Krieg, den man ihm anbiete, aufzunehmen. Während die europäischen Mächte darauf bedacht waren, einen vermittelnden Einfluß zu üben, schnitt die französische Regierung durch neue öffentliche und beleidigende Erklärungen gegen Preußen, die bereits eine Kriegserklärung enthielten, jede Ausgleichung ab. Zugleich traten die umfassendsten Rüstungen und Truppenbewegungen in Frankreich hervor. Der Senat und der gesetzgebende Körper begrüßten die Kriegserklärung mit begeistertester Zustimmung. Der Präsident des Senats sagte in feierlicher Ansprache an den Kaiser: „Ew. Majestät ziehen das Schwert: das Vaterland ist mit Ihnen, bebend vor Ungeduld und Stolz. Die Uebergriffe eines durch einen Tag großen Glückes überreizten Ehrgeizes mußten früher oder später erfolgen. Hastiger Ungeduld widerstehend, beseelt von jener stillen Beharrlichkeit, in welcher die wahre Kraft liegt, hat der Kaiser zu warten gewußt; aber seit vier Jahren hat er die Ausrüstung unserer Soldaten zur höchsten Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Militärkraft zu ihrer ganzen Macht erhoben. Dank Ihrer Fürsorge, Sire, steht Frankreich fertig da. — Bald wird das dankbare Vaterland seinen Kindern die Ehre des Triumphes bereiten; bald, wenn Deutschland befreit ist von der Herrschaft, die es unterdrückt, wenn der Friede Europa zurückgegeben ist durch den Ruhm unserer Waffen, wird Ew. Majestät sich von Neuem den großen inneren Aufgaben zuwenden, welche keine andere Verzögerung erleiden werden, als die Zeit, welche Sie brauchen werden, um zu siegen.“ Der Kaiser selbst sprach in einer Rede an den gesetzgebenden Körper den verwerflichen Satz aus: „Ein Krieg ist gerecht, wenn er mit der Zustimmung des Landes geführt wird.“

**Deutsche Rüstungen.** Als das Verhalten der französischen Regierung klar erkennen ließ, daß es zum Kriege kommen müsse, eilte König Wilhelm von Ems nach seiner Hauptstadt zurück. Die Reise desselben gestaltete sich zu einem Triumphzug, indem die Bevölkerung überall herbeieilte, um ihm den Ausdruck der Begeisterung und des Dankes für seine ebenso gemäßigten, wie feste und würdige Haltung gegenüber den französischen Anmaßungen darzubringen. Bei der Ankunft in Berlin wurde der König gleichfalls aufs Feierlichste empfangen. Tausende und aber Tausende harrten des heimkehrenden Monarchen, um ihm durch begeisterten Zuruf ihre Treue und Ergebenheit zu bekunden. Der König erwiderte mit unverkennbarem Ernst die ihm entgegenschallende jubelnde Begrüßung; denn er hatte so eben erst bei seiner Ankunft durch den Bundeskanzler Grafen Bismarck die Kunde von den letzten Aeußerungen der französischen Minister erhalten, in welchen die Kriegserklärung zu lesen war.

Jetzt erst, nachdem alle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden war, schritt der König zu den unerläßlichen Maßregeln der Verteidigung. Dieselben waren bis auf den äußersten Augenblick hinausgeschoben worden; als aber der Krieg unvermeidlich war, da beschloß die Regierung, zur glücklichen Führung desselben auch sofort die gesammte Wehrkraft des Volkes in weitester Ausdehnung in Anspruch zu nehmen. Am Freitag (15.) Abends war der König eingetroffen; — in der folgenden Nacht wurde die Mobilmachung der gesammten Armee des

Norddeutschen Bundes ausgesprochen und unverweilt mit allen erforderlichen Anordnungen zur Ausführung derselben vorgegangen.

Der König richtete ferner auf Grund der mit den süddeutschen Staaten bestehenden Schutz- und Trugbündnisse die Aufforderung an die dortigen Regierungen, zur Vertheidigung des Deutschen Vaterlandes ihre volle Kriegsmacht auszurüsten und unter seinen Oberbefehl zu stellen.

Gleichzeitig wurde der Reichstag des Norddeutschen Bundes zum 19. Juli einberufen. In der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages wies der König darauf hin, wie sein aufrichtiges Streben auf Erhaltung des Friedens gerichtet gewesen sei, daß er aber nummehr die Volkskraft zum Schutze der Unabhängigkeit Deutschlands, dem Gebote der Ehre und Pflicht gehorchend aufrufen müsse. Er fuhr dann fort:

„Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Ueberhebung, welche Wir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich Selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Veners der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem Wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.“

In der Stunde der Eröffnung des Reichstages traf die amtliche Kriegserklärung der französischen Regierung in Berlin ein, die erste und einzige amtliche Mittheilung, welche in der ganzen Angelegenheit überhaupt von Regierung zu Regierung erfolgte.

Der Reichstag erwiederte die königliche Ansprache durch eine Adresse, in welcher er sich folgendermaßen aussprach: „Ein Gedanke, ein Wille bewegt in diesem ersten Augenblicke die deutschen Herzen. Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, mit welcher Ev. Majestät die unerhörte Zumnuthung des Feindes zurück-

gewiesen, der uns zu demüthigen gedachte, jetzt aber unter sehr recht erfundenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. Das deutsche Volk hat keinen andern Wunsch, als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege zwingt uns heute wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unser Recht und unsere Freiheit. Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht. Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Mann den Nacken beugt. Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des Deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel strafft. Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat das Volk sich auf den Ruf seiner einmüthig zusammenstehenden Fürsten erhoben. Kein Opfer ist ihm zu schwer. Es gilt der Ruhe Europas und der Wohlfahrt der Völker!“

Der Reichstag bewilligte in einer Session von wenigen Tagen mit erhebender Einmüthigkeit alle Anträge der Regierung in Bezug auf die Kriegsführung. Der Präsident des Reichstages schloß die kurze Session mit den Worten: „Die Arbeit der Volksvertretung ist vollbracht; nun wird das Werk der Waffen seinen Lauf nehmen. Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf unserm Volke ruhen auch in diesem heiligen Krieg.“

Der Aufruf des Königs Wilhelm an die süddeutschen Fürsten hatte auch dort sofort freudige Erwiederung gefunden. In Baiern, in Baden und in Württemberg wurde fast gleichzeitig wie im Norddeutschen Bunde die Mobilmachung beschlossen. König Ludwig von Baiern verkündete alsbald in hochherziger Weise seinen Entschluß, an der Seite Preußens in den Kampf für die deutsche Sache einzutreten und König Wilhelm schrieb ihm dankend: „Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Ministerium habe ich sofort das Kommando über Ihre Armee übernommen, und dieselbe der unter meinen Sohn gestellten Armee überwiesen. Wir sind durch unerhörten Uebermuth aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen. Ihre ächt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrifizirt, und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges! Ihnen persönlich muß Ich aber Meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen Uns bestehenden Verträge, auf denen das Heil Deutschlands beruht.“

Der König von Baiern erwiederte darauf: „Ihr so eben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Wiederhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite Ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Baierns werden.“

Ebenso erklärte sich der Großherzog von Baden, welcher seit Jahren entschieden zur deutschen Sache gestanden hatte, und der König von Württemberg. Und die Begeisterung des Volkes eilte dem Rufe der Fürsten fast voran. Das herrliche Gedenkwort aus der Zeit der Freiheitskriege: „Der König rief und Alle, Alle kamen,“ fand eine neue wahrhaft erhebende Bestätigung. Weit über die Bedeutung der damaligen Erhebung hinaus, fand jetzt des Königs Ruf Wiederhall und willige Heeresfolge im ganzen deutschen Vaterlande. Die Einmüthigkeit der Begeisterung, wie sie von Memel bis zum Bodensee, von Schleswig-Holstein bis nach Schwaben hin zu wahrhaft überwältigender Geltung gelangte, war in Deutschland noch niemals vorhanden gewesen und übertraf alle Hoffnungen, welche auch die Zuversichtlichsten auf die neuen Zustände in Deutschland zu gründen gewagt hatten. Alle Berechnungen, die man in Frankreich auf die Spaltung und Zersplitterung in Deutschland begründet hatte, wurden vom ersten Augenblicke schmählich zu Schanden. Was keine innere patriotische Einwirkung vermocht hätte, das brachte der Uebermuth des alten Erbfeindes der deutschen Nation zu Wege, aller Zwiespalt, aller Parteiunterschied war verwischt und vergessen, indem Alles nur der Pflicht gegen das Vaterland gedachte. Die alten und die neuen Provinzen der preussischen Monarchie, alle Theile des Norddeutschen Bundes und nicht minder alle süddeutschen Staaten, — alle Gauen des großen Vaterlandes schmolzen zusammen in dem einen Gedanken und Streben, die Unbill, die dem deutschen Namen angethan und angedroht war, kräftig und erfolgreich abzuwehren.

Zum Zeichen, daß die preussische Regierung und mit ihr das ganze Volk den entbrennenden Kampf in demselben Geiste auffaßte, wie den großen nationalen Befreiungskampf von 1813—1815, erneuerte König Wilhelm am 19. Juli, dem Sterbetage seiner Mutter, der Königin Luise, das Gedenkzeichen seiner großen Zeit, das Eiserne Kreuz: es war das Zeichen der Erneuerung des nationalen Kampfes gegen den Uebermuth des alten Erbfeindes der deutschen Nation, zur Vollendung und dauernden Sicherung dessen, was nach den Freiheitskriegen in unzureichender Weise errungen wurde, nämlich der vollen Selbstständigkeit und geeinigten nationalen Macht des deutschen Vaterlandes.

Der Geist, in welchem König Wilhelm sich zu dem neuen Kampfe vorbereitete, spricht aus dem Erlasse, durch welchen er einen allgemeinen Fuß- und Betttag auf den 27. Juli anordnete: „Ich bin gezwungen,“ sagt er da, „in Folge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich dazu in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auflegen. Aber Ich ziehe zu ihm aus

im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutsche Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntniß Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun.“

Derselbe Geist, von welchem der König beseelt war, erfüllte auch das preussische und das ganze deutsche Volk. Necht im Gegensatz gegen den wilden herausfordernden Kriegslärm, der in Frankreich tobte, ging das deutsche Volk zwar überall mit voller freudiger Begeisterung, aber zugleich mit heiligem Ernst an die Vorbereitungen zu dem gewaltigen Kriege. In der Begeisterung der Franzosen lag ein Rausch, in der deutschen eine „Andacht“, in dieser Andacht beteten vierzig Millionen: „Gott schirme Deutschland.“

Die Rüstungen. Der Frevelmuth, mit welchem die französische Regierung aus nichtsagenden Gründen einen blutigen Krieg heraufbeschworen hatte, beruhete vor Allem auf der Meinung, daß Frankreich Dank seinen langjährigen Rüstungen und den neuerdings getroffenen Anordnungen einen bedeutenden Vorsprung vor Preußen haben werde. Als der französische Kriegs-Minister bei den Vorberathungen im gesetzgebenden Körper befragt wurde, ob denn Frankreich genügend gerüstet sei, antwortete er: „Wir sind über und über fertig“ und fügte hinzu: „Wenn der Krieg ein Jahr dauert, so brauchen wir auch nicht einen Knopf zu kaufen.“ Dagegen wähten die Franzosen, Deutschland, weil unvorbereitet, auch wehrlos überfallen zu können und es galt bei dem leichtfertigen Volke als sicher, daß sie nur einen kurzen Triumphzug bis nach Berlin zu machen haben würden. Ueberall erscholl der voreilige Siegesruf: „Nach Berlin, nach Berlin!“ — und der 15. August, der Napoleonstag, war im voraus als der Tag des Einzuges in Berlin bezeichnet. Diese übermüthige Zuversicht sollte sich sehr bald als ein schwerer und verhängnißvoller Irrthum erweisen: während in den Anordnungen der französischen Militärverwaltung von vorn herein eine große Verwirrung hervortrat, bewährte sich in Preußen und Norddeutschland aufs Neue die Trefflichkeit der Einrichtungen, welche König Wilhelm seit dem Beginne seiner Regierung mit so unablässiger Sorgfalt ausgebildet und gepflegt hatte. Sobald es gewiß geworden war, daß Deutschland den neuen Kampf nicht vermeiden könne, war kein Augenblick versäumt worden, die Armee in kürzester Frist kriegsfertig aufzustellen, und die Mobilmachung der gesammten Armee, sowie ihre Zusammenziehung an Frankreichs Grenze fand mit bewunderungswürdiger Raschheit und Zuverlässigkeit auf Tag und Stunde nach den getroffenen Anordnungen statt.

Auch in den süddeutschen Staaten gingen die Rüstungen so rasch von Statten, daß die dortigen Heeresheile sofort im Vereine mit dem Norddeutschen Bundesheere zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes ausziehen konnten. Kaum vierzehn Tage nach dem Mobilmachungsbefehl stand ganz Deutschland in voller gewaltiger Waffenrüstung an Frankreichs Grenzen, und während zuerst Jedermann überzeugt gewesen war, daß Frankreich seinen Vorsprung in den Rüstungen benutzen werde, um den Schauplatz des Krieges von vorn herein auf deutschen Boden zu verlegen, schwand diese Besorgniß von Tage zu Tage, als die deutschen Heeresäulen von allen Seiten immer weiter an den Rhein und über den Rhein an Frankreichs Grenzen rückten. Schon in den ersten vorbereitenden Anordnungen zeigte sich, wie viel ernster und besonnener auf deutscher Seite Alles berathen und erwogen wurde. Die französische Regierung hatte mit überstürzender Hast die gesammten im Frieden gehaltenen Truppen an die deutsche Grenze geworfen, es kam ihr dabei zu Statten, daß in dem festen Lager von Chalons jeder Zeit große Truppenmassen zu kriegerischer Uebung versammelt waren. Bald nach der Kriegserklärung konnte eine Masse von über 100,000 Mann das deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer betreten, während die deutschen Truppen noch überall, bis zur Ober und Weichsel hin in ihren Garnisonen standen. Preußen hätte freilich auch seinerseits einige Armeecorps in großer Hast und ohne völlig kriegsmäßige Ausrüstung an den Rhein werfen können, aber man zog es vor, um den Wechselfällen eines großen und schweren Krieges vollauf gewachsen zu sein, zuerst die gesammten Streitkräfte in ordnungsmäßiger Weise auszurüsten und völlig organisirt ins Feld zu rücken, auf die Gefahr hin, daß der Feind vielleicht eine kurze Zeit deutsches Land in Besitz nähme. Dieses feste Verhalten trug gute Früchte: der vollkommenen Organisation der deutschen Streitkräfte war es zu danken, daß, sobald diese ihre Rüstungen vollendet hatten und zum Austrage des angebotenen Kampfes heranrückten, die in ihrer Organisation überstürzten französischen Streitkräfte sich nicht an der Grenze zu behaupten vermochten.

Die deutsche Armee, deren Oberbefehl König Wilhelm selbst mit dem General von Moltke als Chef des Generalstabes übernahm, wurde in drei besondere Armeen eingetheilt. Die erste oder Nord-Armee, welche sich an der Mosel sammelte unter dem Oberbefehl des Generals von Steinmetz mit General von Sperling als Chef des Stabes bestand aus drei Armeecorps, dem I. unter General von Manteuffel, dem VII. unter General von Zastrow und dem VIII. unter General von Goeben, nebst zwei Cavallerie-Divisionen. Die zweite Armee sammelte sich in der Rheinpfalz unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen mit General von Stiehle als Chef des Stabes und bestand zuerst aus sieben Armeecorps, dem Gardecorps unter General Herzog August von Württemberg, dem II. Armeecorps unter General von Fransecky, dem III. unter General von Alvensleben II, dem IV. unter General von Alvensleben I, dem IX. unter General von Manstein, dem X. unter General von Voigts-Rheß, und dem XII

(Königl. sächsischen) unter dem Kronprinzen von Sachsen nebst zwei Cavallerie-Divisionen. Die dritte oder Süd-Armee, auch die süd-deutsche Armee genannt, welche sich am Oberrhein sammelte, stand unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen mit dem General von Blumenthal als Chef des Stabes und umfaßte sechs Armeecorps, das V. unter General von Kirchbach, das VI. unter General von Tümping, das XI. unter General von Bose, das I. Baiersche unter General von der Tann, das II. Baiersche unter General von Hartmann und das Württembergisch-Badensche unter General von Werder nebst zwei Cavallerie-Divisionen.

Zum Schutze der Küsten an der Nordsee und Ostsee wurde ein General-Gouvernement unter dem General Vogel von Falckenstein und ein General-Commando unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eingesetzt und diesem die 17. Infanterie-Division und 4 Landwehr-Divisionen zugewiesen.

Als Schauplatz des Krieges mußte von vorn herein das Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich in Aussicht genommen werden, welches auf französischer Seite die in früheren Jahrhunderten durch List und Eroberungsfucht von Deutschland abgerissenen Provinzen Elsaß und Lothringen, auf deutscher Seite den preussischen Regierungsbezirk Trier, die baierische Rheinpfalz und das Großherzogthum Baden umfaßt. Weiter nördlich ist Frankreich von Deutschland durch die Staaten Luxemburg und Belgien getrennt, welche völkerrechtlich für neutral erklärt, also für die beiden kriegführenden Parteien unantastbar waren. Um Belgien gegen etwaige Angriffe oder Ueberschreitungen zu schützen, wie sie nach den kurz zuvor bekannt gewordenen früheren Plänen Frankreichs auf dieses Land zu befürchten waren, verhandelte England mit Preußen und mit Frankreich über einen neuen Vertrag zur Sicherstellung der belgischen Neutralität, welcher kurz darauf zum Abschluß gelangte. Es konnte daher nur jenes unmittelbare deutsch-französische Grenzgebiet, vor Allem der Oberrhein zwischen Straßburg und Mannheim, sowie die Gegend an der Saar in Betracht kommen. Man wußte, daß Napoleon den Hauptkern seiner Armee unter dem Namen der Rhein-armee in einer Stärke von mehr als 200,000 Mann unter den Marschällen Bazaine und Canrobert in und bei Metz in der Richtung auf Saarbrücken versammelt hatte, während der berühmte Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, eine französische Südarmee von mindestens 100,000 Mann im Elsaß vereinigte. Eine Reservearmee wurde im stehenden Lager von Chalons organisiert. Außerdem sollte eine französische Landungsarmee von 50,000 Mann mit der Flotte aus dem Hafen von Cherbourg auslaufen, um die deutschen Küsten anzugreifen.

Die Abreise des Königs Wilhelm zur Armee erfolgte am 31. Juli. In einem Abschiedsworte: „An Mein Volk“ sagte der König: „Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmüthige Erhebung Meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen ertheilen. Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in feier Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes.“

Kurz vor der Abreise versammelte der Monarch die Minister um sich und hielt eine kurze, ernste Ansprache an dieselben. Er wiederholte den Ausdruck seiner großen Freude und Genugthuung über den herrlichen einmüthigen Geist, der sich während der letzten Wochen im ganzen Vaterlande kundgegeben und von welchem er erhebende Beweise erhalten habe. Diesen Geist zu erhalten und zu beleben, werde die Aufgabe der zurückbleibenden Minister sein, vor Allem wenn, was Gott verhüten wolle, Augenblicke eintreten sollten, wo die Nachrichten vom Kriegsschauplatz ungünstiger lauteten. Preußens Volk und Armee seien durch den beispiellos glücklichen Verlauf der Kriege von 1864 und 1866 einigermaßen verwöhnt, man dürfe nicht annehmen, daß es auch in dem bevorstehenden Kriege ohne unglückliche Tage abgehen werde. Wenn solche eintreten, dann werde sich der Ernst und die Kraft der jetzigen begeisterten Stimmung zu bewähren haben, um den im Felde kämpfenden und denen, welche sie führen, eine rechte Stütze zu sein.

Als die Stunde der Abreise des Königs kam, waren Tausende und aber Tausende vor dem Palais und auf dem ganzen weiten Wege bis zum Bahnhof versammelt, welche dem verehrten Fürsten auf seinem schweren Gange ein herzliches und begeistertes Lebewohl zuriefen.

„Um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr,“ so wird die Abreise beschrieben, „öffnete sich das Gitter zum Seiteneingang des Palais und der König und die Königin fuhr in dem gewöhnlichen zweispännigen offenen Wagen heraus. Ein vieltausendstimmiges brausendes Hoch und Hurrah empfing den greisen, aber wunderbar rüstigen Helden-König, der mit Gottes Beistand unter den Segenswünschen seines Volkes ins Feld zog. Der König, im Mantel und in der Feldmütze, saß mit ernstem Anltz im Wagen und dankte durch stilles Neigen des Hauptes auf den jubelnden Zuruf. Die Königin war ersichtlich tief ergriffen. Langsam nur konnte anfangs der königliche Wagen sich fortbewegen, so dicht stand die Menschenmenge, von der jeder Einzelne noch einmal den geliebten König sehen, ihm aus tiefbewegtem Herzen den Abschiedsgruß und den Wunsch auf glückliches Wiedersehen zurufen wollte. Ein Menschenstrom, brausend von Liebe und Begeisterung, umwogte Schritt um Schritt das königliche Paar durch die Straßen zum Bahnhof hin. Mit dem schlechten Wagen des königlichen Feldherrn zog das Herz des Landes; die einmüthige patriotische Stimmung der Berliner Männer und Frauen, die hier standen, weinten und jubelten, war ein treues Bild des Nationalgefühls. Von den Dächern flaggten die Fahnen, aus den Fenstern wehten die Tücher; zum Himmel auf stieg aus tausend Herzen die Bitte um Sieg und frohe Heimkehr unsers Königs Wilhelm. Auf dem Bahnhofe harrten des königlichen Herrn bereits seine Begleiter in diesem heiligen Kampf, sein Bruder und General-Feldzeugmeister, der Prinz Karl, und jenes Dreiblatt, das den König vier Jahre zuvor in den Krieg und die Schlacht begleitete und so Herrliches beitrug zum Gelingen: Bismarck, Roon, Moltke, im Kreis der anderen Generale. Nach dem Abschied

von der Königin trat der König hinaus und schritt zum harrenden Waggon, rechts und links die Hände zum Abschied reichend, die viele Damen und Herren mit ihren Thränen benetzten. Vorwärts brauste der Zug nach dem Westen, nach dem Kriegsschauplatz und ein einmüthiger Ruf folgte dem königlichen Zug gen Westen: Mit Gott!"

Mit dem Könige zogen in der That die Herzen des deutschen Volkes an den Rhein, den gegen die Gelüste des alten nationalen Feindes zu schützen als die erste große Aufgabe der deutschen Kriegsführung erschien. Die begeisterte Vaterlandsliebe fand seit dem Beginn der drohenden Entwicklung und sodann auch während des ganzen Krieges bei Bürgern und Soldaten ihren lebendigsten Ausdruck in dem Liede: „Die Wacht am Rhein“ von Max Schneckenburger. Dasselbe lautet also:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall  
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:  
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen  
Rhein!

Wer will des Stromes Hüter sein?  
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am  
Rhein!

Durch Hunderttausend\* zuckt es schnell  
Und aller Augen blißen hell;  
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,  
Beschützt die heil'ge Landesmark.  
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am  
Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,  
Da Heldenväter niederschau'n,  
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:  
Du Rhein bleibst deutsch wie meine  
Brust!

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am  
Rhein!

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,  
Noch eine Faust den Degen zieht,  
Und noch ein Arm die Büchse spannt,  
Betriff kein Feind hier deinen Strand!  
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am  
Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,  
Die Fahnen flattern hoch im Wind:  
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,  
Wir Alle wollen Hüter sein!  
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

**Das Vorspiel bei Saarbrücken.** Als Frankreich Anfangs Juli plötzlich eine dreiste Herausforderung an Preußen hinwarf, als sodann der Krieg in der Nationalversammlung angekündigt wurde, ehe er noch an Preußen erklärt war, glaubte man in ganz Europa: der Kaiser Napoleon werde auch militärisch zum Angriffe vorgehen, ehe die deutschen Fürsten Zeit gehabt, ihre Truppen zu sammeln. Um so größer war das Erstaunen, als Tage und Wochen vergingen, ohne daß er die Schlagfertigkeit seiner Armee zu einem raschen Stoße benutzte. Die Absicht des Kaisers war es in der That gewesen, mit einem schnellen Vorstoße den Rhein zu überschreiten, Süddeutschland vom Norddeutschen Bunde zu trennen und durch den Glanz eines ersten Erfolges sich das Bündniß Oesterreichs und Italiens zu sichern. Zu solchem Zwecke gedachte er die beiden bei Metz und bei

Strasburg stehenden Armeen alsbald zu vereinigen und an der Spitze von mehr als 250,000 Mann den Rhein unterhalb Kastatt zu überschreiten. Einmal auf dem anderen Ufer des Rheins hoffte er die Mobilmachung der Süddeutschen zu verhindern, dieselben zur Neutralität zu zwingen und sich dann mit voller Wucht auf die Preußen zu werfen. Inzwischen sollte dann die bei Chalons vereinigte Reserve-Armee auf Metz marschiren, um die nördliche Grenze zu decken, während die französische Flotte Deutschland vom Norden bedrohen sollte. Aber dieser gewaltige und gefahrdrohende Plan scheiterte an der überraschend schnellen und energischen Durchführung der deutschen Mobilmachung, durch welche der Vorsprung der Franzosen sehr bald ausgeglichen wurde. Während in Deutschland die Rüstungen Schlag auf Schlag in sicherster Weise vor sich gingen, stellten sich dagegen in Frankreich unerwartet die mannichfachsten Vernachlässigungen und Unordnungen in der Militärverwaltung heraus, durch welche das rasche Ausrücken vor den Feind verzögert wurde. Am 28. Juli war der Kaiser Napoleon, der den Oberbefehl selbst führen wollte, mit seinem 14jähr. Sohne Louis (im Volke Lulu genannt) in sein Hauptquartier zu Metz abgegangen; aber noch waren die Vorbereitungen nicht so weit gediehen, daß er zum entscheidenden Angriffe schreiten konnte. Um indeß die Ungeduld des französischen Volkes zu befriedigen, entschloß sich der Kaiser, Anfang August mit den unter seinem unmittelbaren Befehl stehenden Truppen bei Metz den Feldzug zu eröffnen. Gleich nach erfolgter Kriegserklärung waren die Spitzen der französischen Armee von Metz aus gegen die Saar, besonders gegen Saarbrücken, vorgeückt. Hier befand sich nur ein preussisches Infanterie-Bataillon (vom 40. Regiment) und drei Schwadronen Ulanen (vom 7. Regiment). Diese kleine Schaar manövrierte unter dem Oberst-Lieutenant von Pestel so geschickt und so unermüdet an der Grenze, daß der Feind glaubte, bereits ganze Divisionen vor sich zu haben und deshalb nicht zum Angriffe gegen das unerschrockene Häuflein vorging. Als demselben endlich zwei ganze französische Armeecorps gegenüberstanden, erhielt der Ob.-L. von Pestel Befehl, sich zurückzuziehen, um die tapfere Schaar nicht zu opfern; er telegraphirte aber zurück: „das Verhalten der Franzosen zeigt, daß sie sich vor uns fürchten.“ Er erhielt die Erlaubniß, noch zu bleiben. Die Streifereien der Ulanen und der Bierziger beunruhigten den Feind immerfort und störten sogar eine ihm wichtige Eisenbahnlinie. Da rückten am 1. August die französischen Truppenmassen näher heran; am 2. August fuhr der Kaiser selbst mit dem kaiserlichen Prinzen nach Forbach und von da auf Saarbrücken, um an dem ersten Kampf Theil zu nehmen. Angesichts der anrückenden bedeutenden Massen nahm das preussische Vorposten-Bataillon Stellung vor der Stadt und unterhielt noch eine Stunde lang ein Tirailleurgefecht. Erst als neue feindliche Divisionen mit vier Batterien und Mitrailleusen auf den Höhen vor Saarbrücken erschienen und mehr als 20 Geschütze ein lebhaftes Feuer gegen die preussischen Truppen und auf die Stadt Saarbrücken richteten, erhielten die drei Compagnien Befehl, sich zurückzuziehen, was ohne erhebliche Verluste geschah. Der Zweck des Haltens der kleinen Schaar war erreicht, denn größere preussische Abtheilungen hatten inzwischen zum Schutze der Grenzen herbeirücken können.

Aus diesem Vorgange, dessen Ehren offenbar nur auf Seiten des kleinen preussischen Detachements waren, welches 14 Tage lang mehrere feindliche Divisionen erfolgreich getäuscht und aufgehalten hatte, machten die französischen Kriegsberichte zu Ehren des Kaisers eine „große Schlacht bei Saarbrücken.“ Die Division Frossard habe drei preussische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht und nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken sei die Stadt genommen worden. Napoleon selbst telegraphirte an die Kaiserin: „Louis hat die Feuertaufe erhalten; er legte eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit an den Tag und war keineswegs impressionirt. Eine Division des Generals Frossard nahm die Höhen, welche das linke Ufer von Saarbrücken beherrschen. Wir waren in erster Linie; die Gewehr- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder. Louis hat eine Kugel aufbewahrt, die dicht neben ihm hinfiel. Es gab Soldaten, welche weinten, als sie ihn so ruhig sahen.“ Als der Kaiser Abends nach Metz zurückkehrte, wurde er mit großem Jubel empfangen, die Stadt feierte mit einer glänzenden Illumination den anscheinend gewaltigen Sieg, welcher freilich wenige Tage darauf, als die Wahrheit bekannt geworden, zum Gespött der Welt wurde. Und doch hat Napoleon Recht behalten, diesen „ersten Erfolg“ zu feiern; denn es ist der einzige Erfolg in seinem ganzen Feldzuge geblieben. Fortan sollte er von Niederlage zu Niederlage, von Unheil zu Unheil bis zum schmachlichen Untergange schreiten.

### Der Krieg gegen das kaiserliche Frankreich

(von Weissenburg bis Sedan).

Am 2. August, unmittelbar nach seiner Ankunft im großen Hauptquartiere zu Mainz, erließ König Wilhelm folgenden Armeebefehl:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.“

Dieser Armeebefehl war das Signal zum Vorgehen der am Rhein vereinigten deutschen Armeen.

Der Kronprinzlichen (III.) Armee war es vorbehalten, den Feldzug zu eröffnen. Der Kronprinz hatte an seine Armee, bei welcher auch die süd-deutschen Truppen standen, folgenden Armeebefehl erlassen:

„Soldaten der dritten Armee! Von Sr. Majestät dem König von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete Ich den von heute ab unter Meinem Befehl vereinigten königlich preussischen, königlich bairischen, königlich württembergischen und Großherzoglich badischen Truppen Meinen Gruß. Es erfüllt Mich mit Stolz und Freude,

an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechts und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Friede."

**Erstürmung von Weißenburg.** Am 4. August überschritt der Kronprinz in der südlichen Pfalz die französische Grenze; an demselben Tage konnte er die Nachricht von einem ersten großen Siege in die Heimath senden. Die erste Depesche aus seinem Hauptquartier (vom 4. August) lautete: Glänzender aber blutiger Sieg der kronprinzlichen Armee unter des Kronprinzen Augen bei Erstürmung von Weißenburg und des dahinterliegenden Geisberges durch Regimenter vom 5. und 11. preussischen und 2. bayerischen Armee-Corps. Französische Division Douay vom Corps Mac Mahon unter Zurücklassung ihres Zeltlagers in Auflösung zurückgeworfen.

König Wilhelm aber meldete der Königin Augusta: „Unter Frixen's Augen einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Sturmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geisberges. Unser 5. und 11. Corps und 2. bayerisches Armee-Corps fochten. Feind in Flucht, 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unseren Händen. Divisions-General Douay todt, von uns General von Kirchbach leicht gestreift. Mein Regiment und 58er starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter."

Dem französischen General Abel Douay (von der Armee Mac Mahons), welcher bei Weißenburg an der Lauter stand, war die Aufgabe zugetheilt, die Doffnung zwischen dem Rheine und dem Vogesengebirge zu bewachen. Er hatte sein Lager in der Nähe der Grenze aufgeschlagen.

Große Wälder verdeckten den Anzug der deutschen Armee und die Franzosen vermutheten denselben so wenig, daß sie gar keine Vorposten ausgestellt hatten. Sie mochten auf die feste Position vertrauen, welche ihnen die mit Wall und Graben umgebene Stadt Weißenburg und der in kurzer Entfernung dahinter liegende 700 Fuß hohe Geisberg gewährten. Als die Vorposten der Preußen vor Weißenburg erschienen, waren die Franzosen beim Kochen ihres Frühstücks; sie eilten zu den Waffen und empfingen die bayerische Avantgarde (Division Vothmer) mit lebhaftem Feuer aus Weißenburg. Dasselbe wurde von deutscher Seite kräftig erwidert, vor weiterem Vorgehen zum Sturme gegen die Stadt wurde jedoch das Heranrücken der Spitzen der übrigen Truppen vom 5. (Posenschen) und 11. (Hessischen) Corps abgewartet. Als General von Kirchbach hörte, daß die Baiern vor Weißenburg im Kampfe standen, ließ er sofort seine Avantgarde, die 18. Infanterie-Brigade (General-Major von Voigts-Rheg) seitwärts Weißenburg gegen den Geisberg marschiren, um den Feind aus dieser starken Stellung zu vertreiben, einige Bataillone aber zur Unterstützung

der Baiern auf Weißenburg vorgehen. Fast zu gleicher Zeit traf auch schon die Vorhut vom 11. Corps (General von Bosc) ein und schloß sich dem Angriff gegen den Geisberg an. Die preussischen Bataillone avancirten die steile Höhe hinan mit unübertrefflicher Ruhe und Bravour; trotz des mörderischen Feuers der Gegner, trotz der großen Schwierigkeiten, welche der steile Abhang dem Avanciren entgegenstellte, schwankte die Bewegung keinen Augenblick. Unter großen Verlusten, welche namentlich das Königs-Grenadier-Regiment (7.) erlitt, wurde um 1 Uhr das Schloß auf dem Geisberge im ersten Anlauf genommen. Mit dem Geisberg hatte die französische Stellung ihren Stützpunkt verloren. Noch einmal versuchten die Franzosen einen Angriffsstoß, doch nur zur Deckung ihres bereits begonnenen Rückzugs. Die Stadt Weißenburg war unterdeß gleichfalls von den deutschen Truppen erstürmt worden. Die Division Bothmer gleichzeitig mit den drei preussischen Bataillonen griff gegen Mittag die Festung an, deren verbarricadirte Thore durch die Artillerie eingeschossen werden mußten. Bairische und preussische Bataillone nahmen die ihnen gegenüberliegenden Eingänge im ersten Anlauf. Die Besatzung wurde gefangen genommen. So war von allen Truppen, wenn auch theilweise mit schweren Verlusten, die Aufgabe des Tages glänzend gelöst.

Die Franzosen, deren Befehlshaber Douay selbst, von einer Granate getroffen, gefallen war, befanden sich bald nach 1 Uhr überall in ungeordneter Flucht. Sie eilten durch Gärten und Weinberge, um nur rasch zu entkommen und trugen Furcht und Schrecken in alle Ortschaften. Die Verluste der Franzosen waren sehr bedeutend an Todten und Verwundeten; sie ließen ferner etwa 1000 unverwundete Gefangene, größtentheils von den berühmten Turcos, in den Händen der Deutschen. Die Zahl derselben würde gewiß noch größer gewesen sein, wenn der Kronprinz beim Ende des Gefechts sofort die Cavallerie zur Verfolgung des Feindes bei der Hand gehabt hätte. Zunächst übernahm die Artillerie die Verfolgung, bis eine Cavallerie-Division herbeigekommen war. Nachdem der Sieg vollständig gesichert war, bivouacirten die deutschen Truppen auf den Höhen an der Lauter. Am demselben Tage besetzte der General von Werder, welcher mit den Badensern weiter südlich den Rhein überschritten hatte, ohne Gefecht Lauterburg und schob eine seiner Brigaden bis Selz vor. Die Kronprinzliche Armee hatte somit am 4. August das Eingangsthor von der Rheinpfalz nach dem Elsaß in seiner ganzen Breite in Besitz genommen und konnte am 5., ohne Widerstand zu finden, den weiteren Vormarsch antreten. Die Ortschaften, welche die deutschen Truppen erreichten, waren durchweg mit Verwundeten angefüllt und überall machte sich der tiefe Eindruck des Kampfes bei Weißenburg geltend.

**Schlacht bei Wörth.** Dieser Kampf und Erfolg war aber nur das Vorspiel größerer Siege der deutschen Armeen. Schon am 6. August sollte Mac Mahon selbst mit seiner ganzen Armee eine entscheidende Niederlage erleiden. Auf die Nachricht von Douay's Mißgeschick eilte Marschall Mac Mahon von Metz, wohin er vom Kaiser gerufen war, sofort zu seiner bei Hagenau stehenden Armee: er hatte noch drei Divisionen von seinem Corps, eine Division, die von Belfort herangerückt war, eine Kürassier-

brigade und die Reste der bei Weissenburg geschlagenen Division Douay. Mit diesen Truppen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, nahm er am 5. August eine starke Stellung auf den Abhängen der Vogesen ein, in der Absicht, die hauptsächlichsten Uebergänge des Gebirges zu decken. Das Centrum seiner Armee stand auf den Höhen zwischen Wörth und Froschweiler, sein linker Flügel vor Reichshofen, sein rechter Flügel auf Elsaßhausen. Das auf allen Seiten schwierige Terrain gewährte seiner Aufstellung eine außerordentliche Stärke gegen jeden Angriff. Der Weg durch die Vogesen konnte aber nur gewonnen werden, nachdem er aus dieser Stellung vertrieben war. Die Kronprinzliche Armee stand am 5. in der Umgebung von Sulz, eine Meile östlich von Wörth. Als der Kronprinz erfuhr, daß die Mac Mahon'sche Armee die Höhen bei Wörth besetzte, ordnete er für den 6. eine neue Aufstellung seiner Armee, um sodann zum Angriff vorzugehen. Schon am Morgen des 6. aber begannen Scharmügel zwischen Vorposten der Franzosen und des 5. Corps. Um 8 Uhr befahl General von Kirchbach, da ein Angriff für diesen Tag nicht beabsichtigt war, den Kampf einzustellen. Inzwischen hatte jedoch das 2. bayerische Corps und das 11. preussische Corps, als sie die ersten Schüsse bei Wörth gehört, auch ihrerseits auf dem linken Flügel den Kampf eröffnet und auf das von dort vernehmbare Feuer ließ auch General von Kirchbach das 5. Corps den wirklichen Angriff gegen Wörth beginnen. Die Artillerie besetzte die Höhen östlich von Wörth und als ihre Batterien das Feuer eröffnet hatten, ging die Infanterie vor, um Wörth und die nächsten Hügel hinter der Stadt zu nehmen. Unterdeß machten die Franzosen mit Artillerie nebst Mitrailleusen und zahlreicher Infanterie einen Angriff gegen den linken Flügel der Deutschen bei Gunstatt, zunächst gegen die 21. Division (General von Schachtmeier), welche sich tapfer hielt, bis auch die 22. Division (General von Gersdorff) und die Artillerie des 11. Corps herbeikommen konnte. Das ganze 11. Corps unter General von Bosc rückte nun auf Gunstatt mit aller Macht vor, gleichzeitig erhielt General von Werder den Befehl, mit einem Theil der Württemberger und Badenser nachzurücken. Um diese Zeit wurde auch Wörth nach hartnäckigem Kampfe von der Avantgarde des 5. Corps genommen, und alsbald ließ General von Kirchbach das ganze Corps in der Richtung auf Froschweiler, also gegen die Mitte der feindlichen Stellung vorrücken, während General von Bosc die rechte Flanke des Feindes bei Elsaßhausen angriff. Um 2 Uhr wurde dieser Ort genommen. General von Bosc wurde verwundet, blieb aber an der Spitze seines Corps. Gleich darauf machte Mac Mahon von Froschweiler mit Infanterie und einer Cavallerie-Brigade vom Corps Canrobert einen verzweifelten und stürmischen Angriff gegen Elsaßhausen zu, wurde jedoch durch das Feuer der preussischen Infanterie und Artillerie blutig zurückgewiesen. Es war ein außerordentliches, glänzendes Schauspiel, aber dasselbe endete mit völliger Aufopferung der schönen Regimenter, deren Mannschaften und Pferde sich in dichten Knäueln auf dem Boden wälzten. Nun richtete sich der ganze Kampf auf Froschweiler. General von Bosc erhielt einen zweiten Schuß durch den Fuß. General von Gersdorff aber drang mit der 22.

Division vom Westen und gleichzeitig die 21. Division mit den Württembergern vom Süden her und Truppen des 5. Corps vom Osten her in Froschweiler an und vertrieben nach hartnäckigem Kampfe um 3 Uhr Nachmittags den Feind aus seiner dortigen starken Stellung. Die Franzosen zogen sich in wilder Flucht westlich auf Reichshofen zurück, wohin die Cavallerie, besonders die württembergische sie verfolgte. So tapfer die Franzosen während der Schlacht gekämpft hatten, so entmuthigt waren sie nach der Niederlage, eine Erscheinung, die sich seitdem immer wiederholte. Ihr Rückzug war eine völlige Auflösung. Tausende kamen ohne Waffen und ohne Gepäck in Straßburg, Tausende in Saverne u. s. w. an. Die Straßen waren nach allen Richtungen mit Waffen und Uniformstücken bedeckt. Die Offiziere hatten alles Ansehen verloren; alle Schäden der französischen Armee in Bezug auf ernste Zucht traten in grellster Weise hervor. Die Verluste der Franzosen in der Schlacht beliefen sich auf mindestens 5000 Tode und Verwundete und 6000 Gefangene. Ferner wurde die ganze Bagage, viele Geschütze und zwei Eisenbahnzüge mit Proviant zurückgelassen.

Als die Schlacht gewonnen war und der Kronprinz mit seinem Stabe auf die eroberten Höhen heransprengte, wurde er von dem Jubelgeschrei der siegreichen Truppen empfangen, die Fahnen flatterten und alle Militärmusiken stimmten das Te Deum und dann die Nationalhymne an.

Folgende Depeschen verkündeten den herrlichen Sieg in Deutschland: Der Kronprinz meldete vom Schlachtfelde bei Wörth (am 6.) 4 $\frac{1}{2}$  Uhr Nachmittags:

„Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac Mahon mit dem größten Theile seiner Armee vollständig geschlagen. Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen.“

König Wilhelm telegraphirte an die Königin:

„Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz. Preise Gott für seine Gnade! Gewonnen einige 30 Geschütze, 2 Adler, 6 Mitrailleur, 4000 Gefangene. Mac Mahon war verstärkt aus der Haupt-Armee. Es soll Victoria geschossen werden.“

In Verfolg der Siegesnachricht meldete der Kronprinz am 7. August:

„Der Feind ging nach gestriger Schlacht von Wörth in größter Aufregung zurück. Bei Niederbronn versuchte französische Artillerie zu halten, es wurde von Baiern genommen, auf allen Straßen verfolgt. Württembergische Cavallerie nahm bei Reichshofen viele Vorräthe und 4 Geschütze. Tode und Verwundete bedeckten die Rückzugsstraße. Heute früh wurde das vom Feinde verlassene Hagenau besetzt.“

Die Erstürmung der Spicherer Höhen. An demselben Tage, an welchem die Kronprinzliche Armee den großen Sieg bei Wörth errang,

wurden den Franzosen durch eine glänzende Waffenthat der Preußen bei Saarbrücken auch die wohlfeilen Lorbeeren entrissen, mit welchen sie sich nach dem ersten Vorgange daselbst geschmückt hatten. Als die Nachrichten von der Niederlage bei Weißenburg nach Metz gelangt waren, hatte der Kaiser, um alle Armee-corps näher an Mac Mahon's Stellung heranzuziehen, dem General Frossard den Befehl gegeben, seine Truppen von Saarbrücken zurückzuziehen. Das Frossard'sche Corps lag demzufolge in der Nacht vom 5. zum 6. August zwischen Saarbrücken und Forbach hinter Spicheren. Am 6. Morgens traf die Avantgarde der Armee des Generals Steinmetz, die 14. Division unter General von Kamecke bei Saarbrücken ein und begann in der Richtung auf Spicheren zu recognosciren. Die Schwäche dieser Abtheilung verleitete den General Frossard, die Wiederbesetzung der Spicherer Höhen zu befehlen, von wo aus die Franzosen auf die vorrückenden Preußen feuerten. Diese Höhen, welche sich gegenüber Saarbrücken beinahe senkrecht mehrere hundert Fuß über das Thal erheben, bilden eine natürliche Festung. Die wie Bastionen aufsteigenden Felsen bieten die günstigste Stellung, die man sich denken kann. Die Franzosen besetzten mit ihrer ganzen Stärke die Höhen und nachdem der Kampf begonnen hatte, kam ihnen noch eine Division von Metz zu Hilfe. General von Kamecke stand zuerst mit seiner Division dem Feinde allein gegenüber. Die Franzosen hielten es für vermessen und ganz unmöglich, daß die Preußen zum Angriffe gegen jene Position schreiten sollten. General von Kamecke versuchte zunächst dem Feinde mit einigen Bataillonen in die linke Flanke zu kommen, mußte dies jedoch bei der Ueberlegenheit des Feindes aufgeben. Um 3 Uhr waren sämmtliche Truppen seiner Division im Feuer und die Sache schien eine sehr bedenkliche Wendung zu nehmen. Auf den Kanonendonner eilten jedoch andere preußische Truppen herbei. Zuerst kam die 16. Division unter General von Barneckow. Bald darauf rückte die zur Armee des Prinzen Friedrich Carl gehörende 5. Division unter General von Stülpnagel, nur der Richtung des Kanonendonners folgend, eiligst herbei. Nach drei Stunden heißen und schwersten Kampfes hatte die Division Kamecke so viel Verstärkung erhalten, daß der inzwischen eingetroffene General von Goeben, welcher nunmehr das Kommando übernahm, den äußerst schwierigen Angriff gegen die mächtige Position des Feindes auszuführen beschloß. Den Hauptstoß richtete er gegen den bewaldeten Theil der steilen Höhe. Das Regiment 40, rechts durch Truppentheile der 14. Division, links durch 4 Bataillone der 5. Division unterstützt, führte denselben aus. Eine Reserve bildete sich nach und nach aus den eintreffenden Bataillonen der 5. und 16. Division. Der Angriff gelang, der Wald wurde genommen, der Feind geworfen; die stürmenden Truppen drangen immer steil bergauf bis zum südlichen Rande des Waldes vor. Erst hier kam das Gesecht zum Stehen. Mit allen drei Waffen vereinigt, versuchte der Feind die verlorene Stellung wieder zu gewinnen. Die preußische Infanterie aber hielt Stand. Da gelang es der Artillerie der 5. Division, unter unglaublichen Anstrengungen ein Meisterstück zu vollbringen. Zwei Batterien erklimmen auf steilem, schmalen Gebirgspfade die Höhe von Spicheren. Ein zweiter

Gegenangriff des Feindes wurde wiederum abgewiesen. Auf beiden Seiten war der Kampf mit äußerster Zähigkeit geführt worden, jetzt erreichte er den Höhenpunkt seiner Heftigkeit. Noch einmal raffte der an Zahl dreimal überlegene Feind seine ganze Kraft zu einem dritten Gegenangriff zusammen. Indeß auch diese letzte Anstrengung scheiterte an der unerschütterlichen Ruhe und Energie der braven preussischen Infanterie und Artillerie. — Wie an einem Felsen zerschellte des Feindes Kraft und war nun so gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. 27 preussische Bataillone — nur von ihrer Divisions-Artillerie unterstützt — hatten gegen 52 französische Bataillone mit vollzähliger Corps-Artillerie unter den schwierigsten Verhältnissen einen glänzenden Sieg errungen. Der überlegene Feind wurde aus einer Position herausgeworfen, die er selbst für uneinnehmbar gehalten hatte. Die Dunkelheit senkte sich auf das Schlachtfeld herab und gewährte dem geschlagenen Feinde Schutz.

Das Gefecht um die Spicherer Höhen gereichte der preussischen Infanterie und Artillerie zum größten Ruhme und gab zugleich einen glänzenden Beweis von der hohen Befähigung, Einsicht und Energie der Heerführer. Der Rückzug der Franzosen wurde auch hier eine wilde Flucht. Bagage, Geschütze und Munitionswagen, so wie ganze Proviantzüge wurden zurückgelassen. Die Soldaten blieben zu Tausenden als Marodeur in den Wäldern zurück. Zwischen den geschlagenen Corps von Mac Mahon und Frossard stand noch das Corps von Failly. Auch dieses zog sich jetzt eiligst zurück und kam am 7. August in solcher Hast in Saverne an, daß die Einwohner, von einem panischen Schrecken ergriffen, in großen Haufen besinnungslos in die nächsten Wälder flüchteten.

Die Größe der ersten Erfolge der deutschen Armee trat namentlich auch in der großen Erregung und Entmutigung hervor, welche sich alsbald in dem kurz vorher so hochmüthigen französischen Volke kund gab. Schon am 6. August, noch ehe bestimmte Nachrichten über die Niederlagen bei Wörth und Saarbrücken bekannt geworden, sah sich der Ministerrath durch die öffentliche Erregung in Paris genöthigt, eine dringende Mahnung zu erlassen, in der es hieß: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen Eurer Armee bitten wir Euch, ruhig und geduldig zu sein und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Unordnungen in Paris wären gleichbedeutend mit dem Siege der Preußen.“ Tags darauf wurde der Belagerungszustand über Paris verhängt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Erst am 7. Abends gab man den Parisern Nachrichten über die verlorene Schlacht. Das erste denkwürdige Telegramm des Kaisers lautete: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Frossard ist an der Saar genöthigt worden, sich zurückzuziehen, der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung. Es kann noch Alles wieder gut werden.“

Am 8. richtete der Ministerrath eine neue Proclamation an das Volk: „Jetzt Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt, jetzt ist es an Euch, Eure Pflicht zu thun. Möge das ganze Volk sich erheben in Hingebung, um in großen Kämpfen Stand zu halten. Einige unserer Regimenter sind unterlegen, unsere ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch der Unerstrockenheit befeelt sie noch immer. Setzen wir

der jetzt von glücklichem Erfolge begleiteten Kühnheit des Gegners Zähigkeit entgegen, welche die Geschicke beherrscht. Ziehen wir uns auf uns selbst zurück und mögen die „Eroberer“ gegen einen Wall von menschlichen Leibern anstürmen. Haltet Euch aufrecht also! Aufrecht!“

Alle Bürger zwischen 30 und 40 Jahren wurden schleunigst einberufen und in die Mobilgarde eingereiht. Um dem Volke mehr Muth zu machen, wurde ihm zugleich vorgepiegelt, daß alle Mächte Europa's im Begriff ständen, gegen Preußens Gewaltthaten zu Gunsten Frankreichs aufzutreten.

Die Regierung Frankreichs, die Regierung des Landes, welches stets den Anspruch erhoben hatte, mehr als alle anderen Völker den Ideen der Civilisation zu dienen, ergriff eine Maßregel, deren Härte und Barbarei in ganz Europa verurtheilt wurde.

Alle Deutschen wurden aus Frankreich ausgewiesen und vertrieben: mehr als 60,000 Deutsche, welche größtentheils als fleißige Arbeiter ihren Unterhalt in Frankreich gefunden und theilweise einen festen Wohnsitz und Familie dort gegründet hatten, wurden dadurch in's Verderben gestürzt. Diese Maßregel rief einen Schrei des Unwillens und der Entrüstung nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den neutralen Staaten hervor.

In Deutschland war inzwischen durch die ersten großen Siegesnachrichten vor Allem die gemeinsame Begeisterung gesteigert worden. Am mächtigsten trat die patriotische Freude in Süddeutschland hervor, wo man zum ersten Male thatsächlich erfuhr und tief empfand, was es auf sich hat, einer mächtigen Nation anzugehören. Die glückliche Waffenbrüderschaft stärkte und stählte die tiefere nationale Gemeinschaft.

**Der erste Vormarsch in Frankreich.** Durch die Siege bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken und durch den Rückzug aller französischen Heere lagen den Deutschen die französischen Grenzlande offen.

König Wilhelm erließ beim Einrücken der gesammten deutschen Heere in Frankreich am 8. August folgenden Armeebefehl:

„Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Theil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Corps werden heut und morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.“

Mit Jubel rückten die deutschen Armeen in Feindesland vor, ein Jubel, der von der Zuversicht getragen wurde, daß mit dem Ueberstreiten der Grenze zugleich jegliche Gefahr eines feindlichen Einbruches vom deutschen Vaterlande abgewandt war.

Der Rückzug des Marschalls Mac Mahon aus dem Elsaß ließ den Deutschen den Weg nach Straßburg offen. Der Kronprinz sandte das

Corps des Generals von Werder, zunächst die badensche Division dahin; schon am 10. August stand dieselbe vor Straßburg. Eine Aufforderung zur Uebergabe wurde abgewiesen; es wurden deshalb alsbald die Anstalten zur Einschließung und Belagerung der Festung getroffen.

Der Vormarsch der deutschen Armeen gegen die Mosellinie konnte nicht von allen Seiten in gleichem Schritte geschehen. Unsere drei Armeen standen nach dem ersten Eintritt in Frankreich von Forbach nach Hagenau in einer scharf südöstlichen Linie, — die Mosel aber fließt von Nancy nach Metz von Süden nach Norden, — die Unsrigen mußten daher eine starke Schwendung machen, bei welchem die mittlere Armee (Prinz Friedrich Carl) einen weiteren Weg als die erste (Steinmetz), die südliche Armee (Kronprinz) aber eine noch weitere Entfernung und zwar theilweise durch schwieriges Terrain in den Vogesen zurückzulegen hatte. Es schien jedoch wichtig, daß alle drei Armeen gemeinsam vorrückten, um so mehr, als man erwarten durfte, daß der Feind seine ganze Kraft noch einmal vor der Mosel zusammenfassen würde. Die Cavallerie der drei deutschen Armeen aber folgte dem sich zurückziehenden Feinde überall auf dem Fuße und in Eilmärschen rückten die Armeen selbst trotz Regens und großer Terrainschwierigkeiten nach. Diese rasche Verfolgung ließ die Franzosen nirgends zur Sammlung kommen, sie zogen sich alsbald auf Metz zurück. Die deutschen Armeen hatten schon am 11. August ihren Aufmarsch vollständig durchgeführt, auch die Kronprinzliche Armee hatte die Vogesen überschritten und trat mit den beiden anderen Armeen wieder in unmittelbare Verbindung. In einer Frontausdehnung von 8 Meilen rückte die ganze deutsche Armee nach der Mosel vor.

**Die Kämpfe bei Metz.** 14. — 18. August. Die Trümmer der französischen großen Armee, der sogenannten „Rhein-Armee“, hatten sich nach ihren gewaltigen Niederlagen theils bei Metz, theils weiter zurück bei Chalons gesammelt. Die Hauptmacht, bestehend aus dem 2., 3., 4. und 6. Corps und den Kaiserlichen Garden, wurde bei Metz vereinigt, um die Mosellinie zu vertheidigen, während das 1. Corps (Mac Mahon) und das 5. (Faillly) in Chalons mit dem 7. Corps (Douah) den Kern einer neuen Armee bilden sollten. Nachdem auf das Dringen der öffentlichen Meinung der Kaiser Napoleon den Oberbefehl in Metz niedergelegt und dem Marschall Bazaine übergeben hatte, wurden zuerst alle Anstalten getroffen, um, auf Metz gestützt, die Mosellinie zu vertheidigen. Als jedoch die deutschen Armeen eng geschlossen und in mächtigem Schritt gegen die Mosel anrückten, entschloß sich Bazaine, wie es heißt, auf den Rath des alten Generals Changarnier, die Mosellinie preiszugeben und das vor Metz stehende Hauptheer alsbald an die Maas (nach Verdun) und von da nach Chalons zu führen, um sich dort mit jener zweiten Armee zu vereinigen und in günstiger Stellung den Feind zu einer Entscheidungsschlacht zu erwarten.

Dieser Möglichkeit gegenüber erkannten es die deutschen Heerführer als ihre höchste Aufgabe, die Vereinigung der beiden französischen Armeen zu verhindern und zu diesem Zwecke die Bazaine'sche Hauptarmee auf dem Rückzuge nach der Maas aufzuhalten und zum Stehen zu bringen.

Die deutschen Armeen waren auf drei Linien an die Mosel gerückt, die I. Armee unter Steinmeyer nördlich geradezu auf Metz, die II. Armee unter Prinz Friedrich Carl einige Meilen südlicher auf Pont-à-Mousson zu, wiederum etwas südlicher, in der Richtung auf Nancy, die III. Armee unter dem Kronprinzen. Die französische Armee, welche dicht bei Metz stand, war dort durch die Festungswerke und durch die Mosel vor dem unmittelbaren Nachrücken unserer Armee geschützt. Es konnte nur dann gelingen, sie vom beabsichtigten Rückzuge nach der Maas abzuhalten, wenn ihr ein Theil unserer Armee durch eine unbemerkte Umgehung überraschend in die Flanke kommen konnte.

Der Armee des Prinzen Friedrich Carl wurde diese wichtige Aufgabe zu Theil. Derselbe hatte in beschleunigten Märschen Pont-à-Mousson, drei Meilen südlich von Metz, erreicht, um dort die Mosel zu überschreiten.

Von Pont-à-Mousson rückte Prinz Friedrich Carl in rascher Wendung nach der nördlich liegenden Verbindungsstraße zwischen Metz und Verdun, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Dort galt es, denselben zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen.

Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob der Prinz selbst mit den schleunigsten Märschen dort noch zeitig genug würde eintreffen können, um Bazaine's Marsch zu hindern. Vor dem 16. August konnten auch die vordersten unserer Truppen nicht bis zu jener Linie vordringen; die Franzosen aber schickten sich schon am 14. August an, von Metz aufzubrechen, sie hätten demnach Verdun erreichen können, bevor die deutsche Armee sie auf dem Marsche zu stören vermochte. Alles kam somit darauf an, den Abzug der Franzosen von Metz um 1 bis 2 Tage aufzuhalten; dies war der Zweck eines Angriffs der Steinmeyer'schen Armee vor Metz am 14. August.

Gefecht bei Courcelles, 14. August. Am 14. Nachmittags bemerkte die Avantgarde der I. deutschen Armee, daß die bei Metz unter dem Schutze der Festung noch lagernden französischen Corps ihren Abzug begannen. Da ließ General von Steinmeyer zuerst durch Truppen der 13. Division (General von der Goltz) vom westfälischen Armee-Corps die Arrièregarde des 3. französischen Corps (Decaen) angreifen; sobald diese in das Gefecht verwickelt war, machte das ganze, im Abzug begriffene französische Corps und ebenso Abtheilungen des 2. Corps (Frossard) Front.

Nun ging auf dem rechten Flügel General von Manteuffel mit dem 1. Corps, auf dem linken Flügel die 14. Division (v. Kamecke) und die 18. Division (v. Wrangel) vor, während auf Seiten der Franzosen nach und nach drei ganze Corps umkehrten und ins Gefecht traten. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf, die Franzosen hatten eine sehr geschützte Stellung, wurden aber in blutigem Gefechte von einem Abschnitt zum andern geworfen. Die preussische Artillerie richtete bis zum sinkenden Tage ein kräftiges Feuer auf den weichenden Feind. Ein am Abend versuchter Stoß gegen den preussischen rechten Flügel wurde vom General Manteuffel siegreich zurückgewiesen und der Feind auch hier bis unter die Kanonen der Festung zurückgeworfen. Sämmtliche preussische Divisionen behaupteten das Schlachtfeld. Der Zweck des Angriffs, den Feind am Abmarsch zu hindern, war erreicht; durch das Gefecht bei Pange und

Courcelles war Zeit gewonnen, um weitere Erfolge jenseits der Mosel vorzubereiten.

**Schlacht bei Mars la Tour oder Bionville.** 16. August. Während die I. Armee den Marschall Bazaine genöthigt hatte, mit mehreren Corps umzukehren, war die II. Armee (Prinz Friedrich Carl) südlich von Metz über die Mosel gegangen, um sich dann in starken Märschen nordwestlich zu wenden und den von Metz nach Verdun abziehenden Franzosen in die Flanke zu fallen. Am 15. August brach die französische Armee von Neuem auf, um auf der Straße von Verdun nach Chalons zu gehen, in ihrer Mitte noch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne. Der Marsch ging langsam, weil man jeden Augenblick einen Angriff fürchtete. Am 16. früh verließ Napoleon die Armee, um auf einem Umwege nach Chalons zu gehen. Bald darauf wurde die Bazaine'sche Armee bei Bionville und Mars la Tour von den vom Süden heranrückenden Preußen in der Flanke angegriffen und zum Stehen gebracht.

Prinz Friedrich Carl hatte freilich mit den angestrengtesten Märschen durch das bergige Moselland nicht gleich mit einem größeren Theile seiner Armee heranzurücken vermocht; nur die Spitzen des Heeres trafen zur rechten Zeit ein, um den Marsch des Feindes zu unterbrechen. Ihnen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, durch heldenmüthigen Kampf die feindliche Uebermacht so lange hinzuhalten, bis größere Theile der deutschen Armee nachrücken konnten. Zuerst traf die 5. Division (von Stülpnagel), sodann die 6. Division (von Buddenbrock) auf dem Schlachtfelde ein, griffen den weit überlegenen Feind mit unglaublicher Bravour an und bestanden fast sechs Stunden lang allein den furchterlichen Kampf, ehe ihnen Hülfe kommen konnte. Diese Waffenthat wird den tapferen Brandenburgern allzeit zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterstützung derselben war vom Prinzen Friedrich Carl zuerst die 6. Kavallerie-Division vorausgeschickt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angesichts der Feuerschlinde der Artillerie sprengten die Schwadronen dem fast sichern Untergange entgegen, und die Mehrzahl der tapferen Offiziere und Reiter fand in der That den Heldentod oder schwere Verwundung. Einige der Kavallerie-Regimenter (besonders das 1. Garde-Dragoner-Regiment) wurden fast aufgerieben. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen schweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmassen, das 10. (Hannoversche) und Theile des 9. (Schleswig-Holsteinischen und Hessen-Darmstädtischen) sowie des 8. (Rheinischen) Armee-Corps herbeirücken und den Feind schließlich aus seinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Eine allgemeine Attaque auf den zurückweichenden Feind, ausgeführt von preussischer Kavallerie auf feindliche Infanterie und Garde-Kavallerie, gewährte eine siegreiche Ausbeute des fast 12stündigen Kampfes, eines Kampfes, in welchem preussische Infanterie, Kavallerie und Artillerie in ihren Leistungen sich gegenseitig als ebenbürtige Truppengattungen erwiesen.

Die Schlacht hatte bis 9 Uhr Abends gedauert; der Tag hatte sehr

schwere Opfer gefordert, gegen 700 Offiziere und über 17,000 Mann; die Verluste des Feindes waren freilich noch größer.

Der Sieg des Prinzen Friedrich Carl bei Bionville (oder Mars la Tour) war theuer erkauft, aber der Erfolg war großer, schwerer Opfer werth; der kühne Plan der deutschen Kriegsleitung, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, war gelungen. Der Marschall Bazaine jedoch wollte sich in das unvermeidliche Geschick noch nicht fügen; er beschloß, noch eine Anstrengung zu machen, um den Rückzug nach Chalons zu erzwingen. Er hatte seine Armee nicht alsbald bis Metz zurückgeführt, sondern nur eine Meile weiter auf Metz zu, wo er in dem gebirgigen Terrain eine neue Stellung genommen hatte. Er berichtete auch nach Paris über den Tag von Mars la Tour wie über eine gewonnene Schlacht und kündigte die Erneuerung des Kampfes nach wenigen Stunden an, er wolle nur seine Munition vervollständigen. Doch brauchte er länger als einige Stunden, um sich zu neuem Kampfe zu rüsten; er benutzte den 17. August, um sich in seiner neuen günstigen Stellung auf jede Weise zu befestigen.

**Schlacht bei Gravelotte.** 18. August. König Wilhelm traf seinerseits alle Vorbereitungen, um die Früchte des Sieges von Mars la Tour unter allen Umständen zu sichern. Bazaine gebot jedenfalls noch über mehr als 150,000 Mann; an der Spitze einer solchen Streitmacht des besten Theils der französischen Armee konnte er es für seine Pflicht halten, sich wenn irgend möglich noch den Weg zur Rettung der Hauptstadt zu bahnen. In solcher Voraussicht ließ König Wilhelm alle noch auf dem rechten Mosel-Ufer stehenden Corps über den Fluß rücken, um sich den bereits mit Prinz Friedrich Carl vorangegangenen Corps anzuschließen. Das 12. (Königlich sächsische) Corps, welches so eben erst in Pont-à-Mousson angekommen war, sowie das 2. (Pommersche) Corps, dessen Spitzen kaum noch Pont-à-Mousson berührt hatten, gingen in Eilmärschen auf das linke Mosel-Ufer, um auch ihrerseits die Straße zwischen Metz und Verdun zu erreichen. Auch das 7. (Westfälische) und das 8. (Rheinische) Corps von der Steinmetz'schen Armee, welche bis dahin östlich von Metz standen, gingen etwa eine Meile südlich von der Festung über Pontonbrücken auf das linke Mosel-Ufer. Nur das 1. Corps verblieb auf dem rechten Ufer. Der König selbst übernahm nun den Oberbefehl über die vereinigten Corps der I. und II. Armee und schlug am 18. den Feind in der Entscheidungsschlacht bei Gravelotte.

Ueber diese Schlacht gab der König aus dem Bivouak bei Rezonville vom 18. August, Abends 9 Uhr, an die Königin folgende Siegesnachricht:

„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm.“

Der Verlauf der Schlacht war in großen Zügen folgender: Marschall Bazaine hatte mit seiner gesammten Armee eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte, Angesichts der beiden Straßen nach Verdun eingenommen, mit der Front nach Westen und

Süden, Metz im Rücken. Das preussische 7. und 8. Corps rückten gegen die südliche Front bei Gravelotte an, während die II. Armee, voran das 12. Corps, die Garde und das 9. Corps schon einige Zeit zuvor durch bergige Waldwege links abmarschirten, zunächst um zu verhindern, daß der Feind nicht auf der nördlich gelegenen Linie abziehen könne. Sobald es sich aber ergab, daß der Feind noch nicht im Abmarsch begriffen war, sollten die drei Corps der II. Armee, denen das 10. und 3. Corps in zweiter Linie folgten, eine große Rechtschwenkung machen, um der französischen Armee bei Verneville in die Flanke zu fallen, währenddem gleichzeitig das 7. und 8. Corps von vorn zum Angriff vorgehen sollten. Der allgemeine Angriff durfte aber nicht eher erfolgen, als bis die Umgehung durch die drei Corps der II. Armee völlig durchgeführt war. Das 9. Corps stieß zuerst auf den Feind. Als gegen Mittag Geschützfeuer von Verneville her verkündete, daß dort der Kampf begonnen hatte, wurde die I. Armee (das 7. und 8. Corps) angewiesen, durch Artilleriefeuer den vor ihrer Front auf den Höhen befindlichen Gegner einstweilen zu beschäftigen. Erst Nachmittags ging die Infanterie bei Gravelotte zum Angriff vor. Es zeigte sich, daß der Feind mit allen seinen Corps auf den Höhen Stellung genommen hatte. Die Position war von Natur eine außerordentlich starke, sie war aber noch durch Befestigungen und etagenweise aufgeworfene Schützengräben verstärkt, an einzelnen Stellen hatte sie ein vollständig festungsartiges Ansehen. Erst Nachmittags um 4 Uhr entbrannte der Kampf auf der ganzen weiten Linie, indem die deutschen Truppen überall zum Angriff der furchtbar starken Stellung vorgingen. Auf dem linken Flügel kämpften die Sachsen und das Gardecorps mit der größten Bravour und mit schweren Opfern um St. Marie-aux-Chênes, durch dessen blutig errungenen Besitz dem Feinde die nördliche Straße nach Verdun entzogen wurde, dann um den dahinter sich erhebenden steilen Abhang und das Dorf St. Privat und um Roncourt, rechts davon bei Verneville theils Garde, theils das 9. Corps und Abtheilungen, besonders Artillerie des 3. und 10. Corps. Bei Gravelotte bis zur Mosel hin gingen das 8. und 7. Corps vor, auch vom gegenseitigen Mosel-Ufer her griff eine Brigade des 1. Armeecorps in das Gefecht ein. Der Kampf war für die deutschen Armeen überaus schwierig. Unsichtbar für die heranstürmenden Truppen konnte der Feind von seiner sicheren Stellung hinter Häusern, Mauern und Gräben ein so furchtbares und niederschmetterndes Feuer unterhalten, daß die Verluste überall vom ersten Augenblicke sehr bedeutend waren. Aber unaufhaltsam drangen die tapferen, schwer getroffenen Regimenter immer wieder vorwärts. Durch das siegreiche Vorgehen der II. Armee bei St. Privat und Verneville war gegen Abend die Stellung des Feindes erschüttert, dennoch wogte der Kampf auf den Höhen von Gravelotte noch immer unentschieden. Da rückte bei anbrechender Dunkelheit das 2. pommerische Armeecorps auf das Schlachtfeld. Obwohl es vom frühen Morgen an in eiligem Marsche vorgeückt war, griff es sofort mit frischer Kraft in den Kampf ein. General von Moltke stellt sich selbst an die Spitze der heranstürmenden Pommern, zieht rasch den Degen und sprengt hoch zu Rosse weit voraus den Höhen zu. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfüllt die

Truppen. Gleichzeitig war ein erneuter Sturm auf der ganzen Linie befohlen, und mit unwiderstehlicher Kraft ging es jetzt mit dem Bajonett von Höhe zu Höhe, bis der überall erschütterte Feind seine Stellung räumte und sich unter die Kanonen von Metz zurückzog. Der Tag ist entschieden. General von Moltke reitet gemessenen Schrittes nach der Höhe, wo der König mit seinem Stabe der Schlacht folgt und meldet: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück.“ Ein Hurrah aller Umstehenden antwortet ihm.

„Es war 8 $\frac{1}{2}$  Uhr, so schrieb der König an die Königin, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich dieses Mal Minister von Roon entfernte. Alle Truppen, die mich sahen, begrüßten mich mit enthusiastischen Hurrahs. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedes Mal zurückgeschlagen wurden. Ich scheue mich nach den Verlusten zu fragen. Ich wollte hier bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont-à-Mousson bei mir habe, völlig angezogen seit 30 Stunden bin. Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh.“

Die Schlacht bei Gravelotte war eine der blutigsten aller Kriege, — die Verluste auf beiden Seiten waren ungeheuer, auf deutscher Seite über 15,000 an Todten und Verwundeten, aber es war ein Erfolgsergebnis, welches den blutigen Anstrengungen entsprach. Durch den Gesamterfolg der Kämpfe bei Metz war die französische Hauptarmee, welche nach den ersten Schlägen am Rhein und an der Saar mit größter Anstrengung wieder gesammelt war, von Neuem vollständig erschüttert und an jeder freien Wirksamkeit gelähmt, vor Allem von dem Zusammenwirken mit der Armee bei Chalons abgedrängt.

Frankreichs Heer war in Stücke geschlagen und dadurch zu jeder umfassenden Kriegsunternehmung unfähig gemacht.

Das deutsche Volk ließ die Banner und Fahnen nach den Siegen wehen mit stolzer Freude, aber zugleich mit Ernst und Würde und mit stummem Schmerz!

„Wenn seine Edelsten fallen, so schrieb das preussische amtliche Blatt, hat es einen zuversichtlichen Trost! Vergebens wird dieser heilige Kampf nicht gekämpft werden, wie von unseren Vätern, gegen ein Volk voll Herrschsucht und Uebermuth, das Deutschland seine schönsten Gebiete geraubt, es Jahrhunderte lang anmaßlich bedroht und gefährdet und zu erniedrigen versucht hat. Der Herr, der unsere Heerschaaren zum Siege führt über Lüge und Unsitte. Er wird jetzt gnädiglich fürsorgen, daß unsere edlen Opfer nicht vergeblich fallen. Er wird unsern königlichen Kriegsherrn im Silberhaare segnen, daß ihm vergönnt sei, einen dauernden Völkerfrieden herzustellen im Herzen Europa's, durch ein

großes, einiges, deutsches Vaterland, als Hort der Gottesfurcht, edler Sitte und wahrer Freiheit!

Das walte Gott!"

**Von Gravelotte bis Sedan.** Bazaine war mit seiner ganzen Armee in das feste Lager von Metz hineingeworfen. Die Einschließung der zwar geschlagenen, aber zahlreichen Armee, die so eben erst im hartnäckigen Kampfe Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatte, in einem ausgedehnten, mit allen Mitteln versehenen Kriegsplatze, war die schwierige Aufgabe, welche dem Prinzen Friedrich Carl anvertraut wurde. Es wurden ihm für diesen Zweck die drei Corps der bisherigen I. Armee (Steinmetz), das 1., 7. und 8. und von seiner bisherigen II. Armee 4 Corps, nämlich das 2., 3., 9. und 10., mit der 1. und 3. Kavallerie-Division, sowie ferner das aus der Heimath heranziehende 13. Armeecorps (unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) und die im Amarsch begriffene 3. Reserve-Division (General von Kummer) zur Verfügung gelassen. Die Einschließungslinie erhielt eine Ausdehnung von etwa 6 Meilen, war durch den Lauf der Mosel zweimal unterbrochen, und an allen Punkten für den Feind mit überlegenen Kräften leicht angreifbar, da die Franzosen ihre Colonnen überall im Schutze der Forts ungesehen formiren konnten. Von deutscher Seite mußte man daher gleichfalls darauf bedacht sein, die Einschließungslinie überall zu befestigen; es kam darauf an, sich auf ein langes Ausharren einzurichten.

Aus den nicht vor Metz verbleibenden Corps der II. Armee, dem Gardecorps, dem 4. und 12. (R. Sächsischen) Corps nebst der 5. und 6. Kavallerie-Division wurde eine neue Armee gebildet und unter den Kronprinzen von Sachsen gestellt. Sie erhielt den Namen der Maas-Armee und sollte nunmehr mit der III. Armee (Kronprinz von Preußen) zunächst gegen Chalons zusammenwirken, woselbst sich aus den Trümmern der Truppen Mac Mahon's und des Generals de Failly, sowie aus zwei frischen Corps eine neue Armee bildete, deren Oberbefehl dem Marschall Mac Mahon übertragen wurde. Der Kaiser Napoleon hatte sich zu dieser Armee begeben.

Der Kronprinz von Preußen hatte mit der III. Armee nach der Kunde von den Ereignissen vor Metz den Marsch auf Paris alsbald mit aller Energie angetreten; er ging in weiter Ausdehnung der oberen Marne zu, nördlich von ihm schloß sich der Kronprinz von Sachsen mit der Maas-Armee an. Der König folgte mit dem großen Hauptquartier der Armee seines Sohnes. Man mußte darauf rechnen, daß Mac Mahon in einer festen Stellung noch eine Schlacht annehmen oder bis unter die Mauern von Paris ausweichen würde; eine dritte Möglichkeit war, daß er zum Entsatz von Bazaine selbst zum Angriffe schreite. Die weit voraus geschickte deutsche Kavallerie mußte deshalb unausgesetzt die Bewegungen des Gegners überwachen.

Am 24. befand sich das Hauptquartier des Königs in Bar-le-Duc. Bis dahin ließen alle Nachrichten erkennen, daß Mac Mahon sich noch im Lager von Chalons befände. Der Plan zum Angriff von Chalons war bereits entworfen, da ging am 25. August von der vorschwärmenden 4. Kavallerie-Division die Nachricht ein, daß das Lager von Chalons leer

stehe und daß Mac Mahon auf Rheims marschire. Dieser Abmarsch der französischen Armee konnte, wie erwähnt, nur die Befreiung von Bazaine aus Metz zum Zweck haben, — Mac Mahon mußte dabei versuchen, sich auf dem engen Raume zwischen der belgischen Grenze und der Armee des Kronprinzen von Sachsen nach Metz durchzuwinden. Die Sache erschien dem deutschen Hauptquartier zuerst zweifelhaft, ja höchst unwahrscheinlich, weil das Unternehmen zu bedenklich und gefährvoll für die französische Armee war. Man nahm daher im ersten Augenblicke Anstand, die ganze deutsche Armee auf die unsichere Nachricht hin eine Rechtschwenkung machen zu lassen, welche bei der großen Ausdehnung der Marschlinie und namentlich in Bezug auf die für die Verpflegung getroffenen Anordnungen große Schwierigkeiten bereitete. Das Hauptquartier stand daher vor einem schweren und entscheidenden Entschlusse. Aber die Nachrichten aus Paris ließen erkennen, daß die öffentliche Meinung dort in der That dringend verlangt hatte, daß Mac Mahon zur Befreiung Bazaine's marschire, — die Regentenschaft der Kaiserin war zu schwach, um einem solchen Drängen zu widerstehen und die französische Heeresleitung hatte sich ja unfähig genug erwiesen, um ihr auch einen neuen großen Fehler zuzutrauen.

Der Entschluß im königlichen Hauptquartier wurde noch am Abend des 25. August gefaßt. Der König befahl das Abrücken der ganzen Armee nach der Maas. Noch in der Nacht wurde der Marsch auf Chalons überall eingestellt und bereits am 26. begann die Rechtschwenkung der ganzen Armee, durch welche die bisher in breiter Ausdehnung nach Westen marschirenden  $8\frac{1}{2}$  Armeecorps plötzlich ihre Front nach Norden nehmen mußten. War diese Bewegung an und für sich schon höchst schwierig, so wurden die Schwierigkeiten durch die Natur des Argonnenwaldes, durch welchen die Marschlinien zum Theil führten, noch bedeutend erhöht. Die Anordnungen für die einzelnen Corps wurden so getroffen, daß unter allen Umständen wenigstens die Maas-Armee Mac-Mahon noch etwa drei Tagemärsche vor Metz erreichen mußte. Im Falle eines zögernden Vorschreitens der Franzosen aber sollten sie noch an der unteren Maas ereilt werden und in diesem Falle auch der größere Theil der Armee des Kronprinzen von Preußen gleich mit zur Stelle sein.

Mac Mahon hatte sich gegen seine bessere militärische Ueberzeugung auf bestimmten Befehl der Regierung der Kaiserin zu dem Marsche nach Metz entschließen müssen und war am 23. mit allen kampffähigen Truppen von Rheims aufgebrochen; noch ein Armeecorps wurde ihm von Paris auf der Eisenbahn nachgeführt. Der Kaiser begleitete den Marsch.

Am 26. stand Mac Mahon bereits völlig in der Flanke der deutschen Armeen, aber diese wußten ihm jetzt durch ihre raschen Bewegungen auf den kürzesten Linien den Vorsprung wieder abzugewinnen. Trotz ungünstiger Witterung und aufgeweichter Wege wurde der Marsch durch die Argonnen mit größter Raschheit und Pünktlichkeit ausgeführt, wobei die Truppen Außerordentliches, fast Beispiellooses leisteten.

Am 29. August bereits stieß die Avantgarde des Kronprinzen von Sachsen, das 12. Corps, bei Nouart zuerst auf den Feind und warfen

ihn von der Verbindung zwischen Mezières und Thionville zurück. Der Vormarsch der Franzosen auf Metz war damit bereits unterbrochen.

Am folgenden Tage fand der erste große Zusammenstoß der beiden Armeen statt. Das 4. (sächsische), das 12. (Königlich sächsische) und das 1. bayerische Corps stießen gegen Mittag bei Beaumont auf eine Hauptabtheilung der Mac Mahonschen Armee. Das 4. Corps brach auf Beaumont los, links von den Baiern, rechts von den Sachsen unterstützt; dasselbe überrasschte eine französische Division in ihrem Lager, welche so eilig aufbrechen mußte, daß die deutschen Truppen die eben bereitete Mahlzeit derselben in den Feldkesseln vorfanden. Das vom Feinde verlassene Beaumont wurde genommen. Währenddessen waren die Baiern von der linken Flanke angegriffen worden, wandten sich schnell gegen diesen Angriff und warfen den Feind zurück. Die beiden Corps (4. und 12.) rückten nun in fortwährendem Gefecht weiter vor, beschossen das vom Feinde besetzte Städtchen Mouzon bis zu einbrechender Dunkelheit, wo das 4. Corps dasselbe einnahm. Die Franzosen zogen sich theilweise am linken Ufer der Maas auf die Festung Sedan zurück, während ihr Hauptcorps von den verfolgenden Truppen über eine Brücke bei Mouzon gedrängt wurde, wobei sie ihre Bagage im Stich ließen. Die Franzosen hatten sehr große Verluste.

Durch den unter den Augen des Königs errungenen Sieg bei Beaumont war dem Feinde ein wichtiges Gebiet abgenommen. Die Zugänge der Ardennen befanden sich in den Händen der deutschen Armeen.

Inzwischen war auch die Armee des Kronprinzen von Preußen am 30. und 31. August vom Süden und Südwesten herbeigeeilt, um auch von der anderen Seite die französische Armee zu umfassen. Mit dem Rücken gegen die belgische Grenze gedrängt, blieb dem Marschall Mac Mahon nur übrig, Stellung bei Sedan am rechten Ufer der Maas zu nehmen und den Angriff zu erwarten, welcher über das Schicksal der letzten Armee des Kaiserreichs entscheiden sollte.

**Die Schlacht bei Sedan.** Im deutschen Hauptquartier war Anfangs beabsichtigt, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, um den Truppen nach den großen Strapazen des Marsches einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer Berathung aber, welche der König Wilhelm am 31. August Nachmittags mit dem Kronprinzen und mit den Generalen von Moltke und von Blumenthal hatte, wurde beschlossen, daß der Angriff auf Sedan und die französischen Truppen zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei. In der Nacht auf den 1. September erhielten der Kronprinz von Sachsen und die einzelnen Corps den Befehl, am andern Morgen um 5 Uhr zum Angriff vorzugehen. Der Kronprinz von Preußen aber hatte noch am Abend des 31. August den linken Flügel seiner Armee über die Maas vorgeschoben, so daß der Angriff am folgenden Tage gleich von drei Seiten erfolgen konnte. Die deutsche Schlachtlinie war so gebildet: den rechten Flügel hielt der Kronprinz von Sachsen, das 12. (K. sächsische) Corps in der Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann die Garde, endlich die 4. Kavallerie-Division. Den Sachsen zur linken Hand folgten die Baiern bei Bazailles

dann unterhalb Donchery das preussische 11. Corps, diesem zunächst das 5. Corps, noch weiter links die Württemberger, und weiter hinten das 6. Corps. Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften die Corps Mac Mahon, Faily, Canrobert, die Reste der Douay'schen Armee und das neugebildete 12. Corps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan, ihre Flanken erstreckten sich von den Vorbergen der Ardennen hinter Sedan bis gegen Mezères, das ihrem rechten Flügel zum Stützpunkte diente. Das deutsche Oberkommando nahm auf einer Bergkuppe vor Donchery seine Aufstellung, von wo man die ganze Schlachordnung übersehen und die Entwicklung nach allen Richtungen verfolgen konnte.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erst gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch, es wurde ein schwüler drückender Tag. Um halb 7 Uhr ertönte auf dem rechten deutschen Flügel anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf hier über eine Stunde lang zum Stehen kam, ging der linke preussische Flügel, das 11. und 5. Corps, zur völligen Umgehung der französischen Linien vor. Der Schlachplan beruhete darauf, daß dieses Corps sich durch einen Marsch in den Bergen hin schließlich mit den Corps des rechten Flügels zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auf der Seite gegen die Ardennen ein Niegel vorgeschoben wurde. Nach 9 Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps soweit vollbracht, daß dasselbe bereits an der anderen Seite unmittelbar an den Feind herankam. Heftiges Batterief Feuer bezeichnete den Eintritt des Augenblicks. Dies war für die Sachsen auf dem rechten Flügel, welche bis dahin absichtlich noch nicht mit ganzer Kraft vorgegangen waren, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attacke. Derselbe begann schon jetzt sich an einigen Stellen auf die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen; aber Alles, was sich so zu retten suchte, fiel in die eiserne Umarmung der beiden dorthin vorgedrungenen preussischen Corps. Als das 11. Corps von dem mittleren Berggrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ der Widerstand an vielen Stellen schon nach, an anderen aber kam es zu verzweifelttem Kampf. Um dem verheerenden preussischen Artillerief Feuer beizukommen, ging die französische Kavallerie in wiederholten Attacken mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter mit verzweifelter Bravour. Sie jagten durch die Lücken der Infanterie hindurch, kehrten überwältigt von dem mörderischen Feuer der Artillerie um, kamen aber auf demselben Wege zum zweiten und dritten Male zurück, bis das Feld von Leichen und Pferden wie besäet war. Die französische Infanterie ermattete früher und warf haufenweise die Waffen weg. Inzwischen war das 5. Corps auf der Umgehung bis an die äußersten Höhenwaldungen gelangt und sperrete den Truppentheilen, welche nach den Ardennen zu entkommen suchten, den Weg. Nachdem somit die Fluchtlinie rückwärts geschlossen war, vollzog sich die Entscheidung allein noch auf dem mittleren Schlachtfelde und in der Festung selbst, die jetzt den von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit 1 Uhr näherten sich die Feuer der preussischen Batterien von dem rechten

und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß auch hier die Rückzugslinie bald völlig geschlossen war. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der unaufhaltsame Vormarsch des Gardecorps, welches sich jetzt zur Seite des 12. auf dem rechten Flügel entfaltete. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen war zu erkennen, wie von Minute zu Minute den Feinden Terrain entrissen wurde. Sehr wirksam that sich die Unterstützung der Baiern hervor, welche das Dorf Bazeilles, welches dabei in Flammen aufging, nach zähem Widerstand erstürmten und dann gleichfalls auf Sedan vordrangen. Das 11. Corps von der einen, das 12. von der andern rückten bereits gegen die Mauern von Sedan heran. In hellen Haufen sah man den Feind der Festung zuellen. Das Gardecorps reichte sich um 2 Uhr bereits mit dem 5. Corps an den äußersten Waldeshöhen die Hand. In einer doppelten Reihe umschlossen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung zurückgeworfen hatte.

Der Donner der großen Geschütze war verstummt, es trat eine Pause ein. „Großer Sieg“ ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr dem Könige melden; gleich darauf begab er sich mit seinem ganzen Stabe selbst zum König, welcher seit dem frühen Morgen auf der Höhe bei Donchery ausgeharrt hatte. Jeden Augenblick erwartete man, die weiße Fahne des Parlamentärs in Sedan aufziehen zu sehen; da sie sich um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr noch nicht blicken ließ, so wurde die Beschießung angeordnet. Baiersche Batterien thaten die ersten Schüsse. Bald zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tief schwarzem Qualme schlug die Flamme empor; ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Mit den vielen brennenden Dörfern im Umkreise machte es einen erschütternden Eindruck. Der König ließ das Feuer schweigen und sendete den Oberst-Lieutenant v. Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bairischer Offizier, der meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gezeigt habe. Der preussische Parlamentär wurde eingelassen und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an den König übergeben wollte. Der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und erhielt zur Antwort: „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern“. Der Kaiser erwiderte, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac Mahon das Kommando übernommen habe und daß er seinen General-Adjutanten Reille mit einem Briefe an den König absenden werde.

Ueber den weiteren Verlauf schrieb der König selbst an die Königin (aus Vendresse am 3. September:.) Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor Allem und auf Alle machte. Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen

niederlege.“ Der Brief fängt so an: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon épée à Votre Majesté“, Alles Weitere mir anheimstellend. Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte, und sich in der Nähe ein Schloßchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde, um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schloßchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde, wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen.

Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. Nach dieser Begegnung beritt ich von  $\frac{1}{2}$  3 bis  $\frac{1}{2}$  8 Uhr die ganze Armee vor Sedan. Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimirten Garde-Corps, das Alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.“

Das erste Telegramm, welches der König über die Kapitulation bei Sedan an die Königin gesandt hatte, lautete:

„Vor Sedan, 2. September,  $\frac{1}{2}$  2 Uhr Nachmittags. Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschall Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung.  
Wilhelm.“

Ein weiteres Telegramm des Königs an die Königin lautete:

An Ihre Majestät die Königin Augusta in Berlin.

Barennes, 4. September, Vormittags 8 Uhr. Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalt gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schloßchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken! Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit  $\frac{1}{2}$  8 Uhr hatte ich den fünfständigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück. Gott helfe weiter.

Wilhelm.

Das obige ausführliche Schreiben des Königs (aus Vendresse) begann mit den Worten:

„Du kennst nun durch meine Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.“

Die Kapitulation von Sedan, welche am 2. September vom General von Moltke mit dem General von Wimpffen abgeschlossen worden, bestimmte in der Hauptsache Folgendes:

Die französische Armee, unter dem Oberbefehl des Generals Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen. — In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee ist hinsichtlich aller Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehenden Beamten eine Ausnahme gemacht worden, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten. — Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Pferden, Kriegskassen, Kriegsfuhrwerken, Munition u., werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militärischen Commission übergeben, die sie sofort den deutschen Commissaren überantworten wird. — Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am Abend des 2. September zur Disposition Sr. Maj. des Königs von Preußen gestellt. — Die Offiziere, welche nicht die erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, so wie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militärischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein.

Die Begegnung des Königs mit dem Kaiser fand in einem Schloßchen Bellevue statt, wohin Graf Bismarck den Kaiser kurz zuvor geleitet hatte. Der König kam, umgeben von dem Kronprinzen und mehreren deutschen Fürsten und den Offizieren. Napoleon III. empfing den Sieger von Sedan an der Außenseite des Hauses vor der Treppe, zog seine Militärmütze ab, als der König sich ihm näherte und verbeugte sich mit tiefer Ehrerbietung. Dann begleitete er den König und den Kronprinzen in das Innere des Hauses, wo eine Unterredung stattfand. Von der Unterhaltung der beiden Monarchen wird (freilich unverbürgt) berichtet, daß der König zuerst gesprochen habe: „Gott habe in dem Kriege, den er nicht gewollt, ihm den Sieg gegeben.“ Der Kaiser sagte, „er sei durch die öffentliche Meinung zum Kriege gezwungen worden.“ Der König aber erwiderte: „Ihre Minister schufen jene öffentliche Meinung.“ — Nach einer Pause erkannte der König an, daß die französische Armee tapfer gekämpft habe. Napoleon nahm dies dankbar auf, sagte aber: die deutschen Truppen besaßen eine Disciplin, die den französischen fehlte. Er rühmte vor Allem die preussische Artillerie als die beste der Welt. König Wilhelm versicherte, daß seine Armee vor und nach 1866 alle Erfahrungen anderer Völker gewissenhaft geprüft und alles Gute sich angeeignet habe. — Napoleon glaubte, Prinz Friedrich Carl habe das Schicksal des Tages von Sedan entschieden, und war betroffen, zu hören, daß derselbe noch mit sieben Corps vor Metz stehe. Auf die Frage des Königs, ob der Kaiser noch irgend welche Unterhandlungen beabsichtige, erwiderte derselbe: „Die Kaiserin in Paris hat als Regentin allein die Macht zu unterhandeln. Ich bin machtlos und kann weder Befehle geben noch Bedingungen stellen.“

Das Anerbieten des Königs, der dem Kaiser sein Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel zur Verfügung stellte, nahm Napoleon III. dankend an und fügte nur noch den Wunsch hinzu, daß ihm, soweit er bei seiner Ueberführung nach Deutschland französisches Gebiet zu passiren habe, eine starke militärische Bedeckung gewährt werden möge. Als die Unterredung beendet, verabschiedete er sich von dem König und dem Kronprinzen in tiefer Bewegung. In seinen Augen standen Thränen, die er zu verbergen suchte. Der König beobachtete neben ihm eine ernste, würdevolle, kriegerische Haltung.

Nach dem Abschlusse der Capitulation und nachdem dieselbe im königlichen Hauptquartier verlesen war, richtete der König an die anwesenden Fürsten folgende Worte:

„Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren Fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment zahlreich um mich versammelt sehe — mit Uns verbündet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit Dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beur-

theilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt."

Als der König seine Verblindeten erwähnte, richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Baiern und Wilhelm von Württemberg. Am folgenden Tage brachte der König beim Mittagmahle im Hauptquartier folgenden Trinkspruch aus:

„Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegs-Minister v. Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat.“

Wie bedeutend die Armee Mac Mahons vor den letzten zerstücktenden Schlägen noch gewesen, darüber ist nachträglich noch volle Gewißheit erlangt worden. Nachdem die Franzosen in der Schlacht bei Beaumont nahezu 25,000 Mann verloren hatten, wurden in der Schlacht bei Sedan 25,000 Mann gefangen, bei der Kapitulation aber 83,000 Mann (darunter 400 Offiziere und über 50 Generale) und außerdem 14,000 Verwundete vorgefunden. Unter Hinzurechnung von etwa 3000 Mann, die nach Belgien versprengt waren, betrug mithin die Mac Mahon'sche Armee vor den Tagen von Beaumont und Sedan etwa 150,000 Mann.

Der großartige Gesamterfolg der Operation gegen Mac Mahon war vor Allem dadurch erreicht worden, daß es der bewunderungswürdigen deutschen Heeresleitung gelungen war, ungeachtet des großen Vorsprungs der Mac Mahon'schen Armee, welche theilweise auf der Eisenbahn nach dem Norden befördert war, alle Kräfte der beiden Kronprinzlichen Armeen aus den weitesten Entfernungen in kräftigsten Eilmärschen nicht blos zur rechten Zeit heranzuziehen, sondern noch die feindliche Armee zu überflügeln und rings zu umgehen, so daß Mac Mahon sich am 1. September zu seiner großen Ueberraschung eingeschlossen sah. Es war hier eines der größten Meisterstücke der Feldherrnkunst gelungen, welches dem General von Moltke, sowie allen den Führern und Truppen, welche zur Durchführung hingebend mitgewirkt haben, für alle Zeiten zum höchsten Ruhme gereichen wird. Nur durch eine so ungewöhnliche Kriegsthat konnte es geschehen, daß eine so starke, tapfere, heldenmüthige Armee sich genöthigt fand, vor dem Sieger einfach die Waffen zu strecken, ein Ereigniß, welches bei solcher Truppenzahl in der Kriegsgeschichte aller Völker unerhört war. Mit dem Kaiser selbst, dem verwundeten Marschall Mac Mahon und seinem ganzen Heere fielen 400 Feldgeschütze, darunter 70 Mitraillenusen, ferner 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde und ein reiches Material in die Hände der Deutschen. Ein beispielloser Erfolg in allen Beziehungen!

**Ausfall Bazaine's und Schlacht bei Noisseville.** Gleichzeitig mit dem Versuche Mac Mahons, zum Entsätze von Metz der deutschen Ein-

schließungsarmeen in den Rücken zu fallen, an demselben Tage, an welchem die blutigen Kämpfe vor Sedan stattfanden, war Marschall Bazaine mit äußerster Anstrengung bemüht, den eisernen Ring, der ihn in Metz einschloß, zu durchbrechen.

Seit dem 18. August, wo Bazaine sich hinter die Forts von Metz zurückgezogen hatte, waren beinahe vierzehn Tage verflossen, ohne daß die Franzosen einen ernstern Vorstoß aus der Festung unternommen hätten, während jeder weitere Tag der Einschließungsarmee unter Prinz Friedrich Carl mehr Zeit gewährte, sich in ihren Stellungen einzurichten und zu befestigen.

Im Allgemeinen wurde Metz auf dem linken Moselufer von der I., auf dem rechten von der II. Armee eingeschlossen. Brücken wurden oberhalb und unterhalb der Festung geschlagen, die Festung selbst in ihrem ganzen Umfang durch Schanzen, Batterien und Schützengräben, oft in zwei- und dreifacher Linie eingeschlossen und die Dörfer, die im Bereiche der Linien lagen, zur Vertheidigung gründlich eingerichtet. Die ganze Länge der Einschließungslinie betrug gegen 6 Meilen. An allen überhöhenden Punkten waren Observatorien errichtet, Telegraphen standen mit ihnen und mit sämtlichen Hauptquartieren der Corps in Verbindung, so daß nichts versäumt wurde, um die Einschließung zu einer gegen jede Eventualität gesicherten zu machen. Je mehr die Befestigungsarbeiten der deutschen Truppen vorrückten, desto mehr mußte die Aussicht der Franzosen auf einen gewaltsamen Durchbruch sich verringern.

Am 30. August erhielt Bazaine, dem es in jener ersten Zeit der Einschließung noch gelang, durch Boten mit dem Hauptquartier des Kaisers in Verbindung zu bleiben, die Nachricht, daß Mac Mahon vom Nordwesten her zu seiner Befreiung heranrückte.

Vergeblich wartete die eingeschlossene Armee auf den Schlachtdonner, der ihr das Zeichen des Herannahens der Mac Mahon'schen Armee sein mußte; Bazaine aber brach seinerseits zur verabredeten Zeit, am 31. August, aus Metz hervor, um den Durchgang nach Norden hin zu erzwingen. Vom Morgen des 31. August bis Mittag des 1. September dauerten unausgesetzt die Kämpfe bei Noisseville, an denen von deutscher Seite vorzugsweise das 1. Armeecorps, ein Theil des 9. Corps, die vor kurzem vor Metz gezogene Reserve-Division des Generals von Kummer und die 28. Infanterie-Brigade theilhaftig waren. Unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl schlug der General von Manteuffel alle Versuche des Feindes bei Tag und bei Nacht in ruhmvollen Kämpfen zurück und warf die Franzosen wieder in die Festung zurück. Sie hatten mit großer Tapferkeit gefochten, fanden aber noch tapferern Widerstand; ihre nächtlichen Ueberfälle wurden mit ostpreussischen Kolben und Bajonetten zurückgewiesen.

Der gemeinschaftliche Plan Bazaine's und Mac Mahon's war auf allen Punkten gescheitert.

Man konnte den Krieg, wenn nicht als beendet, so doch als entschieden ansehen. In dem Zeitraume von 4 Wochen waren 8 größere Schlachten geschlagen und gewonnen. Das eine französische Heer war in Metz einge-

schlossen, seine physische und moralische Kraft im blutigen Ringen gebrochen, das andere wurde gefangen nach Deutschland abgeführt. Der Kaiser hatte sich der Gnade des Siegers ergeben. Der Weg nach Paris lag offen.

Welch eine Wendung durch Gottes Führung! so sprach mit König Wilhelm das ganze deutsche Volk im Hinblick auf das gesammte großartige Walten Gottes in jenem Momente deutscher Geschichte. Wie unter Zeichen und Wundern erfüllte sich, was das deutsche Volk in der Tiefe patriotischer Herzen ersehnt hatte. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs feierte Deutschland seine Auferstehung, — die endlich erreichte Einigung aller deutschen Stämme und Staaten fand in den glorreichen Erfolgen jener Tage eine so erhabene Weihe, daß das deutsche Volk daraus das erhebende Bewußtsein entnahm, was es in seiner Einheit ist und vermag. Auf der Höhe der nationalen Begeisterung jener Tage legten die Patrioten in Deutschland überall das Gelübde ab, daß sie den köstlichen Schatz der Einheit, diese Quelle der Kraft und Macht, dem deutschen Volke erhalten und sorglich hüten wollten.

Wilhelmshöhe aber, wo am 5. September der Kaiser Napoleon als Kriegsgefangener einzog, war inmitten der stolzen Erhebung des deutschen Volkes zugleich eine ernste Mahnung gegen Uebermuth und Ueberhebung. Noch niemals war Gottes Strafgericht über freventlichen Hochmuth so niederschmetternd hereingebrochen, wie in jener gewaltigen Zeit über Napoleon III. und Frankreich.

**Der Seekrieg.** Als Frankreich herausfordernd zum Kriege drängte, war man überall der Ueberzeugung gewesen, daß in demselben auch der französischen Flotte eine große Aufgabe zugebracht sei. Durch die Aufwendungen der Kaiserlichen Regierung seit fast zwanzig Jahren war dieselbe in die Reihe der ersten Kriegsflotten der Welt getreten, der englischen und amerikanischen Flotte, wie man annahm, ebenbürtig. Es war von vorn herein unzweifelhaft, daß die erst in der Gründung begriffene Norddeutsche Kriegsmarine einen eigentlichen Kampf mit der mächtigen Feindin nicht aufnehmen könne. Die Franzosen schienen überdies die Rüstungen gerade zur See schon sehr früh begonnen zu haben; bereits in der ersten Juliwoche sollte nach den Absichten der französischen Regierung in den großen Kriegshäfen Brest und Cherbourg Alles zum sofortigen Abgang einer Flotte und eines Landungsheeres in der Nord- und Ostsee fertig sein. Die Norddeutsche Marine dagegen befand sich im ersten Augenblicke insofern in großer Verlegenheit, als der stärkste Theil der Flotte, das Panzergeschwader, kurz zuvor eine Uebungsfahrt nach dem Ocean unternommen hatte und möglicher Weise schon zu weit entfernt sein konnte, um noch zurückbeordert zu werden. Zum Glück hatte jedoch der Admiral Prinz Adalbert von Preußen noch zeitig genug von den ersten Anzeichen des drohenden Krieges Kenntniß erhalten, wartete demzufolge die erste politische Entwicklung in dem englischen Hafen zu Plymouth ab und kehrte mit dem kleinen Geschwader am 16. Juli nach Wilhelmshafen in die Bade zurück, ohne daß die Franzosen es gewahr wurden. Noch acht Tage später glaubte man in Paris, daß ein Kampf gegen die deutschen Panzerschiffe demnächst im Kanal stattfinden werde. Die französische Marine schätzte sich glücklich über die wichtige Rolle, die ihr

in dem Feldzuge vorbehalten schien; nach der Vernichtung der Norddeutschen Flotte hoffte man ohne Schwierigkeit an der Nordsee und an der Ostsee landen zu können, Dänemark zu einem Bündniß mit Frankreich und zur Theilnahme am Kriege zu Lande und zu Wasser zu bestimmen und durch eine Landung in Westpreußen die polnisch-rebende Bevölkerung in Preußen zum Aufstande zu bewegen. Alle diese hochfahrenden Pläne sollten freilich in Nichts zerrinnen.

Die Norddeutsche Regierung konnte, wie erwähnt, an eine eigentliche Kriegführung in offener See nicht denken, wenn sie nicht die Existenz ihrer jungen Flotte auf's Spiel setzen wollte; dagegen war ihr Streben darauf gerichtet, den deutschen Küsten an der Nord- und Ostsee vollen Schutz zu gewähren und etwaige Landungsversuche der Franzosen abzuweisen. Der General Vogel von Falkenstein, welcher sich durch die Führung der Main-Armee im Jahre 1866 großes Ansehen und Vertrauen erworben hatte, wurde zu der wichtigen Stellung des General-Gouverneurs der Küstenlande und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zum Oberbefehlshaber der zur Küstenvertheidigung bestimmten Truppen (der 17. Division und mehrerer Reserve-Divisionen) ernannt.

General von Falkenstein erließ am 23. Juli einen Aufruf an die Küstenbewohner der Nord- und Ostsee zur Bildung einer freiwilligen Küstenwehr. „Unsere Küsten sind bedroht,“ sagte er, „bewaffnet Euch längs unserer ganzen Küste, formirt Euch in Abtheilungen unter Führung verständiger Männer. Die Bewachung der Küste möge zuvörderst Eure Aufgabe sein, um schnelle Mittheilung an die nächste Militärbehörde machen zu können. Bei einer eintretenden militärischen Abwehr dürft Ihr nicht fehlen. Jeder Franzmann, der Eure Küste betritt, sei Euch verfallen.“ — Durch königlichen Erlaß vom 25. Juli wurde ferner die Bildung einer freiwilligen Seewehr verkündet, in welcher die deutschen Seeleute und Schiffseigner ihre Kräfte und geeignete Schiffe dem Vaterlande zur Verfügung stellen sollten. Die Zugänge der Häfen und alle gefährdeten Punkte der Küsten wurden durch Befestigungen, durch Legung von Torpedos u. s. w. möglichst gesichert.

Die französische Flotte war ungeachtet der schon im tiefsten Frieden getroffenen Vorbereitungen doch im Augenblicke, wo es darauf ankam, in keiner Beziehung zum Auslaufen fertig, vielmehr traten ebenso wie im Landheer allerlei Vernachlässigungen in der Ausrüstung, sowie ein großes Schwanken in den Entschlüssen hervor. Es war zuerst bestimmt, daß der Admiral Bouet-Billaumez mit einer großen Panzerflotte sofort auslaufen, eine zweite Flotte mit einem Landungsheere von 30,000 Mann unmittelbar folgen sollte. Admiral Bouet verließ in der That am 24. Juli Cherbourg, die Kaiserin gab der Flotte das Geleite, um die Mannschaften zu den in Aussicht stehenden Thaten zu begeistern. Der nächste Zweck war, die vermeintlich noch im Kanal weilende deutsche Flotte zu überraschen und zu schlagen und mit vollem Dampfe ging es von Cherbourg nach Nordost; aber die deutschen Schiffe waren weder in der Nordsee noch an der deutschen Nordküste zu finden. Admiral Bouet wäre nun sofort in die Ostsee und an die Küsten Dänemarks gegangen, — aber

man war ohne Karten der dänischen Küsten abgefegelt und es entstand nun von vorn herein ein unsicheres Schwanken. Die französische Regierung drängte den Admiral, in die Ostsee einzulaufen, weil man in dem dänischen Volke einen bereitwilligen Verbündeten finden könne, dessen Marine in der Ostsee zu Hause sei, und der zugleich sofort eine Landarmee von 40,000 Mann stellen könne. In der That hätte Dänemark sich wohl alsbald mit fortreißen lassen, wenn nur mit dem französischen Geschwader sofort auch eine Landungsarmee herbeigekommen wäre; die Absendung der in Cherbourg versammelten Landtruppen wurde aber fort und fort verzögert, und als sodann die deutschen Armeen an Frankreichs Grenze zum Angriff vorgingen, erkannten die Franzosen bald, daß sie keine 30,000 Mann mehr übrig hatten, um sie in die Ostsee zu entsenden. Admiral Bouet lief Anfangs August in die Ostsee ein, überzeugte sich jedoch sehr bald, daß er mit seinen tief gehenden Panzerschiffen an den flachen Küsten der Ostsee wenig würde ausrichten können. Während er noch mit den ersten Recognoscirungen beschäftigt war, erhielt er die amtliche Mittheilung von den ersten unglücklichen Schlachten bei Wörth und Spicheren, und zugleich die Nachricht, daß zwar die zweite Flotte von Cherbourg auslaufen würde, jedoch ohne Landungsarmee; er möge sich daher auf die unter solchen Umständen möglichen Actionen, besonders auf eine strenge Blockade der Ostseehäfen beschränken. Der französische Admiral ergab sich nur mit Widerstreben in diese Nothwendigkeit; aber nach allen erneuten Recognoscirungen überzeugte er sich immer mehr, daß er weder gegen den Hafen von Kiel, welcher in vortrefflichen Vertheidigungsstand gesetzt war, noch gegen irgend einen anderen wichtigen Platz mit Erfolg vorgehen könne. Er mußte sich daher in der That auf die Blockade der Häfen beschränken. Seitens der norddeutschen Marine konnte von einem Angriffe gegen die gewaltige Panzerflotte natürlich nicht die Rede sein, doch ließen sich die deutschen Schiffe keine Gelegenheit entgehen, ihrerseits Beweise von Muth und Unererschrockenheit zu geben. Als das Panzergeschwader sich am 17. August bei der Insel Hiddensee (nordwestlich von Rügen) zeigte, ging das Dampf-Aviso „Grille“ unter Capitän Graf Waldersee mit einigen Kanonenbooten auf 3000 Schritte an dasselbe heran und ließ sich auf eine lebhaftere Kanonade mit der weit überlegenen Macht ein, ohne irgend einen Verlust oder Schaden zu erleiden. Vergeblich suchte ein französisches Aviso der „Grille“ beizukommen, dieselbe ging unverletzt in die Bucht zurück, in welche ihr die feindlichen Schiffe nicht zu folgen vermochten. Auch sonst wurde die französische Flotte von den deutschen Kriegsschiffen und Kanonenbooten vielfach beunruhigt, ohne denselben beikommen zu können.

Während Admiral Bouet in der Ostsee erfolglos kreuzte, war Admiral Fourichon mit einer zweiten Flotte in der Nordsee erschienen, um auch dort zunächst die Blockade der Häfen durchzuführen, zugleich aber, um die deutsche Panzerflotte anzugreifen. Fourichon hatte 12 Schiffe, darunter acht der schwersten und bestbewaffneten Panzerfregatten, zu denen bald noch einige andere eben so starke stießen. Seine Recognoscirungen an der Küste und besonders vor der Jade ließen ihn jedoch bald erkennen, daß es mit einem Angriffe seine sehr großen Schwierigkeiten haben werde.

Gegen Ende August erhielt er den Befehl von Paris, den Eingang zur Jade, was es auch kosten möge, zu erzwingen und alle Werke zu zerstören. Das deutsche Panzergeschwader war vollständig bereit, den Angriff abzuwehren, aber Fourichon wurde zunächst durch stürmisches Wetter von jedem thatkräftigen Vorgehen abgehalten und ehe er seine Flotte zum Angriff sammeln konnte, wurde er in Folge des Sturzes des Kaiserreichs nach Paris abgerufen, um das Marine-Ministerium zu übernehmen. Die Flotte in der Nordsee verharrte in ihrer Unthätigkeit, und als am 11. September Admiral Jachmann mit dem deutschen Panzergeschwader aus der Jade in See ging, um den Feind, dessen Schiffe er bei dem schlechten Wetter zerstreut zu finden hoffte, aufzusuchen, fand er bis Helgoland keine französischen Schiffe mehr. Dieselben waren, da die neue republikanische Regierung der Seemannschaften bei der Vertheidigung von Paris bedurfte, nach Cherbourg zurückgerufen worden. — Das Geschwader in der Ostsee dagegen war unterdeß noch durch zwei der mächtigsten Panzerschiffe verstärkt worden, und der Admiral Bouet entschloß sich, um doch „irgend eine Waffenthat“ verzeichnen zu können, Colberg anzugreifen und zu bombardiren. Aber auch dieses zwecklose Unternehmen sollte nicht zur Ausführung gelangen. Das Geschwader ankerte vor Arkona und traf alle Vorbereitungen zur großen „Schlacht“ (die ein würdiges Seitenstück zur Beschießung von Saarbrücken geworden wäre), als ein nächtlicher Nordoststurm die mächtige Flotte völlig auseinanderwarf, mehrere Schiffe schwer beschädigte und jedes Unternehmen für den Augenblick unmöglich machte. Inzwischen hatte Admiral Bouet die Nachricht von der Abfahrt der Nordsee-Flotte erhalten und beilte sich auch das Ostseegeschwader nach Frankreich zurückzuführen. Am 29. September lief er nach einem völlig thatenlosen Feldzuge wieder im Hafen von Cherbourg ein. Noch einmal wurde im October ein Geschwader ausgesandt, um die Blockade der deutschen Häfen aufrecht zu erhalten, aber nach vergeblichem Ringen gegen die Stürme der Nordsee, kehrte am 19. October das Admiralschiff, ohne Steuerruder, geschleppt von einem anderen Schiffe, in den rettenden Hafen von Cherbourg wieder ein.

Die deutsche Heeresleitung hatte ihrerseits schon im August die geringen Gefahren, welche zur See droheten, richtig beurtheilt und deshalb den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem zunächst zur Bewachung der Küsten bestimmten Corps nach Frankreich gezogen. Die Vertheidigung der Küsten wurde ausschließlich Landwehr-Divisionen zugewiesen, welche später, als alle Gefahr an der Seeseite geschwunden war, gleichfalls nach Frankreich marschirten. Der Gouverneur der Küstenlande, General Vogel von Falckenstein, erließ am 25. September eine Bekanntmachung, in welcher er die Befreiung der Küsten ankündigte und den Dienst der freiwilligen Küstenwehr als beendet erklärte. „Bei dieser Gelegenheit, sagte er, möge mir gestattet sein, unserer Küstenwehr in Anerkennung der von ihr geleisteten Dienste hiermit meinen Dank auszusprechen, einen Dank, dem sich gewiß gern alle Küstenbewohner anschließen werden. Die freiwillige Küstenwehr hat mit der größten Opferwilligkeit und Thatkraft gezeigt, daß, wenn es gilt, das Vaterland und den eigenen Heerd zu schützen, jeder Einzelne von dem patriotischen Pflichtgefühl befeelt

ist, an der bedrohten Grenze auf der Wacht zu sein. Sollte dennoch unserer Küste noch einmal Gefahr drohen, dann würden König und Vaterland, daß bin ich gewiß, einen Veden mit Freudigkeit auch „zur Wacht am Meer“ wiederum auf seinem Posten finden.“

Was die deutsche Marine betrifft, so hatte dieselbe keine eigentlichen Thaten ausführen können, aber sie hatte treu und erfolgreich geleistet, was man von ihr erwarten durfte. Die Kraft derselben hat die mächtige französische Flotte im Schach gehalten, so daß kein Schuß gegen deutsche Häfen und Küsten gefallen ist, kein feindlicher Fuß unser Küstengebiet betreten hat. Einen Kampf in offener See durfte die junge deutsche Flotte nicht suchen, weil selbst ein glückliches Einzelgefecht keine praktischen Vortheile, eine Niederlage dagegen die schwersten Folgen für unsere Häfen gehabt hätte. Daß auch kühne Thatkraft der deutschen Marine nicht fehlt, das bewiesen auch einige Fahrzeuge, welche in fernen Meeren mit französischen Schiffen zusammentrafen, das Kanonenboot „Meteor“, welches unter dem Befehl des Corvetten-Capitän Knorr in den Gewässern von Havannah das französische Aviso „Bouvet“ zum Kampfe herausforderte und dasselbe nach lebhaftem Gefechte zwang, Rettung im Hafen zu suchen und, — die Corvette „Augusta“ unter Capitän Weikmann, welche im Eingange des Hafens von Bordeaux innerhalb des Bereichs der am Lande befindlichen Batterien mehrere französische Schiffe wegnahm. Sie wurde sodann im spanischen Hafen Vigo von mehreren französischen Panzerfregatten blockirt, als der inzwischen eingetretene Waffenstillstand auch den Feindseligkeiten zur See ein Ziel setzte.

### 63. Der Krieg gegen die französische Republik.

**Der Sturz des Kaiserreichs, die Erklärung der Republik.**  
Die Regierung des Kaisers Napoleon sollte die Niederlage bei Sedan nur wenige Tage überleben. Der Kaiser hatte, als er sich als Gefangener ergab, ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er weder den Oberbefehl über die Truppen, noch die Regierungsgewalt mehr in den Händen habe, indem er letztere bereits der Kaiserin als Regentin übergeben hatte. Die Hoffnung, welche er hegen mochte, die Regierung, wenn nicht für sich, doch für seinen Sohn zu retten, wurde sehr bald zu Schanden gemacht. Die Kaiserlichen Minister hatten bis zur letzten Entscheidung den wahren Stand der Dinge dem Volke trügerisch vorenthalten, noch während der Kämpfe bei Sedan hatten sie stets von Vortheilen und Siegen der französischen Waffen gesprochen. Als nunmehr Alles verloren und die Verhüllung der Wahrheit nicht mehr möglich war, als somit das Rügengebäude zusammenbrach, sank unter den Trümmern desselben die Kaiserliche Regierung selbst dahin. Kaum hatten die Minister „das große Unglück, welches Frankreich betroffen,“ eingestanden, so gewann die revolutionäre Partei den Muth, rücksichtslos gegen die Kaiserliche Regierung vorzugehen. Volkshaufen erschienen im SitzungsSaale des gesetzgebenden Körpers mit dem Rufe: „Es lebe die Republik.“ Die Berathungen wurden geschlossen. Die Führer der republikanischen Partei aber gingen mit den zusammengeworteten Volks-

massen nach dem Stadthause und setzten sich selber als provisorische Regierung ein. Ohne jeden Versuch des Widerstandes wichen die Kaiserlichen Minister dieser revolutionären Regierung, welche alsbald den gesetzgebenden Körper außer Thätigkeit setzte und alle Gewalt an sich nahm.

Die Kaiserin-Regentin floh nach England, wo sie mit ihrem von Sedan über Belgien entkommenen Sohne zusammentraf.

Das Kaiserreich war hiermit gestürzt, die Republik eingesetzt.

Die neue republikanische Regierung nannte sich zunächst die „Regierung der nationalen Vertheidigung.“ An ihre Spitze trat der bisherige Gouverneur von Paris General Trochu, die bedeutendsten Mitglieder waren die Advokaten Jules Favre und Gambetta.

Die erste Proclamation, welche die Regierung erließ, lautete:

„Franzosen! Das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in Macht und Gewalt, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt; die Republik ist proclamirt. Die Revolution ist im Namen des Rechtes, des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger! Bewacht die Stadt, die Euch anvertraut worden ist; morgen werdet Ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes sein.“

Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten J. Favre erließ ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs bei den fremden Mächten, in welchem er sich über die Stellung zu Krieg oder Frieden, folgendermaßen aussprach: „Die Dynastie liegt am Boden. Das freie Frankreich steht auf. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen, der ihm wenigstens eben so verderblich als uns sein wird? Will er der Welt des neunzehnten Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier sich gegenseitig zerstörenden Nationen geben, welche, die Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Vernunft vergessend, Ruinen und Leichname aufhäufen? Es steht ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortung vor der Welt und der Geschichte. Wir überlassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen. Ein ehrloser Friede bedeutete einen Vernichtungskrieg nach kurzer Frist. Wir werden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln. Wir besitzen eine entschlossene Armee, gut versorgte Festungen, einen gut angelegten Festungsgürtel, aber vor Allem die Brust von 300,000 Streitern, entschlossen, bis auf den letzten Mann sich zu halten. Nach den Forts die Brustwehren, nach den Brustwehren die Barricaden. Paris kann sich drei Monate halten und siegen; wenn es unterläge, so würde Frankreich bei seinem Aufrufe aufstehend es rächen; es würde den Kampf fortsetzen, und der Angreifer würde dabei zu Grunde gehen. Das ist's, was Europa wissen muß. Ich fasse es in Ein Wort zusammen vor Gott, der uns hört, vor der Nachwelt, die uns richten wird: Wir wollen nur den Frieden; aber wenn man einen verderblichen Krieg, den wir verdammt, gegen uns fortsetzt, so werden wir unsere Pflicht bis zu Ende thun, und ich habe die feste Ueber-

zeugung, daß unsere Sache, welche die des Rechtes und der Gerechtigkeit ist, schließlich den Sieg davontragen wird."

Die neue Republik stellte also den deutschen Heeren die thörichte Zuthung, nach allen den blutigen Kämpfen und Siegen, welche sie bis vor die Hauptstadt Frankreichs geführt hatten, nunmehr auf Grund der Gefangennahme des Kaisers Napoleon einfach über den Rhein zurückzuführen. Die neuen Machthaber behaupteten dabei, daß die republikanische Partei stets den Krieg gegen Deutschland verdammt habe. In Wahrheit aber hatte dieselbe seit Jahren zum Kriege gehetzt und gedrängt; einer ihrer Hauptführer, der neue Minister Gambetta war überdies der erste gewesen, der die gehässige Maßregel der Ausweisung der Deutschen verlangt hatte. In den Blättern der republikanischen Partei wurden die Deutschen als „außerhalb alles Völkerrechts stehend“ behandelt.

Die gleichnerischen Reden der neuen republikanischen Machthaber konnten daher Niemand in Europa, am wenigsten in Deutschland irre leiten. Das deutsche Volk war von dem Bewußtsein erfüllt, daß es jetzt darauf ankomme, dafür zu sorgen, daß die Ruhe Europas nicht ferner der Spielball der Launen und der Frivolität der französischen Nation sein dürfe. Das neu erstandene Deutschland durfte seinen Siegeszug durch Frankreich nicht abbrechen, ohne einen Frieden gesichert zu haben, welcher der blutigen Opfer werth war und feste Bürgschaften für eine friedliche und segensreiche Zukunft gewährte.

**Die Einschließung von Paris.** Für die deutsche Heeresleitung konnte nach Sedan über das weiter zu verfolgende Ziel kein Zweifel bestehen. Der Vormarsch auf Paris war nur unterbrochen worden, um die feindlichen Streitkräfte, welche man auf dem Wege dorthin zu treffen hoffte, aufzufuchen und zu vernichten. Nachdem dies gelungen, war es selbstverständlich, daß der Marsch auf die Hauptstadt fortgesetzt wurde; um so mehr, als der Kaiser Napoleon bei Sedan seine Eigenschaft als Staatsoberhaupt unter Hinweis auf die in Paris befindliche Regentschaft verleugnet hatte. Durch die Unterwerfung von Paris wurde am sichersten der letzte Widerstand des straff centralisirten, in Allem von der Hauptstadt aus geleiteten feindlichen Landes gebrochen und die stärkste Bürgschaft für die Ausführung des angestrebten Friedensvertrages erlangt. In der energischen Fortsetzung des Angriffskriegs lag endlich das wirksamste Mittel, fremde Einmischung fern zu halten; ein Stillstand in den Operationen hätte diese herausgefordert. Am 2. September 11 $\frac{1}{2}$  Uhr Vormittags war die Capitulation der französischen Armee unterzeichnet, und um 12 Uhr ergingen die vorbereitenden Befehle des Königs an die III. und Maas-Armee für die Wiederaufnahme des Marsches nach Paris. Am 4. traten beide Armeen den Marsch an, die Avantgarde (das 6. Corps) traf an diesem Tage schon in Rheims ein. Am 5. hielt der König mit dem großen Hauptquartier seinen Einzug in Rheims, der alten Krönungsstadt der Könige von Frankreich. Bei dem Einzuge in offenem Wagen wurde er von den Truppen begeistert empfangen; er bewohnte im erzbischöflichen Palais dieselben Gemächer, welche vormals von den französischen Königen bei den Krönungsfeierlichkeiten bewohnt wurden. Der Kronprinz von Preußen

sollte wieder in der Richtung, welche seine Armee bis zu der Schwenkung nach Sedan hin inne gehabt, also im Thale der Aisne und der Marne auf Paris vorgehen, die Maas-Armee vom Nordosten her, besonders auf der Straße von Belgien über Laon und Soissons nach Paris. Die 6. Cavallerie-Division unter Herzog Wilhelm von Mecklenburg traf am 9. September vor der kleinen Festung Laon ein, dieselbe war nur noch von Mobilgarden besetzt. Auf den Wunsch der Bürger capitulirte der Kommandant und die Citadelle wurde von einer Compagnie des 4. Jägerbataillons besetzt. In dem Augenblicke aber, wo der letzte Mann der französischen Mobilgarden die Citadelle verlassen hatte, wurde das Pulvermagazin in die Luft gesprengt. Die Citadelle wurde dadurch größtentheils demolirt, beinahe 100 preussische Soldaten, auch Herzog Wilhelm verwundet. Die Untersuchung ergab, daß die Frevelthat einem einzelnen fanatischen Franzosen zuzuschreiben war. — Der weitere Vormarsch ging vom Osten und Nordosten ohne erheblichen Zwischenfall von Statten. Die Franzosen hatten theilweise durch Aufreißen und Sperren der Straßen, durch Abbrechen der Brücken den Marsch zu verzögern versucht, aber die Energie der deutschen Ingenieurcorps wußte diese Hindernisse rasch zu beseitigen. Das große Hauptquartier konnte schon am 15. September nach Meaux verlegt werden.

Am 15. Vormittags erging an beide Armeen der Befehl zur Cernirung von Paris, welche so ausgeführt werden sollte, daß jede Verbindung der Hauptstadt nach Außen abgeschnitten, und Zufuhren wie Entsatzversuche verhindert würden. Zu diesem Zwecke erhielt die Maas-Armee Befehl, sich gegen die Nordseite von Paris der Art zu dirigiren, daß die Einschließung am 19. durch das 4. Garde- und 12. Corps auf dem rechten Seine- und rechten Marne-Ufer vollzogen würde; die III. Armee wurde dagegen angewiesen, auf dem linken Ufer der Marne und Seine vorzurücken und nach Maßgabe des Eintreffens der noch rückwärts befindlichen Corps ihren linken Flügel auszudehnen, die Cavallerie jedoch so schnell als möglich theils gegen die Loire, theils zur Verbindung mit der 5. und 6. Cavallerie-Division vorzuschicken. Für die Einschließung von Paris standen am 19. September zur Verfügung: sechs Armee-Corps, die württembergische Division und 3 Cavallerie-Divisionen. Da es den Truppentheilen bei den ununterbrochenen Vorwärtsbewegungen nicht möglich gewesen war, die bisher erlittenen beträchtlichen Verluste durch Nachschub zu decken, so hatten sie größtentheils einen sehr verminderten Bestand, so daß die Gesamtstärke der Armee, welche am 19. die Cernirung von Paris ausführte, sich nur auf 122,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Cavallerie mit 622 Geschützen belief. Die Hauptenceinte von Paris hat einen Umfang von 4 Meilen; eine Verbindungslinie der Forts ist  $7\frac{1}{2}$  Meilen lang; die von den deutschen Vorposten zu besetzende Linie hatte dagegen eine Länge von 11 Meilen. Gegenüber den in Paris vorhandenen, wenn auch größtentheils noch sehr mangelhaft organisirten Streitkräften war die Cernirung von Paris jedenfalls ein kühnes Unternehmen. Die deutsche Heeresführung aber durfte für die Ausführung desselben der Tüchtigkeit ihrer Truppen unbedingt vertrauen.

Nach den vorbereitenden Bewegungen der Tage vom 15. bis 18. Sep-

tember wurde am 19. September durch einen Gesamtvormarsch der deutschen Heere um Paris die Umschließung der französischen Hauptstadt vollendet. Die Operation ging im Allgemeinen ohne Störung vor sich. Nur im Süden der Hauptstadt, wo die Arbeiten zur Aufwerfung neuer vorgrückter Schanzen noch nicht völlig beendigt waren, suchte der General Trochu noch im letzten Augenblicke das Vorrücken zu hindern. Er ließ 3 Divisionen unter General Vinoy ausrücken, um von den Höhen von Sceaux den Deutschen entgegenzutreten; aber das preussische 5. Corps (General von Kirchbach) und das 2. baierische Corps warfen in Gegenwart des Kronprinzen von Preußen die Pariser Truppen nach kurzem Kampfe zurück. Die Pariser Truppen hatten diese erste Probe zum Theil sehr schlecht bestanden. Einige Regimenter ergriffen bald nach dem Beginn des Kampfes in wildem Schrecken die Flucht und kamen in der größten Verwirrung in der Stadt an. General Trochu erließ einen Armeebefehl, in welchem er die strengsten Maßregeln gegen die Feiglinge ankündigte.

Am 19. September Abends war die Einschließung von Paris auf der Süd-, wie auf der Nordseite beendigt.

Der Kronprinz von Preußen nahm sein Hauptquartier in Versailles, der alten französischen Königsstadt, der König zunächst in Ferrières, einem Landsitze des Baron von Rothschild, einige Wochen später (am 5. Oktober) gleichfalls in Versailles.

**Waffenstillstands-Verhandlungen.** Die französische Regierung hatte kurz vor der Einschließung von Paris einen Theil ihrer Mitglieder nach Tours entsendet, um von dort aus als Regierungs-Delegation die Leitung der Provinzen in der Hand zu behalten, während der Hauptsitz der Regierung noch in Paris verbleiben sollte.

Die neue Regierung war von vorn herein wohl nur von einem schwachen Vertrauen zu dem schließlichen Erfolge ihres Widerstandes erfüllt; denn sie war alsbald ängstlich bemüht, bei den fremden Mächten eine Stütze zu finden. Der alte Staatsmann Thiers wurde mit einer Sendung an alle großen Höfe betraut, um die Regierungen zu einer Einmischung zu Gunsten Frankreichs zu stimmen. Derselbe mußte jedoch überall die Erfahrung machen, daß die Neigung der Mächte zu einer wirklichen Einmischung, insoweit sie früher vorhanden gewesen, nach dem Entscheidungsschlage von Sedan und nach der Einrichtung einer republikanischen Regierung in Frankreich vollends beseitigt war. Die französische Regierung erkannte bald, daß ihr Nichts übrig bleiben werde, als sich mit Deutschland selbst auseinander zu setzen, und der Minister Jules Favre bat in den Tagen, als sich die Einschließung von Paris vollzog, den Grafen Bismarck um eine Unterredung, welche ihm bewilligt wurde.

Graf Bismarck hatte inzwischen in zwei diplomatischen Rundschreiben (am 13. und 16. September) die Stellung Deutschlands zu den neuen Verhältnissen Frankreichs klar angekündigt. Er erinnerte daran, daß der Krieg gegen Deutschland in Wahrheit durch die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung in Frankreich hervorgerufen worden sei; deshalb könne Deutschland eine Gewähr für die Zukunft nicht in angeblich besseren

französischen Stimmungen suchen, müsse vielmehr auf einen neuen Angriff von Seiten Frankreichs gefaßt sei.

„Eine solche Anstrengung, wie die heutige,“ schrieb Graf Bismarck, „darf der deutschen Nation nicht dauernd von Neuem angejionnen werden; und wir sind daher gezwungen, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe zu erstreben, Bürgschaften zugleich für den europäischen Frieden, der von Deutschland eine Störung nicht zu befürchten hat. Diese Bürgschaften haben wir nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation zu fordern, welche gezeigt hat, daß sie jeder Herrschaft in den Krieg gegen uns zu folgen bereit ist, wie die Reihe der seit Jahrhunderten von Frankreich gegen Deutschland geführten Angriffskriege unwiderleglich darthut.“

Das zweite Rundschreiben (vom 16. September) beleuchtete die Versicherung J. Favre's über Frankreichs Friedensliebe und die Zumuthungen desselben an Deutschland. Graf Bismarck sagte:

„An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Akte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im voraus zu verdammen. Die Zumuthung, daß wir jetzt einen Waffenstillstand ohne jede Sicherheit für unsere Friedensbedingungen abschließen sollten, könnte nur dann ernsthaft gemeint sein, wenn man bei uns Mangel an militärischem und politischem Urtheil oder Gleichgültigkeit gegen die Interessen Deutschlands voraussetzt. — Wir sind fern von jeder Neigung zur Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs. Was für eine Regierung sich die französische Nation geben will, ist für uns gleichgültig. Formell ist die Regierung des Kaisers Napoleon bisher die allein von uns anerkannte. Unsere Friedensbedingungen, mit welcher zur Sache legitimirten Regierung wir dieselben auch mögen zu verhandeln haben, sind ganz unabhängig von der Frage, wie und von wem die französische Nation regiert wird, sie sind uns durch die Natur der Dinge und das Gesetz der Nothwehr gegen ein gewaltthätiges und friedloses Nachbarvolk vorgeschrieben. Die einmüthige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde.“

So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensiv bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist,

im Besitze Frankreichs, eine stets offene Ausfallspforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Character; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Frankreich dagegen wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, ebenso händelsüchtig und ruchlos wie in diesem Jahre, wiederum angreifen, sobald es sich durch eigene Kraft oder fremde Bündnisse stark genug dazu fühlt.“

Hiermit hatte Graf Bismarck zum ersten Male mit voller Klarheit und Bestimmtheit die politischen Forderungen für den Friedensschluß angekündigt: er durfte sich dabei in der That auf die einmüthige Stimme des deutschen Volkes berufen, welche seit den großen und entscheidenden Siegestagen die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen für Deutschland als den unabweislichen Siegespreis bezeichnet hatte.

Die Zusammenkunft von Jules Favre mit dem Grafen von Bismarck fand am 19. zu Haute Maison und am 20. in Ferrières statt. Es handelte sich dabei vor Allem um die Bedingungen eines Waffenstillstands, nur beiläufig um die künftigen Friedensbedingungen. In dieser Beziehung erklärte J. Favre vorweg, daß er jede mögliche Geldentschädigung in Aussicht stellen könne, Landabtretungen dagegen ablehnen müsse. Nachdem Graf Bismarck letztere als unentbehrlich bezeichnet hatte, erklärte Favre die Friedensunterhandlungen als aussichtslos, weil Landabtretungen für Frankreich erniedrigend, ja sogar entehrend sein würden. „Es gelang mir nicht,“ berichtete Graf Bismarck über die Unterredung, „ihn zu überzeugen, daß Bedingungen, deren Erfüllung Frankreich von Italien erlangt, von Deutschland gefordert habe, ohne mit einem der beiden Länder im Kriege gewesen zu sein, Bedingungen, welche Frankreich ganz zweifellos uns auferlegt haben würde, wenn wir besiegt worden wären, und welche das Ergebnis fast jeden Krieges auch der neuesten Zeit gewesen wären, für ein nach tapferer Gegenwehr besiegtcs Land an sich nichts Entehrendes haben könnten, und daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei, als diejenige aller anderen Länder. Ebenjowenig fand ich bei Herrn Favre dafür ein Verständniß, daß die Rückgabe von Straßburg bezüglich des Ehrenpunktes keine andere Bedeutung, als die von Landau oder Saarlouis haben würde, und daß die gewalthätigen Eroberungen Ludwigs XIV. mit der Ehre Frankreichs nicht fester verwachsen wären, als diejenigen der ersten Republik oder des ersten Kaiserreichs.“ Eine praktischere Wendung nahmen die Besprechungen erst in Ferrières, wo sie sich mit der Frage des Waffenstillstands beschäftigten. Als Bedingungen des Waffenstillstands wurde von deutscher Seite die Uebergabe der Festungen verlangt, welche die Verbindung der deutschen Truppen mit Deutschland erschwerten, vornehmlich von Straßburg, Toul und einigen kleinen Festungen. J. Favre legte seinerseits den größten Werth darauf, daß die Einschließung von Paris während des Waffenstillstands aufgegeben werde; hierauf erklärte jedoch Graf Bismarck

nur eingehen zu können, wenn den Deutschen irgend ein wichtiger Punkt der Festungswerke eingeräumt würde. Da J. Favre dies entschieden ablehnte, so blieb als schließlicher Vorschlag Folgendes bestehen: ein Waffenstillstand auf 14 Tage bis 3 Wochen unter der Bedingung, daß vor Paris der militärische Stand der Dinge aufrecht erhalten bleibe, daß bei Metz die Feindseligkeiten fortdauern, daß aber Straßburg, Toul und Bitsch übergeben werden. J. Favre gerieth über diese Vorschläge als eine vermeintliche Beleidigung Frankreichs in die größte Aufregung; dieselben wurden in der That von der Pariser Regierung schlechtthin abgelehnt.

Eine Proclamation derselben gab dem französischen Volke die erneute Versicherung, daß weder ein Zoll französischen Bodens, noch ein Stein der Festungen aufgegeben werden solle. Die Regierung in Tours verkündete lägenhaft: Graf Bismarck habe erklärt, daß Preußen den Krieg fortsetzen wolle, um Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabzusetzen. Auf solche unverschämte Ansprüche könne man nur durch den Kampf bis aufs Aeußerste antworten. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben, als nachgeben. Gleichzeitig wurde das Dekret über die Wahlen zu einer constituirenden Nationalversammlung aufgehoben und dadurch das französische Volk der Möglichkeit beraubt, sich über die Politik der neuen Regierung auszusprechen.

**Straßburg.** Die nächsten Tage schon nach dem Scheitern der Waffenstillstandsverhandlungen sollten zeigen, wie gemäßigt die Forderungen des Grafen Bismarck gewesen waren, wie thöricht dagegen die Aufregung J. Favres. Die beiden Festungen, deren Uebergabe vorzugsweise als der Preis des Waffenstillstandes gefordert wurde, Toul und Straßburg mußten sich noch in der ersten Woche nach dem Abbruch der Verhandlungen bedingungslos ergeben.

Am 20. September hatte J. Favre Ferrières verlassen, am 23. Septbr. capitulirte Toul, am 27. Straßburg.

„Toul genommen“, so meldete eine Depesche vom 23. Septbr. aus dem Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, welcher mit einem Theil des neugebildeten 13. Armee-corps, das er aus Deutschland herbeigeführt, seit Kurzem vor Toul stand. Toul ist eine Festung zweiten Ranges, ihr Besitz aber war für die deutschen Armeen deshalb von großer Wichtigkeit, weil dieselbe den einzigen bisher zu benutzenden Eisenbahnweg nach Paris spernte und hierdurch der Verpflegung der deutschen Armeen große Schwierigkeiten bereitete. Auch die Herbeischaffung groben Belagerungsgeschützes nach Paris war dadurch einstweilen verhindert. Nachdem die Festung schon seit mehreren Wochen belagert worden, schritt man am 23. Septbr. zum Bombardement, welches nach achtfündiger Dauer die Capitulation zur Folge hatte. Demzufolge konnte nunmehr die ununterbrochene Eisenbahnverbindung bis in die Nähe von Paris hergestellt werden. Viel gewichtiger war die Siegestunde, welche wenige Tage darauf ganz Deutschland mit Jubel erfüllte.

Am 27. September capitulirte Straßburg.

General von Werder, welchem bei dem weiteren Vormarsch der Armee des Kronprinzen das Kommando des Belagerungs-corps von Straß-

burg, bestehend aus den Badensern, der preussischen Garde-Landwehr und der 1. Reserve-Division, übertragen worden war, hatte Straßburg am 13. August eingeschlossen; am 19. August traf das Belagerungsgeschütz ein. Da die Straßburger Artillerie gegen alles Völkerrecht unausgesetzt die offene Stadt und das Dorf Kehl auf dem linken Rheinufer beschoß und dieselben größtentheils einäscherte, der vom General von Werder hiergegen erhobene Widerspruch aber völlig unbeachtet blieb, so konnte er nicht länger Bedenken tragen, auch seinerseits mit der Beschießung Straßburgs vorzugehen, so schmerzlich der alten deutschen Stadt gegenüber diese Nothwendigkeit in ganz Deutschland empfunden wurde. Am 24. August Abends wurde ein sehr wirksames Bombardement gegen die Festung eröffnet, in der Nacht zum 30. August zum förmlichen Angriff und zwar gegen die Front des Steinthors übergegangen. Schon in der Nacht zum 12. Septbr. war man bis zum Fuße des Glacis vorgeedrungen; am 15. wurde die Räumung des Glacis vorgenommen und am 20. und am 21. zwei Linnetten nach geringem Widerstande genommen. Trotz des lebhaften Feuers der Vertheidiger konnte schon in den nächsten Tagen eine Breschbatterie eröffnet werden, und der förmliche Sturm war bevorstehend, als der Kommandant sich endlich zur Capitulation entschloß.

Am 27. September Nachmittags 5 Uhr wurde eine weiße Flagge auf dem Thurm des Straßburger Münster aufgezogen und ein Parlamentär begab sich in das Hauptquartier des General Werder, wo während der Nacht die Capitulation unterzeichnet wurde. Die Besatzung in der Stärke von 16,000 Mann wurde kriegsgefangen, ein sehr bedeutendes Kriegsmaterial, darunter 1200 Kanonen, fiel in die Hände der Sieger. Am 28. Vormittags zogen die ersten deutschen Truppen unter den Klängen der „Wacht am Rhein,“ und des Arndt'schen Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland“ ein. Am 30. Septbr. fand der feierliche Einzug des Generals von Werder und darauf Gottesdienst in der Thomaskirche statt.

Keine Siegesnachricht im ganzen wunderbaren Verlaufe des Krieges erfüllte die deutschen Herzen mit so inniger Freude, wie die Kunde von der Einnahme Straßburgs. So groß der Triumph und Siegesjubel über Sedan und über des Kaisers Gefangennehmung waren, so war doch die Befriedigung des deutschen Volkes über Straßburg noch tiefer und inniger: überall wurde empfunden, daß in der Einnahme Straßburgs nicht blos ein kriegerischer Erfolg, sondern vor Allem ein hochbedeutendes nationales Ergebnis gefeiert wurde. Die Wiedergewinnung Straßburgs war im deutschen Volksbewußtsein das Wahrzeichen der Wiedergeburt Deutschlands, der Auferstehung des Volkes zu nationaler Kraft und Macht. Ebenso wie die Losreißung Straßburgs vom deutschen Reiche durch französische List die Zeit des tiefsten Verfalls unseres Vaterlandes bezeichnete, so ist durch eine wunderbare Fügung Gottes die Wiedervereinigung der alten deutschen Stadt mit dem neu erstehenden Reiche die erste Bethätigung der geeinigten Volkskraft Deutschlands geworden. Indem das deutsche Volk aber die Wiedergewinnung Straßburgs als ein Fest der Wiedererstehung Deutschlands feierte,

wurde zugleich überall das ernste Gelübde ausgesprochen, daß die Grundlage der neu erwachten Kraft, die Einmüthigkeit der Herzen und die Gemeinschaft des nationalen Strebens gewahrt und durch feste politische Einrichtungen gesichert werden sollten.

**Neue Armeebildung.** Durch die Capitulation von Straßburg wurde die dortige Belagerungsarmee größtentheils für andere Zwecke frei, indem nur eine Landwehrdivision als Besatzung dort blieb. Die Garde-Landwehr ging vor Paris. Die übrigen Truppen wurden mit einigen Verstärkungen unter dem Befehl des General von Werder zu einem 14. Armee-corps vereinigt. Eine neue (4.) Reserve-Division unter General von Schmeling rückte, nachdem ein Angriff gegen die norddeutschen Küsten Seitens der französischen Flotte immer unwahrscheinlicher geworden war, nach dem Elsaß, um die Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort einzuschließen und zu belagern.

General von Werder sollte mit dem neu gebildeten 14. Corps zunächst durch die Vogesen nach der Seine auf Châtillon rücken, traf aber bereits bei Etival am 6. October auf überlegene feindliche Abtheilungen, die er nach heftigem Kampfe zurückwarf. Da sich in südlicher Richtung bedeutende Kräfte sammelten, so erhielt Werder nunmehr den Befehl, bis Besangon gegen den Feind vorzugehen. Unter vielfachen Gefechten drang er über Gray vor und beschloß dann auf Dijon zu marschiren, wo inzwischen der italienische General Garibaldi eingetroffen war, und den Oberbefehl über die dort vereinigten Kräfte übernommen hatte.

Durch die Capitulation von Metz trat demnächst eine neue Wendung in Betreff der Operationen der einzelnen deutschen Armeen ein.

**Capitulation von Metz.** Nachdem der Versuch des Marschall Bazaine, die Einschließungstruppen vor Metz zu durchbrechen, in der Schlacht bei Noisseville am 31. August und 1. Septbr. vereitelt worden war, verhielt sich die französische Armee in ihren Lagern unter den Mauern von Metz während der folgenden drei Wochen völlig ruhig. Man verstärkte auf beiden Seiten die Verteidigungslinien und die Feindseligkeiten beschränkten sich auf Vorpostengefechte und auf eine fortgesetzte Beschießung der deutschen Aufstellung aus den schweren Geschützen der Forts. Wollte der Marschall Bazaine noch einmal durchzubringen versuchen, so erschien es damals am wahrscheinlichsten, daß er in südlicher Richtung zu entkommen suchen würde, um dort die Verbindungslinie der deutschen Heere nach der Heimath zu unterbrechen. Deshalb legte Prinz Friedrich Carl Anfang September den Schwerpunkt der Einschließung nach der Südfront. Eine besondere Sorgfalt mußte dabei der Gesundheitspflege der Truppen gewidmet werden. Die Armee lagerte auf den Leichenfeldern von Gravelotte und Bionville, und in den aus denselben aufsteigenden Dünsten lag eine große Gefahr, welche noch erheblich gesteigert wurde, als im September unaufhörlich Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den Grabhügeln auf den Schlachtfeldern wegschwemmten und die Lagerstätten der Truppen in wahre Moräste verwandelten. In der That begannen Krankheiten, wie Ruhr und Typhus in bedenklicher Art die Reihen zu lichten. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überstanden alle Schwierig-

keiten der Lage, unterstützt und ermutigt durch die Sorgfalt ihrer Vorgesetzten, wie aller Zweige der Armee-Verwaltung, nicht minder auch durch die thätige Theilnahme der ganzen Nation daheim, welche hier reiche Gelegenheit fand und ergriff, den Söhnen und Brüdern, die muthig für's Vaterland stritten und wachten, den Zoll ihrer Dankbarkeit darzubringen.

Prinz Friedrich Carl war vom 13. Septbr. an der alleinige Befehlshaber vor Metz, indem General von Steinmetz als Gouverneur von Posen abberufen und die Corps der I. Armee bis auf Weiteres dem Prinzen unmittelbar unterstellt wurden. Je mehr sich die Einschließung verlängerte, desto mehr schwanden die Hoffnungen für Bazaine, nach dem Süden oder Westen durchzubrechen; denn während die Kraft seiner schwer geprüften Truppen immer mehr abnahm, dehnte sich das von den deutschen Armeen beherrschte Gebiet nach Süden und Westen immer weiter aus, besonders nachdem auch Toul und Straßburg gefallen waren. Es wurde daher immer wahrscheinlicher, daß Bazaine jetzt den Versuch machen würde, sich nördlich nach dem nahe gelegenen Luxemburg durchzuschlagen. Prinz Friedrich Carl veränderte hiernach die Stellung der Truppen, indem er besonders die Aufstellung gegen die Nordostfront von Metz verstärkte.

Am 2. Oktober unternahm Bazaine einen Ausfall nach Nordwesten gegen die so eben von der Landwehr-Division Kummer besetzten Stellungen auf dem linken Moselufer, wurde aber kräftig zurückgewiesen; am 7. Oktober folgte ein stärkerer Ausfall gegen dieselbe Division bei Woippy. Es entwickelte sich der heftigste Kampf bis in die Nacht, in welchem sich die Bravour und Ausdauer der preussischen Landwehr trefflich bewährte. Dieselbe wurde im Lauf des Kampfes von herbeieilenden Verstärkungen vom 3. und 10. Corps kräftig unterstützt, und der Feind schließlich mit großen Verlusten überall zurückgeschlagen. Es war der letzte Versuch der französischen Armee gewesen, sich dem drohenden Untergange zu entziehen. Bald darauf traten deutlich die Spuren des nahenden Verfalls hervor. Die Zahl der durch Hunger zu den deutschen Vorposten getriebenen Ueberläufer mehrte sich täglich, und durch sie erhielt man auf preussischer Seite Nachricht von der traurigen Lage, in welcher sich die eingeschlossene feindliche Armee befand. Der größte Theil der Artillerie- und Cavalleriepferde war bereits geschlachtet, die Mannschaften durch die langen Entbehrungen geschwächt und durch das Mangeln aller ihrer Anstrengungen entmuthigt, so daß neue Durchbruchversuche kaum noch unternommen werden konnten. Bazaine schien es in der That nur noch darauf anzukommen, für die unvermeidliche Capitulation möglichst günstige Bedingungen zu erlangen, namentlich neben der Capitulation der Festung Metz besondere Abmachungen für seine Armee zu erreichen. Er sandte den General Boyer ins deutsche Hauptquartier nach Versailles, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Inzwischen war der Mangel an Lebensmitteln in Metz so sehr gestiegen, daß der Festungskommandant am 21. Oktober dem Marschall Bazaine mittheilte, er könne der vor der Festung lagernden Armee keine Mundvorräthe mehr geben. So blieb der „Rheinarmee“ nur noch die Wahl zwischen dem Hungertode und der Kriegsgefangenschaft. Nach Abhaltung eines Kriegs Rathes wurden am 24. Oktober Capitulationsver-

handlungen angeknüpft. Am 25. erschien der alte General Changanier im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl zu Corny, um möglichst ehrenvolle Bedingungen für die französische Armee zu erbitten. Die eigentlichen Verhandlungen fanden zwischen dem General von Stiehle und dem französischen General Farras im Schlosse Frescath statt, woselbst am 27. Oktober Abends die Capitulations-Urkunde unterzeichnet wurde. Die Bedingungen waren im Wesentlichen die von Sedan, die Uebergabe der Armee und der Festung, die Armee kriegsgefangen, das Material der Festung als Kriegsbeute; nur blieb den Offizieren in Anbetracht der bewiesenen Tapferkeit der Armee der Degen belassen. Es fielen in deutsche Hand: 3 Marschälle, 50 Generale, 6000 Offiziere, 173,000 Mann, 53 Adler mit Fahnen und ein ungemein großes Kriegsmaterial.

Am 29. Oktober rückten die preussischen Truppen in Metz ein. Am Nachmittag erfolgte auf der Chaussee von Metz nach Nancy vor Prinz Friedrich Carl der Vorbeimarsch der französischen Garde, welche darauf die Waffen niederlegte. Die übrigen Corps waren schon vorher in der Festung entwaffnet worden. Die Landwehr-Bataillone von der Division Kummer geleiteten die gefangenen französischen Truppen nach Deutschland.

Die ganze große Armee, welche im Juli ausgezogen war, um, wie ganz Frankreich wähnte, in raschem Siegeslaufe nach Berlin zu gehen und in Königsberg einen demüthigenden Frieden zu diktiren, — befand sich nunmehr kriegsgefangen in allen Festungen Deutschlands, bis Königsberg hin. König Wilhelm ernannte auf Anlaß dieses gewaltigen Ereignisses den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Carl zu Feldmarschällen, eine Würde, die bis dahin keinem preussischen Prinzen verliehen worden war. Zugleich erkannte der königliche Oberfeldherr in einem Schreiben an den Prinzen die Ereignisse vor Metz als unvergängliche Ehrentage und Glanzpunkte der Armee an.

Prinz Friedrich Carl hatte am Tage der Capitulation folgenden Armeebefehl an seine bisherigen Truppen gerichtet: „Soldaten der I. und II. Armee! Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besiegten Feind in Metz 70 Tage umschlossen, 70 lange Tage, von denen aber die meisten Eure Regimente an Ruhm und Ehren reicher, keiner sie daran ärmer machte! Keinen Ausweg lieſet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen strecken würde. Es ist so weit. Heute endlich hat diese Armee von noch voll 173,000 Mann, die beste Frankreichs, über 5 ganze Armee-Corps, darunter die Kaiser-Garde mit 3 Marschällen von Frankreich, mit über 50 Generalen und über 6000 Offizieren capitulirt und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen! — Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermessliche Vorräthe an Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth dem Sieger zugefallen. Diesen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind, als die es rings umgebenden Dertlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt! Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Bei nahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleichmuth, die Freudig-

keit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten. Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschlossen, und — erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit Ihm darnach abmarschirten Corps, und durch alle diejenigen theuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde starben, oder ihn sich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet sahet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist!"

**Neue Waffenstillstands-Verhandlungen.** Die Nachricht von der Katastrophe bei Metz erschütterte in ganz Frankreich die Gemüther um so mehr, als die Regierung, um die Nation zur Fortsetzung des Kampfes anzufeuern, die Lage Bazaines bis zum letzten Tage in den günstigsten Farben geschildert hatte. Einen Augenblick konnte es scheinen, als sollte nach dieser neuen großen Entscheidung die Erkenntniß von der Hoffnungslosigkeit fernerer Widerstandes den Sieg über die blinde Leidenschaft davon tragen.

Der alte Thiers erschien am 30. Oktober im Hauptquartier zu Versailles, um abermals eine Verständigung zu versuchen. Derselbe hatte inzwischen auf seiner Rundreise an die großen Höfe Europa's die Erfahrung gemacht, daß Frankreich auf eine Hülfe von außen weniger als je zu hoffen habe. Während des Monats August hatte es an diplomatischen Bemühungen nicht gefehlt, um eine gemeinsame Einwirkung aller neutralen Mächte Behufs Wiederherstellung des Friedens herbeizuführen. Namentlich hatte der österreichische Minister Graf Beust eine solche gemeinschaftliche Haltung der Mächte zu sichern versucht. Auch noch gegen Ende September erneuerte er diese Bestrebungen auf eine Vereinigung der neutralen Mächte, um „die Forderungen des Siegers zu mäßigen und die Empfindlichkeit des Besiegten zu befänstigen.“ Er vermochte jedoch England und Rußland nicht für eine solche Politik der Einmischung zu gewinnen. Die französische Regierung richtete ihrerseits nach dem Scheitern der Verhandlungen J. Favre's in Ferrières einen Hülfseruf an alle neutralen Mächte. Dieselben sollten jetzt zu Preußen „in einem Tone sprechen, der nicht mißverstanden werden könnte, und sie sollten Maßregeln ergreifen, welche die Sicherheit gewährten, daß man ihnen Gehör schenke.“ In solchem Sinne sollte auch der alte Thiers die verschiedenen Großmächte zu einem wohlwollenden Eingreifen zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen suchen. Thiers mußte sich jedoch schon in London überzeugen, daß man dort zu einer wirksamen tatsächlichen Unterstützung Frankreichs durchaus nicht geneigt war. Die englische Regierung gab vielmehr ihre Ansicht dahin zu erkennen, daß „unter den obwaltenden Kriegsumständen das zähe Festhalten Herrn Favre's an den Bedingungen, „keinen Zoll breit Landes und keinen Stein einer Festung“ abzutreten, ein großes Hinderniß für den Frieden sei.“

Bei dem Grafen Beust in Wien fand Thiers zwar eine größere Bereitwilligkeit, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß zunächst die russische Regierung bereit sei, Schritte bei Preußen zu thun; dann würde

sich Oesterreich gern anschließen. Der Kaiser Alexander von Rußland aber war weniger als je geneigt, eine Einwirkung auf den Lauf des Krieges zu üben. Die russische Regierung gab zu verstehen, daß solche Versuche vielleicht einige Wochen vorher noch möglich gewesen seien; inzwischen aber seien die Ereignisse mit einer Schnelligkeit vorgeschritten, die Niemand hätte voraussehen können. Damals hätten sich zwei Kämpfende gegenüber gestanden, unter denen Vermittlung möglich war, bald nachher habe die Katastrophe von Sedan einen der beiden Kämpfer vernichtet, und der Erfolg des Krieges sei dadurch entschieden.

Die russische Regierung hatte überdies bereits den Plan gefaßt, die Gunst der augenblicklichen europäischen Verhältnisse zu benutzen, um die Fesseln abzustreifen, welche ihr in Folge des Krimkrieges in Bezug auf die freie Bewegung im Schwarzen Meere auferlegt worden waren. Um so weniger konnte sie Neigung haben, sich zum Nachtheil Preußens in den Lauf des Krieges einzumischen. Herr Thiers mußte daher ohne ein anderes Ergebniß als allgemeine Versicherungen der Theilnahme für Frankreich seine Rückreise antreten.

Inzwischen hatte jedoch Graf Bismarck am 4. Oktober allen Mächten eine Denkschrift zugehen lassen, in welcher er auf das unvermeidliche Elend hinwies, das über Paris kommen müsse, wenn die Bevölkerung zu weiterem nutzlosem Widerstande aufgestachelt würde. Hierdurch fanden sich die Regierungen veranlaßt, um die Mitverantwortung für solche Folgen von sich abzuwälzen, der französischen Regierung den dringenden Rath zu ertheilen, einen Waffenstillstand zu erbitten, um eine constituirende Versammlung zu berufen, welche allein berechtigt sei, über Fortsetzung des Krieges oder Wiederherstellung des Friedens zu beschließen. Das englische Cabinet richtete unter Zustimmung der anderen Mächte eine solche Aufforderung an die französische Republik und machte der preussischen Regierung davon Mittheilung. Graf Bismarck antwortete darauf: „Wenn die englische Regierung den Versuch mache, das französische Gouvernement von dem gewaltthätigen und gefährlichen Wege, auf dem es sich befinde, abzuwenden und es Erwägungen zugänglich zu machen, welche Frankreich vor dem weiteren Fortschritte seiner politischen und sozialen Zerrüttung und seine glänzende Hauptstadt vor den Zerstörungen der Belagerung bewahren, so könne er das nur dankbar anerkennen. Man könne sich freilich der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen sei, die wohlwollende Absicht des englischen Cabinets von derselben nur mißverstanden, und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde. Die preussische Regierung werde aber jeden von französischer Seite ihr zugehenden, auf Anbahnung von Friedensverhandlungen gerichteten Vorschlag, bereitwillig entgegennehmen und mit aufrichtigem Wunsche nach Wiederherstellung des Friedens prüfen.“

Die Anregung des englischen Ministers fand bei der französischen Regierung eine anscheinend günstige Aufnahme: die Lage Frankreichs gab

in der That dringenden Anlaß, den wohlgemeinten Vorschlag nicht von der Hand zu weisen. Während der Fall von Metz die militärische Situation in hohem Maaße erschwerte, hatte Thiers von seiner diplomatischen Rundreise so wenig Aussicht auf eine wirksame Unterstützung der Mächte zurückgebracht, daß die republikanische Regierung in Tours die Anregung Englands nicht ohne Weiteres von der Hand weisen konnte, ohne auch den letzten Rest von Theilnahme bei den fremden Mächten zu verscherzen. Der alte Thiers wurde dazu auserwählt, zunächst mit der Regierung in Paris, und falls diese zustimmte, in dem Hauptquartiere zu Versailles über einen Waffenstillstand in Verhandlung zu treten. Das deutsche Hauptquartier erklärte sich bereit, Thiers mit freiem Geleite nach Paris gelangen zu lassen. Er brachte in die von allem Verkehr abgeschlossene Hauptstadt die erste Kunde von dem Fall von Metz und von der wirklichen militärischen Sachlage. Die Pariser Regierung stimmte dem Versuche zur Erreichung eines Waffenstillstandes zu, und Thiers begab sich dann zu den Verhandlungen in das deutsche Hauptquartier. Die Forderungen aber, welche er dort Namens der Pariser Regierung stellen mußte, ließen die Hoffnung auf Erfolg von vorn herein nicht aufkommen. Er verlangte 1) eine Dauer des Waffenstillstandes von 25 bis 28 Tagen, 2) während dieser Zeit die Ermöglichung der Versorgung von Paris mit Lebensmitteln, 3) die Betheiligung aller Provinzen (auch Elsaß-Lothringen) an der Wahl der Nationalversammlung. Im Hauptquartier des Königs wurde nun zwar erwogen, daß bei der militärischen Lage der Dinge jeder Waffenstillstand für Deutschland nachtheilig sein mußte, weil er den Franzosen Zeit gewährte, die in der Bildung begriffenen neuen Truppenformationen zu vollenden; trotzdem genehmigte der König, daß ein Waffenstillstand von 25 bis 28 Tagen auf Grund des einfachen militärischen Standes der Dinge zugestanden würde, um in dieser Zeit eine Nationalversammlung zu berufen. Auch in Betreff der Wahlen in Elsaß und Lothringen erhob die preussische Regierung keine Schwierigkeit. Obwohl die Vortheile eines solchen Waffenstillstandes durchaus auf französischer Seite waren, so erklärte Thiers doch, daß er denselben nicht annehmen könne, wenn nicht zugleich eine umfassende Verproviantirung von Paris zugestanden werde. Preussischer Seits wurde vergeblich hervorgehoben, daß für ein solches Zugeständniß jedenfalls irgend ein militärischer Ersatz geboten werden müsse; Thiers blieb dabei, daß er die Verproviantirung ohne jede Gegenleistung fordern müsse. Die unglaubliche Forderung, daß Preußen die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben, und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie beim Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nur nach Vorwänden suchte, der Nation die Wahlen zu versagen, und daß es mit dem Vorschlage eines Waffenstillstandes nicht ernst gemeint sei. Preußen wies diese Zumuthung entschieden zurück. Auf den Vorschlag Bismarck's hatte Thiers noch eine Besprechung mit den Mitgliedern der Pariser Regierung, um denselben entweder einen kürzeren Waffenstillstand oder die einfache Ausschreibung der Wahlen vorzuschlagen; jedoch ohne Erfolg: die Verhand-

lungen wurden abgebrochen und Thiers kehrte nach Tours zurück. In Paris wie in Tours hatte die Politik der blinden Leidenschaft wieder das Uebergewicht gewonnen.

In Paris zumal hatte sich bereits auf die Nachricht von der Anknüpfung neuer Verhandlungen ein stürmischer Widerspruch der äußersten revolutionären Partei gegen die angebliche Schwäche und Verrätherei der Regierung erhoben: es kam zu einem Aufstande vor dem Stadthause, bei welchem mehrere Regierungsmitglieder verhaftet und mit Mühe durch die Nationalgarde befreit wurden. Die Regierung versicherte sich durch eine allgemeine Abstimmung zwar der Zustimmung der großen Mehrheit der Bevölkerung von Paris, aber sie hatte doch nicht mehr den Muth, einen Waffenstillstand, wie er nach Lage der Dinge allein möglich gewesen wäre, abzuschließen. In Tours entschied vollends der leidenschaftliche Einfluß des früheren Advocaten, jetzigen Ministers Gambetta, welcher sich zuerst mit der provisorischen Regierung in Paris hatte einschließen lassen, am 6. Oktober aber die Hauptstadt im Luftballon verlassen hatte, und von da ab als fast unumschränkter Dictator die Provinzen beherrschte und zum Kampf bis aufs Aeußerste antrieb. Sein Geschick zur Aufregung der Massen und seine schrankenlose Thatkraft ließen ihn zuerst anscheinend große Erfolge erringen, aber dieselben schlugen doch bei dem Mangel militärischer Kenntniß schließlich nur zum Verderben Frankreichs aus. Zunächst verstand er es, die niederdrückende Wirkung der Capitulation von Metz rasch zu verwischen und er erklärte einfach Bazaine für einen Verräther, die „große Nation“ aber für unbefiegbar, und willig ließen sich die Massen von ihm noch weiter zur Schlachtbank führen. Alle seine Anstrengungen aber waren vornehmlich darauf gerichtet, der eingeschlossenen Hauptstadt Rettung zu bringen.

### Der erste Feldzug der französischen Republik.

**Die Loire-Armee und die Kämpfe bei Orleans.** Die Absicht der französischen Regierung, eine Armee zum Entsatz von Paris hinter der Loire zu bilden, war der deutschen Heerführung seit längerer Zeit bekannt. Man wußte, daß bei Tours ein neues (XV.) Corps gebildet, daß hinter der Loire noch andere Truppen zusammengezogen wurden und daß eine Division aus Algier dort eingetroffen war. Jedenfalls erforderte das etwaige Vorgehen größerer Massen von der Loire her volle Aufmerksamkeit und das deutsche Oberkommando traf bereits Anfangs Oktober die erforderlichen Maßregeln, um die Cernirungsarmee vor Paris gegen etwaige Angriffe von dort sicher zu stellen. Am 6. Oktober wurde ein größeres Corps, bestehend aus dem 1. bairischen Armee-Corps unter General v. d. Tann, der 22. preussischen Division (General v. Wittich), und einer Kavallerie-Division unter Prinz Albrecht von Preußen (Vater) gegen die Loire entsendet. Dasselbe traf am 9. Oktober bei Artenay, an der Straße von Orleans nach Paris, auf den Feind, warf denselben zurück, erstürmte am 10. Oktober nach fortgesetztem Kampfe die nördlichen Vorstädte von Orleans und trieb die Franzosen unter großen Verlusten über die

Voire zurück. Nach diesem ersten Erfolge drang v. d. Tann vorläufig nicht weiter nach Süden vor, weil es bei der Zahl seiner Truppen gewagt gewesen wäre, sich allzuweit von dem Zusammenhang mit der Hauptarmee bei Paris zu entfernen; er hielt mit einem Theile seines Corps eine beobachtende Stellung bei Orleans fest, während die übrigen Theile, die 22. preussische Division und das Reitercorps unter Prinz Albrecht (Vater) westwärts nach Chateaudun, Chartres u. s. w. gingen, um auch dort den Rücken unserer Belagerungsarmee zu decken und vor jeder Gefahr zu schützen. Ein weiteres Vorrücken war für den Zeitpunkt vorbehalten, wo es möglich sein würde, umfassendere Kräfte für diese Aufgabe zu verwenden. Dieser Zeitpunkt schien nach dem Falle von Metz herbeigekommen, indem ein Theil der bisher dort festgehaltenen Armeen jetzt für die mittleren Provinzen Frankreichs verfügbar wurde. Der hieraus entstehenden Gefahr wollten die Franzosen vermuthlich durch einen raschen Schlag gegen das von der Tann'sche Corps, so lange es noch der Verstärkung entbehrete, zuvorkommen. In denselben Tagen, wo in Versailles über einen Waffenstillstand verhandelt wurde, setzte sich die Voire-Armee, deren Bildung Seitens der Regierung in Tours mit dem größten Eifer betrieben worden war, unter dem Oberkommando des General Aurelles de Paladine in Bewegung und rückte in einer Stärke von 60 bis 80,000 Mann gegen Orleans vor. General von der Tann war angewiesen, im Falle der Entwicklung überlegener feindlicher Streitkräfte Orleans zu räumen, um sich mit der Division des Generals Wittich und einer Division vom 13. Corps, die unter dem Großherzog von Versailles her im Anmarsch war, zu vereinigen. Im Sinne dieser Weisungen handelte General von der Tann, als er Orleans vor einem um das Doppelte überlegenen Feinde räumte und sich nach Artenay, 2 $\frac{1}{2}$  Meilen von Orleans, zurückzog. Sein Plan war, bei Toury die Vereinigung mit der 22. Division von Chartres her zu bewirken. Ungefähr auf der Mitte des Weges aber, bei Coulmiers, traf er die Franzosen, die sogleich zum Angriff übergingen. Es kam zu einem Treffen, in dem in siebenstündigem Gefecht das bairische Corps wacker Stand hielt. Im Centrum wurde der Angriff drei Mal, auf dem rechten Flügel vier Mal abgeschlagen, und wurde der Kampf erst abgebrochen, nachdem der Feind sich mit seiner ganzen Heeresmasse engagirt hatte. General von der Tann wich der Uebermacht der Franzosen, nachdem er erkannt, daß er denselben bedeutende Verluste beigebracht. In der Nacht vom 10. zum 11. erfolgte in Toury die Vereinigung mit dem General v. Wittich, und am Vormittag des 11. traf aus Angerville die Meldung ein, daß der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division dort angelangt sei und als ältester General nunmehr den Oberbefehl über die gesammten Truppen übernommen habe.

Die Franzosen feierten den Erfolg bei Coulmiers in der überschwänglichsten Weise; Gambetta besonders begrüßte diesen „ersten Trost“ für Frankreich mit der größten Zuversicht für das weitere Gelingen seiner Pläne. Daß jedoch die französischen Truppenführer den vorläufigen Erfolg bei Coulmiers nicht überschätzten, ergab sich daraus, daß sie in den nächstfolgenden Tagen keinen Versuch machten, ihren Sieg zu ver-

folgen. Und doch hätten sie dies aufs Schleunigste thun müssen, wenn sie irgend eine Zuversicht des Gelingens gehegt hätten; denn ihr Ziel war ja nicht Orleans, sondern die Befreiung von Paris und diesem Ziele mußten sie um so unaufhaltbarer zueilen, als jeder Tag des Verzugs ihnen nur größere Schwierigkeiten und Gefahren bringen konnte.

Die Loire-Armee war nach dem Treffen bei Coulmiers den Baiern nur eine kurze Strecke gefolgt. In den Tagen darauf wurden die Nachrichten über das Verbleiben derselben unsicher. Bald verlautete jedoch, daß sich in der Gegend von Chateaudun starke feindliche Kräfte sammelten und es gewann den Anschein, als wollten die Franzosen nicht mehr von Orleans her, sondern vom Westen über Chartres auf Paris losgehen. Der Großherzog von Mecklenburg theilte daher seine Kräfte und ließ zunächst die 22. Division auf Chartres marschiren. Als sich aber am 4. November stärkere feindliche Truppenmassen von Dreux, nur zwei Tagemärsche von Versailles zeigten, marschirte er auch mit der 17. Division und dem 1. bairischen Corps nordwestlich, um das K. Hauptquartier vor einem Ueberfall zu schützen. Gleichzeitig wurde die Garde-Landwehr von Versailles auf Dreux vorgesandt. Die 17. Division (unter General von Tresckow) traf am 17. südlich von Dreux auf 6 bis 7000 Mobilgarden und Marinetruppen, warf sie zurück und besetzte am Abend Dreux. Der Feind zog unter dem Schutze der Dunkelheit ab. Unterdeß war die 22. Division mit der 6. Cavallerie-Division gegen feindliche Abtheilungen bei Chateaufort marschirt, stieß am 18. Novbr. bei dieser Stadt auf lebhaften Widerstand, warf aber nach heftigem Wald- und Dorfgesecht den Feind mit starkem Verlust zurück. Diese verschiedenen Gefechte hatten dem deutschen Hauptquartier die Gewißheit verschafft, daß die in jener Gegend befindlichen Truppen nicht der Loire-Armee, sondern einer unter General Kératry gesammelten West-Armee angehörten. Die Loire-Armee dagegen stand noch in der Gegend von Orleans. Ihr Schicksal sollte nunmehr durch die unter dem Feldmarschall Prinz Friedrich Carl von Metz herbeirückende II. Armee entschieden werden.

Metz war gerade zur rechten Zeit gefallen, um die bisherige Einschließungsarmee zum Kampf gegen die im Norden und Süden vor Paris neu gebildeten und vorrückenden französischen Armeen erfolgreich verwenden zu können. Schon mehrere Tage vor dem Falle von Metz war aus dem großen Hauptquartier die Ordre ergangen, daß die I. Armee unter General von Manteuffel unter Zurücklassung eines Corps zur Besetzung von Metz, zur Belagerung von Thionville, Montmédy u. s. w. mit mindestens zwei Corps nach dem Norden Frankreichs, die II. Armee (Prinz Friedrich Carl) mit dem 3., 9. und 10. Corps an die mittlere Loire vorrücken sollte, während das 2. Corps der Einschließungsarmee vor Paris zugewiesen wurde. Am 2. November trat die Armee des Prinzen den Marsch in der Richtung auf Troyes an, am 10. November war die Armee auf der Linie Chaumont-Troyes angelangt, als der Prinz die telegraphische Meldung von Versailles erhielt, daß starke feindliche Streitkräfte von der Loire im Vorrücken seien, und daß er den Marsch so zu beschleunigen habe, um

mit dem 9. Corps jedenfalls schon am 14. vor Fontainebleau einzutreffen. Die ganze II. Armee rückte nunmehr in den angestrengtesten Eilmärschen in breiter Linie vor, um noch zur rechten Zeit dem Vorrücken der Loire-Armee zu begegnen.

Sowie die Spitzen der II. Armee sich der Loire näherten, ging vom großen Hauptquartiere der Befehl aus, daß dem Großherzog von Mecklenburg nur noch die Sicherung nach Westen gegen die etwa von Dreux und Chartres her im Vormarsch befindlichen Streitkräfte, dem Prinzen Friedrich Carl dagegen die Sicherung auf der Straße von Orleans auf Paris zu fallen solle. Der Prinz ließ demzufolge das 9. Armeecorps alsbald in westlicher Richtung auf die Straße Orleans-Chartres-Paris vorrücken, das 3. Corps sammelte sich bei Pithiviers, wo der Prinz am 20. November auch sein Hauptquartier nahm, während das 10. Corps auf dem linken Flügel Montargis erreichte. Die weiteren Operationen hingen davon ab, ob die Hauptkräfte des Feindes sich bei Orleans oder weiter westlich zeigen würden. Schon in den folgenden Tagen wurde durch die vorschwärmende Kavallerie zur Gewißheit, daß die Loire-Armee dem Prinzen Friedrich Carl gegenüber stand und sich bedeutend verstärkte. Untrügliche Anzeichen ergaben dann weiter, daß sich vier ganze Corps an der Loire befanden und daß also dem Prinzen ein an Zahl weit überlegener Feind in einer von Natur sehr günstigen Stellung gegenüber stand, entschlossen, wie es schien, den Kampf hier aufzunehmen. Der deutschen Heerführung war dies durchaus erwünscht, und sie sorgte dafür, daß alle verfügbaren Truppen im rechten Augenblick an der entscheidenden Stelle wären. An den Großherzog von Mecklenburg erging der Befehl, mit dem größten Theile seiner Truppen an die Loire zu rücken, auch wurde seine Armee-Abtheilung zum Zwecke der Einheit der Operationen bis auf Weiteres unter den Oberbefehl des Prinzen-Feldmarschalls gestellt. Unterdeß waren die Corps der II. Armee schon am 24. November bei Artenay, bei Chevilly und Radon mit den Vorposten des Feindes zusammengestoßen, welcher längs des Meilenlangen Waldes von Orleans eine sehr befestigte Stellung einnahm. Am 28. November wurde das 10. Armeecorps plötzlich auf seiner ganzen Front von sehr überlegenen Kräften angegriffen. General von Voigts-Rheze concentrirte das Corps bei Beaune-la-Rolande. Obgleich dasselbe zur Zeit nur 3 Brigaden zählte, wies es in achtstündiger heißer Schlacht, am Nachmittage unterstützt durch herbeieilende Abtheilungen der 5. Infanterie-Division und der 1. Kavallerie-Division, alle Angriffe tapfer zurück. Erst die einbrechende Dunkelheit, unter deren Schutze sich der Feind mit sehr bedeutenden Verlusten zurückzog, machte dem Kampfe ein Ende. In den nächstfolgenden Tagen traf der Großherzog von Mecklenburg auf dem rechten Flügel der II. Armee ein. Am 2. December ging der Feind auf dieser Seite zum Angriff vor, zunächst gegen das 1. bayerische Corps, welches aber sofort von der 4. Kavallerie-Division und von der 17. Division (Tresckow) Unterstützung erhielt. Alle Angriffe des im Laufe des Tages bedeutend verstärkten Feindes wurden auch hier wirksam abgewiesen und die Franzosen gingen am Abend in Unordnung zurück. Auch die 22. Division (Wittich) hatte an demselben Tage bei Poupry den Feind zurückgeschlagen und war bis Artenay vorgedrungen.

Durch diese verschiedenen mißglückten Versuche war der Feind erschüttert, und Prinz Friedrich Carl hielt den Augenblick für gekommen, um eine Entscheidung herbeizuführen; er gab den Befehl, daß am 3. December alle Corps gleichzeitig und von allen Seiten gegen Orleans vorrücken sollten. In der That ging am 3. Vormittags das 3. Corps von Pithiviers gegen Chilleurs vor, fand den Feind in befestigter Stellung und warf ihn zurück; das 10. Corps marschirte am Nordrande des Waldes von Orleans, stieß dort gleichfalls auf den Feind und warf ihn in den Wald; dieser stieß später auf die Vorposten des 3. Corps und wurde vollständig zersprengt, Das 9. Corps hatte seinerseits den Feind bei Artenay angegriffen und im fortlaufenden Kampfe mit großem Verlust bis Chevilly zurückgedrängt; endlich hatte auch der Großherzog von Mecklenburg auf dem rechten Flügel den Feind auf Orleans zurückgeworfen und mit der 22. Division Chevilly genommen. Alle Corps bivouakirten trotz Kälte und Regen auf den gewonnenen Stellungen, um am anderen Morgen (4. December) das allseitige Vordringen auf Orleans fortzusetzen. Das 9. Corps traf den Feind am Vormittage in sehr fester Stellung, eroberte dieselbe und drang vor einbrechender Dunkelheit siegreich bis zum Bahnhofe von Orleans vor. Nach dem Befehl des Prinzen Friedrich Carl sollte der Angriff auf die Stadt erst am andern Morgen stattfinden, damit in der Dunkelheit nicht die von allen Seiten eindringenden Corps auf einander feuerten. Unterdeß war auch die Armee-Abtheilung des Großherzogs unter fortwährendem Infanteriegefecht und unter glücklichen Attaquen der Kavallerie gegen den abziehenden Feind in den Weinbergen, welche Orleans umgeben, vorgeückt. Schon war die Dunkelheit hereingebrochen, als die Vortruppen des Großherzogs von Norden und Westen in die Vorstädte von Orleans eindrangen und kämpfend bis in die innere Stadt gelangten. Da erschien der Kommandant vor dem Großherzoge und bot die Uebergabe der Stadt unter der Bedingung an, daß den Franzosen zwei Stunden zu freiem Abzuge gewährt würden. Da ein Straßentampf in der Dunkelheit nicht beabsichtigt war, so ging der Großherzog auf das Anerbieten ein und besetzte Orleans um Mitternacht mit drei Brigaden. Es gelang hierdurch, die beiden festen Voirebrücken zu erhalten, was ein wichtiger Gewinn war. Am 5. Morgens rückte auch das 3. und 9. Corps in die Stadt ein. König Wilhelm hatte am 4. December 12 Uhr Nachts an die Königin telegraphirt:

„Nach zweitägiger Schlacht der II. und Mecklenburgischen Armee hat das Corps Manstein die Vorstadt St. Jean, den Bahnhof von Orleans heute Abend genommen. Die anderen Corps stehen bereit, morgen die Stadt zu nehmen. Wilhelm.

Am anderen Morgen konnte er die Nachricht senden: „Orleans ist noch in dieser Nacht besetzt worden, also ohne Sturm. Gott sei gedankt.“

So endete der erste Versuch Gambetta's, mit den Kräften der Provinz der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Im Walde von Fontainebleau hatte Trochu mit der Voire-Armee zusammentreffen sollen, um dann gemeinschaftlich gegen die Einschließungsarmee vorzugehen. Aber wie Trochu ver-

geblich rang, sich einen Weg durch die deutschen Linien vor Paris zu bahnen, so wurde die Loire-Armee auf ihren ersten Schritten zersprengt. So sehr die Schnelligkeit überraschen mußte, mit welcher Frankreich eine Armee von mehr als 150,000 Mann zu schaffen vermocht hatte, so traten doch gleich bei Orleans alle die Mängel dieser raschen Truppenbildung zumal im Vergleich mit der deutschen Armee hervor: auf französischer Seite schwerfällige Massen ohne festen inneren Gehalt, auf deutscher Seite geschulte Truppen, zwar nicht halb so stark, aber in fester Gliederung und unter sicherer Führung. Daher erklärte sich auch der große Unterschied in den Verlusten: bei der Armee des Prinzen Friedrich Carl nur 1000 Tode und Verwundete, auf französischer Seite allein über 12,000 Gefangene.

Der Rückzug der französischen Armee war in der Art erfolgt, daß zwei Corps einige Meilen südlich von Orleans (stromaufwärts), ein Corps in Orleans selbst über die Loire gegangen war, zwei Corps andere Wege nach Blois und Tours eingeschlagen hatten. Die bisherige Loire-Armee war in mindestens zwei Haupttheile zerfallen, welche, durch die Loire und durch weite Entfernungen getrennt, fürs Erste nicht gemeinsam operiren konnten. Der Gewaltthaber Gambetta machte alsbald aus der Noth eine Tugend und kündigte in einer neuen prahlerischen Proclamation an, daß er jetzt zwei Armeen gebildet habe, welche diesseits und jenseits der Loire operiren sollten.

Das Kommando über die eine wurde dem General Bourbaki übertragen, welcher die zersprengten Corps im Innern Frankreichs bei Nevers und Bourges sammeln sollte, — die andere Armee unter dem General Chanzy ging zunächst in der Richtung auf Blois und Tours vor, um weitere Kräfte aus dem Westen an sich zu ziehen; die deutschen Armeen nahmen jedoch gleich nach der Einnahme von Orleans die Verfolgung des Feindes in allen Richtungen mit großer Energie auf. Ein Theil der Armee des Prinzen Friedrich Carl folgte den feindlichen Corps stromaufwärts an der Loire auf Nevers zu. Andere Abtheilungen mit zahlreicher Kavallerie verfolgten den Feind auf dem geraden Wege von Orleans nach Bourges. Die schwierigste Aufgabe jedoch war für den ersten Augenblick der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg zugefallen, welche nach ihrer Stellung auf dem rechten Flügel den französischen Corps auf der Straße über Blois nach Tours nördlich an der Loire hin folgen mußte. Den Franzosen kam es hier darauf an, nicht blos Tours noch zu schützen, sondern auch die Verbindung mit der Bretagne aufrecht zu erhalten und zu diesem doppelten Zweck erhielten die dort zurückziehenden Corps alsbald Verstärkungen zu erneutem Widerstand. Schon am 7. December kam es bei Meung zu einem kleineren Gefechte, am 8. bei Beaugency zu einer Schlacht, in welcher die Franzosen in sehr günstiger Stellung und mit Hilfe von zwei frischen Corps der Großherzoglichen Armee entgegentraten, aber trotz ihrer großen Ueberlegenheit und hartnäckigen Tapferkeit eine Niederlage erlitten, welche am 9. in fortgesetztem Kampfe durch Verdrängung der Franzosen aus allen ihren Stellungen vervollständigt wurde. Nachdem die großherzogliche Armee nach allen ihren früheren Anstrengungen und nach den schwierigen Verfolgungsmärschen

bereits wieder drei blutige Schlachtstage ruhmvoll bestanden hatte, sollte ihr am 10. Ruhe gewährt werden. Der an Zahl überlegene Feind versuchte freilich nochmals zum Angriff vorzugehen, wurde aber in einem vorzugsweise durch die treffliche deutsche Artillerie geführten Gefechte zurückgewiesen. Inzwischen war auf dem anderen Ufer der Loire ein Theil des 9. Corps bereits näher auf Blois vorgerückt, hatte das Schloß Chambord gestürmt und bedrohte die feindliche Armee in der Flanke.

Auch das 10. Armeecorps war am 11. bei Beaugency eingetroffen. Der Feind brach nochmals aus dem Walde von Marchenoir hervor, wurde aber zurückgeworfen und vom 10. Corps lebhaft verfolgt. Die Armeetheilung des Großherzogs konnte endlich einige Tage Ruhe erhalten, nachdem sie vom 2. bis 10. December in sieben Schlachttagen stets von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang gekämpft hatte. General Chanzzy war im Abmarsch nach nordwestlicher Richtung auf Vendôme und Le Mans, wo er sich mit den neu zusammengezogenen und ausgerüsteten Truppen aus dem Westen zu vereinigen gedachte. Der Großherzog von Mecklenburg und das 10. Corps folgten ihm auf dem Fuße. Am 16. nahm das 10. Corps nach lebhaftem Gefechte Vendôme und setzte mit dem rechten Flügel die Verfolgung auf Le Mans fort, während der linke Flügel auf Tours marschirte. Dieses war von der Regierungsabtheilung Gambetta's bereits am 10. verlassen und mit Bordeaux vertauscht worden. General Voigts-Rhetz trieb französische Heeresabtheilungen vor sich her auf Tours, traf am 21. an der Loirebrücke vor Tours ein und ließ, da die Stadt zuerst Widerstand leisten wollte, einige Granaten hineinwerfen, worauf die Bevölkerung um preussische Besatzung bat. Die Preußen begnügten sich jedoch, die Eisenbahnbrücke zu zerstören und gingen dann in ihre Cantonnements zurück.

Unterdeß hatte sich herausgestellt, daß Chanzzy mit seiner Armee in völliger Auflösung bei Le Mans angekommen war. Da die deutsche Heerführung die Verfolgung des Feindes nach erfolgtem Siege nur soweit fortgesetzt wissen wollte, wie nöthig war, um ihn zu zersprengen, so wurde das weitere Vorrücken auch dort einstweilen eingestellt.

Die Kämpfe im Norden Frankreichs waren inzwischen nicht minder glücklich für die deutschen Waffen verlaufen, wie an der Loire. Die I. Armee unter dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel hatte mit dem einen ihrer Corps, dem 7. (General von Zastrow), zunächst den Bedürfnissen der Besetzung der Festung Metz, des Gefangenentransports nach Deutschland u. s. w. genügt, sodann die festen Plätze La Fère, Thionville (Diedenhofen), Montmédy, Mézières genommen und die Einschließung von Longwy und Péronne zur Ausführung gebracht; mit den beiden anderen Corps (1. und 8.) hatte General von Manteuffel alsbald den Vormarsch nach Nordfrankreich angetreten und stand am 20. November an der Oise, das 8. Corps bei Compiègne, das 1. bei Noyon, die 3. Kavallerie-Division in der Richtung auf Amiens voraus. Betreffs der feindlichen Streitkräfte war bekannt, daß aus den in den Festungen des Nordens noch vorhandenen Ersatztruppen, aus Mobilgarden und Marinetruppen eine neue Nord-Armee gebildet wurde, deren Ober-

befehl zunächst General Bourbaki führen sollte, der jedoch bald eine andere Bestimmung erhielt. Am 24. November wurde von der nach Amiens vorausgesandten Kavallerie gemeldet, daß sich dort feindliche Kräfte in bedeutender Zahl sammelten. General von Manteuffel beschloß sofort seine beiden Corps in dieser Richtung vorgehen zu lassen. Am 27. November stieß er bei Amiens auf den Feind, welcher ihm in einer Stärke von etwa 30,000 Mann aus seinen Verschanzungen entgegenrückte. Auf dem linken Flügel warf das 8. Armeecorps (General von Böben) den Feind in kräftigem Anmarsch zurück und drang siegreich bis zur verschanzten Stellung desselben vor, wo die Dunkelheit den Kampf beendete. Das 1. Corps (General von Bentheim) hatte unterdeß auf dem rechten Flügel dem zahlreich anrückenden Feinde gegenüber bei Villers Bretonneux einen schweren Stand, bis die Kavallerie-Divisionen die Franzosen in der linken Flanke umfaßten, worauf bei eintretender Dunkelheit auch hier ein vollständiger Sieg errungen war. Der Feind räumte noch in der Nacht das ganze linke Ufer der Somme mit der Stadt Amiens und zog sich in großer Unordnung nach Norden zurück. Die Stadt wurde am 28. Morgens vom 8. Corps besetzt, die Citadelle, welche die Franzosen zuerst noch zu halten hofften, capitulirte am 30. November. General von Manteuffel rückte nun mit den Hauptmassen seiner Armee weiter auf Rouen vor, die feindlichen Abtheilungen wurden, wo sie sich vorfanden, zerprengt, und am 5. December konnte das 8. Corps bereits Rouen besetzen, am 6. zog General von Manteuffel in die Hauptstadt der alten Normandie ein. Am 9. December wurde auch Dieppe am Kanal (La Manche) besetzt.

Inzwischen schickte sich die bei Lille neu gesammelte französische Nordarmee unter General Faidherbe an, wiederum über Amiens auf Paris vorzugehen. Nachdem die Hoffnungen der Pariser Regierung auf die Voire-Armee gescheitert waren, richtete sie ihre Blicke um so mehr nach Norden und General Faidherbe sollte etwa zum 20. December dem General Trochu von dort her die Hand reichen. Faidherbe hoffte um so sicherer über Amiens und Laon vordringen zu können, als General Manteuffel mit seinen Hauptkräften bis Rouen und darüber hinaus vorgeückt war. Auf die Nachrichten von Faidherbe's Vorrücken ließ jedoch Manteuffel seine Corps sofort wieder auf Amiens marschiren, um die Stellungen längs der Somme zu decken und einem weiteren Vorrücken des Feindes in der Richtung auf Paris Halt zu gebieten. Bereits am 23. December trafen die beiderseitigen Nordarmeen auf einander: ungeachtet der festen Stellung Faidherbe's und trotz der großen Ueberzahl desselben griff General von Manteuffel dennoch den Feind etwa zwei Meilen nordöstlich Amiens in dessen Positionen an beiden Ufern der (zur Somme fließenden) Hallue an, nahm in siebenstündigem Kampfe eine Reihe von Ortschaften und warf die etwa 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> 000 Mann starke feindliche Nordarmee bis über den Abschnitt der Hallue zurück. Das Zurückgehen des Feindes bis in das der belgischen Grenze vorliegende Festungsviereck war der Erfolg dieses Sieges. General v. Manteuffel nahm schon am nächsten Tage die energijche Verfolgung des Feindes in nordöstlicher Richtung auf, erreichte

bei dieser am 25. bereits Albert und am 26. die Gegend von Bapaume. Mobile Colonnen wurden auf allen Seiten weiter vorgesandt.

Im Osten Frankreichs hatte General von Werder mit dem 14. Corps seit October unaufhörlich größere und kleinere Gefechte gegen die dort neu gebildeten Truppen und Freischaaren bestanden, um die deutschen Operationen im Elsaß zu sichern, später zugleich um die linke Flanke der Armee des Prinzen Friedrich Carl beim Vorrücken nach der Loire zu decken. Er hatte am 23. October den General von Beyer mit einer badenschen Division nach Dijon vorgehen lassen, während er mit dem Rest seines Corps selbst auf Besoul marschirte. General v. Beyer stieß am 30. October bei St. Apollinaire vor Dijon auf starken Widerstand von Linientruppen und Nationalgardien; der Feind wurde jedoch nach blutigem Gefecht in die Stadt zurückgeworfen, leistete dort bis zur einbrechenden Dunkelheit zähen Widerstand und räumte den Ort erst in der Nacht. Am 31. October wurde Dijon in Besitz genommen.

General von Werder war inzwischen durch die 4. Reserve-Division (General von Schmeling) verstärkt worden, welche nach einander die Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach im Elsaß zur Kapitulation gebracht hatte und nunmehr zum 14. Corps stieß. Werder schloß aus sicheren Anzeichen, daß der bei Besangon stehende General Michel sich in der Gegend von Dôle mit Garibaldi zu vereinigen gedachte. Er beabsichtigte daher gleichzeitig von Dijon und von Besoul auf Dôle marschiren zu lassen. Die Franzosen hatten jedoch Dôle bereits aufgegeben, um sich westlich zu wenden. General von Werder zog sein Corps zunächst bei Dijon zusammen. Die Truppen bedurften einer kurzen Ruhezeit. Als jedoch gemeldet wurde, daß Garibaldi auf Autun marschirt sei und daß in Chatillon eine kleine Abtheilung preussischer Etappentruppen von der II. Armee von einem starken Freicorps im Schlafe überfallen und größtentheils gemordet sei, beschloß Werder, sein Hauptaugenmerk nach dieser Seite zu wenden. Am 26. November trafen die Badenser bei einer Recognoscirung an den Höhen von Paques das ganze Garibaldi'sche Corps, welches, etwa 18,000 Mann stark, avancirte. General von Werder sandte denselben alsbald stärkere Abtheilungen unter General von Keller entgegen, vor welchen die Garibaldianer am 27. in wilder Flucht über Paques zurückwichen: ein panischer Schrecken schien sie ergriffen zu haben, die Straße, auf der sie flohen, war überall mit Waffen bedeckt. General Werder konnte jedoch die Erfolge nach dieser Seite zunächst nicht weiter verfolgen, weil er vom großen Hauptquartier erneut den Auftrag erhielt, die Etappenlinie der II. Armee zu sichern. In den ersten Tagen des December wurden größere Unternehmungen durch die Kälte verhindert, der größte Theil des 14. Corps blieb einstweilen in und bei Dijon. Inzwischen wurde, um die Kräfte Werders nicht weiter zu zersplittern, zum Schutz der Verbindungen der II. Armee der größere Theil des 7. Armeecorps (von Zastrow) von Metz in der Richtung auf Chatillon (an der Seine) vorgeschoben. Beide Corps sollten nunmehr gemeinschaftlich die Verbindungen der II. und III. Armee mit Deutschland schützen, General von Werder aber gleichzeitig die Belagerung Belforts decken und die feindlichen Unternehmungen aus

dem Süden überwachen. Als gegen Mitte December südlich von Dijon bei Nuits feindliche Abtheilungen in bedeutender Stärke vorrückten, beschloß General von Werder einen umfassenden Angriff gegen dieselben über Nuits auf Beaune. Er schickte General von Glümer mit der badenschen Division vor, welche am 17. December den Feind, 12,000 Mann (vom Corps des Generals Cremer), in starker Stellung bei Nuits fand, ihn nach fünfständigem, hartnäckigem Gefechte mit bedeutendem Verluste in südlicher Richtung zurückwarf und Nuits besetzte. Inzwischen wurden die Nachrichten aus dem Südosten Frankreichs beunruhigender. Man wußte, daß Garibaldi sein Corps in Autun organisirte und schätzte die Stärke desselben auf 20,000 Mann, ebenso stark war das Corps des Generals Cremer; sichere Anzeichen sprachen für die Ansammlung größerer Truppenmassen bei Besançon. Gleichzeitig aber traten die ersten Gerüchte von dem bevorstehenden Zuge Bourbaki's zur Entsetzung Belforts auf. General von Werder beschloß deshalb, Dijon aufzugeben und seine Truppen zunächst bei Besoul zusammenzuziehen. In den letzten Tagen des Jahres ging jedoch die Nachricht ein, daß Bourbaki noch bei Bourges stehe, — die weitere große Entscheidung auf dem östlichen Kriegsschauplatz sollte erst einige Wochen später eintreten.

**Die Kämpfe vor Paris.** Die Einschließung von Paris war, wie erwähnt, am 19. September vollzogen worden; alle Anstrengungen Frankreichs waren seitdem darauf gerichtet gewesen, die Hauptstadt zu befreien, alle Anstrengungen der deutschen Heerführung darauf, die Versuche zur Rettung der Hauptstadt auf allen Seiten abzuweisen. Das große Hauptquartier war überzeugt, daß die fortgesetzte gänzliche Abschließung von Paris nach einigen Monaten die Unterwerfung der Hauptstadt und damit zugleich die Unterwerfung Frankreichs herbeiführen würde.

Außer der Cernirung hätte nur noch ein Weg zur Erreichung dieses Zieles in Betracht kommen können: der des gewaltsamen Angriffs gegen Paris. Die Aussicht auf das Gelingen eines solchen Angriffs gegen die durch sturmfreie Forts und eine sturmfreie Ringmauer geschützte starke Festung war indeß äußerst gering. So mangelhaft die Organisation der feindlichen Streitkräfte noch war, so genügten dieselben doch, um hinter den Wällen und in den verbarrikadirten Straßen der Hauptstadt mit ihrer dreifachen numerischen Ueberlegenheit einen Widerstand zu leisten, welchen vielleicht das heldenmüthigste Sturmlaufen der bravsten Truppen nicht zu brechen vermochte. Die Folgen eines abgeschlagenen Angriffs aber wären unberechenbar gewesen, sie hätten vielleicht alle bisher errungenen großen Resultate in Frage gestellt, während mit der Einschließung der Weg eingeschlagen wurde, auf welchem man langsam aber sicher zum Endziele gelangte. Es konnte sich nur noch fragen, ob man sich damit begnügen sollte, die Cernirung so lange durchzuführen, bis Hunger, Ermattung und vielleicht innere Zerwürfnisse die Uebergabe veranlaßten; oder ob man unter Aufrechterhaltung der Einschließung zugleich auf einem oder mehreren Punkten zum förmlichen Angriffe übergehen sollte.

Die Vorbedingung für jedes Vorgehen zum wirklichen Angriffe gegen die Hauptstadt war die Heranführung eines entsprechenden Belagerungs-

parks. Aber damit konnte nicht eher begonnen werden, als bis Toul genommen und der Eisenbahnbetrieb bis nahe bei Paris eröffnet wurde. Und auch dann konnte der Transport nur sehr langsam erfolgen; denn die einzige Eisenbahnlinie, welche zu benutzen war, wurde durch den dringendsten Nachschub, besonders an Proviant, für die Armee auf längere Zeit hin in Anspruch genommen und es konnte daher der Transport eines Belagerungs-Trains von dem Umfange, wie er zum Angriffe gegen Paris erforderlich war, nur sehr allmählig bewirkt werden.

Alle diese Erwägungen waren maßgebend für die Entschliefungen, welche für den Angriffsplan gegen Paris gefaßt wurden. Hätte man sicher annehmen dürfen, daß die Verproviantirung der Hauptstadt höchstens für 10 Wochen ausreichte, so würde man sich mit der Cernirung begnügt und auf die Heranführung eines Belagerungsparks von vornherein verzichtet haben. Da jedoch jene Vorfrage zweifelhaft erschien, so wurde beschlossen, unter Aufrechterhaltung der Einschließung alle Vorbereitungen dahin zu treffen, daß nöthigen Falles zum wirklichen Angriffe geschritten werden könnte.

Die Streitkräfte, mit welchen die Einschließung am 19. September ausgeführt wurde, betrugten zunächst nur 122,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Kavallerie und konnten für die Aufrechterhaltung der Cernirung auf längere Zeit unmöglich ausreichen: es kam dabei wenig mehr als ein Infanterist auf jeden Fußbreit der Cernirungslinie. Im Laufe des September und October wurden von den bei Sedan zurückgebliebenen und anderweitig freigewordenen Kräften noch das 11. Corps und das 1. bairische Corps und die Garde-Landwehr-Division herbeigezogen. Gegen Ende October hatten die zur Einschließung von Paris und zur Sicherung nach außen verfügbaren Kräfte eine Stärke von etwa 200,000 Mann Infanterie, 33,794 Mann Kavallerie und 270 Geschütze, wovon jedoch das 1. bairische Corps, die 17. und 22. Division (etwa 36,000 Mann) und 2 Kavallerie-Divisionen bald nach der Loire abrückten.

Die Vertheidiger von Paris waren nach der Einschließung mit sichtbarem Eifer bemüht, ihre Streitkräfte zu vervollkommen und zu ergänzen. Die Armirung und Verstärkung der Werke schritt rasch vorwärts und wo das Terrain und der Gegner es irgend gestatteten, wurden rasch aufgeworfene Werke und Batterien vor die Linie der Forts geschoben und zwischen den Forts, zur Verbindung derselben, errichtet. Die Organisation, Bewaffung und Ausrüstung der Truppen wurde verbessert, die Nationalgarde durch Errichtung neuer Bataillone noch vermehrt, den Mängeln der Ausbildung nach Möglichkeit abgeholfen. Zahlreiche kleine Unternehmungen gegen die deutschen Vorposten sollten offenbar dem letzteren Zwecke dienen. Die Artillerie der Forts und der vorgehobenen Batterien beschloß fast unausgesetzt die Vorposten. Hatte dieses Feuer auch nur wenig Wirkung, zumal sich die Truppen bald dagegen zu decken lernten, so erschwerte doch die fortgesetzte Beunruhigung durch ein Feuer, welches nicht beantwortet werden konnte, die Aufgabe der Cernirungstruppen auf die Dauer sehr. Diese widmeten sich in den ersten Wochen der Cernirung mit besonderem Eifer der Befestigung ihrer Positionen. Diese Arbeiten, während der

ganzen Zeit der Einschließung fortgesetzt, erreichten bald einen hohen Grad der Vollkommenheit. Größere und kleinere Erdwerke, Geschütz-Emplacements, Schützengräben, Barrikaden, Blockhäuser, Verhaue u. dergleichen erstanden in großer Zahl, Dörfer, Mauern, einzelne Gehöfte und Häuser, die im Einschließungsbereiche lagen, wurden mit allen Mitteln der Kunst befestigt, andere, die das Schussfeld behinderten oder dem Feinde als Stützpunkt dienen konnten, zerstört; aus gleichem Grunde legte man ganze Waldstrecken nieder, — nach allen Seiten wurden zahlreiche und gute Communicationen hergestellt, schützende Brustwehren und Unterkunftsräume, zum Theil selbst bombensicher eingedeckt, für die Vorposten errichtet, an geeigneten Punkten Observatorien eingerichtet und die wichtigsten derselben mit den Hauptquartieren, so wie diese untereinander telegraphisch verbunden — kurz, es wurde Alles aufgeboten, um die Cernirungslinie undurchdringlich zu machen.

Der erste größere Ausfall wurde von der Pariser Garnison am 30. September gegen die Front des 6. Armee-corps unternommen. Nach sehr heftigem mehrstündigem Feuer der Forts brachen Morgens 6 Uhr starke feindliche Colonnen gegen Chevilly und Choisy vor. Um 8 Uhr war dieser Angriff durch die 12. Infanterie-Division auf allen Punkten abgeschlagen. Dasselbe Schicksal hatte ein zweiter Angriff, welchen der Feind nach abermaliger heftiger Beschießung um 9 Uhr gegen Chevilly richtete. Auf französischer Seite nahmen an dem Ausfall mindestens zwei Divisionen vom Corps Vinoy Theil; die Verluste derselben waren beträchtlich.

Am 13. October wurde ein Ausfall gegen das 2. bairische Corps bei Chatillon mit Leichtigkeit zurückgewiesen. An demselben Tage wurde das frühere kaiserliche Schloß in St. Cloud von den Franzosen selbst ohne jede ersichtliche Veranlassung in Brand geschossen.

Am 21. October unternahm die Pariser Garnison mit etwa 12,000 Mann unter dem Schutze des Forts Mont Valerien einen Ausfall gegen die Vorposten der 10. Infanterie-Division bei La Malmaison und Buzanval, wurde jedoch nach mehrstündigem Gefechte, in welches auch einige von St. Germain herbeigeeilte Compagnien des 1. Garde-Landwehr-Regiments eingriffen, unter den Augen des Königs mit beträchtlichem Verluste zurückgewiesen.

Le Bourget. Am 28. October früh Morgens wurde die in Le Bourget als Beobachtungsposten stehende Compagnie des Garde-Corps von bedeutender Uebermacht angegriffen und aus dem Dorfe zurückgedrängt, bevor sie Unterstützung erhalten konnte. Der Feind zog dann beträchtliche Verstärkungen an sich und richtete sich in dem Dorfe zu hartnäckiger Vertheidigung ein. Ein am 29. gemachter Versuch, ihn durch Artillerie-Feuer zu vertreiben, hatte keinen Erfolg. Da Le Bourget der einzige Beobachtungsposten vor der ausgedehnten Front des Garde-Corps war, auch die Gefahr vorlag, daß der Feind, im Besitze dieses Ortes, sich mit schweren Batterien in der Höhe desselben etabliren und dadurch die Vertheidigungsstellung des Garde-Corps ernstlich beunruhigen würde, so befahl der Kronprinz von Sachsen, das Dorf dem Feinde unter allen Umständen wieder zu entreißen. In Folge dessen griff der General-Lieutenant von Budriški am 30. October Morgens

das Dorf, nachdem dasselbe aus 5 Batterien beschossen war, mit 9 Bataillonen der 2. Garde-Infanterie-Division in drei Colonnen energisch an, drang von drei Seiten ein und warf nach mehrstündigem erbittertem Häuserkampfe, wobei er mit eigener Hand an gefährlichster Stelle die Fahne vorantrug, den Feind, der etwa 5000 Mann stark war, in Auflösung nach Paris zurück. Ueber 1200 Gefangene blieben in den Händen des Siegers, dessen eigener Verlust sich auf circa 400 Mann belief. Das Gefecht bei Le Bourget erhielt eine große Wichtigkeit durch die Bestürzung, welche der Ausgang desselben in Paris hervorrief. Der Feind verzichtete nun für längere Zeit auf jede größere Unternehmung.

Zu dem Eindrucke des unglücklichen Ausfalls kamen die ersten dunkeln Nachrichten von der Capitulation von Metz hinzu, um dem einsichtigeren Theile der Pariser Bevölkerung schon damals die hoffnungslose Lage der Hauptstadt und dadurch den Wunsch nach Beendigung des Widerstandes nahe zu legen. Deshalb fand auch Thiers, welcher aus Tours mit dem Vorschlage von Waffenstillstandsverhandlungen eintraf, bei der Regierung eine günstige Aufnahme. Aber die Friedenswünsche entsprachen nicht den Neigungen der untersten Volksklassen und ihrer Führer. Dieselben brachten es (wie oben erwähnt) in der Nacht vom 31. October zum 1. November zu einem förmlichen Aufstande, welcher allerdings nur vorübergehend den Sieg davon trug, dessen Einwirkung zur Einschüchterung der Regierung und der besonneneren Kreise der Bevölkerung aber sich auch weiter geltend machte. Die revolutionäre Arbeiterbevölkerung, welche später unter denselben Führern die Herrschaft der „Commune“ begründete, hatte bei dem damaligen Aufstande den „Krieg bis auf's Aeußerste“ auf ihre Fahne geschrieben und die Regierung hatte nicht den Muth, dieser Forderung zu widerstreben. Die Masse der bewaffneten Arbeiterbevölkerung von Paris führte während der Belagerung ein behaglicheres Leben als je; die Regierung bezahlte reichlich ihre Dienste in der Nationalgarde, die mit viel Müßiggang und wenig Gefahr verbunden waren und sorgte für ihren und ihrer Familien Lebensunterhalt. Ein so bequemes und sorgenloses Dasein war der Arbeiterbevölkerung zu anderen Zeiten nicht beschieden; sie hatte deshalb ein lebhaftes Interesse an der Fortsetzung des Widerstandes und drängte unausgesetzt zum Kampfe, natürlich unter dem Vorbehalt, daß Andere ihre Haut zu Markte trügen. Eine Stärkung erhielt die Kriegs-Partei im November durch die Nachricht von dem Auftreten der Loire-Armee und von der Wiederbesetzung von Orleans durch dieselbe. Diese Nachricht belebte in hohem Maße die Hoffnung auf den schließlichen Erfolg der vereinigten Anstrengungen der Hauptstadt und der Provinz.

Die militärischen Streitkräfte von Paris erfuhren inzwischen eine bedeutsame Vermehrung und Umformung; die gesammte Macht wurde in drei Armeen eingetheilt, die I. unter General Thomas (266 Bataillone), die II. unter General Ducrot (8 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division in drei Armeecorps), die III. unter General Vinoy. Mit der II. Armee geachtete Trochu sich durch die Einschließungsarmee Bahn zu brechen, um dann im Verein mit einer von außen herbeirückenden Armee Paris zu

entsetzen, während die beiden anderen Armeen die Vertheidigung der Werke fortsetzen sollten.

**Ausfall und Gefecht bei Villiers.** Zu derselben Zeit, wo Aurelles de Paladine sich anschickte, mit der Loire-Armee auf Paris zu marschiren, ergab sich aus sicheren Anzeichen, daß auch in Paris die größten Vorbereitungen zu einem bedeutenden Ausfall getroffen wurden. Schon zum 19. November war derselbe in Aussicht genommen, unterblieb aber damals; nur kleinere Ausfallversuche fanden in den nächsten Tagen statt, dagegen fort und fort das heftigste Feuer von den Forts. Am 29. November wurden die Ausfälle bereits bedeutender, besonders gegen das 6. Corps bei VHay, doch wurde der Feind siegreich zurückgewiesen.

Am 30. November erst, also zu derselben Zeit, wo Aurelles de Paladine von Orleans auf Fontainebleau vorzurücken beabsichtigte, wurde von Trochu mit aller Kraft vorgegangen, um einen Massendurchbruch durch die deutschen Armeen in östlicher und südöstlicher Richtung auf Meaux und Fontainebleau durchzusetzen. General Ducrot (einer von den zahlreichen Offizieren, welche ihr Ehrenwort, nicht wieder gegen Deutschland zu kämpfen, schwachvoll gebrochen hatten) kündigte diesen größten Ausfall mit einer feierlichen Proklamation an. Dieselbe begann mit den Worten:

„Der Augenblick ist gekommen, um den eisernen Gürtel zu sprengen, welcher uns schon zu lange umschließt und uns in einem langwierigen und schmerzlichen Todeskampf zu ersticken droht! Euch ist die Ehre zugefallen, dieses große Unternehmen durchzuführen und ich bin davon überzeugt, Ihr werdet Euch derselben würdig zeigen. — — —

Um eine Oeffnung durch die Reihen des Feindes zu erzwingen, sind 400 Geschütze vom schwersten Kaliber bereit, Nichts wird ihrer Gewalt widerstehen, und um Euch in diese Oeffnung vorstürmen zu lassen, werdet Ihr Eurer mehr als 150,000 Mann sein, Alle gut bewaffnet und gut ausgerüstet, mit Munition über Bedarf versehen und, wie ich zuversichtlich hoffe, Alle von einem unwiderstehbaren Feuer beseelt. Siegt Ihr in dieser ersten Periode des Kampfes, so ist Euch der Erfolg gesichert, denn der Feind hat seine zahlreichsten und besten Soldaten nach den Ufern der Loire entsandt; die heroischen und erfolgreichen Anstrengungen unserer dortigen Brüder werden sie daselbst festhalten.

Muth also und Vertrauen!

Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, und ich schwöre es vor Euch und der ganzen Nation, nur todt oder siegreich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht zurückweichen sehen. Im ersteren Falle stuzt nicht, aber rächet mich.“

In der Nacht zum 30. November unterhielten alle Forts ein außerordentlich heftiges Feuer. Am Morgen des 30. November fand zunächst abermals ein Angriff gegen das 6. Armeecorps statt, der jedoch merklich nur zur Täuschung über die Richtung des Hauptangriffs dienen sollte und in kurzem Kampfe zurückgewiesen wurde. Dagegen entwickelte der Feind von 9 Uhr an sehr bedeutende Kräfte gegen die württembergische Division und das 12. Armeecorps. Die so eben erst eingerückten und mit der Dertlichkeit un-

kannten sächsischen Vorposten wurden zunächst aus Brie und Champigny zurückgedrängt und die württembergische Division fast gleichzeitig bei Villiers in ein außerordentlich heftiges Gefecht verwickelt. Nachdem der feindliche Angriff auf das 6. Corps abgeschlagen war, eilte der General von Tümping dem württembergischen linken Flügel zu Hülfe; auch die 7. Infanterie-Brigade (vom 2. Corps) setzte sich dahin in Marsch und griff erfolgreich in das Gefecht ein. Kurz nach 1 Uhr Nachmittags war der Angriff auf dem linken Flügel siegreich zurückgeschlagen, so daß nunmehr der General von Obernitz dem hart bedrängten rechten Flügel seiner (würtembergischen) Division Unterstützung zuführen konnte. Von der 24. (S. sächsischen) Division befanden sich, als der Angriff erfolgte, erst einige Bataillone auf dem linken Marne-Ufer, der Rest traf kurz nach Mittag ein.

Der Kampf wurde bei Villiers mit großer Erbitterung bis nach Einbruch der Dunkelheit geführt und endete Abends mit der Behauptung der Stellung Villiers durch die an Zahl verhältnißmäßig nur schwachen deutschen Truppen. Die Franzosen gingen mit ihren Hauptkräften auf das rechte Marne-Ufer zurück, behielten jedoch auf dem linken Ufer festen Fuß in den, sonst von den deutschen Vorposten besetzten Dörfern Brie und Champigny. Außer dem Nebenangriff gegen das 6. Corps erfolgten am 30. andere auch gegen das 2. baierische Corps, das Garde-Corps und das 4. Armeekorps. Bei letzterem kam es zu einem ernstern Kampfe um Epinay, welcher aber gleichfalls mit dem Rückzuge des Gegners endete.

Um 6 Uhr Abends war der Kampf überall siegreich für die deutschen Waffen beendet. Der Verlust der Franzosen war sehr bedeutend, der der deutschen Armeen gleichfalls erheblich. Am folgenden Tage (1. December) erbaten die Franzosen einen Waffenstillstand zur Beerdigung ihrer Gefallenen.

Am 2. December wurden die vom Feinde seit dem 30. November festgehaltenen Stellungen bei Brie und Champigny mit Tagesanbruch von den Sachsen und Württembergern wieder genommen. Gegen 9 Uhr brach jedoch General Ducrot nochmals mit sehr überlegenen Kräften gegen dieselben Dörfer vor. Abermals mußten dieselben geräumt werden, da das Feuer der Forts und zahlreiche schwere Batterien das Thal bis nach Villiers hin beherrschten. Dagegen waren wiederum alle Anstrengungen des Feindes gegen Villiers vergeblich. Der Kampf wurde hier nochmals bis nach Einbruch der Dunkelheit mit außerordentlicher Heftigkeit geführt und zur Abwehr der immer von Neuem und mit frischen Kräften unternommenen Angriffe mußte außer den Württembergern und Sachsen auch das 2. preußische Corps (Franseck) herangezogen werden. Auf feindlicher Seite focht die ganze II. Ducrotsche Armee. Der Kampf endete nach 6 Uhr Abends. Die Franzosen behielten wiederum Brie und die Hälfte von Champigny im Besitze, während die andere Hälfte dieses Ortes sich in den Händen der deutschen Truppen befand.

Die Niederlage der französischen Armee war jetzt bereits entschieden. Am 3. December währten zwar die Kanonade und kleine Scharmützel noch fort, am 4. December Vormittags jedoch zog der Feind seine letzten

Truppen vom linken Marne-Ufer zurück und brach die Brücke hinter sich ab, so daß die deutschen Truppen ihre alten Stellungen überall wieder einnehmen konnten.

General Ducrot aber, welcher vor der ganzen Nation geschworen hatte, entweder todt oder siegreich nach Paris zurückzukehren, erließ am 4. December einen neuen Armeebefehl, in welchem es kleinlaut hieß:

„Nach zwei Tagen hartnäckigen Kampfes habe ich Euch über die Marne zurückgehen lassen, weil ich überzeugt war, daß alle neuen Anstrengungen in der bisherigen Richtung unnütz sein müßten, weil der Feind Zeit gehabt hat, dort seine Kräfte zu concentriren. Der Kampf ist jedoch nur augenblicklich unterbrochen; wir werden ihn mit Entschiedenheit wieder aufnehmen.“

General Ducrot hatte sein Wort, eher zu fallen, als zurückzweichen, seiner Nation ebenso gebrochen, wie vorher sein Ehrenwort gegen Deutschland.

Seit jener Zeit schienen weitere Kämpfe nach der Ost- und Südostseite von der Pariser Armee nicht beabsichtigt; nur auf und hinter dem Mont Avron blieben feindliche Truppen im Lager und arbeiteten eifrig an der Vervollständigung der dort angelegten Verschanzungen. Die Hauptanstrengungen schienen aber jetzt nach der Nordostfront verlegt, von wo das Anrücken Faids herbes mit der Nordarmee erwartet wurde.

Am 21. December brachen die Pariser Truppen gleichzeitig nach Norden und Nordost gegen die Stellungen der Garde und der Sachsen hervor. Am Morgen des 21. gegen 7 Uhr, also noch in der Dunkelheit, wurde das von Mannschaften der 2. Garde-Infanterie-Division besetzte Dorf Le Bourget durch plötzlich hervorbrechende, starke feindliche Colonnen von allen Seiten zugleich angegriffen. Die nur aus 5 Compagnien bestehende Besatzung wies die gegen den südlichen Theil des Dorfes gerichteten Angriffe energisch und mit großem Verlust für den Feind ab; dagegen gelang es letzterem von Norden in den Ort einzudringen. Zugleich mit dem Angriffe auf Le Bourget hatten die Pariser aus den Forts und zahlreichen Batterien gegen die ganze Front der Maas-Armee ein heftiges Feuer eröffnet und gingen rechts und links von Le Bourget gegen Stains mit Feld-Artillerie und starken Infanterie-Colonnen vor. Es war bereits 9 Uhr, als der schwachen Besatzung von Le Bourget, welche sich inzwischen im Dorfe standhaft gewehrt hatte, die ersten Unterstützungen gesandt wurden, mit deren Hülfe es nach langem und heftigem Häuserkampfe Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr gelang, Le Bourget vom Feinde wieder zu säubern. Gegen Stains richtete der Feind im Laufe des Vormittags zwei Angriffe mit starken Infanterie-Colonnen, die jedoch leicht zurückgewiesen wurden. Große Massen des Feindes standen vorwärts von Drancy und Bobigny, eine zahlreiche Artillerie voran, welche aber durch die Garde-Artillerie zum Abfahren gezwungen wurde. Der Feind gab in Folge dessen den Angriff auch in dieser Richtung auf und zog seine Infanterie zurück, ohne sie ins Gefecht geführt zu haben. Ebenso wurden die Angriffe auf die Stellungen der Sachsen bei Sevran und Chelles mit

großer Entschiedenheit zurückgewiesen. Der Ausfall-Versuch scheiterte also wiederum vollständig.

Weitere Ausfälle, welche für die nächsten Tage, besonders am Weihnachtsfest erwartet wurden, fanden nicht statt, theils wohl wegen der gewaltigen damals herrschenden Kälte, theils gewiß, weil der Muth und die Zuversicht der militärischen Führer nach allen Mißerfolgen der eigenen Streitkräfte, sowie der in Frankreich gebildeten Armeen ermatteten.

Die erste Campagne der französischen Republik war auf allen Seiten gescheitert.

König Wilhelm hatte die jüngsten Ergebnisse derselben in folgenden Worten eines Armeebefehls zusammengefaßt:

„Soldaten der verbündeten deutschen Armeen! Wir stehen abermals an einem Abschnitt des Krieges. Als Ich zuletzt zu Euch sprach, war mit der Capitulation von Metz die letzte der feindlichen Armeen vernichtet worden, welche uns beim Beginn des Feldzuges gegenüberstanden. Seitdem hat der Feind durch die außerordentlichsten Anstrengungen uns neu gebildete Truppen entgegengestellt, ein großer Theil der Bewohner Frankreichs hat seine friedlichen, von uns nicht gehinderten Gewerbe verlassen, um die Waffen in die Hand zu nehmen. Der Feind war uns an Zahl oft überlegen, aber dennoch habt Ihr ihn wiederum geschlagen; denn Tapferkeit und Mannszucht und das Vertrauen auf eine gerechte Sache sind mehr werth, wie die Ueberzahl. Alle Versuche des Feindes, die Ceruirungslinie von Paris zu durchbrechen, sind mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, oft zwar mit vielen blutigen Opfern — wie bei Champigny und bei Le Bourget — aber auch mit einem Heldenmuth, wie Ihr ihn überall beweiset. Die Armeen des Feindes, welche zum Entsatz von Paris von allen Seiten herandrückten, sind sämmtlich geschlagen. Unsere Truppen, die zum Theil noch vor wenig Wochen vor Metz und Straßburg standen, sind heute schon über Rouen, Orleans und Dijon hinaus und neben vielen kleinen siegreichen Gefechten sind zwei neue große Ehrentage — Amiens und die mehrtägige Schlacht von Orleans — den früheren hinzugetreten. Mehrere Festungen sind erobert und vieles Kriegsmaterial ist genommen worden; somit habe Ich nur Anlaß zur größten Zufriedenheit und es ist mir eine Freude und ein Bedürfniß, Euch dies auszusprechen. Ich danke Euch Allen, vom General bis zum gemeinen Soldaten. Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß Ich, daß Ihr fortfahren werdet, dieselbe Anspannung aller Kräfte zu bethätigen, welcher wir unsere bisherigen großen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden erringen, der würdig der großen Opfer ist, die an Blut und Leben gebracht worden.“

**Der artilleristische Angriff gegen Paris.** Als nach der Zurückweisung und Vernichtung der Loire-Armee jede unmittelbare Gefahr von außen her für die Einschließungsarmee von Paris geschwunden war, beschloß das große Hauptquartier, nunmehr mit den Vorbereitungen zu dem wirklichen Angriffe gegen Paris kräftig vorzugehen. Unmittelbar nach der Schlacht bei Orleans fand beim König wiederholt Kriegsrath statt, in welchem die Entschließungen in Bezug auf den in der Heimath lange und

ungebuldig erwarteten artilleristischen Angriff (das Bombardement) gefaßt wurden. Von vorne herein war zu einem solchen Angriff vorzugsweise die Südfront von Paris in Aussicht genommen worden, weil auf dieser Seite, auf der man unter minder außerordentlichen Kriegsverhältnissen einen Angriff kaum erwarten konnte, am wenigsten geschehen war, um, abgesehen von den Forts, den Angriff auch noch durch weit vorgeschobene Befestigungen zu erschweren. Erst unmittelbar vor der Einschließung hatte die Vertheidigung von Paris dies durch Aufwerfung neuer Schanzen nachzuzuholen versucht, war aber durch das rasche Vorrücken der deutschen Armeen darin gestört worden.

Eine große Schwierigkeit des Angriffs gegen die Südfront von Paris lag aber für die deutsche Armee in der beträchtlichen Entfernung der nächsten Eisenbahnstation, Nanteuil, von der Angriffsfront. Der Landweg von Nanteuil bis Villacoublay, woselbst der Belagerungspark etablirt werden mußte, hatte eine Länge von 11 Meilen mit zum Theil ziemlich schwierigen Passagen. Wagen gebrauchten zu einer Tour auf dieser Strecke (beladen hin und leer zurück) acht Tage. Schnee und Glätteis, so wie das durch Treibeis auf der Seine zeitweise bedingte Ausfahren der Schiffbrücke bei Billeneuve, verlängerten diese Zeitdauer im späteren Verlaufe der Transporte noch mehrfach. Der Angriff gegen die Südfront konnte nach den angestellten Ermittlungen und dem hiernach entworfenen Plane nicht früher begonnen werden, als bis mindestens 250 Belagerungsgeschütze mit 500 Schuß für das Geschütz zur Stelle waren. Zur Ueberführung der Munition nebst Zubehör waren im Ganzen gegen 5000 Fuhrer erforderlich.

Es war bis dahin unmöglich gewesen, dieselben im Lande selbst zu beschaffen, und es erging daher der Befehl nach der Heimath, dort besondere Munitionscolonnen für die Belagerungsartillerie zu bilden und mit der Eisenbahn vor Paris zu schaffen. Im December wurden in der That gegen 1000 vierspännige Wagen aus Deutschland nach Nanteuil befördert, und so gelang es endlich bis zum Jahreschluß, den ganzen Belagerungspark und die erforderliche Munition vor Paris zu bringen und hiermit die Vorbereitungen zum entscheidenden Angriff gegen die Stadt zu vollenden. Die obere Leitung war in Betreff der artilleristischen Aufgabe dem General-Major Prinz zu Hohenlohe, in Betreff der Ingenieur-Angelegenheiten dem General-Lieutenant von Kamecke übertragen.

Der erste Schritt und die Einleitung des artilleristischen Angriffs war die Beschießung und Wegnahme des Mont Avron auf der Ostfront von Paris, welchen die Pariser Armee nach dem Scheitern des Ausfalls bei Villiers am 2. December festgehalten und mit großen Anstrengungen neu befestigt hatte, um von da die Stellungen der Deutschen an der Marne zu beherrschen. Gleich nach der Schlacht bei Villiers war vom deutschen Hauptquartier der Befehl an die Maas-Armee ergangen, alle Vorbereitungen zum Angriffe gegen diese wichtige Position zu treffen. Am 27. December wurde nach sorglicher Vorbereitung das Feuer gegen den Mont Avron eröffnet und zwar mit so glücklicher Wirkung, daß schon am 29. December der Feind dort völlig vertrieben war und

auch seine vorgeschobenen Stellungen hinter dem Mont Aron räumen mußte.

Inzwischen war es gelungen, auch die Vorbereitungen zum Hauptangriff gegen die Südfront von Paris soweit zu fördern, daß die Eröffnung des Feuers erfolgen konnte.

In der Nacht vom 3. zum 4. Januar wurde die Armirung der Batterien gegen die Südwest-Front von Paris, vom Feinde ungestört und anscheinend auch unbemerkt, vollendet. Die Eröffnung des Feuers mußte jedoch wegen dichten Nebels bis zum Morgen des 5. Januar verschoben werden. Der Vertheidiger antwortete lebhaft aus zahlreichen schweren Geschützen der Forts und der Ringmauer, im Anfange auch von den Kanonenbooten auf der Seine. In wenigen Tagen jedoch gelang es, die Forts Issy und Vanves, sowie die Schanze bei Billejuif fast gänzlich, das Fort Montrouge größtentheils zum Schweigen zu bringen. Die Angreifer konnten sehr bald mit Batterien weiter vorgehen und gewannen dadurch Positionen, von welchen aus ein erheblicher Theil der Stadt unter Feuer genommen werden konnte. In die Stadt selbst wurden täglich 200 bis 300 Granaten geworfen, welche ausreichten, die auf dem linken Seineufer liegenden Stadttheile, sowie jenseits der Seine Passy, Auteuil, Boulogne und Billancourt lebhaft zu beunruhigen, den größten Theil der Bevölkerung daraus zu vertreiben und den Widerstandsg Geist zu erschüttern, ohne jedoch erheblichen materiellen Schaden anrichten zu können. Mehr zu erreichen wäre nur durch den Uebergang zum förmlichen Angriffe gegen die Forts Issy und Vanves möglich gewesen, welcher niemals beabsichtigt wurde und von welchem man jetzt um so mehr Abstand nahm, als täglich deutlicher hervortrat, daß die Widerstandsfähigkeit von Paris ihrem Ende nahe war. Selbst wenn die Lebensmittel noch für längere Zeit ausgereicht hätten, würde die Ausdauer des Vertheidigers bald gebrochen gewesen sein, denn auch von Norden her wurde er bereits durch die weit und sicher gehenden schweren Geschosse des Belagerers mehr und mehr beengt und der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo auch die nördlichen Stadttheile von Paris sich den Schrecken eines Bombardements ausgesetzt sahen.

Die moralische Wirkung des Angriffs wurde um so größer, als inzwischen jede Hoffnung der Pariser auf den Erfolg der neuen Anstrengungen Gambetta's zur Rettung der Hauptstadt mehr und mehr dahinsank.

### Die zweite Campagne der französischen Republik.

Alle Anstrengungen Frankreichs vereinigten sich fort und fort in dem einzigen leitenden Gedanken und Ziele, die belagerte Hauptstadt, als das höchste „Heiligthum“ der Nation zu retten. Alles nationale Streben und die ganze Leidenschaft des erregten Volkes hatte ihren Einigungspunkt in den allseitigen Bestrebungen für die Befreiung des immer schwerer bedroheten Paris. Das deutsche Hauptquartier erkannte aus den verschiedensten Anzeichen, daß vor dem schließlichen Falle von Paris noch eine letzte große Anstrengung Frankreichs zur Rettung der Hauptstadt zu er-

warten sei; zur Abwehr derselben waren seit Wochen alle Vorbereitungen getroffen. Bei einem solchen Versuche kamen vor Allem die Armeen von Chanzy, Bourbaki und Faidherbe in Betracht und es war lange Zeit höchst zweifelhaft, welchen Plan Gambetta namentlich mit den beiden neu verstärkten Armeen von Bourbaki und Chanzy vor hatte.

Von Chanzy wußte man bestimmt, daß er gegen Ende des Jahres mit seinen Hauptkräften noch bei Le Mans stand. Ueber das Verbleiben der Armee Bourbaki's widersprachen sich die Nachrichten. Nach Lage der Verhältnisse mußte man jedenfalls erwarten, daß Chanzy und Bourbaki nach einem gemeinschaftlichen Plane demnächst ihre Operationen wieder aufnehmen würden. Unter den verschiedenen Plänen galt als der einfachste und deshalb wahrscheinlichste: die Vereinigung Bourbaki's mit Chanzy bei Le Mans behufs gemeinschaftlichen Vorgehens auf Paris. Einstweilen machten es jedoch die im deutschen Hauptquartiere eintreffenden Nachrichten mindestens im hohen Grade wahrscheinlich, daß Bourbaki mit seinen Hauptkräften noch bei Bourges stände, während Chanzy sich um diese Zeit zu rühren begann. Das beste Mittel sich aus der Ungewißheit dieser Lage zu befreien und die feindlichen Absichten zu Schanden zu machen, fand die deutsche Heeresleitung darin, daß sie die seit einigen Wochen beobachtete abwartende Haltung aufgab und kühn wieder zum Angriffe schritt. Bei allen Plänen des Feindes fiel offenbar der Armee Chanzy's die Hauptrolle zu. Diese Armee bedrohte überdies die Belagerung von Paris am unmittelbarsten. Man wußte, wo man sie finden würde; wenn es gelang, vor oder während der Ausführung der feindlicherseits beabsichtigten Operationen sich überraschend und mit genügenden Kräften auf sie zu werfen, sie wo möglich zu vernichten, so wurde damit zugleich den Operationen der anderen Armeen des Feindes, insbesondere der Armee Bourbaki's, der Boden entzogen.

**Die Kämpfe bei Le Mans.** Prinz Friedrich Carl erhielt am 1. Januar den telegraphischen Befehl aus dem großen Hauptquartier, mit der II. Armee gegen General Chanzy vorzugehen. Die in der ersten Hälfte des Decembers geschlagene französische Voire-Armee, soweit sie unter dem Befehl Chanzy's stand, hatte sich in der zweiten Hälfte des Decembers bei Le Mans von Neuem gesammelt und verstärkt, und erreichte wieder eine Gesamtstärke von mindestens 150,000 Mann. Auch war ein neuformirtes Corps auf dem Wege, zu diesen Truppen zu stoßen. Die Armee des Prinzen Friedrich Carl, welche aus dem 3. (Brandenburgischen), dem 9. (Schleswig-Holsteinischen), dem 10. (Hannoverschen) und dem 13. Armee-Corps und aus 4 Kavallerie-Divisionen bestand, hatte, da die einzelnen Corps in den vorhergegangenen Kämpfen bedeutend zusammengeschmolzen waren, im Ganzen eine Stärke von nur etwa 58,000 Mann Infanterie, 15,000 Mann Kavallerie und 318 Geschützen. Sie hatte daher eine dreimal so starke Armee zu bekämpfen.

Die Armee des Prinzen stand, als der Befehl zum Vorgehen einging, mit ihren Hauptkräften noch bei Orleans, einzelne Abtheilungen bei Blois und Vendôme (etwa 10 Meilen südwestlich von Le Mans), das 13. Armee-Corps bei Chartres (etwa 12 Meilen nordwestlich von Le Mans). Das Vorrücken gegen Le Mans, den Zielpunkt der Operation,

mußte gleichzeitig auf der ganzen weiten Linie zwischen Chartres und Blois stattfinden.

Sämmtliche Corps gingen in der That auf den verschiedenen Straßen, die vom Südosten, Osten und Nordosten nach Le Mans führen, auf diesen gemeinsamen Zielpunkt los, größtentheils auf dem schwierigsten Wald- und Hügelterrain, vielfach auf durchstochenen Straßen, überall unter den lebhaftesten Kämpfen, aber durchweg mit siegreichen Erfolgen. Die Witterungsverhältnisse bereiteten dem Vorgehen die größten Hindernisse: unaufhörlich wechselte heftige Kälte mit Thauwetter und Glatteis; dichter Nebel verhüllte größtentheils die Aussicht. Kavallerie und Artillerie konnten bei dieser Expedition daher nur wenig zur Verwendung kommen; der Kampf blieb vornämlich der Infanterie überlassen und der Feind hatte hinter den Hecken, in den Wäldern und in dem welligen Terrain vortreffliche Defensivstellungen und konnte seine Bewegungen, da selten Fernsicht war, leicht verbergen. Die Expedition gelang durch die bewundernswerthe Ausdauer und Geschicklichkeit der Truppen und durch die zuverlässige Ausführung meisterhafter Anordnungen. Am Abend des 10. Januar waren die Franzosen durch das allseitige halbringförmige Vorschreiten des Feindes auf ihrem rechten Flügel und im Centrum in ihre verschanzte Hauptstellung vor Le Mans, auf dem linken Ufer des Huisne-Flusses zurückgeworfen, während ihr linker Flügel sich noch auf dem rechten Ufer dieses Flusses hielt. Prinz Friedrich Carl beschloß, den entscheidenden Angriff gegen die feindliche Stellung am 12. Januar durch gleichzeitiges Vordringen von allen Seiten durchzuführen.

Das 10. Armee-Corps als linker Flügel der deutschen Armee zog sich auf eine weiter westlich gelegene Straße und kam also von Süden her auf die Stadt zu: als am Abend einige Bataillone der 20. Division unter General-Lieutenant von Kraatz ganz dicht vor Le Mans die Höhe von Vert-Galant nahmen, bemächtigte sich (wie sich später aus französischen Berichten ergab) des unmittelbar davorstehenden 16. französischen Armee-Corps und des 17. ein solcher Schrecken, daß sie nicht mehr kämpfen wollten, und Chanzy noch in der Nacht zum 12. Januar und am andern Morgen unter dem Schutz des Nebels den Rückzug mit dem größten Theil des Heeres auf das rechte Sarthe-Ufer antreten ließ. Das preußische 10. Armee-Corps war es auch, das am 12. Nachmittags zuerst in die Stadt einrückte. Ihm folgte das nach rechts hin nächststehende 3. Armee-Corps, das von Südosten nach Osten her gegen die feindliche Stellung vorging und am 11. Januar noch lebhafteste Kämpfe gegen überlegene Kräfte zu bestehen hatte. Bei dem Uebergang über den Huisne kam es noch am 12. zu heftigen Kämpfen. Die Division Stülpnagel rückte am Abend des 12. in die Stadt ein. Die geschlagene Armee Chanzy's war im eiligen Rückzuge auf Mençon und Laval. Die sechstägigen ununterbrochenen Kämpfe, welche fast immer mit dem, oft in Unordnung ausgeführten Rückzuge der beteiligten Truppen endeten, so wie die durch ungünstige Witterung gesteigerten Entbehrungen und Strapazen hatten die feindliche Armee in ihren innersten Fugen erschüttert.

Am 13. Januar verlegte der Prinz-Feldmarschall sein Hauptquartier

in die eroberte Stadt. Das 3. Armee-Corps wurde um Le Mans concentrirt. Das 10. folgte, den Feind verfolgend, in der Richtung auf Caval. Am 14. wurde das verschanzte Lager von Conlie besetzt. Das 13. Armee-Corps ging auf Alençon und marschirte dann nach Rouen zur Unterstützung der Nord-Armee. Auch Tours wurde am 19. Januar besetzt. Das 9. Armee-Corps ging nach Orleans zurück.

**Schlacht bei St. Quentin.** Auch vom Norden her wurden mit Beginn des neuen Jahres wieder Versuche zum Entsatz von Paris gemacht. Faidherbe rückte mit seiner bedeutend verstärkten Nord-Armee am 2. Januar von Arras her wieder auf Bapaume vor. Es kam ihm zunächst darauf an, die belagerte Festung Peronne zu entsetzen. General von Göben, welcher dort kommandirte, übertrug der 15. Division (General von Kummer) die Vertheidigung von Bapaume, während Prinz Albrecht (Sohn) und General v. Göben im Falle des Angriffes gegen Flanke und Rücken des Feindes vorgehen sollten. Am 3. Januar rückte Faidherbe eiligst gegen Bapaume vor und traf auf die Division Kummer. Der Kampf wogte mit großer Heftigkeit um die Dörfer vor Bapaume hin und her. Gegen Mittag war General Kummer im Begriff, seine Truppen auf Bapaume zurückzuführen, als der Angriff des Prinzen Albrecht in der Flanke zur Wirkung kam und das Gefecht zum Stehen brachte. Der Feind ging noch einmal gegen die Division Kummer vor, welche jedoch in hartnäckigem Kampfe bis zum Abend ihre Stellung behauptete. Um 7 Uhr brach der Feind den Kampf ab, noch während der Nacht trat er wieder den Rückzug nach Arras an. — Kurze Zeit darauf capitulirte Peronne, wodurch die deutsche Armee Herrin der ganzen Sommelinie wurde und sich nach allen Seiten frei bewegen konnte. Da man mit Sicherheit ein erneutes Vorgehen Faidherbes, welcher von der Seeseite her neue Verstärkungen erhalten hatte, erwarten mußte, so wurde ein großer Theil der Truppen von Rouen gleichfalls an die Somme gezogen. In Folge der Ernennung des Generals von Manteuffel zum Oberbefehlshaber der neu gebildeten Südararmee wurde das Oberkommando über die I. Armee dem General von Göben übertragen.

Am 11. Januar schon ging Faidherbe von Neuem auf Bapaume vor, welches von den Vortruppen der I. Armee geräumt wurde; er rückte in den folgenden Tagen nach Albert und dann nach St. Quentin. Die I. Armee stand am 18. Abends zwei Meilen westlich und südlich von St. Quentin concentrirt, ihr gegenüber östlich und westlich vor der Stadt die französische Nordarmee, bestehend aus zwei ganzen Corps. Der Entschluß, den Feind am 19. umfassend und energisch anzugreifen, stand beim General Göben fest. An sämtliche Abtheilungen seiner Armee erging der Befehl, am andern Morgen in der Richtung auf St. Quentin vorzugehen. Faidherbe war außer Stande, dem drohenden Angriffe auszuweichen. Nach dem vorangegangenen anhaltenden Froste mit starkem Schneefalle war seit zwei Tagen Thauwetter eingetreten. Die Wege waren in Folge dessen grundlos, der Acker mehrere Zoll tief aufgeweicht und an vielen Stellen mit Wasser bedeckt, so daß für die Truppen die Bewegung äußerst schwierig und ermüdend war. Die Abtheilungen der I. Armee traten den Vormarsch

zu der befohlenen Zeit an. In siebenstündiger heißer Schlacht wurde der Feind aus allen seinen Positionen vor St. Quentin zurückgeworfen, der linke Flügel in die Stadt, der rechte Flügel auf die nach Norden führende Straße. Während es gelang, von Südosten her nach Erstürmung des Bahnhofes schon um 6 Uhr Abends in St. Quentin einzudringen, dauerte auf der Westseite der Kampf noch etwa eine Stunde länger, da eine Nachmittags von Cambrai her eintreffende feindliche Verstärkung die Vorwärtsbewegung verzögerte, auch der Feind hier länger Widerstand leistete, um seinen Abzug, namentlich den der Artillerie, auf Cambrai zu decken. Die Schlacht endete mit einer totalen Niederlage der feindlichen Nordarmee, welche in voller Auflösung in der Richtung auf Cambrai entflohen, gegen 10,000 Gefangene und 6 Geschütze in den Händen des Siegers lassend.

**Werders Kämpfe bei Montbéliard.** Fast um dieselbe Zeit war auch auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz der kühnste Plan geschickert, welchen Gambetta zur Wendung des Kriegslaufes erdacht und mit dem größten Eifer ins Werk gesetzt hatte. Gambetta's Plan lief darauf hinaus, daß Bourbaki, der mit seiner neu gebildeten Armee bis Neujahr bei Bourges und Nevers stand, sich unerwartet ostwärts wenden sollte, um entweder in der Lücke zwischen der Armee des Prinzen Friedrich Carl und dem Corps Werder gegen die Hauptlinie, welche die deutschen Armeen mit der Heimath verband, vorzustoßen, oder aber noch weiter ostwärts zu operiren, um sich auf das Werdersche Corps mit Uebermacht zu werfen und Belfort zu entsetzen. Die Franzosen setzten namentlich auf diese letzte Operation die ausschweifendste Hoffnung. Bourbaki sollte durch Truppen aus Lyon ansehnlich verstärkt werden. Daß er mit dieser Uebermacht das Corps des Generals v. Werder über den Haufen würde rennen können, daran zweifelte man nicht; man steigerte aber auch die Hoffnungen noch viel weiter. Nicht nur die Etappenstraße Paris-Nancy hoffte man zu durchbrechen und die feindliche Armee vor Paris dadurch zu zwingen, die Belagerung über Hals und Kopf aufzugeben, sondern auch Belfort zu entsetzen, ja in Deutschland selbst einzufallen, um Wiedervergeltung zu üben für die Schmach, daß der französische Boden durch die deutsche Invasion besleckt worden war. „Im Osten liegt die Rettung“, hieß es in einer feierlichen Ankündigung. „Frankreich muß aus der Defensiv herausreten, die seinem Temperamente und Character so wenig gemäß ist; es verlasse sich auf die Geschicklichkeit seiner Generale, auf die Hingebung Aller, kurz, es wage die letzte Anstrengung, welche Corneille „eine schöne Verzweiflung“ nennt.“

Doch wie schon so oft in diesem wechselvollen Kriege täuschten die französischen Machthaber sich selbst und das Volk; die wohl durchdachten und trefflich ausgeführten Gegenmaßregeln der deutschen Heerführung durchkreuzten den künstlich erfommenen Plan in allen Punkten.

Bis in die erste Januarwoche war man im großen Hauptquartier über die Absichten Bourbaki's in Ungewißheit. Damals traten bei dem Werderschen Corps die ersten Anzeichen von dem Heranziehen der Bourbaki'schen Armee hervor. General Werder stand um Neujahr bei Besoul, General von Treskow setzte die Belagerung von Belfort fort. Da erschienen immer beträchtlichere feindliche Streitkräfte am Doubs; in kleinen

Gefechten wurden einige hundert Gefangene gemacht, aus deren Uniformen und Ausfagen zu entnehmen war, daß sie der Bourbakischen Armee angehörten und daß diese ganze Armee im Anmarsche war. Werder zog deshalb am 6. Januar zunächst sein Corps bei Vesoul zusammen und meldete seine Wahrnehmungen an das große Hauptquartier.

Sofort erging von da aus der Befehl zur Bildung einer neuen Südararmee aus dem 7. Armeecorps (General von Zastrow), das von Metz aus bereits nach Châtillon zu gerückt war, dem 2. Armeecorps (General von Fransecky), das von Paris aus schleunigst nach dem Südosten gesandt wurde, und aus dem 14. (Werderschen) Corps. Zum Oberbefehlshaber wurde der General von Manteuffel ernannt. An General von Werder aber erging die Ordre, die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken und einem Angriff gegen Belfort so lange zu widerstehen, bis die beiden anderen Corps der zu bildenden Südararmee eingreifen könnten. Um diese Aufgabe gegenüber der ganzen Bourbakischen Armee, welche auf 150,000 Mann geschätzt werden mußte, erfüllen zu können, wollte General Werder versuchen, eine feste Vertheidigungsstellung vor Belfort zu gewinnen, vorher aber noch, um Bourbaki's Bewegungen zu stören und aufzuhalten, einen kurzen kräftigen Stoß gegen die Flanke desselben zu führen. Bei Billersfeld traf er am 9. Januar auf den Feind; es entbrannte ein äußerst heftiger Kampf, welcher bis in die Nacht dauerte. Der Feind hatte allmählig so bedeutende Truppenmassen herangezogen, daß Werder den Zweck des Gefechts, welcher im Vormarsche auf Belfort aufzuhalten, als erreicht ansehen konnte. Er setzte am 10. Januar seinerseits den Linksabmarsch fort und erreichte am 11. die Linie hinter der Lisaine, die er als Vertheidigungsstellung ausersehen hatte. Diese Linie (von Frahier über Montbéliard nach Delle) an den Thaleinschnitten des Lisaine- und des Allainebaches sperrt den Eingang in das obere Elßaß, zwischen den Vogesen und der Schweizer Grenze. Die Allaine bildet von Montbéliard bis Delle ein breites, sumpfiges, nur an wenigen Punkten zu passirendes Thal; die von Frahier nach Montbéliard fließende Lisaine ist zwar an vielen Stellen zu durchwaten, bietet aber dem Vertheidiger auf dem dominirenden linken Rande des breiten Thales ausgezeichnete Positionen. Im Centrum bildete Montbéliard mit seinem sturmfreien Schlosse einen besonders festen Stützpunkt. Die Stellung, zu deren Vertheidigung nur 48 Bataillone (darunter 21 Landwehr-Bataillone), 20 Eskadronen und 126 Feldgeschütze verfügbar waren, hatte allerdings eine Ausdehnung von zwei Meilen und mangelhafte Verbindungen; allein die Natur des Terrains beschränkte die Zahl der Angriffspunkte. Die Nähe von Belfort ermöglichte überdies die Heranziehung eines Theiles der Belagerungs-Artillerie in die Vertheidigungslinie.

General von Werder ging sofort mit allen Kräften an die Verstärkung der Stellung durch rasch aufgeworfene Befestigungen. Während das Vorgehen des Feindes zum Angriff jeden Augenblick zu erwarten war, trat plötzlich eine große Kälte ein; sämtliche Bäche waren fest zugefroren, wodurch die gewählte Vertheidigungslinie einen wesentlichen Theil ihrer Stärke einbüßte. Der General von Werder erbat telegraphisch beim großen

Hauptquartier Befehl, ob er den Kampf vor Belfort annehmen solle. Er erhielt hierauf folgende telegraphische Antwort: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar.“ Vom Oberbefehlshaber der Süd-Armee, General Manteuffel, ging an demselben Abende die Mittheilung ein, daß er am 14. mit dem 2. und 7. Armee-Corps den Vormarsch von Châtillon in der Hauptrichtung auf Vesoul angetreten habe. Inzwischen hatten die Heldenkämpfe, in welchen das Werdersche Corps die wichtige Stellung behaupten sollte, bereits siegreich begonnen. Am 15. Januar Morgens, bei 14° Kälte, griff der Feind mit großer Ueberlegenheit die Vorposten des rechten Flügels und des Centrums an. Dieselben zogen sich unter hartnäckigem Gefechte auf die Hauptstellung zurück, gegen welche der Feind zunächst eine sehr zahlreiche Artillerie entwickelte, um dann mit den im Schutze der Wälder formirten Infanteriemassen gegen die Hauptpunkte der Stellung vorzubringen. Zuerst griff der Feind auf dem rechten Flügel an, wurde jedoch in den Wald zurückgeworfen. Seine auf dieser Seite immer aufs Neue unternommenen Angriffsversuche wurden bis zum Abende siegreich zurückgewiesen. Auch in Montbéliard drang der Feind Nachmittags ein; aber das lebhafteste und wirksamste Feuer der Schloßbesatzung hemmte jede weitere Vorwärtsbewegung. Alle Versuche, die Stellung des Generals Werder zu durchbrechen, waren gescheitert. Am 16. Januar setzte Bourbaki den Angriff fort. Bis zum Mittag lagerte ein dichter Nebel im Thale der Bisaine, so daß man nur wenige hundert Schritte weit zu sehen vermochte. Die Artillerie konnte daher erst gegen Mittag in Wirksamkeit treten. Im Centrum richtete der Feind des Morgens heftige Angriffe gegen die Stellung der Deutschen, wurde jedoch überall durch das Feuer der Infanterie zurückgewiesen. Von Mittag an setzte er bedeutende Kräfte bei Montbéliard in Bewegung; alle seine durch zahlreiche Artillerie eingeleiteten Versuche, hier durchzubringen, scheiterten jedoch ebenfalls wie am vorhergegangenen Tage; die feindlichen Kolonnen wurden bei jedem Anlauf unter schweren Verlusten abgewiesen. Während so in der Front entschiedene Erfolge erzielt wurden, gestaltete sich die Lage auf dem rechten Flügel bedenklicher. Der Feind hatte im Laufe des Morgens dorthin sehr beträchtliche Kräfte dirigirt und drängte mit Uebermacht den General von Degenfeld, welcher nur über 3 Bataillone und 3 Batterien verfügte, trotz energischer Gegenwehr, in 10stündigem Kampfe von Chenevier bis nach Frahier zurück. Mit dem Dunkelwerden schien überall Ruhe einzutreten. Bald aber versuchte der Feind unter dem Schutze der Dunkelheit zu gewinnen, was er unter dem verderblichen Feuer der Artillerie bei Tage nicht hatte erreichen können. Um 8 Uhr Abends gingen stärkere Kolonnen desselben überraschend vor, ihr Angriff endete jedoch nach hitzigem Kampfe mit dem Rückzuge. Ein um 3 Uhr Nachts bei Héricourt unternommener ähnlicher Versuch hatte denselben Ausgang. Für den 17. Januar waren entscheidende Kämpfe im Centrum nicht mehr wahrscheinlich, General Werder konnte sein Hauptaugenmerk auf den rechten Flügel (bei Frahier) wenden. Schon am Nach-

mittage des 16. Januar war dorthin der General Keller mit beträchtlichen Verstärkungen und mit dem Auftrage entsandt worden, ein Offensiv-Vorgehen des Feindes über Frahier hinaus zu verhindern und Chenebier wieder zu nehmen. General Keller beschloß, den Feind in Chenebier früh Morgens in der Dunkelheit zu überfallen. In zwei Kolonnen ging er um 1/2 5 Uhr über Frahier vor, überwand die feindlichen Vorposten und drang stürmend in Chenebier ein. Ein erbitterter Kampf entspann sich in diesem Orte, in dessen westlichem Theile die Franzosen bis zum anbrechenden Tage festen Fuß behielten. Als dann der Feind starke Kolonnen zur Unterstützung vorführte, räumte General Keller allmählig den Ort, behauptete sich aber Chenebier unmittelbar gegenüber gegen alle weiteren Offensiv-Versuche des Feindes. Das Verhalten des letzteren auf den übrigen Theilen des Schlachtfeldes ließ deutlich seine vollständige Erschöpfung erkennen. Ernste Angriffe wurden nur noch des Morgens gegen Chagey und des Mittags bei Montbéliard versucht, dieselben endeten jedoch, wie alle ähnlichen früheren Unternehmungen, mit dem unter schweren Verlusten ausgeführten Rückzuge der Angriffskolonnen. Das Gefecht nahm auf der Seite des Feindes einen mehr und mehr defensiven Charakter an, und gegen Abend wurde von allen Seiten gemeldet, daß derselbe sich vor der Front verbarrikadire und Schützengräben aufwerfe. Im Laufe des Abends und der Nacht wurde der Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie konstatiert. Auf französischer Seite haben in der Schlacht bei Montbéliard vier Corps in einer Gesamtstärke von mehr als 150,000 Mann gekämpft. Die Truppen des Generals von Werder waren im Ganzen ungefähr 43,000 Mann stark, worunter 38,000 Mann Infanterie.

Kaiser Wilhelm erkannte die gewaltige Kriegsthat des Werderschen Corps durch folgendes Telegramm an: „Ihre heldenmüthige, dreitägige, siegreiche Vertheidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für Ihre Hingebung und Ausdauer Meinen königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Rothten Adler-Ordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung. Ihr dankbarer König Wilhelm.“

Ganz Deutschland schloß sich dem Dank des Kaisers an; denn überall hatte man die schwere Gefahr lebhaft empfunden und eine wenn auch nur vorübergehende Bedrohung Süddeutschlands für möglich gehalten. Jetzt war jede solche Wendung des Kriegsglücks beseitigt und die Zuversicht auf eine baldige gänzliche Unterwerfung Frankreichs erhöht.

Das Ende vor Paris. Der artilleristische Angriff gegen Paris hatte inzwischen immer weitere Fortschritte gemacht und immer größere Erfolge erzielt.

Das Bombardement der inneren Stadt besonders hatte eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Sobald durch die ersten Erfolge die Gewißheit gewonnen war, daß ein größerer Theil der Stadt in die Tragweite der Geschosse falle, richtete sich der Angriff mit voller Energie auf die innere Stadt. Nach und nach wurde der ganze weite Bereich der Stadt am linken Seine-Ufer, die Stadttheile der Invaliden, Vaugirard, Grenelle, das Faubourg St. Germain, das Faubourg St. Jacques und die angrenzenden

den Bezirke von den Bomben bestrichen, und an vielen Punkten wüthete bereits der dadurch erzeugte Brand. Die Bewohner jener Stadttheile flüchteten größtentheils nach dem rechten Seine-Ufer, aber auch dort trat schließlich vom Norden her eine ähnliche Wirksamkeit des Bombardements ein.

Vom ersten Augenblicke des Angriffs hatten die französischen Blätter behauptet, derselbe verstoße gegen die Humanität und gegen das Völkerrecht. Die Pariser Regierung erließ einen Protest gegen das Bombardement, und gleichzeitig richteten die Gesandten der Schweiz und Nordamerikas ein Schreiben an Graf Bismarck zunächst zu Gunsten ihrer Landsleute, daneben auch im Interesse der Pariser Bevölkerung, in welchem der Anspruch einer bevorzugten Behandlung einer Stadt wie Paris erhoben wurde. Der deutsche Staatsmann erwiderte darauf: „Die ungewöhnliche, in der neueren Geschichte einzig dastehende Maßregel, die Hauptstadt eines großen Landes in eine Festung und ihre Umgebung mit fast 3 Millionen Einwohnern in ein verschanztes Lager zu verwandeln, hat allerdings für die letzteren ungewöhnliche und sehr bedauernswerthe Zustände zur Folge gehabt. Dieselben sind von denen zu verantworten, welche diese Hauptstadt und ihre Umgebung zur Festung und zum Schlachtfelde gewählt haben, in jeder Festung aber von denen zu tragen, welche in einer solchen freiwillig ihren Wohnsitz nehmen und im Kriege beibehalten. Paris ist die wichtigste Festung des Landes und Frankreich hat in derselben seine Hauptheere gesammelt; diese greifen aus ihrer festen Stellung inmitten der Bevölkerung von Paris durch Ausfälle und Geschützfeuer die deutschen Heere an. Angesichts dieser Thatfachen kann den deutschen Heerführern nicht zugemuthet werden, auf den Angriff der Festung Paris zu verzichten oder denselben in einer Weise zu führen, welcher mit dem Zwecke jeder Belagerung unverträglich wäre. Was geschehen konnte, um den unbewaffneten neutralen Theil der Pariser Bevölkerung vor den Nachtheilen und Gefahren der Belagerung zu bewahren, das ist von deutscher Seite geschehen. — — Daß die peinlichen und von uns lebhaft beklagten Vorfälle in einer Stadt wie Paris in größerem Maßstabe als in anderen Festungen mit einer Belagerung verbunden sein müssen, hätte von der Befestigung oder von hartnäckiger Vertheidigung derselben abhalten sollen. Aber keiner Nation kann gestattet werden, ihre Nachbarn mit Krieg zu überziehen und im Laufe desselben ihre Hauptfestung durch Bezugnahme auf die dort wohnenden unbewaffneten und neutralen Einwohner und auf die vorhandenen Hospitäler schützen zu wollen, in deren Mitte die bewaffneten Heere nach jedem Angriffe ihre Deckung suchen und sich zu neuen Angriffen rüsten können.“

Je größer die Wirkung des Bombardements wurde, desto stürmischer drang die niedere Bevölkerung von Paris in den General Trochu, dessen Unthätigkeit sie alles Unheil zuschrieb, durch massenhafte Ausfälle die Stadt zu retten. Der General hatte zwar keinen Glauben mehr an die Möglichkeit eines Erfolges, aber auch keinen Muth, dem Drängen zu widerstehen. Er machte zunächst in den Nächten vom 13. zum 14. und vom 14. zum 15. Januar größere Ausfälle nach Norden gegen die Fronten des Gardecorps und des 12. Armeecorps; die Pariser Truppen wichen jedoch überall schon vor dem Feuer der deutschen Vorposten in Unordnung zurück.

Trochu aber gab dem Drängen Gambetta's und der Volksmassen noch einmal nach und beschloß einen großen entscheidenden Ausfall nach Westen unter dem Schutze des großen Forts Mont Valérien. Es schien darauf abgesehen, dort nach der Richtung von Le Mans durchzubrechen, um dem vermeintlich heranrückenden General Chanzy die Hand zu reichen, welcher freilich inzwischen geschlagen und weit von der Hauptstadt abgedrängt war.

Am 19. Januar, am Tage nach der Verkündigung des deutschen Kaiserreichs, welche im Schlosse zu Versailles feierlich vollzogen worden war, schickte sich die Armee von Paris zum letzten, verzweifeltsten Kampfe an. Große feindliche Abtheilungen rückten gegen die Front des 5. Armee-corps an, immer weitere Massen rückten nach. Der Kronprinz von Preußen traf sofort Maßregeln, um dem 5. Corps nöthigen Falls Unterstützung zu sichern. Der Kaiser begab sich nach Marly, um den beginnenden Kampf zu beobachten. Zunächst erfolgte ein heftiger Angriff gegen die 10. Division. Eine zahlreiche Feld-Artillerie, unterstützt durch das Feuer der schweren Geschütze des Forts Valérien, leitete den Angriff der feindlichen Infanterie ein. Es gelang dieser jedoch, trotz wiederholter Anläufe nicht, auch nur bis zur ersten Vertheidigungs-Linie der 10. Division vorzudringen. Die vordersten Bataillone des Angreifers wichen vor dem mörderischen Feuer der preussischen Infanterie zurück, und die nachfolgenden Kolonnen geriethen in Unordnung. Die enormen Verluste, welche die Infanterie des französischen rechten Flügels erlitt, zwangen den Feind am Nachmittage, alle Unternehmungen auf dieser Seite aufzugeben.

Glücklicher waren die Pariser zuerst im Kampfe gegen die 9. Division bei Montretout; sie nahmen mit großer Uebermacht eine dortige Schanze, vermochten aber weiteres Terrain nicht zu gewinnen. Nachmittags wurden sie auch hier wieder aus den gewonnenen Stellungen vertrieben. Um 9 Uhr Abends endete der Kampf. Das 5. Corps hatte mit 20,000 Mann seine 8000 Schritt lange Vertheidigungslinie gegen eine um ihre Existenz ringende Armee von mehr als 110,000 Mann siegreich behauptet. Die Franzosen bivouakirten in der Nacht mit starken Massen am Fuße des Mont Valérien, erneuerten jedoch am folgenden Tage den Angriff nicht, vermuthlich weil Trochu inzwischen von der Niederlage Chanzy's Kunde erhalten hatte.

Die nächste Folge des unglücklichen Ausgangs des Kampfes war eine gesteigerte Aufregung gegen Trochu. Dieser mehr als je von der Vergeblichkeit aller Anstrengungen überzeugt, benutzte die sich gegen ihn kundgebende Stimmung, um den Oberbefehl niederzulegen.

Das Bombardement war unterdeß durch neue Batterien auf der Nord- und Ostfront verstärkt worden. Die Kapitulation von Mezières gab die Mittel, nummehr auch zum Angriffe gegen St. Denis zu schreiten. Mehrere Batterien eröffneten am 21. und 24. Januar ihr Feuer und zwar mit so entschiedenem Erfolge, daß bereits in der Nacht vom 24. zum 25. die Vorposten weiter vorgeschoben und unter dem Schutze derselben neue Batterien in einer Entfernung von nur 1500 Schritten von den Werken von St. Denis erbaut werden und am 26. Januar in Thätigkeit treten konnten. Ebenso war es auf der Ostfront möglich geworden, neue Batterien bei

Champigny und auf der Höhe zwischen Villiers und Brie zu etabliren, aus welchen Vincennes wirksam beschossen wurde. Die Granaten der Batterie bei Le Bourget schlugen in den Arbeiterstadttheil La Villette ein.

Zu der niederdrückenden Wirkung des Bombardements kam die immer drohender herantretende Gefahr der Hungersnoth. Die Lebensmittel reichten nur noch für wenige Tage aus; erfolgte die Capitulation nicht rechtzeitig, d. h. so früh, daß die Stadt von Außen verproviantirt werden konnte, ehe der letzte Bissen verzehrt war, so verfiel ein großer Theil der Bevölkerung unrettbar dem Hungertode. Was im Bereiche der deutschen Armeen und auf mehrere Tagemärsche im Umkreise an Lebensmitteln vorhanden war, genügte kaum, um eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Seelen auch nur einen Tag zu ernähren.

Unter solchen Umständen faßten die gemäßigteren Mitglieder der Pariser Regierung den Entschluß, vertraulich Verhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier anzuknüpfen.

**Capitulation von Paris und Waffenstillstand.** Jules Favre, der auswärtige Minister der Pariser Regierung, derselbe, welcher im September v. 3. die überaus gemäßigten Vorschläge des Grafen Bismarck zu einem Waffenstillstand zurückgewiesen hatte, entschloß sich jetzt zu dem schweren Gange nach Versailles, um mit dem deutschen Reichskanzler über das endliche Geschick der Hauptstadt zu verhandeln.

Graf Bismarck hatte kurz zuvor den französischen Minister sehr entschieden auf seine schwere Verantwortlichkeit in Bezug auf das Geschick der Hauptstadt hingewiesen. J. Favre hatte durch die englische Gesandtschaft einen Geleitschein durch die deutsche Armee erbeten, um sich zu Conferenzen über die Frage des schwarzen Meeres nach London zu begeben. Da schrieb ihm Graf Bismarck: es sei doch die Frage, ob es rathsam sei, daß er Paris und seinen Posten als Mitglied der dortigen Regierung jetzt verlasse, um persönlich an einer Conferenz über das schwarze Meer theilzunehmen, in einem Augenblicke, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, welche für Frankreich und Deutschland wichtiger seien. „Ich kann kaum annehmen, so schloß das Schreiben, daß Sie in der kritischen Lage, an deren Herbeiführung Sie einen so wesentlichen Antheil hatten, Sich der Möglichkeit werden berauben wollen, zu einer Lösung mitzuwirken, wofür die Verantwortlichkeit auch Sie trifft.“

Das Schreiben war vom 16. Januar: es scheint, daß Graf Bismarck beim Herannahen der schließlichen Entscheidung nach seiner schonen Menschenkenntniß J. Favre gradezu zum Unterhändler ausersehen hatte.

Am 23. Januar Abends erschien J. Favre in Versailles und hatte noch an demselben Abend und am folgenden Tage mit Graf Bismarck lange Besprechungen, welchen wiederholte Berathungen im Kriegsrathe des deutschen Kaisers folgten. Die Verhandlungen wurden von J. Favre zuerst ohne eigentlichen Auftrag der Pariser Regierung nur vertraulich geführt; er kehrte dann nach Paris zurück, um sich der Zustimmung der Regierung zu versichern. Er erlangte diese Zustimmung um so eher, als inzwischen ein Aufstand der erregten Volksmassen in Paris, welcher die Regierung zu stürzen drohete, mit Mühe unterdrückt worden war. Alle Ge-

mäßigten erblickten die Rettung vor unsäglichen Greueln nur noch in der Capitulation. S. Favre kehrte mit militärischen Bevollmächtigten nach Versailles zurück, und bereits am 26. Januar war die Verständigung soweit gebiehn, daß eine erste amtliche Meldung aus dem deutschen Hauptquartier verkündigen konnte:

„Vor Paris schweigt gemäß Verabredung seit 12 Uhr in der Nacht vom 26. zum 27. vorläufig beiderseits das Geschützfeuer“.

Der Abschluß der Capitulation erfolgte am 28. Abends; mit derselben war zugleich ein Waffenstillstand und der Weg zum Frieden vereinbart worden.

Kaiser Wilhelm verkündete den Abschluß in folgendem Telegramm an seine Gemahlin:

„Versailles, 29. Januar. Gestern Abend ist ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand unterzeichnet worden. Linie und Mobile werden kriegsgefangen und in Paris internirt. Garde nationale sédentaire übernimmt die Aufrechthaltung der Ordnung. Wir besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt und darf sich verpflegen, wenn die Waffen ausgeliefert sind. Eine Konstituante (verfassunggebende Versammlung) wird nach Bordeaux in 14 Tagen berufen. Die Armeen im freien Felde behalten ihre bez. Landstrecken besetzt mit Neutralitäts-Zonen zwischen sich.

Dies ist der erste segensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmuth und die schweren Opfer. Ich danke Gott für diese neue Gnade, möge der Friede bald folgen.“

Die Bedingungen der Capitulation waren des Näheren folgende: Der Waffenstillstand tritt bei Paris sofort in Kraft, in den Departements in drei Tagen, und läuft derselbe mit dem 19. Februar Mittags ab. Eine Demarkationslinie ist festgesetzt. — Die Entscheidung über den Beginn des Waffenstillstandes in Côte d'or, Doubs, Jura und bei Belfort (also auf dem östlichen und südlichen Kriegsschauplatz) ist vorbehalten; bis dahin nehmen die dortigen Kriegsoperationen einschließlich der Belagerung von Belfort Fortgang. Die Seekräfte sind im Waffenstillstand einbegriffen, mit dem Meridian von Dünkirchen als Demarkationslinie. Die zwischen dem Abschluß- und Benachrichtigungstermin gemachten Gefangenen und Prisonen werden zurückgegeben.

Wahlen für eine Versammlung, um sich über den Krieg oder die Friedensbedingungen zu erklären, werden stattfinden. Als Versammlungsort ist Bordeaux bestimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden sofort übergeben. Der Stadtwall wird desarmirt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarde sind kriegsgefangen, außer 12,000 Mann für den inneren Sicherheitsdienst. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffenstillstandes innerhalb der Thore der Stadt. Ihre Waffen werden ausgeliefert. Die Nationalgarde und die Gensdarmrie behalten die Waffen für den Sicherheitsdienst. Alle Franc-tireurs-Corps sind aufzulösen. Deutscherseits wird den französischen Commissarien die Verproviantirung von Paris möglichst erleich-

tert. Die Gemeinde Paris zahlt eine städtische Kontribution von 200 Millionen Francs innerhalb 14 Tagen.

Am 29. Januar fand bereits die Uebergabe der Forts an die deutsche Armee statt. Kaiser Wilhelm telegraphirte am 30. an die Kaiserin: „Die Uebergabe aller Forts hat incl. St. Denis im Laufe des gestrigen Tages ohne alle Widerseßlichkeit und Störung stattgefunden. Von unseren Belagerungs-Batterien sah ich die Preussische Fahne auf 355 flattern“.

Warum Paris capituliren mußte, das legte die Pariser Regierung in einer Proclamation unumwunden dar. Sie sagte darin: „Mitsbürger, wir wollen Frankreich sagen, in welcher Lage und nach welchen Anstrengungen Paris unterlegen ist. Die Einschließung hat vom 16. September bis zum 26. Januar gedauert. Während dieser ganzen Zeit haben wir, abgesehen von einigen Depeschen, von der übrigen Welt abgesperrt gelebt. Die ganze männliche Bevölkerung war in Waffen, bei Tage zu den Uebungen und Nachts auf den Wällen und Vorposten. Das Gas ging uns zuerst aus und die Stadt war Abends in Dunkelheit gehüllt; dann kam der Mangel an Holz und Kohlen. Seit dem Monat Oktober mußte zum Metzgerfleisch Pferdefleisch zur Speise hinzugefügt werden; vom 15. December an mußten wir zu letzterem ganz unsere Zuflucht nehmen. Sechs Wochen hindurch bekamen die Pariser täglich nur 30 Grammes Pferdefleisch; seit dem 18. Januar wurde das Brod, worin Roggen nur noch den dritten Theil bildete, zu 300 Grammes für den Tag angesetzt, was auf einen gesunden Menschen im Ganzen 330 Grammes Nahrung ausmachte. Die Sterblichkeit, welche 1500 betrug, überstieg 5000 unter dem Einflusse der hartnäckigen Pocken und der Entbehrungen aller Art. Alle Stände haben gelitten, alle Familien hatten Trauer. Das Bombardement hat einen Monat gedauert und die Stadt St. Denis, so wie fast sämtliche Stadttheile auf dem linken Seine-Ufer niedergeschmettert. In dem Augenblicke, wo der Widerstand aufhörte, wußten wir, daß unsere Armeen an der Grenze zurückgetrieben und außer Stande waren, uns zu helfen. Unterstützt von der Nationalgarde, welche sich tapfer geschlagen und eine große Anzahl von Leuten verloren hat, hat die Armee am 19. Januar ein Unternehmen versucht, das allgemein als ein Akt der Verzweiflung bezeichnet wurde. Dieser Versuch, dessen Zweck die Durchbrechung der feindlichen Linien war, scheiterte, wie jeder Versuch des Feindes, die unsrigen zu durchbrechen, gescheitert sein würde. Trotz alles Feuers unserer Nationalgarden, welche nur ihren Muth befragten und sich bereit erklärten, in den Kampf zurückzukehren, blieb uns keine Aussicht, Paris zu deblokiren oder es zu verlassen, um die Armee nach außen zu werfen und sie in eine Entsatz-Armee umzugestalten. Alle Generale erklärten, es werde eine Thorheit sein, wenn dieses Unternehmen versucht werde; die Werke der Deutschen, ihre Anzahl, ihre Artillerie machten ihre Linien undurchdringlich; wir würden, wenn wir das Unmögliche leisteten und ihnen über den Leib hinwegschritten, darüber hinaus nur eine Einöde von dreißig Wegstunden finden; dort würden wir vor Hunger vergehen, denn man dürfe nicht daran denken, Lebensmittel

mitzunehmen, weil wir bereits am Ende unserer Hülfquellen seien. Man konnte sich tödten lassen, aber man konnte nicht mehr siegen. In diesem Augenblicke, als jede Hoffnung auf Hilfe geschwunden, blieb uns nach sicherer Schätzung noch Brod auf acht Tage und Pferdefleisch auf vierzehn Tage, wenn alle Pferde geschlachtet wurden. Bei den zerstörten Eisenbahnen, den verdorbenen Wegen, der abgesperrten Seine fehlte viel an der Gewißheit, bis zur Stunde der Wiederverproviantirung auszureichen. Wir haben den Widerstand aufgegeben, die Forts übergeben, die Ringmauer abgerüstet, unsere Besatzung ist kriegsgefangen. Das größte Interesse für uns ist, wieder aufzuleben und die blutenden Wunden des Vaterlandes zu heilen. An dem Tage der Eröffnung der Versammlung wird die Regierung die Gewalt in deren Hände legen. An diesem Tage wird Frankreich, wenn es die Augen auf sich lenkt, sich tief unglücklich finden; aber wenn es sich zugleich durch das Unglück wieder gestählt und im vollen Besitze seiner Energie und seiner Souverainetät findet, so wird es wieder Vertrauen auf seine Größe und auf seine Zukunft fassen.“

Für die Deutschen war mit der Uebereinkunft über die Capitulation von Paris und den Waffenstillstand mit einem Schlage Mehr erreicht, als man noch kurz zuvor gehofft hatte.

Die durchgreifende und entscheidende politische Wendung war nicht minder überraschend und wunderbar, als die glänzendsten militärischen Ereignisse des Krieges. Wie sehr man erwarten konnte, daß mit dem Falle von Paris die Kraft des Widerstandes in ganz Frankreich erlahmen würde, so konnte doch Niemand ahnen, daß die Capitulation von Paris unmittelbar zu Friedensverhandlungen führen würde; es galt vielmehr als eine der dunkelsten und schwierigsten Fragen: wie und mit welcher Regierung Deutschland zum Friedensschlusse würde gelangen können. Als das Unwahrscheinlichste, ja kaum möglich erschien es, daß dieselbe Regierung „der nationalen Vertheidigung“, welche gelobt hatte, „keinen Fußbreit französischer Erde, keinen Stein französischer Festungen“ abzutreten, daß die Männer grade, welche am feierlichsten verkündet hatten, sich lieber unter den Trümmern der Hauptstadt begraben zu lassen, als die Hand zu einem demüthigenden Frieden zu bieten, — schließlich den Weg zu einem Friedensschlusse mit den schwereren Bedingungen bahnen würden, wie sie Deutschland nach seinem großartigen Siegeslauf beanspruchen mußte. Es gehörte ein hohes Maß politischer Voraussicht, Umsicht und Energie dazu, mit einem Male den Anäuel der französischen Zustände zu entwirren, um den Faden für die Verhandlungen zu finden. Daß Graf Bismarck die schließliche Entwicklung, so wie sie wirklich gekommen ist, in seinen Erwägungen und klaren Voranschauungen bereits in Betracht gezogen hatte, dafür giebt der Schluß des erwähnten merkwürdigen Schreibens an Jules Favre vom 16. Januar über den Besuch der Londoner Conferenz den Beweis. Bei dem Abschlusse des Capitulationsvertrages aber war es ein politischer Griff von der folgenreichsten und glücklichsten Bedeutung, daß die Capitulation von Paris alsbald mit einem Waffenstillstande und mit der Anbahnung der Friedensverhandlungen verknüpft und das weitere Schicksal von Paris mit

dem Gelingen oder Mißlingen des Friedens in unmittelbarem Zusammenhang gebracht wurde. Die Pariser Regierung und die Hauptstadt selbst wurden dadurch gewissermaßen zu Verbündeten Deutschlands für die Sicherung des Friedenswerkes gemacht; denn von einer Erneuerung des Widerstandes der Hauptstadt konnte nicht die Rede sein, da jetzt 700 schwere deutsche Geschütze in den Forts und zwischen denselben bereit standen, einen solchen Versuch im Keime zu ersticken.

Die Pariser Regierung wurde nunmehr, im Gegensatze zu Gambetta's wilder Diktatur, die Führerin der Friedenspartei in ganz Frankreich, und deshalb konnte gelingen, was man noch kurz zuvor kaum in Aussicht zu nehmen vermochte, daß, gestützt auf die Kundgebung des Nationalwillens, eine neue Regierung entstand, welche den Veruf, den Muth und die innere Kraft hatte, einen Frieden zu schließen, wie er nach Lage der Dinge für Frankreich unvermeidlich geworden war.

**Das Nachspiel des Krieges; der Untergang der Bourbaki'schen Armee.** Bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes war der östliche Kriegsschauplatz ausdrücklich ausgenommen; dort sollte sich noch ein Nachspiel von der furchtbarsten Bedeutung für Frankreich vollziehen. Mit dem Heldenkampfe des Werderschen Corps bei Montbéliard war der Ausgang des letzten Gambetta'schen Unternehmens entschieden; die Hoffnung der Franzosen, von dieser Seite her eine Wendung des Kriegslaufs und die Rettung für die belagerte Hauptstadt herbeizuführen, war vereitelt. Aber noch war unter Bourbaki's Führung eine Armee von mehr als 100,000 Mann vereinigt; wenn es ihm gelang, diese nach dem Süden Frankreichs zu führen, so konnte sie der Kern und Stützpunkt neuer verzweifelter Unternehmungen werden. Die Zerrüttung und Zertrümmerung dieser letzten französischen Armee bis zum Uebertritt ihrer Reste auf den Boden der Schweiz, war das Werk des Generals von Manteuffel und seiner Südarkmee.

Am 12. Januar war General Manteuffel in Chatillon eingetroffen und übernahm das Commando der Südarkmee, die aus zwei Hälften bestand, — der einen unter General Werder bei Belfort, der anderen aus dem II. und VII. Armee-Corps (Fransjech und Zastrow), die in der Gegend von Chatillon im Aufmarsch begriffen, noch mehr als 10 Tagemärsche von Belfort entfernt war. Zur wirksamen Unterstützung des General Werder und zur Sicherung des General-Gouvernements Lothringen beschloß aber General Manteuffel, mit allen verfügbaren Kräften schleunig in der Richtung auf Besoul abzurücken. Wenn sich Werder nur noch einige Tage bei Belfort hielt, mußte sich der Anmarsch der übrigen Corps auf Besoul gegen die Flanke der feindlichen Armee fühlbar machen und Werders Stellung erleichtern. Am 14. wurde der Vormarsch durch die Berge der Côte d'or angetreten, und zwar auf drei verschiedenen Wegen, am 18. traten die letzten Truppen aus dem Gebirge heraus. Inzwischen hatte sich die Situation bei Belfort vollständig geklärt. Am 19. ging eine Meldung von General Werder ein, welche den Abzug der feindlichen Armee bestätigte und seine Absicht aussprach, am 19. mit den Avantgarden, am 20. mit dem Gros in der Richtung auf Billersjexel zur Offensive vorzugehen. Der Augenblick, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, war für

General Manteuffel gekommen. Die Fortsetzung des Marsches in der bisherigen Richtung führte zur unmittelbaren Vereinigung des 2. und 7. Armee-Corps mit dem 14. (Werder'schen) Corps; dem Feinde hätte dann auf seinem Rückzuge durch energische Verfolgung noch mancher Abbruch gethan werden können, aber er würde mit seinen Hauptkräften nach dem Süden Frankreichs entkommen sein und sich dort schließlich der weiteren Verfolgung entzogen haben. Ein großer Erfolg konnte nur erreicht werden, wenn dem Feinde der Rückzug nach Süden abgeschnitten und er an der Schweizer Grenze eingeklemmt wurde, wie Mac Mahon an der Grenze von Belgien. Freilich machte ein solches Unternehmen bei der Natur des Terrains eine Zersplitterung der Kräfte erforderlich, welche Angesichts einer, wenn auch erschütterten, so doch noch gegen 150,000 Mann starken Armee keineswegs ohne Gefahr war. Allein General von Manteuffel zögerte, im Vertrauen auf die bewährte Tüchtigkeit seiner Truppen, keinen Augenblick, die den größeren Erfolg versprechende Operation zu wagen: er beschloß unter Zustimmung der obersten Heeresleitung, sich mit dem 2. und 7. Corps der feindlichen Armee auf ihren Verbindungen vorzulegen, während General Werder ihr direct folgen sollte. Der General Moltke sprach damals Sr. Majestät dem Kaiser gegenüber aus: „Die Operation des Generals Manteuffel sei eine äußerst kühne und gewagte, welche aber zu den größten Resultaten führen könne; falls er einen Unfall erleide, dürfe man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erringen, müsse etwas gewagt werden.“ — Es war in der That ein kühnes Unternehmen; denn es rückten nur 2 Armee-Corps in die Flanke eines weit überlegenen Gegners; die Festungen Langres, Besangon, Auxonne, mit zum Theil unternehmen- den Besatzungen, blieben im Rücken liegen; ebenso das Corps Garibaldi's. Freilich war der innere Halt der Heere, welche die französische September-Regierung ins Feld gestellt hatte, gering, bei vieler Tapferkeit, die sie oft im Gefecht zeigten, fehlte es an aller Disciplin, und auf dem Rückzuge auf schlechten Wegen, bei dem Mangel an geordneter Administration und Verpflegung war das Heer der Auflösung nahe. Am 24. Mittags telegraphirte Bourbaki nach Bordeaux: „das 2. und 7. preußische Armee-Corps haben begonnen, die Verbindungen mit Lyon zu unterbrechen. Sie überschreiten den Doubs, vielleicht die Voue. Ich weiß nicht, ob es mir trotz aller Eile gelingen wird, sie zurück zu erobern.“ In der That waren am 23. der bei Besangon eintreffenden französischen Armee die nächsten Verbindungen mit Lyon auf beiden Ufern des Doubs bereits verlegt. General von Manteuffel ordnete nunmehr den Vormarsch gegen den Jura im Allgemeinen der Art an, daß das 7. Corps direct auf Pontarlier vorstieß, das 2. Corps aber sich dem Feinde zunächst auf sämtlichen nach Lyon führenden Straßen, bis in das Hochgebirge hinein, vorlegte und, nach Sperrung der wichtigsten Punkte, gleichfalls gegen Pontarlier vorging. Eine Recognoscirung des 2. Armee-Corps fand bereits am 27. Spuren feindlicher Truppen auf Pontarlier zu. General Manteuffel ordnete deshalb an, daß das 7. Armee-Corps am 29. mit der vordersten Division (der 14.) so weit als möglich auf Pontarlier vorzustößen habe. Die 14. Division erreichte am späten Nachmittag die hintersten Züge der französi-

schen Armee, warf sie auf Pontarlier zurück und nahm ihr 5000 Gefangene (worunter 2 Generale), sowie 17 Kanonen und Mitrailleusen ab. Nachdem am 31. Januar die Gewißheit erlangt war, daß die feindliche Armee bei Pontarlier, mit dem Rücken an der Schweizer Grenze, festgelegt sei, und nachdem angemessene Kräfte dagegen concentrirt waren, beschloß General Manteuffel, am 1. Februar von allen Seiten in der Richtung auf Pontarlier anzugreifen. Am 1. Februar Mittags 12 Uhr traten die Avantgarden der Süd-Armee auf allen nach Pontarlier führenden Straßen in gleicher Höhe den Vormarsch an. Pontarlier wurde nach kurzem Gefechte genommen; dagegen entspann sich ein blutiger Kampf im Gebirge zwischen Truppen des 2. Armee-Corps und der feindlichen Arrieregarde. Dieses Gefecht endete erst am späten Abende, nachdem der Knotenpunkt der beiden nach der Schweiz führenden Straßen genommen war. Den Trümmern der in das Grenzgebirge geworfenen und dort von allen Seiten umfaßten feindlichen Armee blieb nur noch die Wahl zwischen der deutschen Kriegsgefangenschaft und dem Uebertritte auf das neutrale Gebiet der Schweiz. In dieser Lage hatte der General Clinchant, welcher an Stelle Bourbaki's den Oberbefehl übernommen hatte, bereits seit einigen Tagen Verhandlungen mit der Schweiz angeknüpft, deren Resultat eine Convention war, nach welcher seine Armee auf das neutrale Gebiet übertrat, um dort entwaffnet und bis zum definitiven Friedensschlusse internirt zu werden. Die übertretenden Truppen, deren Stärke verschieden, auf 80,000 bis 100,000 Mann berechnet wird, befanden sich im Zustande vollständiger Auflösung, und die Schilderungen, welche schweizer Berichte von dem über sie herein gebrochenen Elende geben, erinnern lebhaft an den Rückzug der französischen Armee aus Rußland im Jahre 1812. Mangel an Nahrung und schützender Bekleidung bei ununterbrochenen, von der verfolgenden Armee beunruhigten Märschen durch das mit fußhohem Schnee bedeckte, rauhe Gebirge, hatte Krankheit und Entmuthigung in den locker organisirten Massen verbreitet und dieselben an den Abgrund des Verderbens gebracht. General Werder's Standhalten bei Montbéliard und General Manteuffel's kühner Zug nach dem Jura hatten somit zur Folge, daß zum vierten Male in diesem Kriege eine große französische Armee die Waffen streckte!

Ein Tagesbefehl des schweizerischen Generals Herzog an die schweizerischen Truppen gab Zeugniß von dem traurigen Eindruck, welchen die Zustände der in die Schweiz übergetretenen französischen Ostarmee dort hervorbrachte. Der Tagesbefehl lautete an der betreffenden Stelle: „Ein schreckliches Schauspiel hat sich vor Euren Augen entwickelt. Ihr habt den traurigen Zustand einer Armee angesehen, in welcher alle Bande der Disciplin fast gänzlich gelockert waren, wodurch sie in jene Auflösung versetzt wurde, die wir alle mit Bedauern constatirt haben. Möge dieses Schauspiel sich in Euer Gedächtniß einprägen und als abschreckendes Beispiel die Ueberzeugung bekräftigen, daß ohne Disciplin und Subordination es keine gute Armee giebt, Muth und Aufopferung vergebens sind.“

Belfort war jetzt der letzte Punkt in Frankreich, wo der Krieg noch fortbauerte. Drei Monate währte bereits die Belagerung. Man hatte

die Stadt und Festung ursprünglich vom Westen her beschossen; dies führte jedoch nicht zum Ziele. Man sah ein, daß man sich der Perches bemächtigen müsse, dreier Bergkuppen, welche etwa 1800 Schritt südöstlich von der Schloßbefestigung von Belfort liegen. Um sich diesen nähern und die Laufgräben gegen die Schanzen der Perches eröffnen zu können, mußte am 10. Januar Danjoutin und am 20. Perouse erstürmt werden. Nunmehr wurden die Laufgräben eröffnet, die zum Theil in Felsen gesprengt werden mußten und bei dem Thauwetter unter Wasser standen. Das rauhe Klima jenes Winters stellte dort in den Vogesenabhängen dem Belagerungs-Corps eine ungeheuer schwere Aufgabe. Ein verfrühter Sturm auf die Perches am 27. Januar führte nicht zum Ziel; endlich aber wurden diese Verschanzungen am 8. Februar genommen.

Bei der Verlängerung des Waffenstillstandes (am 15. Februar) wurde sodann auch die Uebergabe Belforts an die deutsche Armee ausbedungen. Die militärische Lage der Festung war freilich der Art, daß an eine längere Vertheidigung nicht zu denken war. Schon am 6. Februar, also noch vor der Eroberung der Perches, war im Auftrag des Gouverneurs von Belfort ein Bericht an die französische Regierung erstattet worden, in welchem es heißt: „Der Ober-Kommandant ist entschlossen, seine Pflicht bis zum Ende zu vollziehen, doch kann er die Länge des Widerstandes, dessen der Platz fähig ist, besonders angesichts der durch die letzten Ereignisse auf die Garnison und die Bevölkerung gemachten Eindrücke, nicht bestimmen. Wenn die Regierung in der jetzigen Lage findet, neue Opfer wären unnütz, und daß es am Plage sei, die Festung zu übergeben, so würde der Gouverneur wünschen, die Regierung möge selbst die Bedingungen dieser Uebergabe verhandeln, Sorge dafür tragend, daß, angesichts der von der Festung noch besessenen Widerstandsfähigkeit, der Garnison gestattet würde, sich mit Waffen und Bagagen auf den nächsten, von den Franzosen besetzten Punct zu begeben.“

Ueberzeugt, daß ein längerer Widerstand nur unnützes Blutvergießen herbeiführen würde, trat denn die französische Regierung mit der deutschen Regierung in Verhandlung, und am 15. Februar wurde zwischen Graf Bismarck und Jules Favre ein Zusatz zu dem Waffenstillstandsvertrage beschlossen, wonach Belfort der deutschen Belagerungsarmee mit allem Kriegsmaterial übergeben wurde, die Garnison von Belfort aber den Platz mit allen kriegerischen Ehren und mit den Waffen verlassen durfte.

Der Kaiserliche Kriegsherr erkannte die Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer des Generals von Tresckow und der braven Landwehrtruppen, die er befehligt hatte, in einem Armeebefehl rühmend an.

**Vom Waffenstillstande zum Frieden.** In Frankreichs Hand lag es, ob aus dem Waffenstillstande ein baldiger Frieden hervorgehen sollte. Der Zweck des Waffenstillstandes war in der Uebereinkunft von Versailles bestimmt dahin bezeichnet, der Regierung der nationalen Vertheidigung zu gestatten, eine frei gewählte Versammlung nach Bordeaux zu berufen, welche sich über die Frage aussprechen sollte, ob der Krieg fortgesetzt oder unter welchen Bedingungen der Friede geschlossen werden sollte. Der deutschen Regierung

mußte hiernach daran liegen, daß die Vertretung des französischen Volkes auch wirklich frei gewählt werde. Es lag ihr fern, eine Einwirkung auf die inneren französischen Verhältnisse üben zu wollen; — sie ging aber von der Ueberzeugung aus, daß eine frei gewählte Vertretung Frankreichs sich für den Frieden erklären würde. Nur in dieser Zuversicht konnte sie einwilligen, dem Fortgange der überall siegreichen deutschen Kriegsführung auf drei Wochen Einhalt zu thun, statt nach der Unterwerfung von Paris sofort mit ganzer Kraft die völlige Vernichtung der zerstreuten Trümmer der republikanischen Armeen zu verfolgen.

Gambetta aber drohete den ausgesprochenen Zweck der Uebereinkunft von Versailles zu vereiteln. Er setzte sich von vorn herein in offenen Gegensatz gegen die Pariser Regierung, welche den Waffenstillstand abgeschlossen hatte; er verdächtigte und schmähte dieselbe, als habe sie den Waffenstillstand ohne ausreichenden Grund, aus bloßer Schwäche abgeschlossen; — auch jetzt noch suchte er das französische Volk über seine Kraft zum Widerstande zu täuschen, und während er den Waffenstillstand selbst nicht zu hindern vermochte, setzte er Alles daran, die dadurch gewonnene Zeit zu neuen Rüstungen, die zu berufende Versammlung aber zur Vereitelung des Friedens und lediglich als Stütze seiner fanatischen Politik zu benutzen.

Er erließ einen Aufruf, in welchem er sagte: „Benutzen wir den Waffenstillstand dazu, um unsere jungen Truppen einzuüben und die Organisation der Verteidigung und des Krieges mit größerer Energie als je zu betreiben; bieten wir Alles auf, daß an Stelle der von den Fremden erhofften feigen Kammer eine wahrhaft nationale und republikanische Versammlung zusammentritt, welche den Frieden will, wenn derselbe die Ehre und die Integrität unseres Landes sichert, die aber ebenso fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen, um zu verhindern, daß ein Mord (assassinat) an Frankreich begangen werde. Franzosen, gedenken wir unserer Väter, welche uns Frankreich als einen untheilbaren Staat hinterlassen haben. Hüten wir uns davor, unsere Geschichte zu verrathen und unsern ererbten Besitz in die Hände der Barbaren übergehen zu lassen. — Er schloß mit den Worten: „Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine untheilbare Republik!“

Gleichzeitig erließ Gambetta ein Dekret, durch welches, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, eine freie Wahl der Nationalvertretung unmöglich gemacht, dagegen die Wahl von lauter eifrigen Anhängern seiner Politik gesichert worden wäre. Graf Bismarck wandte sich an F. Favre, um die Aufhebung dieses Dekrets zu verlangen. In der That hob die Pariser Regierung die willkürlichen Bestimmungen Gambetta's auf, wodurch dieser sich veranlaßt sah, aus der Regierung auszutreten.

Die Wahlen zur Nationalversammlung fanden nunmehr in ganz Frankreich unter dem Einflusse des Bedürfnisses und des Wunsches nach Wiederherstellung des Friedens statt; namentlich war in allen denjenigen Theilen Frankreichs, welche die Schwere des Krieges empfunden hatten, der Friedenswunsch überwiegend. Die Wahlen wurden überall mit großer

Ruhe vollzogen; der Ausfall derselben war dem Friedenswerke durchaus günstig.

Die Nationalversammlung, welche in Bordeaux zusammentrat, bestätigte durch ihre ersten Schritte die Erwartungen, welche sich an den Ausfall der Wahlen geknüpft hatten: die Ergebung in die unabwendbaren Folgen der gewaltigen Niederlage Frankreichs, die Einsicht in die absolute Nothwendigkeit eines schleunigen Friedensschlusses trat in den ersten Aeußerungen entschieden hervor. Die bisherige Regierung der nationalen Vertheidigung legte gleich in der ersten Sitzung die bisher geübten Gewalten in die Hände der Versammlung nieder. Jules Favre sagte dabei: „Unsere erste Sorge, wie unsere erste Pflicht wird die sein, denen, mit welchen wir unterhandeln, die Bekräftigung zu überbringen, daß Frankreich entschlossen ist, seine Pflicht muthig zu erfüllen. Wir dürfen nicht eine Minute verlieren, wir dürfen nicht unsere unglücklichen Bevölkerungen vergessen, die vom Feinde niedergetreten sind, ohne daß es, ungeachtet unserer Anstrengungen, möglich wäre, ihre Lage so zu mildern, wie wir es wünschten. Seien Sie sicher, daß ihre Thränen, ihre Opfer schwer, ich will nicht sagen, auf meinem Gewissen, denn vor Gott bin ich unschuldig, aber auf meiner Verantwortlichkeit lasten.“

Die Einfetzung einer neuen Regierung war die dringendste Aufgabe für die Nationalversammlung, damit die Verhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier alsbald Namens derselben weiter geführt werden konnten. Der alte Thiers wurde zum Präsidenten der neuen Regierung ernannt und mit der Vollmacht versehen, ein Ministerium zu ernennen. Derselbe war von Hause aus Anhänger des Hauses Orleans, hatte aber neuerdings durch seine verständige Mäßigung einen großen Einfluß unter allen Parteien zu gewinnen gewußt. Obwohl von alter Zeit ein eifriger Widersacher des Aufkommens einer deutsch-nationalen Politik, hatte er doch bei dem Ausbruche des jetzigen Krieges entschieden vor demselben gewarnt, weil er Frankreich nicht für genügend gerüstet hielt. Nach dem Sturze des Kaiserthums hatte er, wie erwähnt, seine Dienste der neu errichteten Republik gewidmet, um die europäischen Mächte zu einer hülfreichen Vermittlung zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen. Seit langer Zeit schien er von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt gewesen zu sein, und daß seine gemäßigten Anschauungen in Frankreich weithin Zustimmung fanden, das bewies die fast einstimmige Wahl zum Präsidenten der neuen Regierung. Thiers nahm die Wahl an, indem er sich etwa folgendermaßen äußerte: Obwohl erschreckt durch die schmerzliche Aufgabe, welche das Land ihm auferlege, werde er dieselbe mit jenem Gehorsam, jener Hingebung und Liebe auf sich nehmen, deren das Land um so mehr bedürfe, je mehr es unglücklich sei, und zwar unglücklicher, als zu irgend einer Epoche seiner Geschichte. Aber Frankreich bleibe immer groß, jung und reich an Hülfsmitteln aller Art. Er erklärte es ferner für dringend nöthig, daß den Leiden des Landes und der feindlichen Occupation ein Ende gemacht werde. Das Land sei des Friedens dringend bedürftig und sei es nöthig, die Verhandlungen über den Frieden muthig

zu führen, doch dürfe derselbe nur angenommen werden, wenn er ehrenvoll sei.

Bei der Stimmung der Versammlung von Bordeaux und der neu eingesetzten Regierung konnte die deutsche Regierung in eine Verlängerung des Waffenstillstandes zunächst bis zum 24. Februar willigen, zumal inzwischen auch Belfort übergeben worden war.

Die Friedensverhandlungen wurden von Thiers selbst in Gemeinschaft mit dem von ihm neu eingesetzten Minister F. Favre geführt. Ueber seine Stellung zur Kriegs- und Friedensfrage sprach sich Thiers in der Nationalversammlung mit folgenden Worten aus: „Ich bin bereit, Ihren Auftrag zu erfüllen, zu gehorchen, jedoch mit einem Vorbehalt, nämlich dem, Ihnen zu widerstehen, wenn Sie, hingerissen durch ein edelmüthiges, aber unüberlegtes Gefühl, von mir das verlangen, was die politische Klugheit verdammen würde, wie ich es that, als ich vor acht Monaten mich plötzlich erhob, um der bedauernswerthen Ueberstürzung zu widerstehen, welche uns zu einem unglückseligen Kriege führen sollte. Frankreich, ohne ernsthaften Beweggrund, ohne hinreichende Vorbereitung in den Krieg gestürzt, sah seinen Boden überfluthet, seine Armee vernichtet, seine schöne Organisation zerstört, seine alte und mächtige Einheit in Gefahr gebracht, seine Finanzen zerrüttet, den größten Theil seiner Kinder der Arbeit entrisen, um auf dem Schlachtfelde zu sterben, die Ordnung durch ein plötzliches Auftreten der Anarchie gestört und nach der erzwungenen Uebergabe von Paris den Krieg nur für einige Tage unterbrochen, um sofort wieder zu beginnen, wenn nicht die Regierung, indem sie die Verantwortlichkeit schmerzhafter Unterhandlungen übernimmt, schrecklichen Unglücksfällen ein Ziel setzt. Giebt es, kann es Angesichts einer solchen Sachlage zwei Politiken geben? Und giebt es im Gegentheil nicht eine einzige, nothwendige, dringliche Politik, darin bestehend, schnellmöglichst den Uebeln ein Ziel zu setzen, welche uns niederschmettern? Wird irgend Jemand behaupten können, daß man nicht so schnell und so vollständig, als nur möglich, der fremden Occupation vermittelt eines Friedens ein Ende machen muß, der freilich nur angenommen werden kann, wenn er ehrenhaft ist; — daß es nicht nöthig ist, unsere Landbevölkerungen vom Feinde zu befreien, der sie niedertritt und aussaugt; aus den fremden Gefängnissen unsere Soldaten, Offiziere und Generale zurückzuberufen; mit ihnen eine disciplinirte und tapfere Armee zu reconstituiren; die gestörte Ordnung wieder herzustellen; die uns zu Grunde richtenden Ausgaben einzustellen; wenn auch nicht unsere Finanzen, was nicht das Werk eines Tages sein kann, doch unseren Credit wieder zu erheben, was das einzige Mittel ist, dringlichen Verpflichtungen die Spitze zu bieten; unsere Mobilen und Mobilisirten wieder in ihre Heimath, in die Werkstätten zurück zu senden; die unterbrochenen Landstraßen wieder zu öffnen, so die überall unterbrochene Arbeit wieder ins Leben zu rufen, welche allein unsern Arbeitern und Bauern wieder ihre Thätigkeit verschaffen kann? Giebt es irgend Jemand, der uns sagen könnte, daß es etwas Dringlicheres gebe, als alles dieses? Nein! Nein! Meine Herren! Frieden machen, reorganisiren, den Credit erheben, die Arbeit beselen — dies ist die einzig mögliche, in diesem Augenblicke allein begreifliche Politik.“

Die Verhandlungen in Versailles begannen am 21. Februar; schon die ersten Unterredungen ließen erkennen, daß die nothwendige Grundlage der deutschen Friedensbedingungen, die Gebietsabtretung, nicht mehr jenem grundsätzlichen Widerspruche begegnete, an welchem die früheren Verhandlungen gescheitert waren.

Freilich war das Streben von Thiers darauf gerichtet, die Gebietsabtretungen auf das geringste Maß zu beschränken, und es konnten in dieser Beziehung die berechtigten deutschen Ansprüche nur Schritt vor Schritt durchgesetzt werden. Während die Abtretung des wesentlich deutschen Elsaß mit Straßburg, wenn auch mit Widerstreben, sofort zugestanden werden mußte, stieß dagegen die Abtretung eines größeren Theils von Lothringen und namentlich der Festung Metz auf den heftigsten und hartnäckigsten Widerstand. Auch die Forderung, daß deutsche Truppen noch in Paris einmarschiren sollten, begegnete dem lebhaftesten Widerstreben der französischen Unterhändler, welche darin eine neue, tiefe Demüthigung für die Hauptstadt erkannten. Einen Augenblick schien es, als sollten die unter den besten Anzeichen begonnenen Verhandlungen schließlich dennoch scheitern, indem Thiers namentlich die Verantwortung für die Abtretung von Metz nicht übernehmen zu können meinte. Er machte den Versuch, einen Verzicht Deutschlands auf Metz unter der Bedingung zu erreichen, daß Frankreich sich verpflichte, die Festungswerke zu schleifen; Graf von Bismarck aber bestand unbedingt auf der Erwerbung von Metz, welches für Deutschland in militärischer Beziehung noch bei Weitem wichtiger sei, als Straßburg, und in diesem Betracht durch kein anderes Zugeständniß aufgewogen werden könne. Um den Franzosen dagegen den Beweis zu liefern, daß die deutsche Politik in der That nur auf dem bestehe, was sie aus überwiegenden Gründen des nationalen Interesses festhalten mußte, willigte Graf Bismarck schließlich darein, daß Belfort an Frankreich zurückgegeben werde. Der Verzicht Deutschlands auf Belfort belebte in der That die stockenden Verhandlungen wieder und ermöglichte den Entschluß der französischen Unterhändler, sich in die Abtretung von Metz zu fügen, indem sie der französischen Eitelkeit wenigstens ein Zugeständniß, das sie erreicht, darzubieten vermochten. Auch der Widerspruch gegen den Einmarsch deutscher Truppen in Paris konnte nicht aufrecht erhalten werden. In Betreff der Kriegsschädigung fanden die deutschen Ansprüche zunächst gleichfalls lebhaften Widerspruch; es erfolgte schließlich eine Verständigung über eine Zahlung von 5 Milliarden Francs (1333 Millionen Thalern).

Nachdem die Verhandlungen noch in der Nacht vom 25. zum 26. Februar mit großer Lebhaftigkeit geführt worden waren, gelangten sie am 26., dem letzten Tage des (nochmals verlängerten) Waffenstillstands, zum Abschlusse.

Kaiser Wilhelm richtete noch am 26. folgendes Telegramm an seine Gemahlin:

Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß so eben die Friedenspräliminarien unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten. Wilhelm.

**Der Friedens-Präliminar-Vertrag von Versailles**, welcher am 26. Februar zwischen dem Kanzler des deutschen Reichs Grafen von Bismarck und den vom Kaiser zugezogenen Ministern Baierns, Württembergs und Badens einerseits und dem Chef der französischen Republik Thiers und J. Favre andererseits abgeschlossen wurde, enthielt folgende wesentliche Bestimmungen:

Frankreich verzichtet zu Gunsten des deutschen Reichs auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von einer bezeichneten Demarcationslinie belegen sind, d. h. Elsaß (außer der Stadt und Festung Belfort mit einem bestimmten Rahon) und Deutsch-Lothringen mit Metz. Eine internationale Kommission soll die Grenzlinien und die damit zusammenhängenden Auseinandersetzungen regeln.

Frankreich muß dem deutschen Kaiser die Summe von fünf Milliarden Francs zahlen. Mindestens eine Milliarde Francs wird im Laufe des Jahres 1871 gezahlt und der ganze Rest im Laufe dreier Jahre von der Ratification des Vertrages ab.

Die Räumung der französischen, durch die deutschen Truppen besetzten Gebiete soll nach der Ratification des Vertrages seitens der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung beginnen. Unmittelbar nach der Ratification werden die deutschen Truppen das Innere der Stadt Paris, so wie die am linken Ufer der Seine belegenen Forts verlassen. Die französischen Truppen werden sich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, die sie vor Unterzeichnung des definitiven Friedens-Vertrages nicht werden überschreiten dürfen. Ausgenommen von dieser Bestimmung ist die Garnison von Paris, deren Stärke die Zahl von 40,000 Mann nicht überschreiten darf, sowie die zur Sicherheit der festen Plätze unerläßlich erforderlichen Garnisonen.

Die Räumung der zwischen dem rechten Ufer der Seine und der Ostgrenze gelegenen Departements soll seitens der deutschen Truppen schrittweise nach der Ratification des definitiven Friedens-Vertrages und der Zahlung der ersten halben Milliarde der Contribution erfolgen. Die Räumung wird bei den Paris am nächsten gelegenen Departements beginnen und in dem Maße wie die Zahlungen der Contributionen bewirkt sein werden, fortgesetzt. Nach der ersten Zahlung einer halben Milliarde wird die Räumung folgender Departements stattfinden: Somme, Oise und der Theile der Departements Seine inférieure, Seine et Oise, Seine et Marne, die auf dem rechten Seine-Ufer gelegen sind, so wie des Theiles des Departements Seine und der Forts auf dem rechten Seine-Ufer. Nach der Zahlung von zwei Milliarden wird die deutsche Occupation nur noch die Departements Marne, Ardennes, Haute Marne, Meuse, Vosges, Meurthe, so wie die Festung Belfort mit ihrem Gebiete umfassen, die als Pfand für die rückständigen drei Milliarden dienen sollen.

Die Zahl der in denselben befindlichen deutschen Truppen wird 50,000 Mann nicht überschreiten. Es wird Sr. Majestät dem Kaiser überlassen, an die Stelle der Territorial-Garantie, welche in der theilweisen Besetzung des französischen Gebietes besteht, eine finanzielle

Garantie treten zu lassen, wenn dieselbe durch die französische Regierung unter Bedingungen offerirt wird, welche von Sr. Majestät dem Kaiser und König als für die Interessen Deutschlands ausreichend anerkannt werden. Für die drei Milliarden, deren Zahlung verschoben werden soll, werden 5 pCt. Zinsen vom Tage der Ratification des Präliminar-Vertrages ab gezahlt.

Der Vertrag sollte dem deutschen Kaiser und der französischen Nationalversammlung in Bordeaux zur Ratification vorgelegt werden.

Zu diesem Zwecke wurde durch eine Zusatz-Convention der Waffenstillstand bis zum 12. März verlängert, jedoch mit Ausnahme der Bestimmung, nach welcher die Stadt Paris nicht besetzt werden sollte. In dieser Beziehung wurde vielmehr festgesetzt, daß der Theil der Stadt Paris zwischen der Seine, der Straße der Vorstadt St. Honoré und der Avenue des Ternes von deutschen Truppen besetzt werde, deren Zahl jedoch 30,000 nicht überschreiten dürfe.

Die Bestätigung der Friedens-Präliminarien durch die Nationalversammlung zu Bordeaux erfolgte mit großer Beschleunigung, um die Zeit der Besetzung von Paris möglichst abzukürzen. Thiers drang in die Versammlung, die Berathung so bald als möglich zum Abschluß zu bringen: „Wir bitten Sie, nicht zu säumen; wir bitten Sie mit energischer Dringlichkeit, keinen Moment zu verlieren. Wenn Sie unserer Bitte entsprechen, können Sie vielleicht der Hauptstadt einen großen Schmerz ersparen.“

Als Thiers der Versammlung den Wortlaut des Friedensvertrages eben mittheilen wollte, verließen ihn die Kräfte, und er mußte von der Tribüne herabsteigen. Die entscheidende Sitzung fand schon am 1. März statt. Der Berichterstatter der zur Prüfung des Vertrags gewählten Commission empfahl mit dringenden Worten die Bestätigung.

„Die Unterschrift, die Sie geben sollen,“ sagte er, „ist schmerzlich. Aber erwägen Sie, ob Sie dieselbe vermeiden können, und um welchen Preis. Soll man in der jetzigen Lage den Kampf wieder aufnehmen nach erfolgter Niederlage, und um die Ehre derer zu decken, die uns ins Verderben gestürzt? Würde es nicht ein Spiel mit der Ehre Frankreichs sein, das durch eine solche That äußerster Verzweiflung vollends preisgegeben würde? Sie können den Vertrag ablehnen, Sie können den Kampf wieder aufnehmen, aber wenn Sie dies thun, so wird Paris besetzt und ganz Frankreich überfluthet, Gott weiß, mit welchen weiteren Schicksalsschlägen! Wir rathen Ihnen daher an, sich nicht der Auffassung der Verzweiflung hinzugeben.“

Mit 546 gegen 107 Stimmen genehmigte die Versammlung (am 1. März) den Gesetzentwurf mit folgendem Wortlaut: „Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortung zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an.“

In der leidenschaftlichen Erregung der Verhandlungen über den schmerzlichen Frieden faßte die Versammlung noch folgenden Beschluß:

„Die Nationalversammlung bestätigt unter den schmerzlichen Verhält-

nissen, in welchen sich das Vaterland befindet, die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie, und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion, die Zerstückelung Frankreichs."

Die französische Regierung beeilte sich, dem deutschen Hauptquartier von der erfolgten Bestätigung der Präliminarien Kenntniß zu geben, um der inzwischen vollzogenen Besetzung von Paris so rasch als möglich wieder ein Ziel zu setzen.

Die Besetzung von Paris war beim Abschluß der Capitulation und des Waffenstillstands am 28. Januar für die Dauer desselben aus den erwähnten rein politischen Gründen ausgeschlossen worden. Auch bei der ersten Verlängerung des Waffenstillstands war dieser Vorbehalt aufrecht erhalten worden. Als dagegen Behufs Bestätigung des Friedensvertrages Seitens der Nationalversammlung eine nochmalige Frist erforderlich wurde, wurde, wie erwähnt, festgesetzt, daß vom Mittwoch, 1. März, ab der westlichste Theil der Stadt Paris vom Triumphbogen durch die elyseischen Felder und den Concordienplatz bis zum Tuileriengarten von deutschen Truppen bis zu 30,000 Mann besetzt werden sollte. Die Kunde von dieser Vereinbarung rief in Paris eine bei Weitem größere Erregung hervor, als die Bedingungen des Friedensvertrages selbst. Der Verlust von Elsaß und Lothringen und die Auflegung von 5 Milliarden schienen den Parisern minder drückend als der Gedanke, daß ihre vermeintlich „heilige“ und „unbesiegbliche“ Stadt von dem Feinde betreten werden solle. So lange dies nicht geschehen durfte, wiegten sie ihre Eitelkeit weiter in dem Wahne, daß Paris von den Deutschen nicht bezwungen sei. Die große Erregung, welche sich darüber in der Bevölkerung kundgab, veranlaßte die Regierung zum Erlass eines dringenden Aufrufs, in welchem es hieß: „Die Regierung wendet sich an Euern Patriotismus und an Euere Klugheit; Ihr habt das Schicksal von Paris, von ganz Frankreich in Eurer Hand, von Euch hängt es ab, Hauptstadt und Vaterland zu retten oder zu verderben! Wenn die abgeschlossene Convention nicht respectirt und der Waffenstillstand gebrochen wird, so würde der Feind, der schon Herr der Forts ist, mit Gewalt die ganze Hauptstadt besetzen. Das Unglück würde ganz Frankreich erreichen; die schrecklichen Drangsale des Krieges, welche bisher die Loire nicht überschritten haben, würden sich bis zu den Pyrenäen ausbreiten. — — Diese schreckliche Situation wird ein Ende finden durch den Frieden und durch die Rückkehr des öffentlichen Wohlergehens.“ Dieser Aufruf fand bei dem größten Theile der Bevölkerung die gebührende Beachtung; doch dauerte eine große Erregung fort. Bei dieser Stimmung der Bevölkerung von Paris lag der französischen Regierung dringend daran, daß die Bestätigung des Friedensvertrages in Bordeaux rasch genug erfolge, um dem Einzug der deutschen Truppen wo möglich noch zuvorzukommen.

Der „große Schmerz“ sollte jedoch Paris nicht erspart werden. Die Nationalversammlung faßte erst spät am 1. März ihren Beschluß, und am Morgen des 1. hatte bereits der Einzug der deutschen Truppen stattgefunden.

Die deutsche Regierung hätte möglicherweise auf die Besetzung von Paris überhaupt keinen Werth mehr gelegt, wenn nicht die Rundgebungen

aus der Hauptstadt den Einzug fast zu einer Nothwendigkeit gemacht hätten. Thatsächlich konnte die Besetzung von Paris den Erfolgen und dem Waffenruhm Deutschlands Nichts mehr hinzufügen; nachdem die Forts von den deutschen Truppen besetzt und dadurch die Stadt vollständig in ihre Gewalt gegeben war, konnte es in militärischer Beziehung völlig gleichgültig sein, ob sie auch die Stadt selbst besetzt hatten oder nicht. Im Interesse des Heeres selber war ferner eine längere Besetzung von Paris keineswegs wünschenswerth. Wäre sie als wünschenswerth erkannt worden, so würde sie auch begehrt und gewiß ebensowenig verweigert worden sein, wie Straßburg und Metz verweigert werden konnten. Nachdem jedoch die fortgesetzt übermüthigen und herausfordernden Kundgebungen Seitens der Pariser den Beweis geliefert hatten, daß sie die Beweggründe jener Zurückhaltung nicht zu würdigen verstanden, daß sie sich für die Zukunft den Wahn von der Unverletzlichkeit ihrer Stadt von Neuem zurecht machten, da kam es darauf an, wenigstens durch einen vorübergehenden Eintritt der deutschen Truppen in die Hauptstadt festzustellen, daß die Macht hierzu den Deutschen nimmer bestritten werden konnte, und daß es nur der freie Wille der Deutschen war, wenn sie davon so mäßigen und kurzen Gebrauch machten.

**Parade vor Paris.** Vor dem Einzuge der ersten für die Besetzung von Paris bestimmten Truppen fand eine Revue derselben vor dem Kaiser und König bei Longchamps vor Paris statt. Am Mittwoch (1.) Vormittags verließ der Kaiser zu Wagen Versailles, um sich über St. Cloud nach Longchamps zu begeben, wohin ihm der Kronprinz, der das Commando über die Parade führte, vorausgeeilt war, und wo ein großer Theil der deutschen Fürsten sich versammelt hatte, darunter der König von Württemberg, die Prinzen Carl, Albrecht, Adalbert von Preußen, die Großherzöge von Baden, Weimar, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Coburg, die Prinzen Luitpold und Otto von Baiern, die Herzöge von Altenburg, Meiningen. Die Truppen gehörten dem 6. und 11. Armee-Corps und dem 2. bayerischen Corps an. Da nicht mehr als 30,000 Mann auf einmal in Paris einrücken sollten, so war von jedem Regiment der drei genannten Armee-Corps ein Bataillon zugezogen worden. Der Kaiser wurde von den Truppen mit dem höchsten Enthusiasmus empfangen und ritt unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz“ die Fronte ab, worauf der Vorbeimarsch der Truppen unter Führung des Kronprinzen folgte. Die letzten von den 30,000 Mann waren kurz vor 1 Uhr vorbeimarschirt und auf dem Wege nach Paris, während sich der Kaiser nach Versailles zurückbegab.

Der Einmarsch in Paris war durch einen Vortrab von einem Bataillon Infanterie, einer Schwadron Husaren und 16 Geschützen am Morgen eingeleitet worden. Die Truppen, die bei der Revue gewesen, rückten Mittags von Longchamps auf drei Wegen durch das Boulogner Gehölz auf Paris zu. Vor dem Siegesthor (Arc de triomphe), dessen pomphafte Reliefs die Siege der Revolutionszeit und des Kaiserreiches verherrlichen, trafen die anrückenden deutschen Truppen zusammen und machten einige Augenblicke Halt, um sich zum Einmarsch zu ordnen. Als die Spitzen der Truppen sich dem Triumphbogen näherten, versuchte ein Haufen von

2- bis 300 Menschen denselben durch einen Wagen zu sperren; dieser wurde jedoch mit großer Ruhe von den Soldaten weggeschafft, ein Zug Cavallerie ging mitten durch das Thor und im Uebrigen vollzog sich nun der Einmarsch ohne jede Störung. In den Champs Elysées wartete eine außerordentliche zahlreiche Menschenmenge der ankommenden Truppen. Dieselbe verhielt sich meistens ruhig und gemessen. Nur auf dem Concordienplatz trieben Banden von Gassenjungen und Blousenmänner ihr Wesen. Sie zogen umher und riefen noch immer: à Berlin, à Berlin! (nach Berlin, nach Berlin!) Diese und ähnliche Kundgebungen hatten jedoch einen mehr kindischen als gefährlichen Charakter. Dagegen wandte sich die Volkswuth gegen Jeden, der es wagte, sich mit den Truppen irgendwie in freundlichere Beziehungen zu setzen oder ihnen irgend eine Auskunft zu geben. Auch waren einzelne Deutsche, welche sich aus dem Gebiete der Truppen entfernten, der rohsten Mißhandlung und Lebensgefahr preisgegeben.

Am zweiten Tage sollte eine zweite Abtheilung der vor Paris lagernden Truppen in die Stadt geführt werden, und zwar das Gardecorps, die Garde-Landwehr und das Königs-Grenadier-Regiment. Der Kaiser hielt über diese Truppen am 2. Vormittags, wiederum bei Longchamps Revue ab. Inzwischen war jedoch die Mittheilung über die Bestätigung des Friedensvertrages im Hauptquartiere eingetroffen und es erging demzufolge am Nachmittage des 2. der Befehl an die Truppen, die Hauptstadt am anderen Morgen bis 11 Uhr wieder zu verlassen. Gleichzeitig aber war von Versailles Vorfrage getroffen, daß sämmtlichen Truppen vor Paris noch Gelegenheit gegeben werden solle, Paris zu sehen, indem die Soldaten truppweise ohne Schußwaffen in die Stadt geführt wurden. In großen Zügen trafen die Truppen in Paris ein, am Nachmittage bewegten sich wohl 50,000 Mann in den elyseischen Feldern. Auch der Kronprinz machte am Nachmittage nur in Begleitung eines Adjutanten eine Fahrt nach Paris und durch die von den Truppen besetzten Stadttheile und wurde überall mit freudigen Zurufen begrüßt.

Der Ausmarsch der Truppen aus Paris erfolgte am 3. März. Das ganze deutsche Corps zog bei seinem Abmarsch durch den Triumphbogen der Champs Elysées. Der Befehlshaber der Besatzungstruppen, General Kameke, hatte sich dort mit seinem Stabe aufgestellt. Jedesmal wenn eine Compagnie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie drei Hurrahs aus. Gegen 11 Uhr war das Desfilé zu Ende.

**Die Verkündigung des Friedens.** Kaiser Wilhelm vollzog am 2. März 1871 zu Versailles den Friedens-Präliminar-Vertrag und richtete darauf sofort folgendes Schreiben an die Kaiserin-Königin zu Berlin:

So eben habe Ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist.

So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde; Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank!

Die öffentliche Verkündigung dieser Mittheilung fand in Berlin am 3. März, Mittags, vom königlichen Palais aus in feierlicher Weise statt. Auf den Ruf der Kaiserin hatten sich die sämmtlichen anwesenden Mitglieder des königlichen Hauses in dem königlichen Palais eingefunden, wo sich außerdem auf Allerhöchstderen Befehl die Staats-Minister und die Generalität im Parade-Anzuge zur Verlesung des Friedens-Telegramms versammelt hatten.

Um 12 Uhr traten die Generale auf die zum Palais führende Rampe, voran der General-Feldmarschall Graf von Wrangel.

Auf Befehl der Kaiserin-Königin verlas der stellvertretende Chef des Generalstabes, vom lautesten Jubel mehrfach unterbrochen, das Kaiserliche Friedens-Telegramm. Der freudigste Jubel, Hochs auf den Kaiser und König, das Heer, das Vaterland tönten durch einander, bis das am Fuße des Denkmals König Friedrichs II., dessen Haupt ein frischer Lorbeerkranz schmückte, aufgestellte Garde-Musikcorps die ersten Akkorde von „Nun danket Alle Gott“ intonirte. In diese festlichen Klänge, in den Gesang der Menge, mischte sich das Geläute aller Glocken, das Salut-schießen der im Lustgarten vor dem königlichen Schlosse aufgefahrenen Garde-Batterie, deren 101 Schüsse auch den entlegneren Theilen der Hauptstadt Mittheilung gaben von dem feierlichen Ereigniß, das vor dem königlichen Palais bekannt geworden war.

Die Kaiserin, die Kronprinzessin, sowie die Prinzessinnen waren inzwischen auf den Balkon des königlichen Palais getreten, vor welchem nach Absingung der ersten Strophe des Chorals sich der Jubel erneuerte. An den Choral schloß sich die Nationalhymne; entblößten Hauptes stimmte das Publicum in das „Heil Dir im Siegerkranz“ ein, auf welches „Die Wacht am Rhein“ folgte, während von der Rampe des Palais aus der Wortlaut des Kaiserlichen Telegramms in vielen Exemplaren an die Menge vertheilt wurde. Am Nachmittag fand ein feierlicher Dankgottesdienst in allen Kirchen statt. Am Abend feierte Berlin die Sieges- und Friedensbotschaft mit einer allgemeinen Illumination. Ebenso wurde in ganz Deutschland das Friedensfest in der würdigsten und erhebensten Weise begangen.

Der Friede, welchen Deutschland errungen hatte, erfüllte in der That alle Hoffnungen, alle Wünsche Deutschlands. Als der Krieg dem deutschen Volke aufgedrungen worden, hatte es denselben mit der klar bewußten Absicht aufgenommen, durch denselben, wenn Gott ihm den Sieg verleihe vor Allem, Bürgschaften eines künftigen dauernden Friedens zu erlangen. Zwei große Friedensbürgschaften sollte der Krieg uns bringen: Deutschlands Einigung zu einem mächtigen Reich, — und die Wiedergewinnung der alten deutschen Grenzlande gegen Frankreich, deren Verlust unsere Schwäche in den letzten Jahrhunderten begründet hatte. Die erste und höchste Bürgschaft, die Vollendung des deutschen Reiches, hatte sich unter dem Donner der Schlachten und in dem Glanze unserer Siege un-

willkürlich und unwiderstehlich vollzogen, — und Frankreich, welches die bei Königgrätz begonnene Einigung Deutschlands zu vereiteln und wieder zu sprengen gedacht, mußte jetzt, ohne Möglichkeit eines Widerspruchs, den Frieden mit dem Kaiser des neuen deutschen Gesamtreiches schließen. Thiers mußte beim deutschen Kaiser, dem Haupt des geeinigten Deutschlands, den Frieden erbitten, — das war der erste und der bedeutendste Siegespreis, die erste und gewichtigste Bürgschaft des Friedens.

Aber das in seiner Einigung starke Deutschland mußte als weiteren Siegespreis verlangen, daß das Wahrzeichen seiner einstmaligen Schwäche getilgt, daß die ihm geraubten Grenzlande zurückgegeben würden, als Bürgschaft zugleich gegen künftige Angriffe Frankreichs und für den Frieden Europas, welcher von keiner Macht so oft gefährdet worden ist, wie von Frankreich. Elsaß und Deutsch-Lothringen, mit Straßburg und Metz, waren von dem deutschen Volke einmüthig als die Sühne des alten und neuen Trevels bezeichnet, welchen die französische Nation fort und fort an uns gethan. Diese Forderung nationaler Ehre und Macht durchzusetzen, war die erste Aufgabe der neuen Reichsregierung gewesen; die Entschiedenheit und Kraft, mit welcher diese Aufgabe gelöst worden, gab Zeugniß davon, daß die Staatskunst des deutschen Reiches von dem Bewußtsein der neu erstandenen Macht desselben getragen und erfüllt war. Von der gewaltigen Epoche, die wir durchlebt haben, wird die Geschichte nimmer wie von einer früheren sagen, daß „die Feder verdorben habe, was das Schwert errungen“; Schwert und Feder wurden von demselben Geiste und Bewußtsein geführt, von dem Geiste des neu erstandenen Deutschlands, seiner Kraft und Zuversicht.

**Die Rückkehr.** Unmittelbar nach der Bestätigung des Friedensvertrags schickte sich Kaiser Wilhelm an, Versailles zu verlassen, nachdem er vom 5. Oktober an über 5 Monate lang in der alten französischen Königsstadt residirt hatte. Welch eine Fülle der erhabensten Erinnerungen knüpfte sich für den greisen Monarchen an diesen Zeitraum, Erinnerungen nicht bloß an den glorreichen Verlauf eines Krieges ohne Gleichen und an einen nicht minder glorreichen Friedensschluß, — sondern dort im alten französischen Königsschlosse war die Herrlichkeit des deutschen Reiches in der Person des Königs wieder erstanden. Versailles wird fortan eines der ernstesten und glänzendsten Blätter in der herrlichen Geschichte Preußens unter König Wilhelm, dem neuen deutschen Kaiser bezeichnen.

Graf Bismarck eilte dem Kaiser voraus in die Heimath, wo ihn bereits wichtige Aufgaben für den Reichstag erwarteten.

Der Kaiser trat am 7. März die Rückkehr nach der Heimath an. Unter herzlichem Abschiede von den Offizieren und Truppen verließ er Versailles, um zunächst auf dem Schlachtfelde von Billiers eine Heerschau über die bairischen, sächsischen und württembergischen Truppen zu halten, nach welcher er warme Worte des Dankes und der Anerkennung an den Oberbefehlshaber der Maasarmee, dem Kronprinzen von Sachsen und an die versammelten Commandeure richtete. Der Kaiser hatte auch die I. Armee in Rouen und Amiens zu besichtigen gedacht,

wegen eines Unwohlseins mußte er diese Reise aufgeben, statt seiner ging der Kronprinz dorthin, er selbst kehrte über Nancy und Metz nach der Heimath zurück.

Beim Scheiden aus Frankreich erließ der Kaiser folgenden Armeebefehl (von Nancy am 15. März):

„Soldaten der deutschen Armee! Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel theures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Frieden ist jetzt gesichert und der Rückmarsch der Truppen hat bereits begonnen. Ich sage Euch Lebewohl, und danke Euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für Alles, was Ihr in diesem Kriege durch Ausdauer und Tapferkeit geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimath zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem Deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getroßt entgegensehen.“

Der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen erließ gleichzeitig einen Armeebefehl folgenden Inhalts an die III. Armee, zu welcher alle süddeutschen Truppen gehörten:

„Soldaten der III. Armee: Als ich im Juli v. J. den Oberbefehl übernahm, sprach ich die Hoffnung aus, daß es der Tapferkeit und Hingebung der geeinten deutschen Stämme gelingen werde, den gemeinsamen Feind, welcher uns übermüthig zum Kampfe herausgefordert, zu besiegen. Dieses Vertrauen habt Ihr glänzend gerechtfertigt; denn die III. Armee hat in diesem thatenreichen Feldzuge eben so viele Siege als Kämpfe aufzuweisen.

Nachdem Ihr in raschem Anlauf das Thor des Feindes bei Weissenburg erbrochen und damit die Reihe der Siege eröffnet, wurde der starke Gegner 2 Tage darauf in der blutigen Schlacht bei Wörth geschlagen; in schnellen Märschen folgtet Ihr seinen rückgängigen Bewegungen und an dem denkwürdigen Tage von Sedan nahmt Ihr einen ruhmvollen und entscheidenden Antheil. Unaufhaltsam drangt Ihr vorwärts in das Herz des Landes, warft den vor Euch fliehenden Feind hinter die Mauern seiner Hauptstadt und hieltet ihn beinahe 5 Monate — allen Gefahren und den Unbilden eines strengen Winters mit unvergleichlicher Ausdauer Stand haltend — eng umschlossen.

Während sodann ein Theil von Euch in ununterbrochenen, gegen große Ueberzahl geführten blutigen Gefechten den zum Entsatz des bedrängten Paris von allen Seiten anrückenden Feind zurückwarf, wurden von den Cernirungsgruppen alle gegen sie unternommene Ausfälle energisch und erfolgreich abgewiesen, so daß endlich dem Gegner keine Wahl blieb, als die Waffen zu strecken und Euch die Thore seiner stolzen, als unüberwindlich und unverletzlich gepriesenen Hauptstadt zu öffnen.

Solche Thaten gehören für ewig der Geschichte an und mit Stolz blickt das Vaterland auf Euch als seine würdigen Söhne. Wohl konnten so große Erfolge nicht ohne die schmerzlichsten Opfer errungen werden und mit Wehmuth gedenken wir der zahlreichen gefallenen Kameraden, ein ehrenvolles Gedächtniß ihnen für alle Zeiten bewahrend.

Indem Ich Euch nunmehr auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers und nach glücklich und ruhmvoll erkämpftem Frieden verlasse, spreche Ich Euch Allen Meine höchste Anerkennung und Meinen Dank aus; Ich scheidet von Euch — Ihr preussischen und bairischen Corps, Ihr württembergischen und badischen Truppen — mit dem Wunsche und in der Zuversicht, daß die auf blutigen Schlachtfeldern geschlossene Waffenbrüderschaft und Einigkeit nimmer zerreißen werde, sondern mächtig erstarke zur Ehre, zum Ruhme und zum Segen des wieder erstandenen gemeinsamen deutschen Vaterlandes.“

Der Empfang des Kaisers in der Heimath war überall ebenso herzlich wie glänzend. Um dem siegreich heimkehrenden Fürsten beim ersten Betreten der deutschen Grenzmark den Zoll der Dankbarkeit darzubringen, hatten sich über 400 rheinische Städte- und Landgemeinden vereinigt, dem Kaiserlichen Kriegsherrn einen goldenen Lorbeerkranz darzubringen. In der gleichzeitig überreichten Adresse hieß es:

„Euer Majestät Heimkehr aus dem Lande des Feindes, welcher frevelhaft den von den deutschen Fürsten und Völkern gewünschten Frieden brach, wird ein Siegeszug sein von einer Grenze des Vaterlandes bis zur andern. Ihn begleiten die Bewunderung des königlichen Helden, welchen ein ehrwürdiges Alter vom Feuer der Schlachten nicht fernhält; die Ehrfurcht vor der Weisheit, welche des Feindes Pläne vereitelte; der gerechte Stolz auf alle die tapferen Heerführer, welche mit aufopferndem Muth und reicher Umsicht ihren Schaaren voranleuchteten; die Freude über den Triumph der unter Einer glorreichen Führung geeinigten deutschen Heere und das erhebende Bewußtsein ihrer gleichen Tapferkeit.

Aber, Allergnädigster König, an der Schwelle Allerhöchst Ihres Reiches begrüßt Euer Majestät vor allen die Dankbarkeit, welche die vom Feinde nächst bedroht gewesene Provinz schuldet. Die Rheinprovinz war dem Einfall eines mit wilden Horden vermischten Heeres ausgesetzt; sie blieb vor dessen Schrecknissen bewahrt durch die Besonnenheit und Raschheit, welche den von den Grenzen mit Tapferkeit zurückgeworfenen Feind auf seinem Boden aufsuchte, verfolgte und Niederlage auf Niederlage ihm beibrachte. Die Siege waren nicht bloß jetzt die Rettung der Provinz; sie werden das Gelüste bannen, die westliche Grenzmark Deutschlands von dem Herrscherstamme abzureißen, welcher über ein halbes Jahrhundert ihr tapferer Schützer war; sie werden für alle künftigen Zeiten ein einiges Deutsches Vaterland begründen und erhalten.“

Der Kaiser dankte in einfachen herzlichen Worten; indem er den Dank zunächst auf die Vorsehung übertrug, wies er dann noch auf das Verdienst der Führer, besonders auf die Weisheit des Grafen Moltke hin. In der Erwiederung der Adresse der Rheinlande sagte er: „Mit Gottes

Hülfe ist durch die Tapferkeit der von Mir geführten Heere der Ausspruch\*), daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei, gegen die bedrohliche Anfechtung thatkräftig gesichert und diese Wahrheit hoffentlich nunmehr für ewige Zeiten unter dem Schutze des Deutschen Reiches jedem Streite enthoben.“

Der Zug des Kaisers vom Rhein nach seiner Hauptstadt war ein Triumphzug im höchsten Sinne des Wortes. In Potsdam harrte die Kaiserin mit der Kronprinzessin und der Großherzogin Luise von Baden der Ankunft des Kaisers und des Kronprinzen und es fand dort die erste herzliche Begrüßung der hohen Fürstenpaare nach so langer und bedeutungsschwerer Trennung statt.

Am 17. März fand die Ankunft des Kaisers in Berlin unter festlicher und begeisterter Begrüßung Seitens der Bevölkerung statt. Die städtischen Behörden richteten eine Adresse an den Monarchen, deren Schluß lautete:

„Es ist jetzt vollendet das große Werk: Der Hohenstaufen ruhmreiches Scepter ruht sicher in der Hohenzollern starker Hand. Möge es Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät vergönnt sein, der Früchte Ihrer Anstrengung noch lange Zeit Sich zu freuen inmitten der Liebe und Verehrung des gesammten deutschen Volkes, inmitten der Bewunderung der Welt. Möge es dem deutschen Volke beschieden sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldentraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hat, auch ein Mehrer des Deutschen Reiches werde an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit. Das walte Gott!“

Die Kaiserin-Königin Augusta hatte während des Krieges mit dem lebendigsten und wirksamsten Eifer die ganze großartige Thätigkeit geleitet, mit welcher die preussischen Frauen und Jungfrauen den Siegeszug der Armee zu stützen und zu fördern, Schmerzen zu lindern und Thränen zu trocknen beifert waren; sie hatte ihr Streben zugleich darauf gerichtet, die patriotischen Frauen im ganzen deutschen Vaterlande zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen.

Der Kaiser erließ noch von Nancy aus einen Dank an die Kaiserin, zugleich für das Central-Comité der deutschen Vereine zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger und alle Hilfsvereine.

Der Kaiser sagte darin: „Indem Ich von Meinen tapferen und siegreichen Truppen, welche noch auf fremdem Boden zurückbleiben, Abschied nehme, drängt es Mich, Euer Majestät auszusprechen, wie tief und freudig Mein Herz die liebevolle Fürsorge und Unterstützung bewegt hat, welche der Armee unter dem Vorgange und dem Schutze Eurer Majestät aus der Heimath, aus dem ganzen deutschen Vaterlande während des ganzen Feldzuges zu Theil geworden ist. Die dankbare Erinnerung daran wird in der Armee und der Nation unauslöschlich fortleben.“

\*) Von E. M. Arndt.

Der Kaiser stiftete an seinem Geburtstage (22. März) ein Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen, wie es in der Stiftungs-Urkunde heißt: „in Anerkennung der großartigen, opferfreudigen Thätigkeit, welche die Frauen und Jungfrauen des gesammten Deutschlands dem Wohle der Kämpfenden und deren Angehörigen gewidmet und in der Absicht, hervorragenden Verdiensten auf diesem segensreichen Felde durch ein gemeinsames Zeichen die Dankbarkeit des Vaterlandes zu sichern.“

#### 64. Die Gründung des deutschen Kaiserreichs.

Inmitten des Kriegslaufs war als herrlichste Frucht der patriotischen Erhebung die deutsche Einheit zur Vollendung gelangt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches durch gemeinsame Gefahr und durch gemeinsam erkämpfte Siege belebt worden, das Bewußtsein der Stellung, welche Deutschland zum ersten Male seit Jahrhunderten durch seine Einheit errungen hatte, die Erkenntniß, daß nur durch Schöpfung dauernder Institutionen das Vermächtniß dieser Zeit der Opfer und der Thaten gesichert werden könne, hatten schneller und allgemeiner, als noch kurz vorher denkbar erschien, das deutsche Volk und seine Fürsten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß es zwischen dem Süden und Norden eines festeren Bundes bedürfe als der völkerrechtlichen Verträge. Diese Ueberzeugung führte bald nach Ausbruch des Krieges zu Verhandlungen über den Beitritt der süddeutschen Regierungen zum bisherigen Norddeutschen Bunde Behufs Begründung eines gemeinsamen deutschen Bundes. Die bayerische Regierung gab zuerst, und zwar bald nach der Schlacht bei Sedan den Wunsch zu erkennen, über ein Verfassungsbündniß sämmtlicher deutscher Staaten zu verhandeln. Der Präsident des Bundeskanzler-Amtes Minister Delbrück begab sich demzufolge nach München, um dort die Verhandlungen einzuleiten. Nachdem inzwischen der Großherzog von Baden den einfachen Eintritt in den Norddeutschen Bund beantragt hatte, wurden die Verhandlungen mit sämmtlichen süddeutschen Regierungen im Hauptquartiere zu Versailles fortgeführt und gediehen im Laufe des November zum Abschlusse von Verträgen mit allen süddeutschen Regierungen. Die Verträge beruheten durchweg auf der Grundlage der Verfassung des Norddeutschen Bundes, nur mit denjenigen Aenderungen, welche durch die Erweiterung des Bundes, zumal durch den Eintritt größerer deutscher Staaten geboten waren. Das Wesen der Bundesverfassung blieb dabei in jeder Beziehung unberührt. In einer außerordentlichen Session des Reichstages, welche zum 24. November berufen war, wurden die Verträge zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt. Noch während der Berathungen trat jedoch eine neue wichtige Thatsache hinzu, welche den abgeschlossenen Verträgen eine erhöhte Bedeutung verlieh. Der König Ludwig von Baiern hatte ein Schreiben an den König Wilhelm gerichtet, durch welches er denselben bat, den Titel eines deutschen Kaisers anzunehmen. Das Schreiben lautete:

„Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündniß werden die Ew. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in

einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesamtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben.

Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde.“

Nachdem sämtliche deutsche Fürsten und freie Städte dem Antrag des Königs von Baiern zugestimmt hatten, wurde bei der Berathung der Verfassungsverträge die Bestimmung aufgenommen, daß der deutsche Bund den Namen „Deutsches Reich“ und der König von Preußen als Haupt des Bundes den Namen „Deutscher Kaiser“ führen solle.

Nachdem die Verträge mit dieser Aenderung vom Reichstage genehmigt waren, beschloß derselbe folgende Adresse an den König:

„Auf den Ruf Ew. Majestät hat das Volk um seine Führer sich geschaart und auf fremdem Boden vertheidigt es mit Heldenkraft das frevelhaft herausgeforderte Vaterland. Dank den Siegen, zu denen Ew. Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauernden Einigung entgegen. — Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. — Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutz der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen. — Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Thaten ihrer Söhne bleiben. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter seinem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte deutsche Reich unter seinem Kaiser sein.“

Diese Adresse wurde dem Könige durch eine Deputation des Reichstages am 18. December in Versailles feierlich überreicht. Der Präsident des Reichstages, Dr. Simson, sagte in seiner Ansprache an den König:

„Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstages in einer Stadt, in welcher mehr als Ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland erfonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben sind — unter dem Druck fremder Gewalt — die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das Reich zusammenbrach.

Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zuversicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebendigen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und

Segen giebt, in Beidem die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu Theil werden."

Der König erwiderte: „Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majestät den König von Baiern an Mich gelange Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten deutschen Reiches erfüllt. Sie, Meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß Ich Mich dem an Mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urtheil Meinen Entschluß bestimmen kann. Nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

Noch vor dem Jahreschlusse wurden die Verträge auch Seitens der Stände in Baden, Hessen und Württemberg mit freudiger Zustimmung genehmigt; nur in Baiern verzögerte sich die Genehmigung durch den lebhaften Widerstand einer mächtigen Partei, welche in den Verträgen und in der künftigen deutschen Verfassung eine allzugroße Beeinträchtigung der Selbstständigkeit Baierns erblickte.

Inzwischen wurde die neue Verfassung des deutschen Reichs am 31. December 1870 durch das Bundes-Gesetzblatt verkündet; mit der ersten Stunde des Jahres 1870 waren also Kaiser und Reich verfassungsmäßig bereits ins Leben getreten, vorbehaltlich der vollen Ergänzung durch den endgültigen Zutritt Baierns. Die Gesinnung von Fürst und Volk in Baiern gab die Bürgschaft, daß dieses kräftige Glied dem neuen Reiche nicht fehlen würde.

Am Neujahrstage fand in Versailles festlicher Empfang beim König Wilhelm statt. Bei dem Festmahle brachte der Großherzog von Baden einen Trinkspruch mit folgenden Schlußworten aus: „Der heutige Tag ist dazu bestimmt, das ehrwürdige deutsche Reich in verjüngter Kraft erstehen zu sehen. Ew. Königliche Majestät wollen aber die angebotene Krone des Reiches erst dann ergreifen, wenn sie alle Glieder desselben schützend umfassen kann. Nichtsdestoweniger erblicken wir heute schon in Ew. Königlichen Majestät das Oberhaupt des deutschen Kaiserreichs und in dessen Krone die Bürgschaft unwiderruslicher Einheit. König Friedrich Wilhelm IV. sagte vor 21 Jahren: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden.“ Heute, da dieses königliche Wort sich glänzend erfüllt hat, dürfen wir uns Alle in dem Wunsche vereinigen, es mögen Ew. Königlichen Majestät durch Gottes Gnade noch recht lange und gesegnete Jahre vergönnt sein, dieses geheiligte Symbol deutscher Einheit und Kraft in Frieden zu tragen. Zur Bekräftigung dieses aufrichtigen Wunsches rufe ich die Worte aus, welche der hohe Verbündete Ew. Königlichen Majestät der König von Baiern, zu geschichtlicher Bedeutung erhoben hat; „Hoch lebe Se. Majestät König Wilhelm der Siegreiche!"

Die Verkündigung des Kaiserthums. Der 18. Januar, der alte preussische Krönungstag war vom König Wilhelm zur feierlichen Verkündigung des neuen Kaiserthums ausersehen. In dem Schlosse Ludwigs XIV. zu Versailles, in dem alten Siege einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch die Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand am 170jährigen Gedenktage des preussischen Königthums die denkwürdige Feier der Wiedererstehung des deutschen Reiches statt. Das deutsche Volk war dabei den Verhältnissen der Zeit entsprechend zunächst durch die Armee vertreten, während zugleich die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet waren, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß Er für Sich und Seine Erben an der Krone Preußens den althehrwürdigsten Titel des Deutschen Kaisers in neuem Glanze wiederherstellen wolle.

Deputationen aller um Paris lagernden deutschen Truppen waren mit ihren Fahnen und Standarten zur Theilnahme an der Feier herbeigezogen worden. Im Spiegelsaale des alten Schlosses war ein Altar errichtet, dessen Decke das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug. Auf beiden Seiten standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten.

Bald nach 12 Uhr trat der König in den Festsaal ein, während ein militärisches Sängerkhor das „Jauchzet dem Herrn alle Welt“ anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Platz, im Halbkreise um ihn her die Prinzen und Fürsten: der Kronprinz, Prinz Carl und Adalbert von Preußen, der Kronprinz und Prinz Georg von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzöge von Coburg, Meiningen und Altenburg, die Prinzen Otto, Luitpold und Leopold von Baiern, die Prinzen Wilhelm und August, sowie die Herzöge Eugen der Ältere und Eugen der Jüngere von Württemberg, die Erbgroßherzöge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt, die Fürsten von Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt, der Erbprinz von Hohenzollern, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten von Wied u. A. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, links an der Spitze der Bundeskanzler Graf Bismarck.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde: „Sei Lob und Ehre“. Dann folgte die Liturgie und darauf die Festrede. Nachdem der Gesang: „Nun danket alle Gott“ und der Segen die kirchliche Feierlichkeit beendet hatten, schritt der König durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proklamation an das Deutsche Volk“. Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm Lebe hoch!“ Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein.

Die Proklamation „An das Deutsche Volk“ lautete:

„Wir Wilhelm,

von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die Deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehreres des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gessittung.“

So war denn das deutsche Kaiserthum wieder erstanden und unter dem begeisterten Zurufe des deutschen Volkes feierlich verkündet worden. Es war Gottes Fügung, daß die stille Arbeit des deutschen Geistes, durch welche das Werk der Einigung seit Jahrzehnten vorbereitet war, ihre endliche Erfüllung erst auf den Schlachtfeldern finden sollte.

In der einmütigen Erhebung und im glorreichen Kampfe aller deutschen Stämme gegen den alten Erbfeind deutscher Nation hatte das Bewußtsein der inneren Einheit mit unerwarteter Kraft alle Hüllen und Hemmnisse zersprengt und abgestreift. Die deutsche Einheit war innerlich fertig, schon als der nationale Krieg unter Führung des preussischen Heldenkönigs begann; sie war vollends im Geiste des Volkes bestätigt und besiegelt, nachdem die geeinigte Kraft des Volkes sich in wunderbaren Siegen und Erfolgen bewährt hatte.

König Wilhelm hätte nimmer die Erneuerung der Kaiserwürde beantragt: das Königthum der Hohenzollern war an Ehren reich genug, um auch das Deutsche Reich nach allen Seiten hin würdig zu vertreten. Aber es lag in dem Wesen der unwiderstehlich eingetretenen nationalen Entwicklung, daß die Fürsten wie das Volk mit der Wiederherstellung des Reiches

auch das Wahrzeichen der alten Herrlichkeit desselben, das Kaiserthum wieder aufgerichtet wissen wollten; — in den neu hinzugekommenen süddeutschen Volkskreisen zumal würde man das Deutsche Reich ohne das Kaiserthum kaum recht verstanden und in voller Bedeutung anerkannt haben. So war es denn in Wahrheit die Erfüllung einer „Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland“, daß der König dem Rufe der deutschen Fürsten und freien Städte und den übereinstimmenden Beschlüssen aller deutschen Volksvertretungen seine Zustimmung gab und mit der Herstellung des Deutschen Reiches auch die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde erneuerte.

Ganz Deutschland jauchzte dem neuen erhabenen Kaiser zu. Auch Baiern vollzog wenige Tage nach der Verkündigung des Kaiserthums seinen Beitritt zum neuen Reiche und es war hiermit das Einigungswerk nach allen Richtungen vollendet.

Die Beziehungen zu Oesterreich. In dem Augenblicke aber, wo die Neugestaltung Deutschlands ihren Abschluß erhielt, hatte sich der Blick des Grafen Bismarck auch bereits auf die Wiederanknüpfung enger Beziehungen zwischen dem neuen deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie gerichtet, nicht bloß aus Rücksicht auf den Prager Frieden, in welchem Preußen und Oesterreich sich über ihre Auffassung von der damals erwarteten Gestaltung der deutschen Verhältnisse verständigt hatten, sondern aus dem Wunsche, mit dem mächtigen und befreundeten Nachbarreiche Beziehungen zu pflegen, welche der gemeinsamen Vergangenheit, ebenso wie den Gesinnungen und Bedürfnissen der beiderseitigen Bevölkerung zu entsprechen schien. Der deutsche Kanzler wandte sich in einer Depesche vom 14. December 1870 mit herzlicher Offenheit an die österreichische Regierung, um auszusprechen, daß es nicht auf menschlicher Berechnung beruhet habe, wenn die auf Grund des Prager Friedens geschaffenen Einrichtungen unter dem Drange der mächtigen Entwicklung, zu welcher ein unerwarteter französischer Angriff das deutsche Nationalgefühl aufrief, ihren Abschluß in der Errichtung eines neuen Deutschen Bundes gefunden haben. Die österreichische Regierung dürfe aber mit Recht der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse mit dem Vertrauen entgegensehen, daß alle Genossen des neuen Deutschen Bundes und insbesondere der König Wilhelm von dem Verlangen beseelt seien, die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu dem Oesterreichisch-Ungarischen Nachbarreiche zu erhalten und zu fördern, auf welchem beide durch die ihnen gemeinsamen Interessen und die Wechselwirkung ihres geistigen wie ihres materiellen Verkehrslebens angewiesen seien. Deutschland und Oesterreich würden, wie man zuversichtlich hoffen dürfe, mit den Gefühlen des gegenseitigen Wohlwollens auf einander blicken und sich zur Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens beider Länder die Hand reichen.

Das Entgegenkommen der deutschen Politik fand in Oesterreich bereitwillige Erwiderung. Der Reichskanzler Graf Bismarck sprach in einer Depesche vom 26. December aus, daß in allen Kreisen Oesterreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich vollziehe, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen.

Dieser Wunsch wurzele in der festen Ueberzeugung, daß eine unbefangene Würdigung der gegenseitigen Bedürfnisse nur die erspriesslichste und wohlthätigste Wirkung auf beide Reiche äußern, sie in Frieden und in reger Mitarbeiterchaft an den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft einigen werde. Der Kaiser von Oesterreich werde freien und hohen Sinnes die erhebenden Erinnerungen, die seine Dynastie in der glanzvollen Geschichte von Jahrhunderten mit den Geschicken des deutschen Volkes verbanden, nicht anders auffassen, als mit der wärmsten Sympathie für die fernere Entwicklung dieses Volkes und mit dem rückhaltlosen Wunsche, daß es in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Virgenschaften einer glücklichen, für seine eigene, wie für die Wohlfahrt des ihm in geschichtlicher Tradition, in Sprache, Sitte und Recht so vielfach verwandten Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge. — So war denn auch nach dieser Richtung ein weiterer wichtiger Schritt zur Befestigung der Machtstellung des neuen deutschen Reiches und seiner Friedenspolitik geschehen.

Der erste deutsche Reichstag war inzwischen zum 21. März nach Berlin berufen worden.

In der denkwürdigen Stunde, wo sich die Vertreter des neuen deutschen Reiches zum ersten Male um den Thron des deutschen Kaisers versammelten, wurde der Bundeskanzler Graf von Bismarck von seinem Kaiser und König zum Fürsten erhoben. Mit der Wiedererstehung des deutschen Reiches wird der Name Bismarck in der That für alle Zeiten innig verknüpft sein; und in dem großen weltgeschichtlichen Akte, welcher mit der Eröffnung des deutschen Gesamtreichstags vollzogen wurde, durfte der neue Fürst-Reichskanzler mit tiefer Genugthuung die Frucht seines langjährigen politischen Denkens und Schaffens erblicken. Von dem ersten unscheinbaren Anfange seiner Thätigkeit bis zu dem glorreichen Frieden von Versailles, welcher zwei seit Jahrhunderten von Deutschland getrennte Provinzen in die nationale Gemeinschaft zurückführte, geht derselbe Geist selbstbewußter Kraft und klarer fester Entschlossenheit, dasselbe Streben einer wahrhaft deutschen Großmachtpolitik durch die ganze Reihe immer wichtigerer diplomatischer Thaten hindurch. Ihm war es zu danken, daß aus dem jüngsten Kriege nicht blos die Kraft des deutschen Volkes herrlich erprobt und bewährt hervorging, sondern ein neues Zeitalter der europäischen Politik damit seinen Anfang nahm. Der neue Fürst-Reichskanzler war eine der großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten geworden, deren Wirken weit hinausragt über den Bereich des Landes, dem sie angehören.

Kaiser Wilhelm eröffnete den ersten Reichstag am 21. März 1871 im Schlosse zu Berlin mit einer Thronrede, welche also begann:

„Wenn Ich nach dem glorreichen aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum ersten Male den deutschen Reichstag um Mich versammelt sehe, so drängt es Mich vor Allem Meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat.

Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig: es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unverthilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchbringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heeres-Einrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner, durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen, wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren.“ —

Der Kaiser schloß mit den Worten:

„Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.

Das walte Gott!“

## 65. Der Friede zu Frankfurt.

**Die Commune in Paris.** Bevor es zum endgültigen Friedensschlusse kam, sollte Frankreich noch eine neue tiefe Erschütterung erfahren: in Paris brach eine neue Revolution aus und brachte den Bestand der kaum errichteten Regierung in ernste Gefahr. Der Keim der neuen Verwirrung lag in der Zeit der Belagerung, in der damals gebildeten Nationalgarde, in welcher mehrere hunderttausend Männer aus den untersten Volksklassen mit guter Besoldung aus öffentlichen Kassen ein müßiges Soldatenspiel getrieben hatten, ohne bei der Vertheidigung der Hauptstadt irgend etwas zu leisten. Es war vorauszu sehen, daß diese Kräfte ungern zu ernstlicher Arbeit zurückkehren, ungern auf ihre gewonnene Macht verzichten würden; die republikanische Regierung hatte aber, ungeachtet aller mahnenden Rathschläge des Grafen Bismarck, nicht den Muth und die Entschlossenheit gehabt, diese revolutionären Elemente gleich bei der Capitulation zu entwaffnen. Die traurigen Folgen ließen nicht auf sich warten. Noch in

den letzten Tagen des Waffenstillstands hatten die Nationalgarden der Arbeiterviertel sich einer Anzahl von Kanonen bemächtigt, angeblich um sie den einziehenden Preußen zu entziehen, in Wahrheit, um sich gegen die Regierung in Verteidigungsstand zu setzen. Nach dem Abzuge der Deutschen weigerten sie sich, die Kanonen herauszugeben. Die Regierung hatte 40,000 Mann der Voire-Armee nach Paris gezogen und wollte den Gehorsam der Arbeiter erzwingen, aber die Truppen gingen zu den Auführern über, ein General wurde gefangen genommen und niedergeschossen, und die revolutionären Arbeiter zogen, wie gewöhnlich, auf das Stadthaus und setzten dort eine neue Regierung aus Männern der untergeordnetsten Art ein. Die Hauptstadt war alsbald völlig in die Willkürherrschaft der revolutionären Gewalten gegeben. Die Regierung begab sich nach Versailles wohin auch die Nationalversammlung von Bordeaux verlegt worden war. Die eigentlichen Leiter der Pariser Revolution handelten im Geiste und nach den Weisungen der über alle Länder Europas verbreiteten „internationalen Arbeiter-Association“, deren Streben auf die Umstürzung der gesammten Grundlagen der bisherigen staatlichen und sittlichen Ordnung gerichtet ist; für die Masse der Aufständischen war aber der nächste Zweck, wie gesagt, sich im Besitze der Vortheile und der Macht zu sichern, welche ihnen die Zeit der Belagerung gebracht hatte. Zu diesem Zwecke verlangten sie eine völlig selbstständige Regierung der „Commune“ von Paris in Verbindung mit gleichen Gewalten in allen anderen Städten, die freie Wahl und Absetzung aller Führer der Nationalgarde, die absolute Beseitigung alles Militärs in Paris und dergleichen mehr. Am 26. März fanden die Wahlen für die Commune statt, am 28. März wurde die Regierung der „Commune“ feierlich proclamirt; durch Beschlagnahme öffentlicher Kassen und durch allseitige gewaltthätige Erpressungen verschaffte sich dieselbe die Mittel für ihre Willkürherrschaft. Die Regierung in Versailles konnte die Revolution um so weniger alsbald bemeistern, da auch die Truppen in den Forts (soweit sie nicht noch — auf der Nordseite — von den Deutschen besetzt waren) gemeinsame Sache mit den Aufständischen machten. Nur das Fort des Mont Valerien blieb in der Gewalt der Regierung. Bevor dieselbe aber weiter einzuschreiten vermochte, mußte sie erst größere und zuverlässigere militärische Kräfte zu vereinigen bedacht sein.

Die deutsche Reichsregierung gewährte der französischen Regierung hierbei die entschiedenste Unterstützung: die Stellung Deutschlands war vor Allem durch die Fürsorge für die Ausführung der mit der Regierung Frankreichs vereinbarten Friedenspräliminarien und für die Erfüllung der damit Seitens Frankreichs übernommenen Verpflichtungen bedingt.

Fürst Bismarck äußerte sich darüber im Reichstage in folgenden Worten: „Die verbündeten Regierungen haben das Interesse und den Willen, der Regierung der französischen Republik, mit welcher sie den Präliminarfrieden in Versailles geschlossen haben, ihre Aufgaben zu erleichtern, soweit es irgend möglich ist, ohne durch Einnischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs sie zu erschweren. Es ist die Absicht des Kaisers und der verbündeten Regierungen, sich nach wie vor jeder Ein-

mischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und jeder Bestimmung über die Zukunft eines großen Nachbarvolkes zu enthalten. Daß dieser Entschluß nur bis zu der Grenze durchgeführt werde, wo die Interessen Deutschlands durch weitere Enthaltung gefährdet werden, wo namentlich die Ergebnisse des Präliminarfriedens dadurch in Frage gestellt werden könnten, daß eine faktische Regierung in Frankreich, sei es die jetzige, sei es eine künftige, die Macht nicht hätte, ihn auszuführen; wo diese Grenze eintritt, kann nur die Zukunft lehren. Sollte sie erreicht werden, dann würden wir mit Bedauern, aber mit derselben Entschlossenheit, mit der wir bisher gehandelt haben, das Nachspiel dieses Krieges zu Ende führen.“

Die deutsche Regierung erleichterte der französischen Regierung besonders die Sammlung einer starken Truppenmacht bei Versailles. Frankreich durfte nach dem Friedensvertrage außer der Garnison von Paris nur Truppen hinter der Loire halten. Es war ein wichtiges Zugeständniß Seitens der deutschen Regierung, daß sie die Vereingung einer bedeutenden Armee bei Versailles gestattete. Zum Oberbefehlshaber der letzteren wurde der Marschall Mac Mahon berufen. Aber es währte lange, bis die Truppen von Versailles mit der Hoffnung auf Erfolg vorgehen konnten, da sich inzwischen die Commune durch das Zufließen revolutionärer Kräfte aus allen Ländern verstärkte und ungehindert ihre Schreckensherrschaft übte.

Die Freiheit und das Leben, ebenso wie das Eigenthum der Bürger waren der absoluten Willkür preisgegeben, — Geld und Geldeswerth, Nahrungsmittel und aller sonstige Besitz wurde von bewaffneten Volkshaufen Namens der Commune oder nach eigener Begier aus den Privathäusern mit Gewalt weggenommen, — ein Schutz war nirgends vorhanden, ein Widerstand nicht möglich. Der Erzbischof von Paris und die angesehensten Geistlichen wurden ohne Grund verhaftet, die Kirchen und die Grabdenkmäler beraubt, die Gottesdienste geschloffen und verboten. Jedermann konnte auf die Anklage des Ersten Besten verhaftet und im willkürlichsten Verfahren verurtheilt werden. Tausende flohen, Tausende dagegen wurden mit Gewalt zurückgehalten, zumal alle Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren, welche zum Waffendienst für die Commune gezwungen wurden.

In der zweiten Hälfte April konnte Mac Mahon endlich mit größerer Kraft gegen Paris vorgehen. Unter dem Schutze des Mont Valérien gelang es den Truppen der Regierung eine feste Stellung bei Neuilly zu gewinnen und unter erbitterten und blutigen Kämpfen allmählig, wenn auch sehr langsam vorzudringen. Heftiger als während der Belagerung durch die deutschen Truppen wurden die westlichen Stadttheile von Paris vom Mont Valérien aus beschossen und verwüstet, und immer sicherer wurde die Niederlage der Commune. In demselben Maaße aber erhöhten sich die Greuelthaten der Mächthaber in Paris. Der Erzbischof und eine große Anzahl Gefangener wurden ermordet, die berühmtesten Paläste und öffentlichen Gebäude durch Petroleum in Brand gesteckt und die ganze Stadt mit Mord und Brand bedroht. Der größte Theil der Pariser Bevölkerung sehnte den Augenblick der Befreiung von dieser Gewaltherrschaft herbei,

ohne die Kraft und den Muth zu besitzen, sich gegen dieselbe zu erheben. Die Regierungstruppen rückten endlich im Mai von mehreren Seiten erfolgreich gegen die Ringmauer vor. Seitens der deutschen Besatzung in den Forts auf der Nordseite wurde den Operationen derselben möglichst Vorschub geleistet und dieser Unterstützung hatte es die Regierung in Versailles wesentlich zu danken, daß sie gegen Mitte Mai die Hauptstadt von der blutigen Herrschaft der Commune befreien konnte.

**Der Frankfurter Friede.** Während aber das vertrauensvolle Entgegenkommen der deutschen Regierung vom ersten Augenblicke an der französischen Regierung die Möglichkeit verschafft hatte, den Kampf gegen Paris aufzunehmen, und Frankreich vor noch tieferer Zerrüttung zu bewahren, zeigte die Versailler Regierung befremdlicher Weise einen sehr geringen Eifer, den Friedensvertrag nach seinem Geiste zu erfüllen und den Abschluß des schließlichen vollen Friedens zu beschleunigen. Vielmehr trat in den zu Brüssel stattfindenden weiteren Verhandlungen mehr und mehr das Bestreben hervor, die im Präliminarvertrage bereits festgestellten Verpflichtungen Frankreichs, namentlich in Betreff der Zahlung der Kriegsschädigung wieder in Frage zu stellen oder abzuschwächen. Die deutsche Regierung aber war nicht gewillt, eine Verdunkelung oder Verzögerung des Friedenswerkes zuzulassen. Fürst Bismarck gab daher der Regierung in Versailles zu erkennen, daß er gegenüber den mannigfachen Zugeständnissen, welche ihr gewährt worden, ein größeres Entgegenkommen Behufs baldigen Abschlusses des definitiven Friedens beanspruche, und daß nur um diesen Preis eine weitere Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der französischen Regierung zu erwarten sei. Die Regierung in Versailles erkannte, daß sie nur durch eine erneute und durchgreifende Verständigung mit Deutschland die Schwierigkeit ihrer eigenen Lage bewältigen und dem vollständigen Ruin Frankreichs vorbeugen könne. Sie beantragte eine Zusammenkunft des Ministers Jules Favre mit dem Fürsten Bismarck in Frankfurt a. M., auf welche Letzterer bereitwillig einging.

Fürst Bismarck setzte bei den Verhandlungen in Frankfurt erneut sein ganzes persönliches Ansehen ein, um alle Zweifel und Bedenken, welche gegenüber den Präliminarien noch möglich erscheinen konnten, endgültig zu beseitigen und alsbald zum vollen Friedensschlusse zu gelangen. Er erreichte diesen Zweck, indem er der französischen Regierung seinen Entschluß zu erkennen gab, im Falle des Scheiterns der endgültigen Verständigung der Ungewißheit dadurch ein Ende zu machen, daß die deutschen Truppen Paris entweder durch Einverständnis mit der Commune oder durch Gewalt einnahmen und dann im Besitze dieses Pfandes von der Versailler Regierung forderten, daß sie, den Bestimmungen des Präliminarfriedens entsprechend, ihre Truppen hinter die Loire zurückzöge und in dieser gegenseitigen Verfassung die weitere Verhandlung über den Frieden fortgesetzt würde.

Die französische Regierung konnte in dieser Lage um so weniger zögern, die Hand zum vollen Friedensschlusse zu bieten, als Fürst Bismarck zugleich durch den entgegenkommenden Geist bei den Verhandlungen von Neuem den Beweis gab, daß die deutsche Politik es nicht auf die Erniedrigung

und weitere Zerrüttung Frankreichs abgesehen hatte, daß vielmehr durch den Friedensschluß Frankreich selbst die Hand gereicht werden sollte, um ihm die Rückkehr zu einer festen Staatsordnung, zu innerem Frieden und Gedeihen zu erleichtern.

Der Friede zu Frankfurt wurde am 10. Mai abgeschlossen. Durch denselben wurden die Bestimmungen des Präliminarvertrags von Versailles hauptsächlich in folgenden Punkten abgeändert und ergänzt:

Was die Gebietsabtretungen betrifft, so war im Präliminarfrieden bestimmt, daß die Stadt und die Festungswerke von Belfort mit einem später festzusetzenden Rayon bei Frankreich verbleiben sollen. In Betreff dieses Rayons war nun im Frankfurter Frieden zunächst ein vorläufig abgegrenzter Umkreis festgehalten.

Die deutsche Regierung erklärte sich aber bereit, diesen Umkreis zu Gunsten Frankreichs zu erweitern unter der Bedingung, daß die französische Regierung andererseits in eine Aenderung der Grenzlinie an der luxemburgischen Grenze willigt, durch welche mehrere deutsch redende Gemeinden noch zu Deutschland kommen würden.

Die Interessen der Einwohner in dem von Frankreich abgetretenen Gebiete sollten nach Artikel V. des Präliminarfriedens durch den definitiven Frieden so günstig wie möglich geregelt werden, namentlich sollte auch der ungehinderten Auswanderung Nichts in den Weg gelegt werden. Durch den Frankfurter Frieden ist nun bestimmt, daß die Bewohner der abgetretenen Landestheile, welche Franzosen bleiben wollen, bis zum 1. October 1872 das Recht der Auswanderung behalten, ohne durch die Geseze über die Militärpflicht darin gehindert zu werden. Auch sollen sie im Falle der Auswanderung ihren Grundbesitz in dem nunmehr deutschen Gebiete behalten können.

Ueber die Kriegssentschädigung war im Präliminarfrieden im Wesentlichen Folgendes bestimmt: Frankreich wird 5 Milliarden Francs zahlen, mindestens eine Milliarde im Laufe des Jahres 1871 und den ganzen Rest im Laufe dreier Jahre von der Bestätigung des Präliminarvertrages ab. — Im Frankfurter Frieden wurde dagegen Folgendes festgesetzt. Die Zahlung von 500 Millionen (der ersten halben Milliarde) erfolgt innerhalb von 30 Tagen nach der Wiederherstellung der Herrschaft der Regierung in Paris. Eine weitere Milliarde wird im Laufe des Jahres gezahlt und eine halbe Milliarde am 1. Mai 1872. Die ferneren drei Milliarden bleiben bis zum 2. März 1874 zahlbar; dieselben werden vom 2. März 1871 ab mit 5 pCt. verzinst und die Zinsen jährlich am 3. März gezahlt. Alle Zahlungen müssen an den bedeutendsten deutschen Handelsplätzen erfolgen und zwar in Gold oder Silber oder in Bankbillets der englischen, der preussischen, der holländischen oder belgischen Bank oder in Wechseln erster Handlungshäuser.

In Betreff der Räumung des noch besetzten französischen Gebietes wurde bestimmt, daß nach der Zahlung der ersten halben Milliarde und nach Bestätigung dieses Vertrages nur die Departements der Somme, der unteren Seine und der Eure alsbald geräumt werden sollen, wogegen die weitere Räumung der Departements der Dife, Seine

und Oise, Seine und Marne und des Seine-Departements nebst den Forts von Paris erst stattzufinden hätte, sobald die deutsche Regierung die Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich und in Paris als ausreichend erachten würde, um die Erfüllung der Friedensbedingungen als gesichert anzusehen. Jedenfalls sollte diese Räumung nach Zahlung der dritten halben Milliarde erfolgen. —

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich waren im vorläufigen Frieden nicht in Betracht gezogen. Im endgültigen Friedensvertrage ist vorgesehen, daß, nachdem die bisherigen Handelsverträge durch den Krieg beseitigt worden, Deutschland und Frankreich sich in Betreff des Handelsverkehrs, namentlich in Betreff der Eingangs- und Ausgangszölle, des Transit handels, der Zollabfertigung u. s. w., gegenseitig so behandeln sollen, wie jeder der beiden Staaten die von ihm meistbegünstigten Nationen, insbesondere England, Belgien, Holland, die Schweiz, Oesterreich und Rußland behandelt.

Fürst Bismarck sagte bei der Mittheilung über den Friedensschluß im deutschen Reichstage: „Ich glaube, daß hiermit dasjenige erreicht worden ist, was wir von Frankreich vernünftiger Weise und nach den Ueberlieferungen, die anderen Friedensschlüssen zu Grunde liegen, verlangen konnten. Wir haben unsere Grenzen durch die Landabtretung gesichert, wir haben unsere Kriegsschädigungen soweit gesichert, wie es nach menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist. Ich habe das Vertrauen, daß es die Absicht der gegenwärtigen französischen Regierung ist, den Vertrag redlich auszuführen. Ich schließe mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß dieser Frieden ein dauerhafter und segensreicher sein, und daß wir der Bürgschaften, deren wir uns versichert haben, um gegen einen etwa wiederholten Angriff gesichert zu sein, auf lange Zeit nicht bedürfen mögen.“

**Die Siegesfeier.** Nachdem der Friede endgültig geschlossen und gleichzeitig der Aufstand in Paris bewältigt war, konnte ein Theil der deutschen Truppen aus Frankreich heimkehren. Dieselben wurden überall mit der größten patriotischen Begeisterung empfangen.

Der feierliche Einzug in Berlin fand am 16. Juni in ähnlicher, nur noch weit glänzenderer Weise als im Jahre 1866 statt. Außer dem Gardecorps nahmen an demselben Deputationen sämmtlicher übriger Truppentheile des deutschen Heeres Theil. Die ganze fast eine Meile lange Siegesstraße, durch welche die Truppen zogen, war auf beiden Seiten von eroberten französischen Kanonen eingehegt, die 81 erbeuteten französischen Adler, Fahnen und Standarten wurden von Unteroffizieren aus allen Regimentern, die das Eisene Kreuz erworben hatten, getragen. Unendlicher Jubel begrüßte den Kaiser, seine Feldherren und die Truppen auf der ganzen weiten Siegesstraße.

Den feierlichsten Abschluß fand das Siegesfest in der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelm's III. im Lustgarten. Dieselbe hatte am 3. August 1870 als am hundertjährigen Geburtstage des „Helden-

königs aus großer Zeit“ stattfinden sollen; sie war wegen des Krieges verschoben worden, um nunmehr unter viel gewaltigeren Eindrücken stattzufinden.

Der Sohn Friedrich Wilhelms III. konnte an den Stufen des Denkmals die Siegeszeichen aus einem wunderbar glorreichen und erfolgreichen Kampfe niederlegen, — er konnte die Weihe des Denkmals als Kaiser des neuen, in nie gekannter Macht und Herrlichkeit wieder erstandenen deutschen Reiches vollziehen.

Es war ein tief ergreifender Moment von wahrhaft geschichtlicher Größe, als der Kaiser mit seinem Degen winkte und die Hülle des Denkmals fiel, in demselben Augenblicke aber alle Fahnen und Standarten an dem Denkmal gesenkt wurden, die Truppen präsentirten und Hurrah riefen die Tambours ringsum schlugen und alle Musikchöre mit „Heil Dir im Siegerkranz“ einfielen, zugleich das Geläut aller Glocken und der Donner der Kanonen. Wohl noch niemals ist ein Denkmal in solcher Weise geweiht worden.

Dem Siegeseinzuge folgte am 18. Juni ein Siegesdankefest in allen Kirchen Preußens. In dem Erlasse, durch welchen dasselbe angeordnet wurde, sagte Kaiser Wilhelm:

„Durch Gottes Gnade ist dem schweren, vor einem Jahre über uns verhängten Kampfe jetzt ein ehrenvoller Friede gefolgt. Was wir bei dem Beginn des Krieges im gemeinsamen Gebete ersuchten, ist uns über Bitten und Verstehen gegeben worden. Die Opfer der Treue, der todesmuthigen Hingebung Unseres Volkes auf den Schlachtfeldern und daheim sind nicht vergeblich gewesen. Unser Land ist von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben und die deutschen Fürsten und Völker sind in gemeinsamer Arbeit zu Einem Reiche geeint. Es ist jetzt unsere gemeinsame Aufgabe für solche Barmherzigkeit dem Herrn zu danken und das neugeschenkte Gut des Friedens in aufrichtigem und demüthigem Geiste zu Seines Namens Ehre zu pflegen.“

Als der Kaiser und König die erste Sitzung des preußischen Landtages nach dem Kriege eröffnete, sprach er also zu den Vertretern seines Volkes:

„Indem Ich zum ersten Male nach den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit den Landtag der Monarchie wieder Selbst begrüße, darf Ich vor Allem der hohen Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß an den Ehren und Erfolgen dieser denkwürdigen Zeit dem preußischen Volke ein so hervorragender Antheil zugefallen ist. Die Wehrkraft Preußens, deren Ausbildung Ich seit dem Beginn Meiner Regierung als eine der höchsten Aufgaben Meines königlichen Berufs erkannt habe, sowie der altpreußische Geist sittlicher Zucht, fester Treue und patriotischer Hingebung haben eine glänzende Probe bestanden. Es drängt Mich, Meinem Volke vor seinen Vertretern nochmals Meinen freudigen Dank für seine erhebende Haltung auszusprechen.“

Am Schlusse dieser Geschichte von Preußens Entstehen, Wachstum und herrlicher Entwicklung dürfen wir denn ebenso freudig und zuversichtlich in die Zukunft schauen, wie der Blick mit inniger Befriedigung auf der durchlaufenen Bahn verweilt. Wohl ist es eine „Geschichte ohne Gleichen“, diese Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates, der als ein spät geborener unter den deutschen Staaten erst unscheinbar in die Reihe der alt angesehenen Reichsfürstenthümer tritt, der sich an der äußersten Grenze des alten Deutschlands auf rauhem Boden und unter slavischer heidnischer Bevölkerung mühsam ein leidliches Dasein erstreiten muß, durch die Kraft und Weisheit seiner Fürsten aber, wie durch die gute Entwicklung des ausgestreuten Samens christlicher Bildung bald zu ehrenvoller Geltung im deutschen Reiche gelangt, — der sodann das Banner des evangelischen Glaubens entfaltend sich als Schutzherr desselben über das sinkende Sachsen erhebt, — der das Erbe des alten deutschen Ritterordens in sich aufnimmt und nun seit dem großen Kurfürsten durch die Entwicklung des kräftigsten militärischen Geistes, gepaart mit weiser Anspannung und Hebung aller inneren Kräfte des Landes, allmählig an Stelle der ermattenden Staaten des Nordens als selbständige europäische Macht in den Weltthändeln auftritt, — bis Friedrich der Große, gestützt auf die Mittel, die sein Vater gesammelt, seinem Volke einen Rang unter den ersten Völkern erkämpft. Diesen Rang wußte Preußen, nach einer kurzen Prüfung und Läuterung, durch seine ruhmvolle Erhebung und durch seinen hervorragenden Antheil an den deutschen Freiheitskriegen mit erneuertem Glanze zu wahren und stand seitdem geachtet unter den Großmächten Europas da, freilich an Ausdehnung und festem Zusammenhange seiner Länder denselben nicht gleich, wohl aber durch die straffe Entwicklung seiner Wehrkraft und durch innere geistige Tüchtigkeit.

Dem jetzt regierenden König Wilhelm war es vorbehalten, Preußen auf die Stufe der Macht zu erheben, auf welche die ganze Entwicklung der Geschichte es hingewiesen hatte: durch die Siege und Erfolge des Krieges von 1866 war Preußen die erste, die einzige deutsche Großmacht geworden. Das erweiterte und nunmehr fest zusammenhängende Preußen war bereits durch seine eigene Kraft den ersten Mächten ebenbürtig; Preußens selbständige Kraft aber bildete zugleich den festen Kern des mächtigen Norddeutschen Bundes und des ganzen zu Schutz und Trutz und zur Pflege der öffentlichen Wohlfahrt geeinigten Deutschlands.

So hatte sich Preußen durch die innige Gemeinschaft zwischen Fürsten und Volk in ununterbrochenem Wachstum erhoben, bis seine glorreiche Bestimmung für das deutsche Vaterland sich in dem letzten gewaltigen Kriege in ganzer Herrlichkeit erfüllte und in dem preussischen Königthum zugleich das deutsche Kaiserthum in erneuter und erhöhteter Macht wieder erstand.

Möchte der Segen Gottes auch fernerhin auf dem preussischen und deutschen Vaterlande ruhen!

